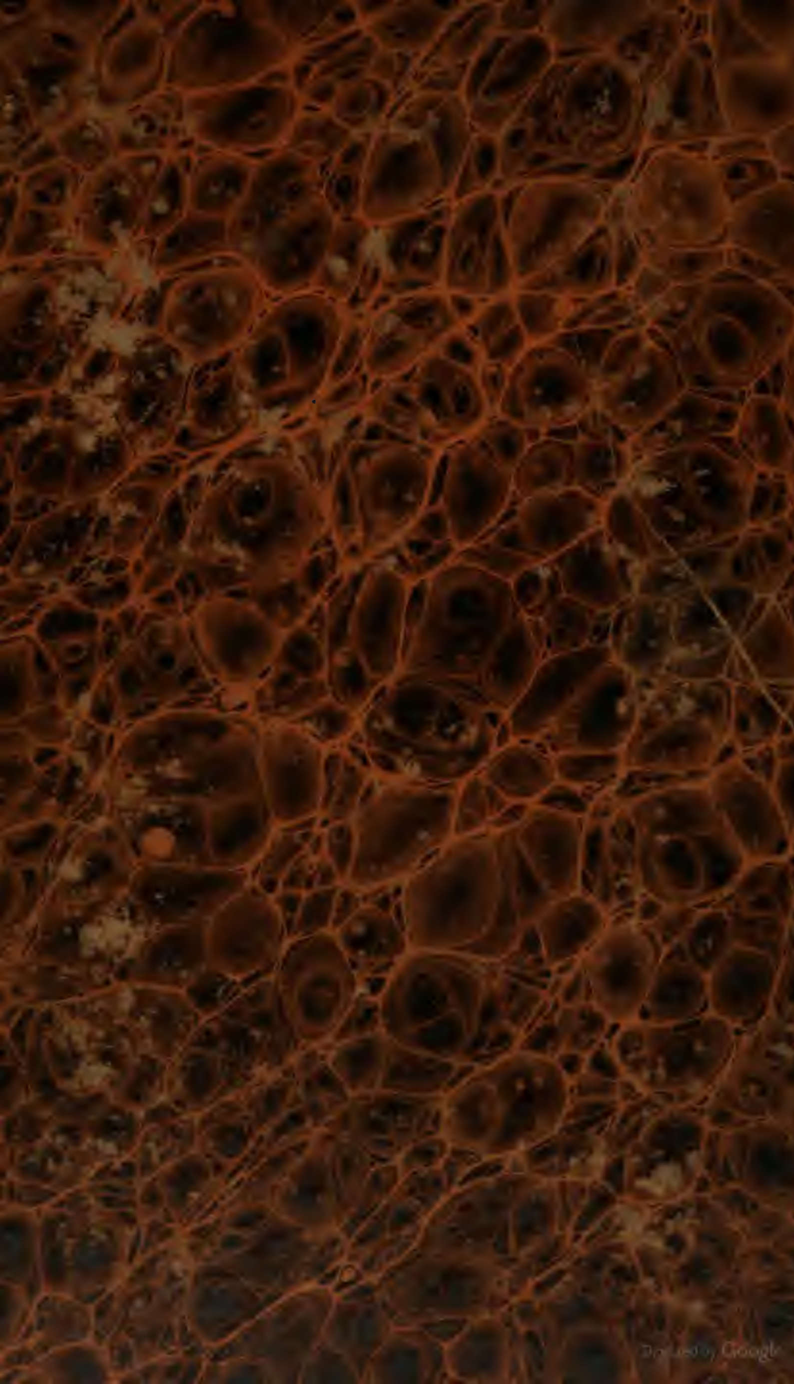


Verf. ist Rudolph von [illegible], braunschweigischer [illegible].

Geschichte Frankreichs

von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Louis XV.



Geschichte Frankreichs,

besonders

der dortigen Geistesentwickelung,

von der

Einwanderung der Griechen

bis zum

Tode Louis XV.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1829.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die Gallier,

von dem sechsten Jahrhundert vor bis zum sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt.

Das schöne Frankreich mit seinen fünffachen Ernten von Weizenbreiten und Fruchtauen, von Weinbergen, Maulbeergärten und Olivenhainen hieß vor drittehalbtausend Jahren bei den Griechen das traurige Land der Celten. Die Gewässer standen dort noch mehre Fuß höher als jetzt, und die Hauptströme Rhone, Garonne, Loire, Seine, Rhein waren durch Seen, besonders zur Winterszeit, unter sich, und dadurch das atlantische und mittelländische Meer, in einer natürlichen Verbindung, die jetzt durch Schiffsgraben ersetzt wird. Ein finsterer Urwald bedeckte die unwirthbaren Höhen, welche von den Alpen durch die Cevennen sich hinziehen, und die nur ein einziger Strom, die Rhone, durchbrochen hat. Sie allein fließt ins Mittelmeer, die übrigen Ströme folgen der nordwestlichen Abdachung des Landes, welches, meist eben, 10,000 Meilen umfaßt. Oede Steppen breiteten sich an der Garonne aus und vergegenwärtigen sich in ihren Spuren und dem Namen Landes (Haide) dort noch jetzt; die Vendee zeigte sich an den Ufern der Loire als unzugängliches Nadelholz, ihre kleinen Hügel gleichen noch jetzt Meereswogen, welche der Augenblick einer Naturarbeit im

Großen zu Erdschollen gemacht hat; unabsehbare Brüche dehnten sich an der England gegenüber liegenden Küste und an den Ufern der Seine aus; kahl und nackt waren die Kalkhügel, worauf jetzt die Champagnertraube reift; durch den Wald zwischen der Maas und der Mosel, durch das Urgehege von Schlangen, Wölfen und Bären, wagten sich die Kaufleute, als Marseille *) schon ihre blühende Handelsstadt war, noch selten, und noch viel später **) ergriff selbst Cäsar's alte Soldaten die Furcht vor den Ardennen, die sich zu dem Rhein und den Cevennen verzweigten. Das ganze Land war feucht, wenn auch wenig kälter ***) als jetzt; die Hand der Bewohner mußte ihm erst seine volle Sonne geben. Wild und zahmes Vieh machten seinen Reichthum

---

*) Die Griechen gründeten Marseille im sechsten Jahrhundert v. Chr. Geb.

**) Um den Anfang unserer jetzigen Zeitrechnung.

***) Tacitus hat die Witterung und Fruchtbarkeit in England beschrieben, als wenn er jetzt schriebe: „Der Himmel ist häufig durch Regengüsse und Nebel trübe, aber strenge Kälte hat man nicht. Der Boden verträgt den Fruchtbau, nur nicht von Wein, Oliven und andern Südfrüchten, und ist ergiebig; es wächst dort schnell und reift langsam, beides hat gleichen Grund: Luft und Erde sind sehr feucht". Hiernach kann der damalige Wärmestand in England von dem jetzigen nicht sehr verschieden gewesen sein, und also hat auch Frankreich damals einen nicht viel geringeren Wärmestand als jetzt gehabt. Wenn er geringer war, so war mehr Wald und weniger Anbau der Grund davon, wie von der größeren Feuchtigkeit der Luft und des Bodens. Nach Diodor von Sicilien war es in Gallien äußerst kalt, aber nach seiner Angabe der Gegend doch nur dort, wo noch jetzt strenge Kälte eintritt. „Bei dunkelm Wetter", sagt er, „fällt nicht Regen, sondern großer Schnee, und bei hellem Wetter ist die Kälte so außerordentlich, daß die Flüsse durch sich selbst zu Brücken werden, worüber nicht bloß einzelne Reisende, sondern ganze Heere mit allem Gepäck und beladenen

es, doch gab der Boden, natürlich fruchtbarer als der deutsche (wie man zu Cäsar's Zeiten schon wußte), guten Getreideertrag ohne künstliche Hülfsmittel; der Getreidebau scheint indeß, auch nach der dortigen Ansiedelung von Griechen, großentheils auf Hafer und Gerste beschränkt gewesen zu sein, wenigstens wird erst unter der Römerherrschaft eine landwirthschaftliche Ordnung erkenntlich.

Rauh wie das Land und abgehärtet durch den Kampf mit der Natur waren die Einwohner. Ihr Bezwinger Cäsar unterscheidet sie, die Gallier, von den Germanen und macht zwischen beiden Völkern zur Grenze den Rhein, über welchen hinaus zu seiner Zeit keine Eroberung sich behaupten ließ. Er sagt aber auch, daß Gallier und Germanen sich abwechselnd jenseits und diesseits des Rheins niedergelassen haben; und er unterscheidet sie hauptsächlich durch das Aufgeben oder Beibehalten der einfachen Lebensart. *) Die Gallier selbst

Wagen gehen. Es giebt mehrere Flüsse in Gallien, z. B. die Rhone (oberhalb), den Rhein rc., die alle zufrieren, und es ist gebräuchlich, um Durchbruch zu vermeiden, das Eis mit Streu an dem Orte zu belegen, wo die Ueberfahrt ist".

*) Seit einiger Zeit bezweifeln Mehre die Volksverschiedenheit der Gallier und Germanen, besonders Radlof in den „Untersuchungen des Celtenthums"; und sie mag sich für die Urzeit bezweifeln lassen. Aber so viel ist gewiß: kein alter Schriftsteller nach Cäsar erklärt die Gallier und Germanen für ein Volk; und nur auf, nicht wider solches Zeugniß läßt sich Geschichte schreiben.

Die französischen Forschungen sind mit Vorliebe der gallischen Geschichte gewidmet worden, haben aber darüber, wie es häufig geschieht, mehr Gelehrsamkeit als Klarheit verbreitet. Vgl. Denkschriften der Académie celtique, nun Société des antiquaires de France. Die ältere Literatur, bis um 1750, hierüber und überhaupt über die französische Geschichte weist Le Long's „Bibliothèque historique" nach; eine brauchbare Schrift, und auch denen zu empfehlen, welche Citate anführen wollen.

theilt er in drei Völkerschaften, mit einer Bestimmtheit, die zweifelhaft macht, ob sie Glieder eines Volkes, oder drei verschiedener Völker gewesen sind: „Gallien", sagt er, „scheidet sich in drei Theile, den einen bewohnen die Belgier (hier war viel germanische Verzweigung), den andern die Aquitanier, den dritten die Celten, wie sie sich nennen, oder die Gallier, wie sie bei uns heißen (bei den Römern, welche, seitdem ihre Geschichtskunde sicher wird, mit gallischen Heerhaufen in Italien gekämpft hatten). Sie alle drei sind unter sich in Einrichtungen, Sprache und Verfassung verschieden. Die Garonne trennt die Gallier von den Aquitaniern, die Marne und Saone von den Belgiern". Hiernach bestand also völkerschaftliche Eigenthümlichkeit in den innern Landen der Loire und Saone entlang, und wiederum völkerschaftliche Eigenthümlichkeit in den Landen zu beiden Seiten nach Spanien und nach Deutschland zu. Aber Cäsar spricht auch wieder von der Gemeinschaft des Priesterthums, von allgemeinen Versammlungen zu Chartres, von einem Volksverbande unter ihnen. Eine Theilung und eine Gemeinschaft ähnlicher Art erscheint auch nach der römischen Zeit in Frankreich. Aber hier sind Gallien und die Gallier zu schildern, bevor die Römer, bevor die Griechen zu ihnen kamen, und dazu fehlen die gleichzeitigen Nachrichten. Sie würden vielleicht nicht fehlen, wenn die Römer nicht das Schriftwesen von Carthago, dieser langen Beherrscherin des benachbarten Spaniens und des Handels im mittelländischen Meere, vertilgt hätten. Vergebens sucht man auch im Lande Denkmäler alterthümlicher Volksgröße; man findet nur hin und wieder ungeheure rohe Steine aufgestellt, und wo sich Kunst zeigt, ist griechische Einwirkung sichtbar. Alle fremde Einwirkung

muß aber entfernt werden, wenn man das ursprüngliche Bild des Landes und Volkes haben will; und dieses Bild läßt sich nur künstlich entwerfen, indem das zusammengestellt und verbunden wird, was sich später noch als wirklich einheimisch, wenigstens in Spuren, erkennen läßt, und indem von den Galliern, wie sie im Auslande waren, auf die Gallier geschlossen wird, wie sie in ihrer Heimath waren. Uebrigens scheinen sie hier auch Slawen unter sich gehabt zu haben. In ihnen selbst war nicht zu verkennen, daß ihre Sonne und Landesnatur die Organe noch zu grob und mehr Körper als Seele entwickelte, daß sie mehr im Schatten des bewölkten Himmels als im Lichte des unbewölkten, mehr in Kälte als in Wärme, und mehr von grober als nahrhafter Kost lebten. Sie waren hoch und stattlich gewachsen, aber nicht schön, und von plumpem Knochen- und Muskelbau; sie hatten ein offenes Gesicht und freies Auge, aber grobe Züge und düstern Blick; sie hatten Stärke, aber nicht gediegene Stahlkraft; sie gingen den Gefahren mit Muth und aller Macht entgegen, aber es war mehr ein leidenschaftliches Aufflammen als Fortglühen; ihre lebendige Einbildungskraft verfiel auf Schwärmereien und Abscheulichkeiten, statt auf künstliches und erfinderisches Gestalten; sie waren besonnen, aber ohne Klarheit des Bewußtseins, daß sie durch den rechten Gebrauch ihres Verstandes dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit sich zwar nicht entziehen, aber doch dasselbe sich erträglich machen könnten. Sie lebten in abergläubischer Befangenheit kümmerlich und traurig. Ihre Lustbarkeiten selbst glichen der Feier der Verzweiflung: bei den öffentlichen Versammlungen ward, als Sühnopfer, ein Haufen schuldloser Menschen in Reisholz gewickelt und unter

langdaurenden Todeskrämpfen und Geheule verbrannt; für die erschlagenen Freunde wurden zur Siegesweihe die gefangenen Feinde hingerichtet, und mit dem verstorbenen Herrn zur Todtenweihe seine Diener auf den Scheiterhaufen gebracht. Alles wie es jetzt unter den afrikanischen Negern geschieht. Wie abgehärtet, kriegslustig und beutelüstern man sich auch die Gallier denkt, so kann doch wohl nur die härteste Noth den Schrecken vor den eisgepanzerten Alpen und den finstern Wildnissen Germaniens bei jenen Scharen überwunden haben, welche seit dem siebenten Jahrhunderte vor Christi Geburt, Zug auf Zug vordringend, theils von der Schweiz herab Wohnsitze in Italien errangen, die Römer schlugen und Rom selbst verbrannten, ihm endlich aber doch unterthänig wurden; theils von der Donau hinunter bis in Kleinasien sich neue Heimath suchten. So viel ist gewiß, überließen die Gallier die Bildung ihres Zustandes dem Zufalle und trieben sie sich im Ganzen bewußtlos zwischen Arbeiten und Gefahren, Noth und Aengsten umher, so mußte ihre Lage noch hoffnungsloser werden, wenn Genußgier und Prunkwesen zur Selbsttäuschung über ihr elendes Leben hinzukam. Es geht durch diesen Selbstbetrug dem Menschen der Glaube an sich selbst verloren. Aber die Gallier erhielten durch diesen Glauben und durch ein großartiges Naturgefühl sich aufrecht. Ihr Freiheitssinn war unter allen Leiden nicht gebrochen, und statt in die Sklaverei sah man sie öfter in den gewissen Tod gehen, nachdem sie ihn ihren Vätern und Frauen gegeben hatten. Was irgend Jemand ertragen konnte, das fühlten sie sich zu ertragen beherzt und stark; sie fürchteten Gott, ohne die Vermessenheit, ihn begreifen zu wollen; und auf ein verklärtes Leben hofften sie nach

den Gütern und den Rechten, für die Freiheit und die Liebe, die sie hier gehabt, ohne sich für die Ebenbilder der Gottheit zu halten. Doch in diesen Ideen scheint sich schon der Einfluß der griechischen Ansiedler bei ihnen zu erkennen zu geben.

Griechen *), Phokäer, vor einem großen und guten Könige, Cyrus, aber doch immer einem Herrn, hinausflüchtend aus ihrer blühenden Handelsstadt auf das weite Meer, zum fremden, aber doch freien Boden, waren an den Buchten gelandet, wo westlich die Rhone damals mit fünf Mündungen (Polybius sah nur noch drei) aus den Gebirgen durch finstern Wald ins Meer strömte und weit umher ungeheure Massen von Gerölle und Treibsand ablagerte. Sie kannten die Gegend als eine frühere Handelsniederlage, vielleicht für den Sklavenhandel, wie wir die Küsten des Benins kennen. Eine Halbinsel mit vorliegenden Inseln gab Schutz und Sicherheit für die Schiffe, und ein vorspringender Hügel von den Naturfesten des Gebirges gewährte den Gelandeten leichte Vertheidigung. Zum Hafengemäuer und Burgbau lagen die Steine bereit. Der felsige Boden taugte nicht zum Getreidebau und lag wüste, konnte aber die liebe vaterländische Feige, sowie Oliven und Wein tragen. Der Himmel war mild, das Meer fischreich, der nahe Strom tief in das Land schiffbar, der Markt für Kunstwaaren unter den kunstlosen Landeseinwohnern weit und frei. Die Griechen beschlossen die Niederlassung. **Marseille** ward gegründet, das Nach-

*) Um die **Mitte** des sechsten Jahrhunderts v. Chr. Frühere Spuren einer **griechischen** Niederlassung reichen bis zum siebenten Jahrhundert.

barvolk durch ehrlichen guten Verkehr angezogen und befreundet, das Bürgerwesen geordnet. Die Bewachung der Stadt geschah wol durch Reihedienst; und man hielt darauf, daß am Eingange in das Thor die Waffen abgelegt wurden, welche man bei dem Ausgange zurückgab. Der große Rath, nachmals aus sechshundert der reichsten Bürger bestehend, wählte den kleinen Rath, die Funfzehner, und dieser drei wechselnde Vorsteher aus seiner Mitte. Sie mußten Familienväter und im dritten Gliede Erbbürger sein. Das Heirathsgut der Töchter blieb beschränkt, und also das Vermögen zusammen und in dem Handel, worin es angelegt, und welcher das Hauptgewerbe war. Die Verbindung mit den Landsleuten in Griechenland und mit den Griechen in Italien half zum Emporkommen. An der Rhone wurden Leuchtthürme und Warten angelegt, und Zölle erhoben. Die Gebirgsvölker, welche Schutz nahmen und die Handelsstraßen gewährten, hielten später treu an Marseille; auch die Römer halfen dann nach altem Bündniß die Wege durch die Schweiz nach Italien sichern, wozu man zu schwach war. Die Verbreitung des marseiller Handels durch ganz Frankreich trug dazu bei, daß man nach Strabo, der alles dieses berichtet, mit leichter Mühe aus einem Stromgebiet in das andere kommen konnte. Die große Sorgfalt aber, welche man zu Marseille auf das Seewesen verwandte, läßt schließen, daß von Anfang an der Küstenhandel und das Verfahren der gallischen rohen Waaren auf dem Meere Hauptaugenmerk war. Durch beides und durch Seeräuberei erklärt sich die frühe Feindschaft mit Carthago und die frühe Freundschaft mit den Römern, die sich auch bewährte, als Hannibal durch Gallien wider die Römer nach Italien zog. Der Handel von Marseille,

der Umtausch selbstverfertigter Handwerkswaaren gegen das Pelzwerk, die Häute, die Gefangenen der Gallier, und der Vertrieb dieser Waaren nach Italien und Griechenland mußten sehr einträglich werden. Später gingen, wie Strabo sagt, selbst belgische Schinken (westphälische könnte man auch darunter verstehen) nach Italien, und man hatte zahllose Heerden von Mastschweinen, worunter zu gerathen, nach seiner richtigen Bemerkung, ebenso gefährlich war als unter Wölfe.

Marseille ward bald handelsreich und kriegsmächtig; vielleicht zu bald, um sich über das Land zu verzweigen. Wer hätte die schöne, feste Stadt verlassen mögen, wo man ganz in griechischer Lust und Kunst und Wissenschaft lebte und selbst in Misjahren aus vollen Speichern Ueberfluß an Korn hatte, um in dem Innern mit großer Gefahr und Arbeit Pflanzstädte zu gründen. Es genügte für den Handel, an den Landungs- und Lagerungsorten Festen und Besatzungen zu haben; und die bleibende Vorliebe für den Handel beweist sich auch aus den Entdeckungsreisen, welche auf öffentliche Kosten, namentlich von Euthymenes, man glaubt, bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von Pytheas nach dem Norden, vorgenommen wurden. Die Griechen konnten nicht behaglicher nach ihrer Weise zu Marseille leben, als wenn sie mit den Galliern Frieden und Handel hatten, und in dem Stolz auf ihre Griechheit verschmähten sie doch nicht, mit schönen gallischen Frauen sich zu verheirathen.

Es scheint der Einfluß der Marseiller auf die Gallier eben dadurch bleibend wohlthätig gewesen zu sein, daß sie Frieden und Handel haben und nicht erobern wollten. Es ist in der Geschichte aufbewahrt, daß ihre Handelssitze bis über

die Pyrenäen, ihre Handelszüge nach dem Rhein und der Donau gingen, und daß unter den Galliern der griechische Schutzgott *) des Handels die alte Heiligung von Sonne, Mond und Feuer theilte, wenn nach der Bekanntschaft mit den Griechen nicht auch die Feier der Sonnenwende im Winter und der Frühlingsnachtgleiche freudiger begangen worden sein sollte; bei jener schenkte man sich Reiser von der Eichenmistel zur Abwehr von Hexerei und Krankheit, und bei dieser wahrscheinlich Eier von rother, der gallischen Lieblings-Farbe. Die Griechen werden die gallischen Priester, die Druiden, gewonnen haben, um ihre Verträge, ihre Waarenlager und ihren Marktverkehr mit den Galliern unter die Gewähr des priesterlichen Strafrechts zu stellen. Auf dieses gute Vernehmen mit den Druiden läßt sich deuten, daß ein heiliger Hain der Gallier unweit Marseille unberührt und selbst unbetreten blieb, so gutes Schiffsbauholz auch seine herrlichen Eichen den Griechen geliefert hätten. Es lag ferner nahe, wenn die Druiden schon wirklich eine jährliche Versammlung zu Chartres hatten und die einzelnen Landesgemeinden **) ansagten, diese Zusammenkünfte zu Marktstätten für die Marseiller zu benutzen; oder, was wahrscheinlicher ist, durch die Druiden eine Nach-

*) Er ward mit halbem Monde auf dem Kopfe, also mit dem Wahrzeichen für die gallischen Volkszusammenkünfte, abgebildet. Griechische und gallische Sagen mochten sich dann auch vermischen, um aus Hercules einen Kaufmann zu machen. Das kriegerische und handelnde Marseille ließ sich wohl unter dem Bilde eines gewaltigen und wohlthätigen Fremdlings vorstellen. Es scheint nach seiner Stellung und Wirkung in Gallien mit unserer Hanse in in ihren nördlichen Niederlassungen verglichen werden zu können.

**) Livius erzählt, daß auf der Landesgemeinde alle bewaffnet erschienen und durch einander sprachen, als Hannibal den Durchzug begehren ließ.

bildung des marseiller Marktwesens unter den gallischen Völkerschaften, in einer Reihefolge nach Ortsentfernung und Zeit, zu versuchen. *) Auf diese Weise könnten die Griechen auch nach Norddeutschland gehandelt haben, wo, bei Bremen, eine griechische Todtenurne gefunden worden ist, wenn es nicht zur See geschehen sein sollte. Bekannte Thatsache ist, daß Gallien in der weitesten Entfernung von Marseille am wenigsten verbürgert und städtisch aussah, daß in der Nähe von dieser Handelsstadt am wenigsten Krieg geführt wurde, das Bergvolk ausgenommen, welches Eidgenossenschaft mit Marseille hatte; daß die Schifffahrt auf der Loire wie auf der Rhone, also der Handel auf der Straße zwischen dem mittelländischen und dem atlantischen Meere, belebt war; und daß Cäsar durch Handelsleute, ohne Zweifel aus Marseille, von allen gallischen Landen und auch von Germanien Nachrichten bekam, aber doch besser von den südlichen als den nördlichen Gegenden, oder von den Landen links der Loire besser als von Belgien, wohin man weniger handelte und reiste. Marseille ward selbst zum Theil eine gallische Stadt, vor der römischen Eroberung; man sprach dort nach Varro's Zeugniß drei Sprachen, die griechische, gallische und lateinische. Es ist die Andeutung von einer Vermittelung der Marseiller, als die Gallier vor Rom standen, vorhanden; und möglich wäre, daß die Marseiller zu den gallischen Zügen nach Griechenland angereizt hätten, um sich den Landweg dahin zu eröffnen. Wenn auch keine bestimmte Nachweisung sich findet, daß die griechische schöne Kunst und

---

*) Die Marseiller können auch mit dem persischen Staffettenwesen bekannt gewesen sein, welches Herodot beschreibt.

die Wissenschaft sich von Marseille über Gallien verbreitete, so sind doch viele Spuren vorhanden, daß die Gallier dort die mechanischen Arbeiten absahen. Griechisch war die Schrift und Rechnung ihrer Handelsleute; griechisch ohne Zweifel ihr Befestigungswesen, als wohlgeformtes Gefüge von Mauer- und Holzwerk; und nach Weise der griechischen Phalangen ordnete selbst Ariovist in der Schlacht mit Cäsar den Angriff. *) Ihr Bergbau gab reiche Ausbeute, besonders bei Toulouse; sollte er das ohne griechischen Betrieb gethan haben? Ihre veredelte Pferdezucht, die Leichtigkeit, womit sich bedeutende Heere stehend und gehend ernährten, die nicht geringe Volksmenge lassen auf ergiebigen Landbau, die vielen, volkreichen Städte, die schnelle Lieferung von mehren hundert Schiffen an Cäsar auf geordneten Handwerksbetrieb schließen, und beiden mochten wol die inneren Fehden nicht mehr schaden als ihnen die Fehden im Mittelalter schadeten. Die Gestalt des Landes veränderte sich ohne Zweifel vortheilhaft durch gesicherteren Arbeitsfleiß, und besonders in den

*) Johannes von Müller sagt in seinen „Werken" XIX, 5: „Nach der bewunderungswürdigen Zusammenordnung der menschlichen Dinge entstand aus dem Unglücke der Jonier eine große Veränderung der westeuropäischen Sitten". Sismondi fertigt dagegen in der „Histoire des français" I, 4, Marseille mit den Worten ab: „On rapporte à l'année 591 avant Jésus Christ d'une part la fondation de Marseille par une colonie de Phocéens, de l'autre, l'invasion de l'Italie supérieure par Bellovèse. Mais l'un et l'autre événement ne contribuèrent à la civilisation des Gaules que d'une manière à peine perceptible, les Gaulois considéraient sans doute les arts de Marseille avec cette indifférence qu'opposent à nos colonies les peuples sauvages de l'Amérique." Da er von dem Königthume so wenig Gutes sagt, so hätte man glauben sollen, er würde die schöne Gelegenheit nicht versäumt haben, bei Marseille von dem Bürgerthume Gutes zu sagen.

zwischen Kriegen wird sich der auswärtige Absatz (die Soldaten als Waare eingerechnet) erweitert haben, doch blieb der Zustand armselig, wenn es auch nicht an Schätzen fehlte.

Die Schatzkammern der Gallier waren Seen und Teiche, wol weil sie die sichersten Bergeörter waren, als die Ortschaften keine Festen, die Häuser keine Schlösser, und die Gewässer, aus Scheu und aus Unkunde, vor dem Abgraben Ruhe hatten; und weil es dann so blieb, wie es hergebracht war und von den Druiden durch die Schrecknisse aufrechterhalten ward, welche wir kennen. So scheint sich einfach zu erklären, daß die gallischen Schätze im Wasser lagen, daß die Druiden die Schatzmeister waren, und daß sie wegen des von den Römern begangenen Raubes des toulouser Schatzes die Gallier in die Waffen brachten. Sieht man aber in der Geschichte überall tiefangelegte Plane, die folgerecht durch Jahrhunderte ausgeführt werden; sucht und sieht man mehr im Alterthume als die Natur aus der ersten Hand, frischer als jetzt in Kraft und Gefühl; glaubt man eine hohe Weisheit in dem alten Indien und Aegypten und selbst unter den Druiden zu finden, von deren gepriesener Sternkunde wir nur wissen, daß sie sich den Mondwechsel merkten, von ihrer Naturkunde, daß sie das Heilkraut, welches wider eine Seuche nicht helfen wollte, von einer nackten Jungfrau ausreißen und ins Wasser werfen ließen, von ihrer Geschichtskunde, daß sie die Erzählung in eine Art Klangmaß brachten, und von ihrem Gesange, daß ihn der unbefangene Kaiser Julian noch mit Rabengekrächze verglich: so läßt sich allerdings einem ähnlichen geheimen Plane in Oberägypten die Krokodilverehrung für die Bewässerungsanstalten, und in Gallien die Schatzversenkung für die Entwässe-

rungsarbeiten beimessen. Darin stimmen die alten Schriftsteller überein, daß Beute in den öffentlichen Schatz der Gallier kam. Strabo spricht aber auch von dem Ertrage der Bergwerke und läßt nur zweifelhaft, ob er unmittelbar als Zehnten, oder mittelbar durch Steuern einging; das erstere ist wahrscheinlicher, weil von Barren die Rede ist, und weil das öffentliche Einkommen dem bürgerlichen nachgebildet und neben dem Ertrage von Zöllen Grundzins gewesen sein wird. Geld und Kleinodien, goldener und silberner Schmuck und viele Sachvorräthe waren vorhanden, aber dennoch der Zustand kläglich, weil der Handel, und die Kunstkräfte, die er verschaffte, und der Arbeitsfleiß, wozu er reizte, wie gewöhnlich bei ungebildeten Völkern, die Waffen und Gewalt an die Minderzahl, das Arbeitszeug und die Knechtschaft an die Mehrzahl brachten. Die Reichen, in griechischer Rüstung auf gepanzertem Roß, mit ihren Gefolgen von Lanzenträgern, machten sich von ihren Burgen herab zu Herren des platten Landes und wurden mit anscheinender Ehre und gleicher heimlichen Verachtung von den Griechen Tyrannen, von den Römern Könige genannt. Sie gestanden aber selbst, daß ihre Reiter und Druiden von ihnen nicht mehr abhingen als sie von diesen; in volkreichen, befestigten Ortschaften konnten sie selten wider den ständigen Rath und seinen jährlich wechselnden Obmann aufkommen, und auf den großen Landesgemeinden verloren sie sich unter einander und unter den Sippschaftsstimmen der Menge. Das fortdauernde wilde Getümmel um das Herrschen läßt weiter nichts erkennen, als daß die Reiter wol zusammenhingen aber nicht zusammenhielten, und daß die Druiden wol zusammenhalten mochten, aber nicht Gewalt genug hatten, um Ordnung zu stiften, wenn sie

sich, wider alle Wahrscheinlichkeit, darauf verstanden hätten. Sie hatten priesterliche Heimlichkeit und Verbindung mit den verwandten Volksstämmen in England; aber Aehnliches findet sich unter den Negerstämmen am Benin, mit denen sie übrigens nicht verglichen werden sollen. Sie scheinen die jüngeren Brüder, die Reiter die älteren, die Hofherren, gewesen zu sein. Beide waren der herrschende Stand, welcher das Volk zu harter Arbeit und erschöpfenden Abgaben und Lieferungen anhielt. Unter dem Zwange der Waffen und des Aberglaubens verkümmerte die Volksmasse. Aber das gallische Recht: „was der Eine über den Andern will und kann, das darf er auch", brachte selbst dem herrschenden Stande nichts weniger als Segen. Es stand der männlichen Selbständigkeit (dem späteren Ritterwesen) entgegen, führte zum schwankenden schutzherrlichen statt zum festen genossenschaftlichen Wesen, und zur Bündnerei statt zum Staatsvereine. Die Zwingherren und die Obrigkeiten kleiner Gebiete waren die Schützlinge von mächtigeren Herren und Landesgemeinden, und im raschen Glückswechsel ihrer Fehden wechselten die Schützlinge und Schutzherren unter einander. Die Gallier fühlten schon, daß sie nicht von einander lassen könnten, aber sie vermochten noch nicht zusammen verbunden zu sein. Der Gewaltmisbrauch hatte das platte Land den Burgen und festen Städten zinsbar gemacht, welche der Reiterei, die im Felde entschied, leicht widerstanden; dort hauste das Elend, hier Schwelgerei und Prunk; hier blieb man doch immer der Zinsherr und Gebieter des Landvolks, wenn auch der Eine der zinspflichtige Schützling des Andern ward; und hier mußte man wenigstens die Gemeinschaft für den Handel halten, der die Frucht der Gewalt über das Landvolk gab, wenn man sich

nothgedrungen nicht enger verbündete. Aber aus der Gemeinschaft des Handels entsproß auch die Eifersucht derer, welche ihn trieben, wider einander, und keine Stadt ward durch die Künste des Krieges und Friedens mächtig genug, um sich bei den übrigen zugleich geliebt und gefürchtet zu machen und mit ihnen einen Staat zu bilden, weil keine die feste Grundlage der Macht und der Herrschaft: ein rüstiges, tüchtiges, zugethanes Landvolk, hatte, und weil ihre Belagerungen unter einander mehr kosteten als einbrachten. So blieb ganz Gallien in Stadt- und Burggebiete zerrissen; und wenn es zu ähnlichen äußern Gestaltungen des Gemeinwesens wie in Griechenland kam, so gelangte dasselbe doch nicht zu der dortigen geistigen Entwickelung. Es bestand in völkerschaftlichem Zusammenhange im Süden der Garonne und der Höhe, die von den Alpen nach den Pyrenäen zieht (Aquitanier), und zwischen der Garonne und Seine (Celten), und von der Seine zum Nordmeer (Belgier); aber die Bündnerei hatte, zugleich zum Vortheile wie zum Nachtheile der Nachbarn, alles: den Landfrieden, den Verkehr, die Freiheit und die Ordnung, überwuchert; zwei Bünde, nicht unähnlich den Städtebünden des Mittelalters, verzweigten sich neben einander aus der Mitte des Landes nach allen Seiten in feindlicher Reibung; sie hatten zuletzt ihre Hauptsitze an der Loire bei Auvergne (bei den Arvernern) und an der Saone bei Autun (bei den Aeduern). Das Fehdewesen gestaltete sich nun zum großen innern Kriege, der zum Bundesstaate zu führen schien, weil die Aeduer die Uebermacht über die Arverner bekamen; aber diese nahmen 15,000 Germanen unter Ariovist in Sold und schlugen nun ihre Gegner entscheidend, ohne jedoch ihres Sieges froh zu

men. Ueber Freunde und Feinde gebot fortan Ariovist, wie gewöhnlich der Sieger im Bürgerkriege, den fremde sind entscheidet. Von seiner Stellung in Gallien muß ausführlich geredet werden, weil dieses die späteren germanischen Niederlassungen in Gallien verständlicher machen wird. Ariovist verstand den großen Krieg: er wählte seine Lagerstätten und bewegte sich so geschickt, daß er nicht angegriffen werden konnte; zugleich ermüdete und schläferte er die Feinde ein und traf sie dann mit plötzlichem Gewaltschlage, wie der Blitz aus heiterem Himmel. Er hatte nicht eine Sippschaft oder Horde, nicht die kriegslustigen Burschen eines Gaues und Landstrichs, sondern Scharen aus vielen Völkerschaften unter sich. Er wußte nicht bloß eine Schlacht zu schlagen, sondern auch zu unterhandeln, und während er sich in Gallien zum Herrn machte, gab und nahm er zu Rom Freundschaftsversicherungen. Er scheint also ein namhafter Kriegsmann in Germanien gewesen und hier durch seinen Ruf und den ausgebotenen Sold in der Werbung von Kriegsscharen glücklich gewesen zu sein. Er und seine Mannschaft, die wir nach Tacitus mit den Namen „Herzog und Gefolge“ bezeichnen können, waren beide zur Treue, er zum Schutz und Unterhalt, sie zum Dienst und Gehorsam, verpflichtet. Seine Großartigkeit soll dadurch nicht erwiesen werden, daß er seinen wilden Rotten einen Ungestüm und zugleich eine Ordnung im Angriffe gab, vor dessen Stoß Cäsar's Legionen selbst zurückwichen, auch nicht einmal dadurch, daß er seine Scharen so in der Gewalt hatte, daß sie zwischen Wald und Sumpf in unwirthbarer Gegend überwintern; sondern dadurch, daß er, nach Sieg und Beute und Landerwerb, die unsteten, ungezähmten Genossen in Zucht

und Feldlager hielt, und daß sie sich weder verliefen noch verbürgerten. Sie lebten und schliefen vierzehn Jahre unter freiem Himmel, jeden Augenblick des Aufbruchs gewärtig. Die Sequaner hatten ihrem Hülfsfreunde Ariovist den Sundgau als sein Gebiet überlassen müssen; hier wurden die Vornehmsten der gallischen Lande als Geißeln bewahrt; hier waren die Lieferungsstätten für die Geld- und Getreideleistungen der Gallier, und die überlieferten Heerden; von hier entsandte er seine Scharen in die Lande zu flüchtigen Zügen oder zu Lagerungen an den Uebergängen der Flüsse oder an den Pässen. Besatzungen scheinen in die Städte nicht gelegt worden zu sein, wenigstens war eine solche nicht in der sequanischen Hauptstadt Besançon; aber die Städte nah und fern thaten Ariovist's Willen und zitterten vor seinem Zorn und den eisernen Fäusten seiner Mannen. Er zog unaufhörlich frische Scharen aus Germanien an sich, hatte, wie man sagt, eine Heeresmacht von 120,000 Mann und forderte von Neuem Gebietsabtretungen. In dieser Zeit erkannte ein helvetischer Häuptling, Orgetorix, überreich an Dienstleuten und Baarschaften, die er aus dem cimbrischen Kriege, dem ersten Anstürmen der Germanen wider die Römer, davongetragen, daß Gallien zur Beute reif sei. Er gewann seine Völkerschaft für den Auszug aus dem rauhen Schweizerland in das bessere gallische Land und bereiste dann die beiden dortigen Bundesgebiete, zur geheimen Verabredung über gegenseitigen Beistand und um die Nothwendigkeit darzulegen, daß in dem entscheidenden Augenblicke die Gewalt in Einer Hand bei den Helvetiern und ebenso bei den Sequanern und den Aeduern seyn müsse. Aber alles mißglückte: Orgetorix ward seinen Landsleuten

verdächtig, verhaftet, und todt gefunden. Die Helvetier zogen dessenungeachtet aus, wurden von den Sequanern begünstigt, von den Aeduern befeindet und von den Römern verfolgt, indem die letztern sie niederhieben, oder in ihr selbstverwüstetes Land zurückwarfen. Ariovist hatte ungestört die Ereignisse sich entwickeln lassen, aber wahrscheinlich ein germanisches Aufgebot an der Schweizergrenze veranlaßt.

Zu Rom hatte man in dem Ausbruche der Helvetier den Anfang eines neuen cimbrischen Krieges befürchtet und ihn nicht dulden wollen, in der frischen Erinnerung von der Gefahr, worin damals Rom schwebte, und worin die offene Stadt von mehr als einer Million Einwohnern wieder geschwebt hätte, wenn die Gallier unter sich verbunden und mit vereinten Fahnen über die Alpen gedrungen wären. Wol nannten sich die Bürger von Rom die Herren der Welt, und in der That waren aus Roms alten Hausherren und den Grundherren in dem Umkreise von etwa zwanzig Meilen die Herren aller der Länder am mittelländischen Meere hervorgegangen, welche von den Griechen oder den Carthaginiensern bevölkert worden waren. Die alte Ordnung des Bürgerthums war zerstört, vermöge deren in Griechenland und nach seinem Bilde in Italien freie Städte neben einander, und für die völkerschaftliche Gemeinschaft ein Bundeswesen bestanden hatten. Rom hatte seine Stadtverwaltung zur Reichsverwaltung erhoben, die griechischen Städte seinem unbedingten Befehle unterworfen und zuletzt auch seine italienischen Bundesstädte nach dem gefahrvollsten Kampf unterdrückt, doch die hier mächtigen Familien unter die Seinigen aufnehmen müssen. Aber in ihm selbst war und ward die Zwietracht immer größer. Die Ordnung des Bürgerthums konnte

nicht bestehen; zur Ordnung des Königthums aber, für welches Herrscherkünste und Soldaten genug zu Gebote standen, fehlten die Hülfsmittel der neueren Zeit. Es fehlte die Heiligung für ein allgemeingeltendes geschriebenes oder ungeschriebenes Sittengesetz, und wenn heute in Europa das Sittengesetz als göttliches Gebot von Jedermann, bis zum ersten Fürsten hinauf, beschworen wird, so durfte Cicero damals über den Glauben an Unsterblichkeit vor der versammelten Bürgerschaft scherzen. Die alte hausväterliche Sittenordnung ward als kleinstädtisch, und die alterthümlichen Gebräuche zu ihrer Weihe, namentlich die Weihe der Ehe, als abergläubisch verlacht, obgleich man übrigens bei beschränkten Naturkenntnissen abergläubisch blieb. Sinn für Pflicht und Tugend war allerdings da, aber es war nicht der herrschende Sinn; sie wurden mit griechischer Feinheit, aber auch Spitzfindigkeit, und nicht für den gemeinen Mann gelehrt; sie wurden glänzend und öffentlich, aber die Verbrechen noch mehr, geübt. Es fehlte die gesellschaftliche Haltung, welche jetzt die Ehre erzeugt, der Vornehmste machte sich nicht verächtlich, wenn er dem Machthaber zu Füßen fiel, und selbst der Meuchelmörder ward von dem Umgange nicht ausgeschlossen. Das Recht war allerdings ernst und streng, aber es gab dabei für die Mächtigen vielerlei Abfindung. Es fehlten ferner die heutigen Verhältnisse gegen das weibliche Geschlecht, welche sich aus der Ritterzeit entwickelt und zu einem weit angenehmeren geselligen Leben geführt haben, als die Römer kannten. Es fehlte endlich auch an dem feinen Gesellschaftstone und der Höflichkeit der neueren Zeit, worin alle Gebildeten sich einander gleichstellen, so untergeordnet sie auch sonst einander sein mögen. Die römische Sprache vertrug

sich damit nicht. In ihr muß man sich mit Jedermann gen und entweder gebieterisch oder knechtisch reden. Cicero selbst fällt in den Gesprächen mit seinem Freunde Atticus in den Schulmeisterton, während ihn jener schulknabenmäßig bewundert oder ihm demüthig schmeichelt. Er fühlt auch oft, daß er sich im Lateinischen nicht auszudrücken vermag, und nimmt das Griechische zu Hülfe. Griechisch war die Sprache und die Bildung der Großen, und asiatisch ihre häusliche Einrichtung. Die herrschenden Familien alten und neuen Geschlechts hatten königliche Einkünfte, und zu ihrer gegenseitigen Sicherheit heerähnliches, bewaffnetes Gefolge. Sie stritten sich unter einander um Fürstengewalt in den Provinzen, wenn sie sich um Aemter bei der Bürgerschaft zu Rom bewarben, und gebrauchten schon längst zum Hülfsmittel bei dieser Bewerbung das Werkzeug der Eroberung, die Soldaten. Sulla hatte durch das Schwert der Legionen zu Rom Ruhe geschaffen und sie dann durch sein eigenes Beispiel, unter bleibendem Schrecken seines Namens, erhalten. Nach ihm bewahrte Pompejus, der Mächtige unter den Mächtigen, durch seine Mäßigung noch einigermaßen die Schranken. Sein Schwiegervater Cäsar, der Neffe von Marius, dem Bezwinger der Cimbern, ward bei dem Ausbruche der Helvetier nach Gallien gesandt. Er ging nach Genf. Von dort hatten die Römer nach der Eroberung von Spanien sich eine Heerstraße an der Küste nach den Pyrenäen durch Schluchten und Klüfte und gallische Heerhaufen gebrochen, Felsen gesprengt, meilenlange Moore gedämmt, mit solcher unsäglichen Mühe, daß zwei Consuln der Triumph dafür zuerkannt worden war; und noch sind Spuren ihres

starken festen Werkes übrig. Schlösser, Festen *), Besatzungen beschirmten diese Heerstraße, deren Umgebung den Römern theils unterthänig, theils schutzverwandt war. Die Griechen zu Marseille hätten sich wol lieber mit den schlechten gallischen Wegen und Stegen beholfen; aber sie hielten sich, wie kluge Leute pflegen, an die Mächtigeren, an die Römer, mit denen sie selbst in Hannibal's größtem Glücke Freunde geblieben, und von denen sie auch ihrerseits begünstigt waren. Die Römer hatten diese Stellung in Gallien weiter zum steigenden Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten benutzt, doch seiner Beschränkung durch Ariovist bisher nur stilles Verhandeln mit den Galliern entgegengesetzt. Alle Fäden davon faßte nun Cäsar zusammen; brach aber sonder Rast von dem schon erwähnten fürchterlichen Gemetzel unter den Helvetiern wider Ariovist auf. Die Gallier mußten ihn darum bitten, sie thaten es mit Zagen, die jungen römischen Wüstlinge aus seiner Begleitung folgten mit Thränen, die Generale riethen ab, die alten Soldaten murrten. Er, ohne Furcht, ging vorwärts nach Hochburgund. Sein Zusammentreffen mit Ariovist (58 v. Ch.) soll er selbst schildern, er wird seinem Gegner nicht geschmeichelt haben. Barbarisch, auffahrend, tollkühn läßt er ihn von den Galliern nennen, er lobt aber seinen eigenen Soldaten dessen Kriegskunst, welche freilich mit barbarischem Wesen bestehen kann; er findet gleich in den ersten Bewegungen der Germanen planmäßige Berechnung und kann mit Ariovist nicht anders als auf gleichen Fuß unterhandeln, nur unter glei-

*) Aix in der Provence, 124 v. Chr. G.

den örtlichen Vortheile schlagen. Beide wollen einander sehen und kennen, bevor sie das dunkle Verhängniß der Schlacht über sich und die Ihrigen walten lassen. Ariovist fodert, und Cäsar verspricht, daß kein römisches Fußvolk bei ihrer Zusammenkunft die Bedeckung bilde; jener muß wol gewußt haben, in welcher Waffe dieser der stärkere sei, und dieser gesteht, daß er dennoch Fußvolk, und zwar seine Leiblegion zu Pferde, mitgenommen habe, zur Sicherheit. Ob nicht zu anderm Zwecke, stehe dahin, weil Cäsar wol sagt, daß während der Unterredung die germanische Bedekkung von Ariovist zu den Waffen gegriffen habe, doch nicht, aus welchem Anlaß. Das Gespräch fing mit der Dankverpflichtung an, welche Ariovist gegen Rom für die Anerkennung als König und Freund habe; doch der Barbar meinte, die Ehrenbezeugungen seien gegenseitig gewesen, und kosten dürften sie ihm nichts. Cäsar rühmte die Treue der Römer gegen ihre Bundesgenossen, wozu die Aeduer von Alters her gehörten, welche daher nicht ohne Schutz bleiben dürften. Der Barbar erwiederte stolz, er wisse nur, daß er die Aeduer in offenem, ehrlichem Kriege besiegt und zu seinen Zinsleuten gemacht habe, und daß die Römer sich bisher um seine Kriege mit den Galliern so wenig bekümmert hätten, als er um die ihrigen mit den Helvetiern; und so solle es ferner bleiben. Rom, bemerkte Cäsar, könne nicht ruhig zusehen, daß ganz Gallien von den Germanen überschwemmt werde, wenigstens müsse Ariovist sich verpflichten, die Aeduer nicht weiter zu bekriegen und zu bedrücken, auch keine neuen Scharen über den Rhein zu ziehen. Der Barbar fragte, ob Cäsar und sein Heer nicht den Anfang machen wollten, von dort wegzugehen, wohin vor ihnen noch kein römischer

Soldat gekommen? Er sei nach Gallien zu Hülfe gerufen, sie wären ungerufen gekommen. Sie wollten erobern, er nur behalten, was er habe. Wenn er den Einflüsterungen von Cäsar's Landsleuten nachgegeben hätte, so würde er ihn längst angegriffen und niedergemacht haben, um sich zu Rom großen Dank und Lohn zu verdienen, wo man ihn gern los sein wolle. Er meine es aber gut mit ihm und schlage daher vor, daß man ihn selbst in Ruhe in Gallien lasse, wogegen er für Cäsar sich redlich schlagen wolle, wo und soviel und solange es diesem gefalle. Cäsar brach das Gespräch ab, weil, wie schon erwähnt, die Bedeckung unruhig ward, und läßt darauf alle Germanen in der Schlacht sterben, mit Ausnahme von Ariovist und einigen Reitern, die sich über den nahen Rhein retten, wo Ariovist doch wol den Uebergang auf den Fall des Rückzugs gedeckt haben wird, und wo sich noch durchkommen läßt, ohne so gut zu schwimmen, als damals die Germanen. Sonderbar ist auch, daß der Sieger doch sogleich wieder mit Germanen zu kämpfen hatte, als er sich gegen die Gallier wandte. Die Gallier fühlten, welcher Feind und welche Gefahr über sie gekommen sei; und von ihrem Widerstande, ohne Kriegskunst und ohne Feldherrn, sind Heldenzüge aufbewahrt. Sie wurden indessen besiegt, und davon lassen sich die Gründe mit mathematischer Klarheit angeben; sie verschwanden aber auch aus der Reihe der Völker, und über die Gründe davon läßt sich kaum etwas ahnen. In neun Jahren würgte sich Cäsar durch die starke Bevölkerung *) in Gallien, worüber,

*) Belgien, etwa der vierte Theil von Gallien, stellte gegen Cäsar 208,000 Mann ins Feld, ganz Gallien würde also über 800,000 Mann haben ins Feld bringen können.

da ihre Zahl nicht bestimmt werden kann, die Bemerkung gezeigt, daß der Wolf die Menge der Schafe nicht zählt. Doch geschah es nicht bloß mit Gier und Wuth, sondern auch mit solchem Lug und Trug, daß in dem gewiß nicht empfindsamen römischen Senat darauf angetragen ward, zur Sühne den wortbrüchigen Cäsar an die Barbaren auszuliefern. Dies geschah zwar nicht; aber wie wenn der Fluch auf den bluttgetränkten Schwertern seiner Legionen und auf dem geraubten Golde der heiligen Haine und Seen Galliens gelastet hätte, brachte er dadurch den edelmüthigen Pompejus, seine Vaterstadt Rom, eine schon beklagenswerthe Welt und sich selbst ins Verderben. Es sind schauerliche Schatten des Alterthums — Ariovist, der aus der Wildniß dem Löwen gleich hervortritt, seine Kraft fühlt und übt, die Freiheit in der Gewalt sucht, weil er ein Herz für sie, aber keinen Begriff von ihr hat; und Cäsar, der in der Weihe der schönen Künste und begeisternder Ideen zum hellsten Bewußtsein des Guten und Edeln auflebte und in seiner riesenmäßigen Naturkraft sich dennoch nicht zum Wohlthäter seiner unglücklichen Zeitgenossen, nicht über das Gelüst des Wüstlings und Wüthrichs erhob.

Als Cäsar sich zum Herrn der Römer machte, dienten die Gallier in starrem Entsetzen ihrem Bezwinger und halfen ihm Spanien unterwerfen. Aber die Griechen zu Marseille gedachten, daß ihre Väter lieber das schöne ionische Vaterland und alle Handelsvortheile des Verbandes mit dem Reiche eines Cyrus, der für seine Perser eine gute Ordnung gründete und die wilden Grenzhorden menschlicher machte, als die Freiheit aufgegeben hätten; daß sich nicht frage, ob Pompejus oder Cäsar ihr Gebiet mehr vergrößert habe, oder als

Sieger vergrößern werde, sondern wie sich die Selbständigkeit retten lasse; und sie bewaffneten das grimmige Bergvolk ihrer alten Schutzlande, rüsteten auf den härtesten Kampf (sie kannten Cäsar) die Burg und die Stadt, den Hafen und die Flotte. Dieser zieht sofort mit drei Legionen heran, versucht Einverständniß und Gewalt vergeblich und hinterläßt den Befehl zu Belagerung und Sturm. Lang und schwer und blutig ist die Arbeit, endlich gibt die treue Bundesfreundin von Rom ihr Geld und nimmt Besatzung, und ihr Bild verherrlicht Cäsar's Triumph nach seinem Gefühl, beschimpft ihn aber nach Cicero's Meinung. Der Reichthum und die Macht von Marseille war nun dahin, aber es blieb dort der Sinn für Seelenbildung und einen höheren Lebenszweck als behaglichen Genuß, Prunkwesen und Hofgnaden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich um diese Zeit mit der Lehre von der allgemeinen Rechtsgleichheit und Menschenwürde desto inniger befreundete, je schmerzhafter man sich durch die Idee der Griechheit getäuscht und durch die Soldatenmajestät erniedrigt fühlte, die nun zu Rom ihren Thron hatte, an dessen Stufen zuerst Cäsar unter Dolchstichen gefallen war. Wenigstens erzählt Tacitus, daß Agricola auf der hohen Schule zu Marseille philosophischer geworden, als es mit der Reichsrathswürde verträglich, und einen höheren Ruhm geliebt habe, als zeitgemäß und räthlich gewesen sei. Beiläufig lobt er die Artigkeit und Sparsamkeit der Einwohner. Ihre Schulen mußten nach der Bezwingung Galliens in Aufnahme kommen, weil sich die dortigen vornehmen Herren den gebildeten Römern gleichstellten, wenn sie zu Marseille nicht bloß Latein, sondern auch Griechisch lernten, und weil sie ohne Sprachkenntniß nicht im

Kriegsdienst, und ohne Rechtskenntniß nicht daheim zu Aemtern befördert wurden. Die Römer wollten, und mit ihren Herrscherkünsten vermochten sie es auch bald, als Römer in Gallien leben; und die angesehenen Familien des Landes waren ihnen zu den Einrichtungen auf römischen Fuß behülflich, um soviel möglich Macht und Einfluß zu retten. Die Götter Roms und ihre Tempel, Priester und Feierlichkeiten konnten wegen der gottesdienstlichen Huldigung, welche den Kaisern erwiesen wurde, und wegen des Soldateneides nicht entbehrt werden; und die Druiden weder die Berufung von Landesgemeinden noch das Blutgericht behalten. Ein kaiserlicher Befehl hob sie auf, doch blieben sie unter dem Landvolk und mögen auch zum Eindruck auf den großen Haufen bei Hinrichtungen gebraucht worden sein. Die peinlichen und bürgerlichen Gerichte hielten die Römer nach ihrem Rechte mit dem Beirath und Beisitz achtbarer Gallier. Sie führten auch ihre Vermögenssteuer (census) ein, wozu sie Verzeichnisse von allen freien Hausvätern: Gutsbesitzern und städtischen Bürgern, so wie die Abschätzung ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens nöthig hatten. Die Entwerfung der Steuerbeschreibung geschah auf Landtagen, und zur Steuerhebung scheint Gallien in 16 Kreise *) abgetheilt worden zu sein. Dieses Steuerwesen brachte das Landvolk um den letzten Schatten von Freiheit, denn wie die Steuer der römischen Sklaven ihren Herren, so wurde die Steuer des gallischen Landvolks den Großen zur Last geschrieben, und ihnen die willkürliche Sklavenbehandlung nachgesehen, um der

---

*) Vienne, Narbonne 1 und 2, Aquitanien 1 und 2, Novempopulana, Seealpen, Belgien 1 u. 2, Germanien 1 u. 2, Lyon 1, 2 u. 3, Sequanisch-Maxima, und griechische Alpen.

Zahlung und des Gehorsams Jener durch die Verantwortlichkeit Dieser gewiß zu sein. Mit der Vermögenssteuerpflicht war die Kriegsdienstpflicht verbunden, wozu wiederum das Waffenrecht geneigt machte, denn alles übrige Volk ward entwaffnet; einige Lande hatten selbst Besatzungsrecht, die Hauptstädte aber und die Grenzfesten am Rhein römische Besatzung. Frankreich ward als die Vormauer des Reichs wider die Germanen betrachtet, und es wurde vor diesen geschützt. Es kam aus den inneren Fehden in die strengste bürgerliche Ordnung. Das Land ward, soweit es die Arbeit belohnte, angebaut, doch überließ man gern die Wirthschaft und die Arbeit den Frauen und trieb nur Jagd und Waffenübung. Die Weiber waren tüchtige Hausfrauen, und es wimmelte von gesunden Kindern um sie. Griechen, wie Strabo, urtheilten, daß es den Galliern nicht an Verstand, aber an Geist fehle; Tacitus ist der vollgültigste Zeuge für ihre gelehrte Bildung, wiewol er diese nur anerkennt, um ihnen die brittischen Köpfe vorzuziehen, und die Gallier in seinem Grimm über die Folgen der geglückten Eroberung ihres Landes zum verächtlichen Gegenbilde der unbezwungenen freien Germanen macht. In den Städten war römische Lust und Kunst und Verfassung. Die begüterten Familien vom Lande zogen sich dahin und suchten Antheil an der Landesverwaltung, welche mit der städtischen verbunden war, als Beamte oder Rathsmänner. Die reichsten, namhaftesten Geschlechter gingen nach Rom, wo sie die höchsten Würden, nur die eigene nicht, erlangten und sich durch Genußgier verzehrten. Herrlich und blühend sah dagegen die Heimath in der Umgebung der Städte aus: schöne Werke der Baukunst wider Feinde und für Freunde, Hörsäle,

Märkte, Schauplätze, Landhaus an Landhaus, Blumengärten, Weizenbreiten, Olivenhaine, Weinberge, Kunststraßen nach allen Seiten, das Getümmel im lebendigen Verkehre, der Glanz und Schmuck der Uniformen. Das Bild des innern Friedens überall. Aber es war kein guter Frieden, Tacitus nennt ihn vielmehr die Schreckenszeit für die Tugend, worin selbst wider die Bücher gewüthet worden, und die drei Schriftaufseher zu Rom die Werke der glänzendsten Geister vor der Menge auf dem Markte verbrennen ließen und so mit Feuer die Stimme des Volkes, die Freiheit des Reichsraths, das sittliche Gefühl des menschlichen Geschlechts zu ersticken wähnten. Immer drückender wurden die Steuern, Lieferungen und Erpressungen; kaiserliche Machtsprüche verwirrten das alte folgerechte Römerrecht; Beamtenwillkür zerstörte das Selbständige, Schützende in der Städteverfassung; eine Unzahl von Gebühren und Beschwernissen verkümmerte den Handel; auf dem platten Lande war elende Sklavenwirthschaft unter diebischen Verwaltern, und Peitsche und Folter, die Juden führten von hier an den Haaren zusammengekoppelte Menschenzüge zu Markt und verbargen, wie jetzt in der Türkei, unter Schmuz und Lumpen die Geldbeute ihres Wuchers in den Städten. Selbst für diesen kläglichen Volkszustand war keinen Augenblick Sicherheit, denn stets mußte man fürchten, in die verzweiflungsvolle Mitte zwischen kämpfenden Thronbewerbern zu gerathen. Hin und wieder zuckte man wol an dem Schwerte zum Befreiungsversuch, aber ließ die matte Hand schnell sinken. In solchem Wagen und Glücken fehlte das rüstige, tüchtige Volk, und statt der kernhaften Bürgerschaft hatte man schön geschmückte Reiter, die sich ein sonneverbranntes Ansehen

schminkten und derbe harte Schenkel mit Bimstein rieben. Die Römer hielten sie nicht einmal zur Besatzung in den Rheinfestungen tauglich, sondern halfen sich durch Werbungen in Germanien für Sold und Land. So blieb den Galliern nicht einmal die Hoffnung zur Flucht übrig, indem sie Gefahr liefen, entweder auf der scharfbewachten Grenze ertappt, oder von den Germanen ausgeliefert zu werden.

In diesem Elende suchten sie, und die geängstigten Völker des römischen Reichs alle, Trost und Hoffnung im Himmel, verknüpften mit den Ideen von Rechtsgleichheit und Menschenwürde den Glauben an ein kommendes Reich der Wahrheit und Tugend und gaben sich mitten unter den schauderhaftesten Gräueln dem Zauber der treusten Brüderlichkeit für Zeit und Ewigkeit hin. Der griechische Geist war nicht erloschen, er strebte, sein Recht über die Soldatenmajestät zu gewinnen, und erschien plötzlich in einer neuen Gestalt unter dem Schutze von Wundern und Offenbarungen. Aus den griechischen Landen kam die Kunde von der christlichen Religion und von der Verbrüderung ihrer Bekenner zu einem Gemeinwesen gleichberechtigter Mitglieder zu Wahl und Amt, mit örtlichen und landschaftlichen Vorstehern, Bischöfen für Lehre, Zucht und Ordnung: die katholische Kirche kam nach Gallien und reizte viele zum Beitritt, die Verfolgung wider sie, besonders zu Vienne und Lyon (177 n. Ch.), wol noch mehrere. Irenäus aus Kleinasien war um diese Zeit (202) Bischof zu Lyon, suchte die Zänkerei zwischen den Bischöfen von Rom und Ephesus über die Zeit und Weise der Osterfeier beizulegen und wol das Praktische vor dem Speculativen, die Montanisten vor den Gnostikern — jene (wie später die Jansenisten mehr für das Volk) durch Fa-

sen, Sittenstrenge, Feuereifer, auch Weissagung, diese (wie die Jesuiten Leute für den Hof) durch Wissenschaftlichkeit, feines Benehmen, Zurückhaltung bezeichnet — zu begünstigen. Die katholische Verbrüderung breitete sich über Gallien aus, dessen Bischöfe, auch einer von Cöln, i. J. 313 nach Rom zu einer richterlichen Untersuchung über den von Carthago berufen wurden und etwa 20 Jahre darauf sich mit dem verfolgten und verfolgenden Bischof Athanasius von Alexandrien in seiner Verbannung zu Trier, und durch ihn mit dem Mönchswesen, befreundeten. Durch ihn verbreitete sich vorzüglich der katholische Glaube, daß Jesus Gott gleich sei, wider die Lehre seines Gegners Arius, daß der Heiland nur Gott ähnlich und das Erste aus Nichts geschaffene Wesen sei. Der griechische Geist führte in seiner neuen und kirchlichen Gestalt zu solchen Streitigkeiten, er führte aber auch eben in dieser Gestalt den künstlichen und verborgenen Angriff glücklich zur Verstörung des römischen Ideenkreises von dem Berufe zur Welteroberung und Weltherrschaft, von dem Willen des Kaisers als letztem und unbedingtem Gesetz im Reiche, und von der strengsten Gewalteinheit, indem er jenen Ideenkreis zu dem unsichtbaren Reiche des Heilands erhob; die Welt sollte zwar noch erobert werden, aber durch die Wunderkraft des Glaubens, und ohne die Weihe dieses Glaubens erschien alles Alte, selbst der Kaiserthron, als heidnisches Unwesen verächtlich und verdammt. Dieser Geist war herrschend im römischen Reiche geworden, als Constantin die christliche Weihe seines Kaiserthrones mit seiner altheidnischen oberstpriesterlichen Gewalt vereinigte, und als die Griechen den Sitz der Regierung bei sich zu Constantinopel, in jener neuen und christlichen Kaiserstadt, gewannen. Aber

nun blieb das römische Reich nicht zusammen, sondern es theilte sich nach dem Reiche der griechischen und lateinischen Sprache. Die Griechen hatten ihr Reich in den Landen, wo das Volk, oder wenigstens die Gebildeten griechisch dachten und griechisch sprachen. Die Lande dagegen, worin die lateinische Sprache als Muttersprache herrschte und die Verbreitung der griechischen Ideen und Lehrbegriffe vermittelt hatte, hielten sich an das alte Rom und bildeten sein Reichsgebiet, aber mit sichtbarer Neigung, nach der Reichstheilung auch ihrerseits in selbständige Theile zu gehen. Es geschah dieses vermittelst des kirchlichen Gemeinwesens, welches in allen Ländern herrschend, aber für jedes eigenthümlich ward; es erhob sich aus der priesterlichen Gleichheit die bischöfliche Hoheit, und ihre Verwaltung des kirchlichen Gemeinwesens ward zu einer Landesverwaltung. So auch in Frankreich. Seine, die gallikanische, Kirche bemächtigte sich nun der Güter und Tempel und Habe der altrömischen Priesterschaften in Stadt und Land. Die Kühnheit und Gewaltkraft des Bischofs Martin von Tours that seit d. J. 374 dabei Wunder und bewirkte, daß die eingezogenen Güter zu Kirchen und Klöstern und Armenanstalten verwandt wurden. Es ist das erste Mal, daß sich frei zu guter Hofnung aufathmen läßt. Die gallikanische Kirche erscheint, wennauch mit schauerlichen Dunkelheiten, als die freundliche Morgenröthe eines werkthätigen Geistes zu Trost und Hülfe bei dem Volkselende, — das Vaterland im Herzen und Gott vor Augen. Die Beamten hatten mächtige Aufseher ihrer Verwaltung an den Bischöfen, welche den Einfluß am Hofe und im Volke, die öffentliche Meinung und den Kirchenbann, sowie ihre Beschlüsse auf den Kirchenversammlungen als göttliche Eingebungen wider

sie geltend machen konnten; die kirchliche Gemeinde verschmolz in den Städten mit der bürgerlichen und gab auf dem Lande zu dieser Recht und Ordnung; selbst von den verschollenen Landtagen finden sich wieder Spuren. Nur in den Gebirgen hielt sich das Alterthümlich-Gallische und Heidnische. Doch aus und durch sich selbst erhob sich Gallien nicht wieder zur Selbständigkeit.

Schon lange hatten die germanischen Scharen im römischen Solde und Lande am Rhein das junge Volk nicht abhalten können, welches Sold und Land suchte, hinüberwogte und theils den Untergang, theils eine Heimath fand. In dem Anfange des fünften Jahrhunderts kam aber, die Donau entlang und über die Alpen, aus dem geplünderten Rom ein westgothischer Heerhaufen, mit der Kriegskunst vertraut und mit dem Arianischen Glauben nicht unbekannt, vor die Städte Narbonne und Toulouse, bemächtigte sich ihrer und folgte dann dem Zuge der Gebirge weiter nach bis hinab in die spanischen Lande, welche er gleichfalls erwarb. Toulouse war gewöhnlich das Hoflager seiner Könige, welche nun ihre Gemahlinnen aus den Häusern anderer aufgekommenen Könige, ihnen gleich, und selbst aus dem kaiserlichen Hause nahmen. Sie selbst wurden gewählt und mit den bekannten Worten ernannt: „Wir, die wir ebensoviel sind als Du, nehmen Dich zu unserm Könige, damit Du es gerecht und verständig seist; wo nicht, nicht.“ Indeß blieb unter den Gothen in den unaufhörlichen Gefahren des Krieges auch seine Zucht und Ordnung, die Thatkraft und der Muth. Ihre Könige, vor allen Eurich (484), wußten sich Gehorsam zu verschaffen; unter ihm ist ohne Zweifel jenes Gesetz (**leges Theodoricianae**) in Kraft und Leben getre-

ten, welches das Recht zwischen seinen Gothen und Unterthanen, oder Siegern und Besiegten, bestimmt *). Die Gothen vertrugen sich besser mit den benachbarten gallischen als germanischen Nachbarn; aber die Gewalt der katholischen Bischöfe wollten sie nicht aufkommen lassen, und Eurich litt nicht, daß die erledigten Bisthümer wieder besetzt würden. Aus dem gothischen Königsgeschlecht nahmen und bekamen die Burgundionen ihren Feldhauptmann, und durch ihn ein Königshaus. Sie waren wol von der Saale, und wer weiß, woher sonst, über den Rhein gezogen, als römische Dienstleute in die Burgen des Elsasses, und von Aëtius, dem letzten römischen Heerführer in Gallien, nach den Alpenpässen verlegt worden. Um den Jura setzten sie sich am festesten und drückten dem Lande ihre tiefsten Spuren ein. Gleich nach ihrem Rheinübergange versprachen sie einem Bischof, an Gott als den Vater aller Menschen zu glauben, und an den Heiland, wodurch sie und alle Welt glücklich und selig werden. Sie ließen sich taufen; und die Geistlichen gewähren. In der Schweiz waren die Alemannen ihre Nachbarn, welche am Bodensee, in Tirol, an beiden Ufern des Rheins, bis nach Cöln in Gauen und Landesgemeinden zusammenhielten. Hier war germanisches Wesen. Unterhalb Cöln, in den Brüchen, die sich zum Meere, auf den Haiden, die sich von der Schelde hinabziehen, der gallische Zustand wie vor Cäsar; zu viele Häuptlinge wollten dort Arioviste werden, um es werden zu können, und ein Cäsar

*) Sein Minister Leo, ein Nachkomme von dem Erzieher Marc Aurel's, Fronto, dessen Schriften zum Theil eben aufgefunden, und welcher wie jener wissenschaftlich und rechtskundig, entwarf das Gesetz mit Zuziehung von Geistlichen.

felde wider sie, um sie zu vertreiben. Die wilden Rotten – Franken nannte man sie — waren, der Oertlichkeit gemäß, hauptsächlich Fußvolk, des Winkes gewärtig, der Waffen mächtig, zu Arbeit und Entbehrung abgehärtet; übrigens noch ohne Sinn für Kriegskunst und Glaubenslehre. Sie rückten vor, als die Römer aus Gallien wider die Gothen nach Italien zogen und den Schrecken von Hungersnoth und Seuchen zurückließen; sie wichen aber vor Gothen und Burgundionen zurück, vermochten auch nicht die gallischen Machthaber, die Veteranenbesatzungen und das bewaffnete Landvolk im Inneren zu unterwerfen, denen Aëtius nochmals wider sie und die einströmenden Westgothen, Burgundionen und Alemannen zu Hülfe kam. Einzeln und zerstreut lagen schon die Gebiete, welche an Rom hielten oder ihre eigene Unabhängigkeit bewahrten, wie Marseille, Arles, Auvergne, Tours, Soissons; oder sie waren unter sich uneins, wie auf der Küste zwischen der Loire und Maas. In dieser allgemeinen Verwirrung erscholl das Gerücht, daß der mächtige Hunnenchan Attila das Aufgebot an seine Horden, von dem kaspischen Meere bis zur Weichsel, zum Heereszug ins Abendland ergehen lasse, daß er die deutschen Völkerschaften zu Bundeshülfe und Mitgenuß der Beute aufrufe, daß er zu Rom als Feind der Westgothen, und zu Toulouse als Feind der Römer gelten wolle. Bald darauf verbreitete sich die Nachricht, er sei mit Heeresmacht an der Donau, komme die alte Römerstraße, ein gedrungener Mann, fest und schwungkräftig wie ein Stahl, mit breiter Brust, gelblichem Angesicht, stark ausgedrückten Zügen und aufgeworfener Nase, der Scharfblick des kleinen Auges, der königliche Ernst, die stolze Hal=

tung mache ihn kenntlich, in Kleidung und Lebensweise unterscheide er sich von dem gemeinen Hunnen nicht. Alle seien vor ihm in Furcht und Gehorsam, selbst die verwegensten Häuptlinge.

Viele Könige deutscher Völkerschaften werden genannt, die ganze Macht mindestens zu einer halben Million angegeben; doch jene Völkerschaften finden sich nach wie vor, wo sie waren; und wovon sollte auch diese Heeresmenge leben? Sie zogen im Winter (450) durch das südliche Deutschland, zu welcher Zeit Schnee und Feuer die Plätze, wo Vieh und Vorräthe verborgen, am ersten verrathen konnte, da sie auf geordnete Zufuhr nicht rechnen durften. Fränkische und sächsische Scharen versammleten sich wider sie, Aëtius kam mit wenigen Truppen aus Italien und bewog die Westgothen, welche Attila bei sich hatten empfangen wollen, mit ihm zusammenzustoßen. Dieser wälzte alles, was von Alemannen, Burgundionen und Franken ihm entgegenstand, zu dem Bundesheere und breitete sich von der Schweiz bis Orleans mit einer Zerstörungswuth aus, wovon das Entsetzen lange in den Gemüthern und Volkssagen blieb. Eine Steppe, Wüste ward um ihn her, und dahin, auf die Ebene von Champagne, drängte ihn das verbündete Heer. Sofort ersahen die Westgothen den Vortheil einer Höhung, besetzten sie, den Kronerben an der Spitze, und scheinen dadurch in der folgenden mörderischen Schlacht *) den Sieg

*) Man will wissen, daß 170,000 Mann geblieben seien, weiß aber das Schlachtfeld nicht bestimmt nachzuweisen. Gregor von Tours nennt es campus mauriacus, Mery, Jornandes catalaunicus, Chalons, wol nur allgemeiner, weil er der Ebene 50 Stunden Länge giebt. 5 Stunden von Troyes am linken Seineufer zieht sich

entschieden zu haben, welcher ihnen den König kostete, Attila zwar nicht, wie er gefürchtet haben soll, in den Tod auf flammender Wagenburg, aber doch über den Rhein trieb und Gallien aus der Gefahr rettete, das Weideland wilder Horden zu werden. Die germanischen und gallischen Sieger in dieser Schlacht verschmolzen in ihren Erben allgemach zu einem neuen Volke, mit neuem Namen für sich und ihr Vaterland.

Von dem Zustande im Lande nach dem Siege über Attila scheint man sich eine Vorstellung machen zu können, wenn man bedenkt, was sich in Frankreich ergeben haben

---

eine Ebene, 4 Stunden lang, von Savieres nach Romilly an der Seine, und von dieser, 2 Stunden breit, nach den Hügeln zwischen Echemines und Ocey. Hinter Romilly liegt das Dorf Chatres (castrum), einen Sumpf mit einer Anhöhe zur Seite, sehr bequem zum Lager. In der Ebene von Mery selbst erhebt sich der Hügel St. Georges, von dem ein Bach nach der Seine läuft. Alles paßt hier zu der Beschreibung des Schlachtfeldes von Jornandes: Das verbündete Lager wäre zu Chatres, ihre Aufstellung zwischen Romilly und jenem Sumpfe, mit der Spitze bei St. Georges, gewesen. Attila hätte zwischen Echemines und Savieres gestanden und gleichfalls an St. Georges. Vrgl. Mercure de France, Avril 1753. Fast könnte sich der alte Name der Kirchstätte von St. Georges: Gannayum, Ganagium auf Winnau (Winnfeld) deuten lassen. Nach dem „Troisième rapport sur les travaux de la société roy. des antiquaires de Fr. par Bottin" wird das noch jetzt erkenntliche Lager bei la Cheppe (Dep. der Marne) für das von Attila (obgleich nur seiner Wagenburg erwähnt wird), und die Umgebung für das Schlachtfeld gehalten Es sind dort Erdhügel in konischer Form, tombelles genannt, und Nachgrabungen haben Urnen, Knochen, Waffen ergeben. Hier könnten die Gothen wol die Todtenfeier ihres Königs gehalten haben. Die Wahrscheinlichkeit, daß bei Mery das Schlachtfeld gewesen wäre, würde sich noch verstärken, wenn sich dort Spuren der römischen Heerstraße fänden. Auf den Cassini'schen Charten sind sie hier nicht bezeichnet.

würde, wenn nach dem Siege von Waterloo die deutschen Landwehren, ohne Officiere, dort stehen geblieben wären. Sie würden in ihrer Soldatenordnung und stets schlagfertig geblieben sein, und ihre Dorfordnung zur Staatsverfassung gemacht haben. Sie hätten Wohnungen, Lieferungen und Dienste gefordert, sich übrigens um die Einwohner wenig bekümmert und wären für sich geblieben; aber die hübschen Mädchen, ich meine die gnädigen Fräulein, wie Lord Byron sagt, wären ihre Frauen geworden. Die Einwohner würden bei den Corps Schutzverordnungen für ihre Privatrechte gesucht und am liebsten an deren Spitze Oberhäupter gesehen haben, weil sich bei einem Chef leichter Gehör und Hülfe findet als bei einem Vereine.

Wie froh nun die Gallier über die Vertreibung von Attila sein mochten, so mußten sie sich doch bekennen, daß sie dadurch alle Hoffnung verloren hatten, die Germanen unter ihnen wieder in das alte Verhältniß von abhängigen Hülfstruppen zurückzubringen, und die Gothen, Burgunder und Franken, so gering ihre Zahl ohne Zweifel war, durften gewiß nicht mehr fürchten, von den Römern verdrängt zu werden, da es Attila nicht erlangt hatte. So scheint es sich auch natürlich zu erklären und der Klugheit des Aëtius nicht beizumessen zu sein, daß die Verbündeten sofort nach dem Siege über Attila, ein jeder in sein Gebiet, zurückeilten. Niemandem konnte einfallen, ihm durch die verwüsteten gallischen Lande in die Ordnungen von Germanien zu folgen. Aëtius ging nach Italien, wol voraussehend, daß Attila sich dahin wenden würde; der junge westgothische König zog in sein Land, um sich schwören zu lassen, zugleich aber die Früchte des Sieges zu ernten und soviel gallische Städte

an sich zu ziehen als geschehen konnte. Seine Nachfolger thaten ihm nach, und Odoaker trat ihnen die letzten ab, welche noch an Rom hielten. Die Burgunder machten es wie die Gothen und fügten sich, um ihren Zweck desto besser zu erreichen, eine Zeitlang ihrer Hoheit. Die Franken im verbündeten Heere hatten noch einen Grund mehr, schnell zur Heimath aufzubrechen. Sie hatten in der Schlacht zugleich einen häuslichen Zwist ausgefochten und konnten nun daheim die schwere Hand den Sippschaften ihrer Landsleute fühlen lassen, welche unter Attila gedient hatten.

Mehrere gallische Städte schützten sich zwar noch gegen die Germanen, die meisten schlossen aber mit ihnen Capitulationen, und die Gallier in dem gothischen, burgundischen und fränkischen Gebiet erhielten wol sozusagen allgemeine Capitulationen, welche Gesetze, und nach den Verleihern das westgothische, salische, burgundische Gesetz, genannt wurden, welche die spätern Rechtsgelehrten aber als die ersten geschriebenen Nationalgesetze deutscher Völkerschaften betrachtet haben. Es ist keine Spur vorhanden, daß diese Gesetze deutsch verfaßt oder bekannt gemacht worden wären, vielmehr beweist das Radebrechen deutscher Benennungen in ihnen, daß jenes nicht Statt fand, und daß die Redactoren mit dem germanischen Wesen unbekannt und in Verlegenheit waren. In Gallien erscheinen diese Gesetze *) alsbald nach Attila, und zwar fast so zeitfolgend als die Ueberzeugung der Gallier sich

*) Das westgothische Gesetz ist, nach Isidor's Chronik, zwischen d. J. 466 und 484 geschrieben; das salische war, laut seiner Vorrede, unter König Klodwig († 511) schon vorhanden; und des burgundischen wird um dieselbe Zeit von Gregor von Tours unter Gundebald († 516) in Uebereinstimmung mit seiner Vorrede erwähnt.

verstärkte, daß die Gothen, die Burgunder, die Franken bei und über ihnen sein und bleiben würden. Beiläufig ist hierbei zu bemerken, daß, als die Einwohner von Oberitalien sich dasselbe von dem großartigen Könige der Ostgothen Theoderich sagen mußten, dort unter seinem Namen ebenfalls eine feierliche Anerkennung oder ausführliche Verordnung über ihr (das römische) Recht erscheint, und daß damals im römischen Reiche großes Verlangen nach einer allgemeinen geschriebenen Rechtsverfassung war. Unter den Germanen in Gallien bildete sich ein neues Königsrecht um die Zeit dieser Gesetze, aber dies ergab sich sozusagen von selbst. Die Gesetze enthalten weder Bestimmungen der Könige, noch Beschränkungen ihrer Macht, haben also weder das Ansehen, von den Königen, noch, von ihren Getreuen ausgegangen zu sein und die Gewalt Jener, den Rechtsschutz Dieser urkundlich zu gewähren. Das germanische Gauwesen stellte sich der gallischen Stadt- und Steuerkreisverwaltung, sowie den bischöflichen Sprengeln verwickelnd zur Seite; das Tagen und das Richten nach Ordnung germanischer Landesgemeinden oder nach Kriegsbrauch verwirrte und hemmte das Regieren und Richten nach kaiserlich römischer Weise. Aber die Gauverfassung und die Wehrordnung sucht man vergeblich in den Gesetzen. Die Vorrede des salischen Gesetzes sagt, es sei von vier gewählten Franken berathen, die sich Gäste *) (der Gallier) (Wisogast, Bodogast, Salogast und Windogast) genannt zu haben scheinen, und nach denen zugleich die Gauen, welche sie vertraten, benannt sind (Sa-

*) Die Burgunder werden in dem burgundischen Gesetze gleichfalls Gäste (hospites) genannt.

loghere, Bodoghere, Windoghere). Nach der Vorrede ist das Gesetz (in seiner ursprünglichen Gestalt) ein Befehl der Stammmer der Franken, von Galliern ist die Rede nicht; aber es wird Freude über die Befreiung von der römischen Herrschaft ausgedrückt und den Franken nach dem kaiserlich römischen Kanzleistyl geschmeichelt: der erlauchte Stamm der Franken von Gott begründeten Ursprungs, waffenmächtig, bundestreu, u. s. w. Die Gesetze sprechen allerdings von den germanischen Gerichten, aber oft unverkennbar in dem Sinne, um sie den Galliern zugängig zu machen und ihnen von den Entscheidungen jener den Anruf an den König freizugeben, oder sonst Nutzen zu verschaffen. Sie bestehen hauptsächlich in einem langen Verzeichnisse von Geldbußen für Gewaltthätigkeiten und für Landfrevel, aber sie schweigen gerade von den Strafen, welche für die Germanen die wichtigsten waren: von den Militairstrafen und von dem Verfahren wegen Vergehen der Dienstmannen und der Beamten. Meistens kennen sie keine Todesstrafen, und die Geschichte hat der Hinrichtungen leider eine Unzahl. Sie lassen Mordthaten und andere schwere Verbrechen durch Wehrgeld büßen, und wenn die Gallier den Germanen ein höheres erlegen mußten als Diese Jenen, so war doch für die Gallier schon viel gewonnen, daß sie als Beschädiger mit bloßer Wehrgeldserlegung loskamen, und daß sie als Beschädigte auf Wehrgeld klagen konnten. Das höhere Wehrgeld ihrer Geistlichen verräth wohl den Antheil, welchen die Bischöfe an der Abfassung jener Gesetze hatten; und dahin läßt sich auch deuten, daß dem Zweikampf als Gottesurtheil, welches für die Gallier den Germanen gegenüber sehr bedenklich sein mußte, zwei andere, siedendes Wasser und glühendes Eisen,

beigesellt sind, wobei mancherlei Mittel wider Verletzung zu Gebote stehen. Das römische Beweismittel, die Folter, ist beschränkt, denn seiner Anwendung wird nur gegen Sklaven und nicht gegen Freie erwähnt; aber der Zweikampf kommt als gerichtliches Beweismittel nur in dem burgundischen Gesetze vor, das salische Gesetz nebst dem westgothischen schweigt von ihm, spricht jedoch vom Beweise durch siedendes Wasser, obgleich ohne Zweifel der gerichtliche Zweikampf bei Gothen und Franken eben so üblich wie bei den Burgundern war, und obgleich er in und bei dem Gerichtswesen des Mittelalters entscheidend geworden ist. Jene Gesetze haben zum Schutze von Ackergeräthen und landwirthschaftlichen Vorräthen, von Vieh und Leibeigenen Vieles verordnet, aber die Gutsverhältnisse zwischen den Germanen bleiben im Dunkel, und über ihre Erbfolge müssen wir die Angaben durch Vermuthungen ergänzen. Das salische Gesetz spricht von Weinbergen, und die Franken waren doch wol nur Trinker, aber keine Winzer; das burgundische Gesetz spricht von Thürschlössern, welche doch wol die Burgunder nicht hatten, desto häufiger aber sprengen mochten; es ist sehr streng wider Grenzverrückungen, ohne Zweifel zum Besten der Gallier, welche ihre Länderei mit den Burgundern hatten theilen müssen und wenigstens für das verbliebene Besitzthum Sicherheit suchten. Sollte es zu gewagt sein, den Ausschluß der Töchter von der Erbfolge hinsichtlich der Salgüter nach dem salischen Gesetz *) auf ähnliche

*) LXII, 6. De terra vero salica in mulierem nulla portio hereditatis transit, sed hoc virilis sexus acquirit, hoc est, filii in ipsa hereditate succedunt; sed ubi inter nepotes aut pronepotes post longum tempus de alode terrae contentio suscitatur, non per stirpes, sed per capita dividantur.

Weise zu erklären? Die tägliche Erfahrung mußte lehren, daß die Güter bei männlicher Erbfolge unter dem fränkischen Kriegsvolk oft erblos wurden, und eben durch die neuen Verleihungen der schon verlorenen Güter konnten die gallischen Eigenthümer die Gefahr fernerer Verluste von sich zu entfernen glauben *). Die Gesetze sorgen für das Kirchenrecht, und diesen kirchlichen Anstrich konnten sie wol für, aber nicht durch die Germanen erhalten, weil nicht diese, sondern die Gallier die Geistlichen waren und noch längere Zeit blieben; überdies waren unter den Galliern selbst noch eine Menge Heiden, und während Männer von Gefühl und wissenschaftlicher Bildung in dem Zusammenbrechen der Römerwelt, unter dem wilden Getümmel der Germanen, zwischen den Verwüstungen Attila's und den Verheerungen durch Hungersnoth und Seuchen an der göttlichen Vorsehung und an Hoffnung und Trost für das Menschengeschlecht verzweifelten, riß der Pöbel sich von aller Zucht und Ordnung los, diente zum Troß der Germanen und trieb zugleich sein und ihr heidnisches Wesen. Die Bischöfe hatten also das größte Interesse, für Aufrechthaltung der Kirchengewalt unter ihren eigenen Landsleuten sich den Schutz der Germanen durch öffentliche Bekanntmachung versichern zu lassen. Sie konnten nun den großen Haufen durch die Drohung mit germanischer Strafvollziehung in Gehorsam halten und zogen ihn zugleich durch eine Fürsorge an, welcher sie die größte

*) Auch nach dem burgundischen Gesetze, LXXXIV, 1, 2, durfte kein Burgunder das Gut verkaufen, welches ihm bei der Landtheilung von den gallischen Eigenthümern abgetreten worden war, wenn er nicht noch andere Güter besaß, und nur die Gallier sollten dann zum Ankauf eines solchen Gutes zugelassen werden.

Oeffentlichkeit gaben. So veranstalteten sie z. B. Brotspenden für mehre Tausende in der Hungersnoth. Sie waren streng und grausam gegen die Ihrigen wegen Ketzereien, die Nachsichtigkeit selbst aber gegen die Germanen, welche die kirchlichen Vorschriften in ihren Gesetzen nichts weniger als genau beobachteten und, unbekümmert über die verhängte Erblosigkeit unehlicher Kinder, Thronerben anerkannten, deren Mütter kein Priester eingesegnet hatte. Sollte nach alle Diesem die Meinung nicht getheilt werden, daß die gothischen, burgundischen und fränkischen Gesetze eigentlich um der Gallier willen verfaßt sind, so wird es schwer sein, die entgegengesetzte Meinung wider Gregor von Tours zu behaupten, welcher geradezu sagt: *) „Gundobald unterwarf sich die ganze Landschaft, welche jetzt Burgund heißt. Wegen der Burgunder richtete er die Gesetze gelinder ein, damit sie die Römer nicht unterdrückten.“ Die Burgunder hatten den Galliern also früher schon Gesetze zugestanden, welche der König nun noch milder machte, ohne Zweifel, um die Gallier zu verbinden, mit deren Hülfe er seine dortigen Landsleute besiegt hatte. Er gab ihnen aber wol diese Gewähr nur gegen seine eigenen Waffengefährten, denn von ihren bisherigen Machthabern hatten sie nichts mehr zu fürchten, diese, gleichviel ob Gallier oder Burgunder, ließ er hinrichten. Hier scheint alles klar zu sein: es wird ein Land eingenommen, und zum Besten der Einwohner eine Verordnung erlassen, sie ist das Gesetz in Burgund zwischen den alten und

*) Hist. Francorum II, 33. Ipse vero regionem omnem, quae nunc Burgundia dicitur, in suo dominio restauravit. Burgundionibus leges mitiores instituit, ne Romanos opprimerent.

nen Einwohnern, aber nicht eigentlich das Nationalrecht der Burgunder. Es darf aber diese Ansicht von den ersten Zeiten nicht auf die spätern übertragen werden. Man muß die Zeiten unterscheiden.

Das gallische Land, welches am längsten frei blieb, ist der Landstrich zwischen der Rhone, Loire und Somme, wo Geschick und Kraft die meisten künstlichen, oder Oertlichkeit die leichtesten natürlichen Vertheidigungsmittel anboten. Hier scheint das Siegesglück über Attila die überspanntesten Ideen aufgeregt, die Einen Gallien zum Sitze des Reichs und eines glänzenden Hofstaates, die Andern einen Freistaat sich gewünscht zu haben. In der That sah man Erhebungen auf den Kaiserthron feiern, Gnaden und Orden vertheilen, die vornehmen Familien sich in den Aemtern und Würden befestigen und selbst die bischöflichen Stühle in den Erbgang bringen. Als Erbfürst benahm sich in Auvergne Ecdicius, der Sohn des Kaisers Avitus und Schwager des Dichters Sidonius Apollinaris. Ueber Soissons regierte Syagrius nach seinem Vater Egidius. Aber es hatte nichts Bestand. Aus allen Handlungen und Schriften der damaligen Gallier blickt widrig innere Erschöpfung. Es fehlt die Selbstbestimmung sowol nach gewaltigem Naturgefühl als nach dem Seelendrange zum Ideale. Der Kitzel der Eitelkeit und das Spiel wollüstiger Einbildungskraft leitet nur und führt zum Klingklang mit Worten, zu Tändeleien und schlechten oder phantastischen Dingen. Die Machthaber endigen schnell, sie fallen in Geiz und Liederlichkeit und machen sich, zugleich hochmüthig, gemein, tückisch, kalt, verächtlicher und unerträglicher als die Germanen, welche sich in Zorn und Begierde nicht mäßigen können noch lassen, aber doch auch wieder

weichherzig und gutmüthig sind und den verrufenen Namen Barbar zum Ehrennamen unter den Galliern machen. Die Besten von diesen geben sich der Empfindelei hin und haben ihre Freude in Träumereien von Unschuld und Tugend, wie sie sich nur aus leeren Begriffen bilden können. Doch Gregor von Tours *) soll davon berichten, er führt uns in das Brautgemach der letzten Erben von zwei reich begüterten Familien in Auvergne und läßt uns von der schluchzenden Braut hören: „Die irdischen Dinge entsetzen mich, weil ich die Wundenmale des Heilands für die Erlösung der Welt sehe. Das glänzende Diadem von ausgesuchten Edelsteinen verschwindet vor mir, da ich im Geiste die Dornenkrone bewundere. Ich verachte die weiten Gebiete Deiner Besitzungen, da ich mich nach der Lieblichkeit des Paradieses sehne. Deine Hallen entsetzen mich, da ich zum Herrn aufblicke, der über den Sternen wohnt. — Machst Du, daß wir unbefleckt hinieden bleiben, so verleihe ich Dir Theil an dem Brautschatze, der mir verheißen worden von meinem Verlobten und Herrn Jesus Christus". — Darauf fährt er fort: „Sie haben einander durch fleischliche Wollust nicht befleckt. Nach vielen Jahren aber nahm er die Tonsur, und die Jungfrau das geistliche Gewand. — Als nun auch er aus der Welt ging, ward er in seinem Begräbniß beigesetzt. Es waren aber in einer Kirche, doch auf verschiedenen Seiten, ihre Grabstätten. Am Morgen darauf fand man die beiden Begräbnisse neben einander, so wie sie noch jetzt erhalten sind. Die Einwohner nennen sie die beiden Liebenden und feiern sie mit hohen Ehren." Es ist hierin das Volksgefühl unverkennbar, das

*) Hist. Franc. I, 42. De gloria confess. 32.

zu bürgerlichem und häuslichem Glücke verzweifelt und doch immen in der Zerstörung aller Güter und Plane des Lebens die Hoffnung auf Lebenserfolge und Verdienstlichkeit nicht aufzugeben vermag. Aber der Zustand ward eben dadurch erst verzweiflungsvoll, daß man von Schwärmereien, Wundern und Weltentsagung Hülfe erwartete, statt an den eigenen Verstand und Muth zu glauben. Hätte die vornehme Welt in Gallien aufgegeben, was sich doch nicht halten ließ, den römischen Luxus und die Sklavenwirthschaft, die Salonumtriebe und den Pöbelanhang, die Hoflust und Gewaltheberei; wären sie so eins gewesen, wie sie uneins und verfolgungssüchtig waren: so hätten sie wol unter sich in irgend eine Ordnung kommen und sich der Germanen erwehren können. Statt dessen ließen sie einander ohne Hülfe und wurden sämmtlich unterworfen.

Die bischöfliche Gewalt ward schon durch die damalige Denkweise und noch mehr dadurch begünstigt, daß die Bischöfe sich mit den Verwaltungsgeschäften in den Landen befassen mußten, welche gothisch oder burgundisch wurden. Gewöhnlich hielten sich die Städte noch eine Zeitlang unabhängig, wenn schon das platte Land besetzt, und hier nun für die städtischen Steuerbeamten und Richter nichts mehr zu thun war. Der Bischof blieb dagegen in seinem Wirkungskreise, sorgte für Priester, vertrat das Landvolk bei den Germanen und nahm sich dessen auch obrigkeitlich und in der Stadt an. Diese Verwaltung auf zwei Gebieten erwarb ihm allmälig die Unabhängigkeit, und seine Gewalt konnte sich nur vermehren, wenn die Stadt germanisch ward, weil er dann keinen gallischen Beamten neben sich, sondern vielmehr die städtischen Aeltermänner unter sich hatte. Die

Widersetzlichkeit seiner Geistlichen hatte er auch wol nicht zu fürchten, wenn man glaubte, daß ihr unmittelbar die Strafe Gottes nachfolge, und in diesem Glauben durch solche abschreckende plötzliche Todesfälle bestärkt wurde, wie von dem Geistlichen, welcher die Absetzung des Bischofs Sidonius Apollinaris versucht hatte, oder von jenem, welcher sein Nachfolger statt des von ihm dazu bezeichneten Bruders Aprunculus werden wollte und am Wahltage, mit dem Becher in der Hand, sogleich nach der Erzählung des Mundschenken von einem Gottes Zorn drohenden Traume niedersank. Indessen ward nun die bischöfliche Macht den Gothen und Burgundern bedenklich, und Bischof unter ihnen zu werden, oder unverdächtig zu bleiben immer schwieriger, da nach ihrer Arianischen Meinung bloße Pfarrer genügten. Das war den katholischen Bischöfen ein großes Aergerniß, die vermöge göttlicher Einsetzung sich zu ihrem Amte berufen glaubten und die germanischen Throne errichtet zu sehen wünschten. Aber es war zugleich ein neuer harter Verlust für die gallischen Familien, welche in den Bischofsstühlen einen Haupttheil an der Regierung von Gallien besaßen und verloren. Der Verlust war ohne fremde Hülfe unvermeidlich. Sie leistete großentheils ein fränkischer König, und mit ihm beginnt die Geschichte des Königthums in Frankreich.

Zweiter Abschnitt.

Die Franken.

A. Unter den Merowingern von 481—752.

B. Unter den Karolingern von 752—987.

A.

Die Merowinger.

Von 481 bis 752.

Klodwig war etwa funfzehn Jahre alt und vielleicht noch nicht der schweren Streitart, der entscheidenden Waffe der Franken, des Schildes, Speeres und Schwertes mächtig, als i. J. 481 sein Vater Childerich starb, und dessen Franken, ungefähr 3000 Mann, auf dem Gebiete von Tournai ihn auf ihre Schilder hoben und ihm schwören. Nachdem verfließen noch 5 Jahre, bis man von dem Jünglinge weiter hört, und auch dann ist ihm zuerst noch ein älterer Vetter, Ragnachar, zur Seite. Alle Franken standen unter einem Herrschergeschlechte, welches sein blondes Haar frei wachsen ließ, während es die Franken nach römischer Soldatenweise abschnitten. Klodwig's Vorfahren lassen sich indeß über den Vater Childerich hinaus mit Gewißheit nicht angeben. Gregor von Tours ist darüber zweifelhaft. Er bemerkt, daß die Franken anfangs nur Herzöge gehabt haben, so freigebig er übrigens mit dem Namen König ist, *) und giebt nur als Sage, daß Klodion der Stammvater von Merováus, dem Vater Childe-

*) Der gallische Befehlshaber Syagrius heißt rex Romanorum. Hist. Fr. II, 27.

rich's, gewesen sei *). Childerich selbst hatte seine Franken verlassen müssen und ging nach Tongres **) (zu seinen Anverwandten? Basen? rex Basinus, regina Basina), während sie unter dem General Egidius zu Soissons standen. Sie riefen ihn nach acht Jahren zurück; seine Gastfreundin Basina folgte ihm nach und ward Klodwig's Mutter. Ihres Sohnes erste bekannte Waffenthat, in Gemeinschaft mit den Franken unter Ragnachar von Cambrai, war i. J. 486 gegen Syagrius, den Sohn von Egidius, gerichtet, welcher geschlagen, von den Westgothen ausgeliefert und in Klodwig's Haft heimlich getödtet ward. Die Sieger plünderten und schonten als Heiden der Kirchen nicht. Als der Bischof von Rheims wenigstens um die Rückgabe eines silbernen Kelches bitten ließ, wollte ihn Klodwig aus der Beute zurückliefern, aber ein Franke schlug mit der Streitart darauf und schrie: Klodwig könne nicht für sich mit der Beute schalten und walten. Dieser blieb gelassen, hielt Umfrage, und der Kelch ward ausgeliefert. Auf der Musterung im März des folgenden Jahres aber fand Klodwig die Waffen jenes Franken nicht in Ordnung, nahm ihm die Streitart und warf sie ihm vor die Füße. Der Mann bückte sich nach ihr und ward von Klodwig mit der Streitart unter

*) Merovåus wird von Meer und Wig abgeleitet.

In der Chronik von Prosper Tyro heißt es: Faramund regiert in Franken, Klodius — Merovåus — mit gleichem Beisatz, aber es wird diese Angabe für eine Einschaltung, und Prosper Tyro selbst mit Prosper von Aquitanien für eine Person gehalten.

**) Gregor von Tours hat Thoringia und bei Klodwig's späterer Fehde Thoringi. Sismondi hier Thuringe und bei der Fehde Tongriens. Versteht man auch unter Childerich's Aufenthaltsorte Tongres, so blieb er in der Nähe und der Ereignisse gewärtig, auf welche er hoffte.

den Worten getroffen: „So machtest Du es zu Soissons mit dem Kelche.“

Bei der Einrichtung des eroberten Gebietes könnte wol jene Verordnung von den Besiegten erlangt worden sein, welche unseres salischen Gesetzes Anfang gewesen ist. Klodwig focht nun manche Fehden aus, wovon nur eine an der Maas bei Tongres namhaft gemacht wird. Zugleich verschob er die Vermählung länger als er dem Triebe der Liebe Raum gab. Eine Tochter aus dem regierenden burgundischen oder gothischen Hause würde sich wol auf seiner kleinen Herrschaft nicht gefallen haben. Es lebte aber in Burgund, abgeschieden von dem Hofe ihres Oheims, Gondebald, die Tochter des Königs Chilperich, Namens Klotilde, von Seiten ihrer Mutter gallischer Abkunft und katholischen Glaubens. Auch Klodwig hörte, wie schön sie sei, und wie verständig sie das Unglück ihres Hauses gemacht habe. Er ließ um sie werben, und mit ihrer Brautfahrt beginnen die französischen Sagen *) und bezeugen die Volksliebe zu ihr. In unsern Sagen liegt und vererbt sich eine allgemeine Empfindung, von der die Römer nichts wußten. Klotilde's Brautabenteuer mögen in den Sagen erdichtet sein, und böse Schatten durch den Heiligenschein ihres Wandels sich entdecken lassen; die Farben der Zeit sind treu gegeben, und ihr Abscheiden von Burgund mit Brand und Plünderung hat nichts Ungewöhnliches. Mit ihr kamen Geistliche an Klodwig's Hoflager (die Burg, wo die Königin wohnte), und er hatte nichts dawider, daß seine Kinder getauft würden; obgleich er meinte, daß die Götter seiner Hausfrau nichts wüßten und nichts könnten. Es er-

*) Ihre Hauptsammlung ist in den Chroniken von St. Denys.

eignete sich indessen, daß die Alemannen vom Mittelrhein herauf die Franken drängten, welche dawider ein allgemeines Aufgebot beschlossen, aber in der Schlacht wahrscheinlich bei Zülpich *) unweit Cöln sich zur Flucht neigten. In diesem Augenblicke **) rief Klodwig: „Jesus Christus, hilf, und ich will an Dich glauben". Nun fiel der Heerführer der Alemannen, die fränkische Streitaxt schmetterte sie nieder, sie flehten Erbarmen und wurden die Eidgenossen der Franken. Klodwig zog in ihre entfernteren Gauen, um sich schwören zu lassen, wovon Theodorich, König der Ostgothen, abmahnte. „Laß ab von ihnen", schrieb er, „die der Schrecken bis an unsere Grenzen getrieben hat, oder die gar unter unserm Schutze stehen" (er sandte ihm zugleich einen geschickten Spielmann). Andere nahmen burgundischen Schutz oder fanden ihn durch Wald und Gebirge.

Nach diesem Zuge entbot Klotilde den Bischof Remi von Rheims heimlich zum Hoflager, Klodwig besprach mit ihm seine Taufhandlung, ließ die katholischen Bischöfe dazu einladen und seinen Franken eine Landesgemeinde zu Rheims ansagen. Dort schlug er ihnen vor, sich mit ihm taufen zu lassen, und zog mit Tausenden zur Kirche, wo die Eintretenden durch den Faltenwurf herabschwebender Teppiche, die

---

*) Im J. 496. Drei Jahre zuvor hatte sich der ostgothische König Theoderich in Italien festgesetzt und auf die Alemannen von den Alpen herab gedrückt, welche gesucht zu haben scheinen, nordwestlich zu gewinnen, was sie südlich verloren.

**) Man liebte in jener Zeit die Wunder; die obige Erzählung hat ihr Muster in Constantin's Siege (wie viele römische Erzählungen in griechischen), und ein Gebet in dem Schlachtmoment, worin alles darunter und darüber zu gehen droht, ist doch nicht so leicht als es sich in guter Ruhe liest.

weißen Vorhänge verschleierter Fenster, die Prachtgewänder, den Kerzenschimmer und Weihrauch mit Erstaunen, durch die feierliche Ordnung des Gottesdienstes und den Hochgesang mit Andacht erfüllt wurden. Sie glaubten an Geister; und mehr als der Glaube ward von ihnen nicht gefordert, daß sie durch die Taufe von der Gewalt des bösen Geistes befreit würden und das göttliche Gnadenzeichen empfingen, daß der Heiland sie von der ewigen Verdammniß erlöst hätte, und das Kreuz den Seinigen als heiliges Zeichen gegeben wäre. Das Singen und Beten, der ganze Gottesdienst geschah, ohne ihre Mitwirkung, von den Priestern und in lateinischer Sprache. Auf die Nachricht, daß der glückliche Frankenfürst mit seinen Getreuen getauft worden, hoffte die verfolgte katholische Geistlichkeit durch ganz Gallien von ihm Schutz und Schirm; und die gallischen Familien sehnten sich nach seinem Hof und Dienste. Sofort gebrach dem königlichen Sinne Klodwig's nichts, was Könige groß macht: Geld, Menschen, Ergebenheit. Sofort trat alles in seine Schutzverwandschaft, was noch am Canal und herab nach Auvergne gallisch gewesen war, und nahm größtentheils seine Grafen und Voigte an. Darauf ward in Burgund heimlich der Bruch zwischen den Königen Gondebald und Godegisel, Klotilde's Oheimen, betrieben, und geheime Boten sprachen Klodwig um Hülfe für Godegisel an. Er brach mit den Reisigen des Hoflagers auf, bestimmte den Grafen und Voigten Zeit und Ort, mit den Dienstmannen zu ihm zu stoßen *), und wahrscheinlich gehört in diese Zeit sein Bünd-

*) Dieses ward nun sehr durch die Geistlichen erleichtert, welche die Briefe tragen und den fränkischen Befehlshabern vorlesen konnten. Später wurden die königlichen Verordnungen in den Kirchen bekannt gemacht.

niß mit Theoderich, dem ostgothischen Könige, um Gondebald's Macht zu theilen. Dieser zog mit seinem Bruder ihm entgegen, als aber die Heere einander im Angesichte standen, hatte er in dem Bruder den Feind zur Seite und ward von Klodwig und Godegisel geschlagen (500). Er floh nach Avignon, bot seine Wehren aus der Schweiz, Dauphiné und Provence auf, verrammelte die Gebirgszugänge und unterhandelte mit Klodwig. Wahrscheinlich warb er jetzt auch um Theoderich's Tochter für seinen Sohn Sigmund. Klodwig war verloren, wenn er durch Sieg und Glück sich blenden, durch Starrsinn verleiten ließ, an der Seite eines Bruderverräthers und seiner Burgunder in die Gebirge zu rücken, die er nicht kannte und in welchen Gondebald so oft gelagert und gesiegt hatte; wenn er den tapfern und gewandten Gegner, dessen alte treue Waffengefährten, die Stimmung für den einheimischen König und wider die Franken und sich selbst verkannte. Er machte Frieden mit Gondebald *) und ließ nachmals geschehen, daß von ihm Rache an Godegisel genommen ward. Hierauf kam es zu den oben erwähnten günstigen Verordnungen für die Gallier in Burgund. Der Zweck dieser Verordnungen und der Umstand, daß der Thronerbe Sigmund sich zum katholischen Glauben bekannte, scheinen zu beweisen, daß die Burgunder fühlten, wodurch sie in Gefahr gekommen waren. Sie hatten nun alle nur einen König und ein wol ebenso großes, aber weit reicheres Land als die Franken. Marseille blühte auf und war der Hauptmarkt des Handels, viele

*) Sein Rath Avidius unterhandelte ihn, ein guter Erzähler von Mährchen und Sagen. Syagrius, gleichfalls sein Rath, suchte die burgundische Sprache zu verbessern.

Städte befestigten sich von Neuem, besonders erhoben sich um Genf gewaltige Mauern. Der Anbau rückte in den Bergen der Schweiz vor; mit gottesdienstlichen Einsiedeleien fing er an, woraus Klöster wurden. Wenn Könige wie Gondebald und Theoderich die altrömischen Werke des Krieges und Friedens vor Augen hatten, so war der Wunsch natürlich, eine Regierung nachzuahmen, welche so Großes geleistet hatte; daraus entstand aber ein Romanisiren, welches für die Gothen und Burgunder nicht paßte. Klodwig regierte im entgegengesetzten Sinn, er germanisirte die Gallier.

Während die katholischen Bischöfe bei Klodwig neue Gunst und Gnaden, Kirchenbauten und Zierathen, Rechte und Lehgüter, auch bei den Burgundern Ehren und Einfluß erlangten, gerieth der westgothische König Alarich II. mit den seinigen in Weiterungen; vergeblich ließ er sie zusammenkommen, vergeblich die Bischöfe von Rhodes und Arles entsetzen: es ward keine Ruhe, sondern offenbar, daß die Mißvergnügten auf Klodwig hofften und harrten. Es kam zu Beschwerden und Rüstungen. Klodwig machte nun wol 10,000 Dienstmannen ausgesuchter junger kriegslustiger Leute seines Winkes bereit, die alten Waffengefährten auf Lehgütern in seinen neuen Landen untergebracht oder auf ihren Erbgütern in den alten Landen in Ruhe gesetzt, und eine Kernschar am Hoflager bei Paris um sich haben. Dort boten bei Kriegsunglück an der Loire die Burg, der Montmartre und das Sumpfufer der Seine einen sichern Rückzug dar. Der ostgothische König Theoderich fürchtete für seinen Schwiegersohn Alarich II. und verlangte, daß der Streit zwischen Beiden nach germanischer Sitte schiedsrichterlich, mittelst Austräge, von den Nachbarn entschieden würde. Er beschickte

als verhielte sich die Macht gleich, so verschieden auch dieselbe war, die Burgunder und Thüringer, damit sie Sendboten zu Klodwig mit der Erklärung abgehen ließen, daß ihm nur die Wahl zwischen Austrägen und Krieg mit ihnen allen gelassen werde. Man biete ihm das Recht an, und mehr könne er nicht fordern. „Ein Fürst", schrieb er, „welcher sein Uebergewicht und nicht das Recht gelten lassen will, kann auch Willens sein, Alles umstürzen. An uns ist, dawider zeitig zu thun. Halten wir alle zusammen, so ist es uns noch ein Leichtes. Aber seid gewiß, wenn Klodwig mit Alarich fertig ist, dann fällt er der Reihe nach über uns her. So bitte ich denn, Ihr wollet meine Sendboten hören und bedenken, daß es doch noch besser ist, sich außer als in seiner Heimath zu schlagen". Zugleich schrieb er an die beiden zerfallenen Könige (Klodwig wird Excellenz genannt): „Ich meine es gut mit Euch, wenn ich als Vater und Freund den Einen wie den Andern warne und Euch erkläre, daß wer von Euch Beiden wider alles Erwarten keine Vernunft hören will, mich zum Feinde haben wird, und nicht mich allein, sondern mit mir alle unsere Eidgenossen, die darauf bestehen, daß Ihr Euch in der Güte vertragt". Schade, daß diese Urkunden nicht deutsch, sondern nur lateinisch aufbewahrt sind, da doch nur die Worte welsch, der Ton, die Wendungen und die Ideen germanisch sind, und da sie den Anfang der neueren Diplomatik machen, und dies auf eine gute Weise. Klodwig wollte weder Austräge noch Bundeskrieg haben, besprach sich mit Alarich an der Loire und beruhigte ihn. Nach einiger Zeit aber forderte er den vertragsmäßigen Beizug von Gondebald und fiel in Alarich's Land ein, verbot Plünderung bei Todesstrafe, vernahm zu Tours in der Kirche gute Zei=

hem, richtete seine Bewegungen nach der Feuersäule, welche vom Dome zu Poitiers sich erhob, entging durch ein Wunder oder des Pferdes Schnelligkeit dem Tode in der Schlacht*), wo Alarich sowie der Sohn von Sidonius Apollinaris blieben, und gewann als Siegespreis die Städte zwischen der Loire und Garonne, selbst die Hauptfeste des Landes, Toulouse; nicht ohne Wunder, wie denn Mauern von selbst einstürzten, wenn sich die Franken zeigten. Als sie sich aber auf dem platten Lande verbreiten und in die Burgen und Güter theilen wollten, fühlten sie, daß die Gothen nur die Schlacht und nicht den Muth verloren hatten. Nicht lange und es erschien auch Hülfe von Theoderich. Sein General schlug sich durch die Provence, mit ihrer Besitznahme für den König, warf die Franken und befreite Alarich's Sohn von dem statt seiner gewählten Bruder. Theoderich regierte als Vormund für den König Amalrich über Languedoc und das gothische Spanien. Klodwig begnügte sich, das Eroberte zu vertheidigen, legte unter großer Feierlichkeit zu Tours die Consularkleidung an, welche der griechische Kaiser verliehen, und erschien seitdem den Galliern als legitimes Oberhaupt und in römischer Machtvollkommenheit. Seine fränkischen Dienstmannen waren ihrem glücklichen Kriegsfürsten mit Soldatengehorsam unbedingt zugethan, aber seine Vettern daheim hielten ihn nach wie vor für ihres Gleichen, und die alten Franken mit ihnen ließen auf der Landesgemeinde nichts weniger als die königliche Machtvollkommenheit des jungen Herrn im Rathen und im Richten gelten. Das konnte ihm gleichgültig sein, weil er das, worauf es ihm

*) Im Felde von Bouglé i. J. 507.

ankam, Beizug in seinen Kriegen, soviel von ihnen erhielt, als er haben wollte; aber die Gallier hatten großen Schaden davon: die andern fränkischen Fürsten fochten in Klodwig's Kriegen mit, nahmen also auch Theil an seinen Eroberungen und übten darin gleiche Gewalt mit ihm, die Gallier hatten daher nicht einen, sondern viele Herren, von denen vielleicht Klodwig allein getauft war, und sie konnten ihre Beschwerden über die andern nicht bei ihm als Richter, sondern nur durch ihn bei den Fürstentagen anbringen, wo auch die Bewilligung von Landverleihung an die Geistlichkeit Schwierigkeit finden mochte. Nun erzählt Gregor wörtlich: „Von seinem Hoflager zu Paris ließ Klodwig heimlich dem Sohne des Fürsten Sigebert sagen (der Jüngling hatte an seiner Seite wider die Westgothen, wie der Vater wider die Alemanen gefochten), er solle Fürst werden, wenn sein Vater sterbe, der hinke und altere. Der Sohn läßt den Vater, und Klodwig den Sohn meuchelmörderisch umbringen, beruft die Landesgemeinde und wird zum Fürsten erwählt. Danach wird Fürst Chararich aufgehoben und mit seinem Sohne getödtet, Volk und Schatz erwirbt Klodwig. Jetzt besticht er die Dienstmannen von Ragnachar mit vergoldeten Ketten. Sie liefern ihm denselben und seinen Bruder gebunden aus, die er mit der Streitart zu Boden schlägt, unter der Schmähung: sie hätten seine Familie beschimpft und sich tödten nicht binden lassen sollen. So ging es fort, bis Niemand von dem Fürstengeschlechte der Franken mehr übrig war. Da rief er Wehe über sich aus, daß er verlassen dastehe, ohne Freund und ohne Hülfe in der Noth. Er sagte dies aber nicht aus Kummer (denkt Gregor, denn wissen kann er es nicht), sondern aus List, um

zu erfahren, ob nicht noch irgend ein Anverwandter umzubringen wäre". (Noch auffallender bei dieser Bemerkung und bezeichnender ist mitten zwischen diesen Gräueln Gregor's Urtheil, daß Gott ihm seine Feinde in die Hände gegeben und sein Reich vermehrt habe, weil er mit aufrichtigem Herzen vor Gott wandelte und that, was dessen Augen wohlgefällig war.) In der Nebelferne, worin Klodwig's Schatten zu uns steht, dürfen wir nicht über ihn richten; auch ist bei den Königen überhaupt zu unterscheiden, was sie durch sich selbst, und was Andere durch sie wollen und thun. Er selbst wollte aus sich einen großen König, und sein Haus mächtig und herrschend machen; dies hat er unter großen und feindlichen Königen in rastloser und in blutiger Arbeit vollbracht. In der Regierung theilte er sich mit der Königin, wie sich nach germanischer Weise Mann und Frau in den äußern und innern Landhaushalt theilen. Er war im Felde, auf den Gemeindetagen, bei den Musterungen, bei seinen Gaugrafen, Dienstmannen und Meiern (Domainenverwaltern). Die Königin wohnte die letzte Zeit zu Paris, hielt das Hofgesinde (man darf sich die Vornehmsten damals noch gar nicht vornehm denken: die Könige fuhren auf Karren mit Ochsen bespannt; unsere Dorfkirchen wären damals Prachtgebäude gewesen) in Zucht und Ordnung, wobei es tüchtige Schläge gab, verwahrte den Schatz und besorgte die Kirchensachen: sie ordnete Kirchenbauten an, auch zu Paris mit einer Familiengruft, stiftete Klöster, veranstaltete Armenhäuser, leitete die Besetzung von Lehrstellen und Bischofsstühlen *). Der Bischof Remi von Rheims mag ihr Haupt-

*) Hist. Fr. II, 17. Theodorus et Proculus episcopi, ordi-

rathgeber dabei gewesen sein, wiederum aber ihr und anderer frommer Frauen hausmütterlicher Sinn auf die Richtung der gallikanischen Kirche zur werkthätigen Sorge für den Unterhalt und die Gesundheit der Armen, für die Erziehung des weiblichen Geschlechts und für die Zugängigkeit der Schulen entschieden eingewirkt haben. Es ist nun wenig von griechischen Spitzfindigkeiten und Schulstreitigkeiten, desto mehr von Singen und Beten, Armenspenden und Wundertheilungen, Kirchen= und Klosterstiftungen die Rede. Die Kirchenversammlung zu Orleans verhandelte auch ganz andere Dinge als die früheren. Klodwig berief sie i. J. 511; Fürstentage konnte er, Gemeindetage brauchte er nicht mehr ansagen zu lassen. In seinem Reiche war Niemand seines Gleichen mehr, die burgundischen und gothischen Großen in demselben durften vor ihrem Sieger und Könige nur sein Hofrecht und nicht das Landesgemeinderecht ansprechen, und seine Grafen und Bannherren waren nicht ihm zu rathen, sondern zu gehorchen, längst gewöhnt. Die Kirchenversammlung zu Orleans mit 30 Bischöfen und den Erzbischöfen von Bordeaux, Bourges, Rouen und Eause (Auch später) war die Nachfolgerin der Fürsten= und Gemeindetage, und sie schien ihre Vertreterin: der gallikanischen Kirche wurden Freiheiten und Gerechtsame zugesprochen, wie noch nirgend verliehen waren. Die reichen königlichen Schenkungen erhielten öffentliche Rechtsgewähr und Verwendungsordnung,

---

nante regina Chrotechilde, tribus annis Turonicam rexerunt ecclesiam. — De miraculis St. Martini I, 7. Theodemundus .... a Chrodechilde regina pro virtute reverentiaque St. Martini collectus est, et ad scholam positus, omnem psalmorum seriem memoriae commendavit.

das Kirchengut Freiheit von allen Abgaben, und die Rechte der Unveräußerlichkeit in geistlicher, und der Unverjährbarkeit in Laien=Hand. Für flüchtige Sklaven und Verbrecher sollten die Kirchen fortan Freistätten sein, welche nicht von der Auslieferung, aber von der Strafe des Todes und der Verstümmelung befreiten. Den Bischöfen war der König, was ihnen sonst der Kaiser gewesen, auch nannten sie ihn ihren Constantin; er betrachtete sie dagegen als seine Dienstmannen, und um ihn zu sein, mußten sie sich seine Lebensweise gefallen lassen, die jetzt bei einem wohlhabenden Bauer leicht besser sein mag. Und wie die Bischöfe mußte die ganze vornehme gallische Welt einfacher werden. Hatte sie gehofft, daß Klodwig seine Consularkleidung nicht wieder ablegen, einen Hof nach kaiserlicher Weise einrichten und sich mit den Familien umgeben würde, welche dem römischen Senat Mitglieder gegeben hatten, so verschwanden diese Träume von Prunk und Höflingsglück und Rangsperre. Die Majestät des Königs beruhte nur auf dem inneren Charakter, die vorderste Stelle in Arbeit und Gefahr war seine Fürstenstelle, er übrigens in seinem Schlafpelz oder Kittel von dem gemeinen Franken nicht zu unterscheiden. Auch ist nicht die geringste Spur vorhanden, daß er neue Hofämter stiftete; wir finden sie später so, wie sie auf einem größeren Landgute für Küche, Keller, Stall und Geldkasten sich finden *), nur daß Schrei-

*) Truchseß, Mundschenk, Marschall, Kämmerer. Die lateinischen Benennungen dürfen nicht verführen, die Umgebung eines fränkischen Königs für eine Nachbildung des kaiserlich griechischen Hofstaates zu halten. Einfach, wie sie und wie das fränkische Hauswesen war, konnte sie so wenig wie dieses dem kaiserlichen Hofe, seinen theils asiatischen, theils römischen Würdenträgern nachgebildet sein. Die römischen Feierlichkeiten am fränkischen Hofe wa-

der und Hausgeistliche hinzukommen. Wenn Klodwig so einfach war, wer hätte wol unter ihm zu prunken, oder römisch vornehm zu thun gewagt, da er scharf sah und schnell mit der Mordaxt strafte, wenn er zürnte. Wer aber rüstig und tüchtig mit ihm schlug und zechte, deß Glück war bald und mit königlicher Freigebigkeit gemacht. So trieb denn Furcht und Hoffnung die vornehme gallische Welt, sich zu germanisiren, in Tracht und in Sitten den Franken sich zu nähern. Sie hatte nun, was sie gewünscht, ein Königthum, aber nicht, wie sie es gewünscht. Sie war zu seiner Gründung in Klodwig's Hand ein Werkzeug, aber nicht Theilnehmer gewesen. Dieses Königthum hatte von allen den Künsten nichts nöthig, welche ihr Kaiserthum bedurft hatte: keine Steuern für eine ungeheure Hofverschwendung und Behördenkette, kein künstlich zusammengesetztes Verwaltungsgetriebe, kein gelehrtes Gerichtsverfahren und keine Vielschreiberei. Das Königthum erforderte sehr viel von einer Seite: eine königliche Seele, jenen Sinn, worin Klotilde den Mördern ihrer Enkel sagte: „Laßt sie sterben, wenn Ihr sie nicht regieren lassen wollt"; im Uebrigen genügten einige tausend Dienstmannen mit Leihgütern und Zinsgefällen für dasselbe. Der König hielt über bedenkliche Händel Hofgericht, und Alles, was über die Begriffe der Franken ging, blieb auf sich beruhend; auch erkannte sein gleichartiger Enkel Theudebert auf eine Klage zwischen zwei Todfeinden nur, daß sie die Sache unter sich ausmachen sollten. Die Gauen und

---

ren kirchliche. In der Kirche nahm Klodwig die Consularkleidung, und von diesem Tage an, sagt Gregor von Tours, ward er Consul und Augustus genannt. Hat hiernach die Geistlichkeit die Feier besorgt und benutzt?

die Städte verwalteten sich selbst, so gut es gehen wollte. Bei königlichen Grafen hatten die Städte ihren Vorstand als Fürsprecher (defensor; gewöhnlich der Bischof), oder auch wol einen gallischen Grafen neben ihm. Doch beide verschmolzen bald, und die römischen Rang- und Standesordnungen verschwanden.

Klodwig lebte nach der Schlacht von Vouglé nur noch 5 Jahre und starb im 46. Jahre seines Alters, im 30. seiner Regierung zu Paris *). Er hinterließ vier Söhne, der älteste, Dieterich, ein Kind der Liebe, konnte volljährig sein, er verstand den Krieg und hatte schon einen Sohn; von den drei andern, Klotilde's Kindern: Chlodemir, Childebert und Klotar, war der älteste 17 Jahre alt. Unter den Brüdern störte die Eintracht zwischen den fränkischen, alemannischen, burgundischen und gothischen Dienstmannen die Ordnung nicht, noch wurde der Friede mit den alten Feinden Gondebald, Theoderich und Amalarich gebrochen. Klodwig schien noch zu leben, so ruhig blieb Alles. Die Völker bleiben es gern, wenn es ihnen nur vergönnt wird. Klotilde begab sich nach Tours. Die Brüder theilten die väterlichen Güter zu gleichen Theilen, doch so, daß Paris gemeinschaftliches Hoflager aller Franken, oder den königlichen Brüdern Anspruch an ihre Heeresfolge bleiben sollte. Das Königsrecht bestand in diesem Heerbannsrechte, und das Regieren darin, den Heerbann zu führen. Die Erbstücke der Könige lagen durcheinander, weil jeder seinen Theil an Weinbergen und Jagden, Gewerken und Gestüten empfing, die sich nicht, sowie

*) 27. Nov. 511. In der Apostelkirche, jetzt St. Geneviève, ist seine Gruft.

die ungefähr gleiche Zahl der Dienstmannen, durch bloßes Abkreisen scheiden ließen. Wie die Saat in der Frühlingssonne, so trieb die fränkische Bevölkerung in dem jungen Reiche auf; die zahlreichen Söhne von Klodwig's Genossen und Mannen übten die väterlichen Waffen und träumten nach den väterlichen Thaten von eigenen Kriegen und Siegen. Doch fallen in diese Zeit nur kleine Grenzfehden, und der Raubzug eines Seekönigs — Gregor nennt ihn einen dänischen König — an der Küste, in welchem jener im Beisein des vierzehnjährigen Theudebert, Sohn Königs Dieterich, geschlagen und getödtet ward; bis die jüngsten drei Könige, auf Anreiz ihrer Mutter Klotilde, den Heerban wider Burgund aufboten (524), und bis Hermanfried, ein thüringscher Herr, sich von seiner Frau, der Nichte des ostgothischen Königs Theoderich, verführen ließ, das Beispiel von Klodwig nachzuahmen, sowol im eigenen Hause als wider die Nachbarn. Dieterich und Klotar schlugen ihn an der Unstrut, er fiel durch Meuchelmord, und Thüringen an das Reich (528 —530), mit welchem die friesischen und sächsischen Landesgemeinden Eidgenossenschaften hielten. Solange König Theoderich lebte, waren die Franken den Gothen nicht gewachsen. Er wußte seine Leute zu wählen und zu behandeln. Er gab den Gothen in Gallien gute Heerführer und Kampfgelegenheit, den Galliern römisches Hofwesen und Verwaltungsgetriebe, auch ließ er sie von Freiheit und Freistaat oder auch dem Gottesreiche *) soviel sprechen als sie wollten. Das Ansehen der Gallier auf dem gothischen und burgundischen

*) Salvian de gubernatione dei war der beliebteste Schriftsteller, Aeltester zu Marseille, starb um d. J. 485.

Gebiete machte die Gallier auf dem fränkischen Gebiete misvergnügt, und Arcadius, Großenkel des Kaisers Avitus, versuchte noch ein Mal, in Auvergne sich unabhängig zu machen; auch ward es in Bretagne unruhig, als nach dem Tode Theoderich's (526) die fränkischen Kriege wider Burgunder und Gothen ausbrachen. Dieser Kampf endigte damit *), daß Burgund und die gothischen Lande in Frankreich, mit Ausnahme von Languedoc, welches zu Spanien gerechnet wurde, an das fränkische Reich kamen, und daß in Deutschland dessen Gebiet (Ostfranken) vom Main nach der Donau und in die Alpen sich verbreitete. Denn auch die baierschen und alemannischen Herzöge erscheinen unter seinem Heerbanner, oder seiner Hoheit, worüber die Verträge noch in den aufbewahrten Gesetzen erkenntlich sind, welche den Herzögen daheim volle Gewalt gewähren, die Geistlichen aber, die sie allmälig bekamen, bevorrechten. Die unruhigen Gallier traf die Schärfe des Schwertes leicht und schnell. Aber in das Königshaus war wiederum neue Blutschuld gekommen, der fränkische Dienstmann gehorchte nicht mehr wie sonst, und selbst das Thronfolgerecht mußte mit den Waffen vertheidigt werden. Der König Chlodemir war unter dem Schwerte der Burgunder gefallen, seine Söhne fielen unter den Dolchen ihrer Oheime Childebert und Klotar, der Erbschaft wegen. Selbst dem tapfern Dieterich begegnete es, daß seine Dienstmannen entweder mit ihm oder auch ohne ihn zum Kriege ziehen wollten. Und gegen ihn trat sogar Munderich mit Kronansprüchen auf.

*) Im J. 540 leistete Kaiser Justinian auf alle Ansprüche wegen Galliens zum Besten der Franken Verzicht.

Dieser Letztere wollte von königlichem Geschlechte sein, trug langes Haar, hatte Anhang und eine feste Burg, Vitry in der Champagne. Dieterich ließ hier sieben Tage vergeblich stürmen, die Franken weigerten sich, es länger zu thun, und Aregisel ging auf die Burg, beschwor am Altare des Königs Geleit und Vergleichserbieten und begab sich Hand in Hand mit Munderich auf den Weg. Während dessen lief das Volk zusammen, dem Aregisel zurief: „Was gafft Ihr, Munderich ist Euch bekannt genug!" Das ist ein Mordzeichen, wüthete Munderich, aber Du sollst den Lohn des Eidbruchs empfangen, Ihr mich nicht lebendig haben. Seine Lanze stürzte den Begleiter, sein Schwert eine Menge verkappter Königsmannen nieder, bis er in ihrer Mitte sank. Munderich's Gut ward Königsgut. Er scheint unter den gemeinen Franken (Gregor sagt: gens rustica) beliebt gewesen zu sein und auf seinen Gütern als Herzog nach germanischer Weise geschaltet zu haben. Dagegen hatte den aufrührerischen Auvergnern Sigwald den königlichen Herzog fühlen lassen. Dieterich tödtete ihn, seinen Anverwandten von mütterlicher Seite und besten Freund, man weiß nicht warum. Er that es, als er todtkrank und vielleicht von einem Anfalle von Wahnsinn ergriffen war, den Sigwald auch nach einer Kirchenplünderung in Auvergne gehabt haben soll. Bei so unmäßigen Zechern als den Franken müssen solche Zufälle nichts Seltenes gewesen sein, wenn sie in Weinlande kamen.

Die Zeichen, welche sich bisher kundgegeben haben, daß die junge, immer mehr anwachsende Nachkommenschaft der fränkischen Eroberer hervorbrechen und Verwirrung anrichten würde, gehen unter dem kühnen Theudebert, Dieterich's Sohne, in Erfüllung. Er war in dem

blühendsten Mannsalter, kaum dreißig Jahre alt. Die jungen Leute, denen es auf den väterlichen Sitzen zu eng wird, schließen sich an ihn, er an sie, und so wälzt sich ein Heereszug von wol 100,000 Mann unter seiner Anführung (539) nach Italien. Nur wenige Reiter sind um den König, alles Uebrige ist noch Fußvolk. Sie werden von beiden kriegführenden Theilen, dem ostgothischen Könige Vitiges und dem kaiserlich griechischen General Belisarius, als Hülfsmacht erwartet, aber sie schlagen sich mit dem einen und dem andern, wie es vorkommt, siegen, erobern, plündern, schwelgen sich großentheils zu Tode, und die Minderzahl kehrt heim, prunkend mit reicher Beute und erzählend von Heldenthaten. Franken und Alemannen wußten nun die Wege nach Italien auch ohne König zu finden und tummelten sich dort nach germanischer Weise wieder umher, bis Narses nach Bezwingung der Ostgothen über sie kam, und die Longobarden die Zugänge ihres neuen Reichs bewachten. Wenn Theudebert († 547) länger gelebt, und unter seinem unmündigen oder schwächlichen Sohne Theodebald die Alten nicht die Gewalt gehabt, und das junge Volk nicht von ihnen in Ordnung gehalten worden wäre, so würde vielleicht vor Constantinopel um den Besitz von Italien gestritten worden sein. Justinian fürchtete wenigstens, daß Theudebert vorhabe, die Donau herabzukommen. Auch läßt sich wol vermuthen, daß die Gallierin Deuteria von höheren Plänen geleitet wurde, als sie ihren Mann verließ, um die Geliebte Theudebert's zu werden, dessen Gemahlin sogleich nach des Vaters Tode verdrängte und, um Königin zu bleiben, die eigene Tochter erster Ehe ihrer Eifersucht aufgeopfert haben soll, indem sie ihr wilde Stiere vorspannen ließ, womit das

unglückliche Mädchen von der verduner Brücke herabstürzte. Theudebert hatte überdies zwei Gallier vom ausschweifendsten Ehrgeize, ihrem Unglück, um sich, welche die Staatskunst und den griechischen Hof kannten und wol der Idee fähig waren, aus Theudebert einen abendländischen Kaiser, und aus sich Consuln zu machen, wenn auch sein gallischer Kämmerer Parthenius *) nur Sinn für Geld und gute Bissen hatte. Letzterer entging dem traurigen Ende, gleich so vielen französischen Finanzministern, nicht. Er mußte, sogleich nach seines Herrn Tode, es mit dem Leben büßen, von den Franken Abgaben erhoben zu haben.

Nach Theodebald's Tode ward dessen Witwe, wie früher Chlodemir's Witwe, die Gemahlin Klotar's. Er hatte ihrer viele, und auch zwei Schwestern zugleich, wovon Gregor von Tours berichtet, doch nicht so, daß er im Tone der Nibelungen von Ueberwältigung, sondern nach altjüdischer Darstellungsweise von männlicher Gnade und weiblichem Gehorsame spricht. Nebst der Witwe bemächtigte sich Klotar auch der Lande Theodebald's; die Sachsen wollten aber mit ihm die Bündnisse nicht erneuern und schlugen seine Franken in der entscheidenden Schlacht, wozu diese ihn gezwungen hatten (555). Hierauf empörte sich sein Sohn Chramne in der Auvergne, verband sich mit seinem Oheime Childebert und mit den Bretagnern; aber der Oheim starb, die Dienstmannen Klotar's versprengten die Bretagner, fingen seinen

*) Er war mehr als zu germanisch: „beim Essen ungeheuer gefräßig, brauchte Aloe, um, was er zusichnahm, geschwind zu verdauen und desto schneller wieder zum Essen Lust zu haben, und ließ, ohne Achtung für die Anwesenden, die Leibesblähungen laut von sich gehen".

Sohn und verbrannten ihn mit Frau und Kindern nach des Vaters Willen, welcher gen Tours zum Grabe des heiligen Martin zog und um Vergebung seiner Sünden flehte. Er starb ein Jahr darauf (561), und funfzig Jahre nach seinem Vater, der letzte von dessen Söhnen, und aller Franken König.

Klotar's vier Söhne machten aus dem Reiche vier Erbtheile und loosten darum; sie theilten nicht nach Erbgütern, sondern nach Landmarken, die sich selbst gebildet hatten. So markte sich das Frankenland in engerem Sinne (Klodwig's Reich) ziemlich durch die Schelde in Austrasien (den östlichen Landstrich) und in Neustrien (den neuen Strich?) ab; die Erwerbungen seiner Söhne von den Burgundern und Gothen durch deren völkerschaftliche Verschiedenheit. Austrasien mit allen deutschen Landen und Eidgenossen fiel an Sigebert, der zu Metz das Hoflager nahm; Neustrien erhielt Chilperich mit dem Hoflager zu Soissons; Burgund Guntram, dessen Hoflager zu Chalons an der Marne war; Charibert empfing Paris mit den fernen gothischen Landen (Aquitanien) und einer Verbindungsstraße. Nach dem Tode des Letztern theilten die Brüder seine Lande mehr nach den Erbgütern als nach Abmarkungen und ließen Paris gemeinschaftliches Erbe bleiben, wohin keiner von ihnen ohne Wissen der andern gehen sollte. Die Stadt, worin noch das Größte klein, und das Schönste häßlich war, kam seitdem den übrigen Städten zuvor. Sie und die Umgegend war in langem Frieden aufgeblüht, das Hoflager hatte reichlichen Erwerb für Arbeitsfleiß und Geschicklichkeit dargeboten; die Fahrten zu ihm waren zugleich Marktfahrten, die großen Hoftage (Hochzeiten bei unsern Chronisten)

Markttage geworden, wozu Schiffe und Handelsleute über das Meer, namentlich aus Sachsen, kamen, und Friesland Schlachtvieh lieferte. Hier, als der Hauptstätte des ganzen Reichs, auf gemeinschaftlichem, also Frei-Gebiete, verbreitete sich nun unter den Einwohnern Wohlstand und Selbständigkeitsgefühl. Kunstreicher waren noch die burgundischen Städte. Die Volkskraft hatte aber nicht mehr, wie unter den Römern, in den Städten, sondern auf dem Lande ihren Sitz, wo die Germanen, von dem Vornehmsten bis zum Geringsten herab, das Erb- oder Dienstgut selbst pflügten und aberndteten und sich durch ihrer Hände Arbeit aus Bauern zu Edelleuten machten *). Es gab in unserm Sinne keine großen Güter. Bei den Herrenhöfen waren allerdings viele Zinsgefälle und Dienstleute, aber die Bewirthschaftung ausgedehnter Hofländereien noch unthunlich und zwecklos; die Aufführung der dazu nöthigen Gebäude, und die Anschaffung von Eisengeräthen würde zu schwierig und kostbar gewesen sein; man hätte Stallfütterung für das Zugvieh, das zur Arbeit von der Weide nur geholt wurde, Schafheerden, welche die Wölfe nicht aufkommen ließen, und eine Menge Knechte haben müssen und hätte für den Ernteertrag keinen Absatz gehabt, weil es große Städte in unserm Sinne gar nicht gab. Und welchem ungeheuern Verluste setzte man sich in den Fehden dadurch aus! Wie weit vortheilhafter war es, viele und zerstreute Herrenhöfe und Hörige zu haben! Ein solcher Haushalt war für noch so viele Söhne leicht errichtet und leicht hergestellt, und eben dadurch verzweigten sich die ger-

*) Hüllmann leitet das französische Wort Baro von dem deutschen Bauer mit vielen Belegen ab.

manischen Geschlechter so schnell über das Land. Seine alte Cultur half, und schneller als in den amerikanischen Wildnissen wuchs die Bevölkerung hier an. Sie ward jedoch durch die Pocken geschwächt, welche gleichzeitig mit Avaren und Longobarden in das Reich kamen. Von jenen befreite Sigebert seine deutschen Lande durch Geld, von diesen Mummolus, der Stathalter (Patricius, welches in das germanische Geschlechts- oder Gemeindeältester hinüberspielt) in Burgund; aber von dem Bürgerkriege befreite weder der Schauder vor Chramne's Untergange, noch Königsmord.

Die Könige fingen Liebeleien an, hatten mehre Frauen und noch mehr schöne Mädchen, Sigebert aber nahm die westgothische Königstochter Brunehilde zur Gemahlin. Ihre hohe Gestalt, das schöne Gesicht, die großen lebendigen Augen, der königliche Anstand, das einnehmende Wesen, das überlegte Betragen entzückten ihn und seine Franken. Sein Bruder Chilperich vermählte sich mit ihrer älteren Schwester Galswinthe, doch nahm er ihr bald wieder meuchelmörderisch die Krone und setzte sie der früheren Geliebten, Fredegunde, auf. Sie war klug und reizend wie Brunehilde, nicht freigebig wie diese, aber herablassender, sie wußte die Vertrauten so zu wählen und zu fesseln, daß sie das Gefährlichste, Entsetzlichste ihnen gebieten konnte, und ihr nachgesagt ward, sie versichere sich ihrer Ergebenheit durch Zaubertränke. Sie war edelmüthig; fromm, wenn sie liebte, schrecklich, wenn sie haßte, und dann ihr nichts heilig im Himmel und auf Erden. Seit sie Königin geworden, war tödtlicher Haß zwischen ihr und Brunehilde, Krieg zwischen ihren Männern; Chilperich's Land kam in Feindes Gewalt. Sigebert fiel (575) durch Fredegunde's Meuchelmörder, und Brune-

hilde mit ihren Töchtern gerieth in Gefangenschaft. Nur ihr unmündiger Sohn ward gerettet, in Austrasien als König erkannt, und für ihn und das königliche Haus ein Pfleger: Hausmeier (Major Domus), erwählt. Indessen zitterte Brunehilde zu Rouen vor Fredegunde's Rache, die Stadt füllte sich mit Bewaffneten, und Prinz Merovâus erschien aus Poitou, wo er der Bluträcher seines Bruders gewesen. Er, noch Jüngling, sah die schöne Königin bittend und weinend zu seinen Füßen, liebte sie und vermählte sich mit ihr auf der Stelle, unbekümmert um Vater und Stiefmutter. Auch nahm Chilperich die Neuvermählten bei sich auf, argwöhnte aber bald, daß sie um einen von Austrasien aus unternommenen Einfall wüßten, sandte Brunehilde dahin zurück und seinen Sohn ins Kloster. Der Prinz hatte jedoch einen treuen Freund, Gailen, von dem er befreit wurde. Da er sich aber nicht im Felde halten, noch in Burgund oder Austrasien Aufnahme finden konnte, ließ er sich selbst von Gailen umbringen, indem er zu demselben sprach: „Wir waren bisher ein Herz und eine Seele, leide nicht, daß ich meinen Feinden in die Hände falle, sondern tödte mich". Nachdem alle übrigen Stiefkinder Fredegunde's dahingestorben waren, wütheten unter ihren eigenen die Pocken. Vergeblich war die mütterlichste Sorgfalt, die heißesten Gebete und reichsten Stiftungsgelübde, vergeblich die Befreiung aller ihrer Gutsleute von Meierzinsen und Diensten, wovon die Grundbücher öffentlich verbrannt wurden.

Soviel auch Fredegunde auf Bestechungen verwandte, so reich blieb sie doch, und die Aussteuer ihrer Tochter, bestehend aus Geld und Schmuck, selbstgemachter Leinwand, Prachtkleidern aus Griechenland, fuhr, nebst dem Hofgesinde,

auf mehr als funfzig Wagen ab. Doch kam der Zug nicht in Spanien an, das Hofgesinde raubte und verlief sich mit einem Theile, da es vor Spanien Abscheu hatte, und einige mit Gewalt zur Reise gezwungen werden mußten, andere ihren Nachlaß in Frankreich den Kirchen vermacht hatten, welche ihn sogleich in Besitz nehmen sollten, wenn man in Spanien angekommen sein würde.

Man war noch zu Toulouse, als die Nachricht von Chilperich's Ermordung (584) ankam. Er hatte mit blutigen Strenge dem Aufkommen der Grundherrlichkeit gesteuert. Von Königen solcher Art pflegt die Geschichte des Mittelalters nicht zu sagen, daß sie beliebt gewesen, eher von denen, welche die Mächtigen schonen und mit der Menge nach Gelüst umgehen. Die Furcht verschaffte ihm Gehorsam, und er war schnell mit der Strafe des Verbrennens, wenn ein Ort seinen Willen nicht that, doch half bei Vielen und zu Vielem auch, daß seine Befehle sich unter liebenswürdigen Bitten der Königin verbargen, und einer schönen Königin zu allen Zeiten gern gedient wird. Er ließ eine Abgabe, wahrscheinlich den Heerschilling, welcher jetzt vorkommt, nach geordneter Beschreibung erheben. Er wollte selbst den Kirchenglauben seiner königlichen Gewalt unterwerfen und entwarf eine Verordnung über die Dreieinigkeitslehre, worüber er sich mit Gregor von Tours *) besprach, der uns dieses Gespräch, den ersten beurkundeten Aufblick des germanischen Selbstdenkens, hinterlassen hat. „Der König", schreibt Gregor, „ließ mich die Schrift lesen, worin es hieß, die Dreieinigkeit müsse nicht nach Personen unterschieden werden, sondern

*) Hist. de Fr. V, 45.

ohne Weiteres Gott heißen, und sagte dann: So will ich, daß Du und meine übrigen Kirchendiener glauben. — Du mußt vielmehr (entgegnete Gregor), frommer König, diese Glaubensgrillen aufgeben und dem folgen, was uns nach den Aposteln von andern Kirchenlehrern überliefert ist, von Hilarius, Eusebius. — In der That, fiel zürnend der König ein, Du bringst mich mit gewaltigen Männern zusammen. — Bedenke Dich wohl, Gott und seine Heiligen nicht zu beleidigen (hier folgen theologische Erörterungen). — Ich will darüber mit klügeren Leuten sprechen, sie werden meiner Meinung sein". (Er brachte den Bischof nicht lange darauf mit seinem Hofjuden zusammen.)

Die Verordnung unterblieb, aber eine andere über Buchstabenvermehrung *), ohne Zweifel zur Bezeichnung des deutschen oo, å, th und w und zur Uebereinstimmung im Schreiben deutscher Namen erging an alle Städte, damit so in den Schulen geschrieben, und danach in den Büchern (Urkunden) Abänderungen gemacht würden. Sogar in lateinischer Dichtung versuchte sich Chilperich, aber keine Zeile hatte das rechte Maß, und in den paar noch vorhandenen soll Fortunatus nachgeholfen haben.

Sein einziger Sohn, Klotar II., war noch nicht vier Monate alt. Der Oheim Guntram, der gute König von

*) Das lange deutsche o ging in u (Klodwig in Louis), das å in a, (Gewährsmann in Guarant), das th in l, das noch im Englischen beibehaltene the in le, das w in gu (Wilhelm in Guillaum) bei der Bildung des Französischen über. Da selbst die Namen der Merowingischen Könige in sehr verschiedener Schreibart aufbewahrt sind, so mußten die weniger bekannten fränkischen Namen bis zur Unkenntlichkeit in den Urkunden entstellt werden, und daraus große Verwirrung entstehen.

Burgund, nahm das Kind unter seine Vormundschaft, ließ ihm die Grafen und Bischöfe, und durch sie in den Stadt- und Landgauen, schwören und entfernte Fredegunde vom Hoflager, wo ein Hausmeier erwählt ward. Guntram sah sich während seines Aufenthalts in Neustrien vor, hatte immer Reisige um sich und sagte einst in der Kirche: „Versammelte Männer und Frauen, ich bitte Euch um Gottes Willen, bringt mich nicht, wie meine Brüder, um. Gönnt mir nur noch drei Jahre, um meine Vettern groß zu ziehen, damit Ihr nach meinem Tode nicht mit ihnen umkommt, denn Niemand von dem ganzen Königsgeschlecht ist mehr übrig, der Euch schützen könnte". Als hier Guntram tagte, erschienen Sendboten von Austrien auf der Versammlung, beglückwünschten ihn und forderten die Zurückgabe von einigen Landen, sowie die Auslieferung von Fredegunde an die Gerichtsstätte. Der König schmähte die Sendboten, wies die Landansprüche als bereits verglichen ab und verweigerte die Auslieferung von Fredegunde, weil ihr Sohn König sei, und er (der Vormund, der also das Gericht über sie führen müsse) die Beschuldigungen wider sie nicht für wahr halte. Es kamen auch die Erbansprüche von einem natürlichen Sohne Klotar's I. zur Sprache. Der König entgegnete: „Sein Vater hat nichts als eine Mühle zur Herrschaft gehabt, und gewiß ist es, daß sein Vater Wolle gekratzt hat". — „Da hat er ja zwei Väter gehabt", meinte ein Sendbote; „sieh Dich mit Deinen Reden vor, König, denn außer in geistlichen Dingen haben wir noch nicht sagen hören, daß Jemand zweier Väter Sohn sein könne". Man lachte, und es hieß weiter, das Mordbeil sei wol noch zur Hand, das die Brüder des Königs niedergehauen. Der König schrie

darauf Schimpf und Schande über die Boten, welche mit Mist beworfen wurden und einen jämmerlichen Abzug hatten. Guntram war ein leutseliger Herr, zürnte selten, aber dann heftig, seine Burgunder vermieden ihn zu reizen, hatten unter ihm guten Frieden zu Hause, die Uebermacht im Felde und wurden des Lebens froh. Er umgab sich mit rüstigen tüchtigen Leuten, gleichviel ob deutscher oder gallischer Abkunft, und hielt sie in Ordnung. Wer ein Amt und Gut hatte, blieb dabei, der Sohn in den Besitzungen des Vaters. So hört man nun auch schon von burgundischen Baronen sprechen. Guntram half dem jungen Könige Childebert von Austrasien die aufrührerischen Großen züchtigen und zügeln und schloß mit ihm einen Vertrag (28. Nov. 587), welchen wir noch besitzen und, einige Betheurungen abgerechnet, in unserer diplomatischen Form sehen: „Nachdem die erlauchtesten Herren und Könige, Guntram und Childebert, und die glorreichste Frau und Königin, Brunehilde, sich, von Zuneigung beseelt, zu Andlau im Namen Jesu Christi versammelt haben, um alles das mit reiflicher Ueberlegung zu ordnen, was unter ihnen Anstoß geben könnte, so haben sie mit Zurathen der Kirchen- und Landesvorsteher (sacerdotes et proceres: Bischöfe, Herzöge und Grafen) unter göttlicher Hülfe gesetzt, genehmigt und beschlossen, daß Friede und aufrichtige Freundschaft unter einander bewahrt werden soll, solange der allmächtige Gott sie auf dieser Welt lassen will“. Nun folgen mehrere scharf getrennte Bestimmungssätze über Gebietsüberlassungen, worunter ein Drittel von Paris mit den Hörigen und Feldmarken, und wobei Erbfolge zwischen den Königen bedungen wird; über Witthume der Königinnen, und über Vormundschaft; dann verpflichten sich die

Könige, daß nach dem Diensteide bei Klotar's I. Tode entschieden werden solle, zu welchem Lande ein Dienstmann gehöre, und daß der fremde an des andern Hoflager nicht geduldet werden solle; ferner daß alle Verleihungen fest gehalten werden sollen, welche von den Königen an die Kirchen und Getreuen gemacht worden, oder nach Recht unter Gottes Gnade noch gemacht werden mögen; und daß es den beiderseitigen Getreuen nicht zum Nachtheile gereichen solle, wenn sie Besitzthum nach Recht und Gesetz in dem andern Lande erlangen, sondern daß sie es dort erwerben und behalten dürfen; auch daß die Gerichte sie wegen Güter hören sollen, welche ihnen unter den minderjährigen Königen widerrechtlich entzogen sind; daß ein Jeder alles Besitzthums sicher sein solle, das er aus königlicher Milde bis zu Klotar I. Tode besessen, und daß das, was treue Dienstmannen davon verloren, ihnen wiedergegeben werden solle. Der Vertrag schließt mit der Gewähr, welche auf der angedrohten Strafe beruht, daß der alle Vortheile daraus verlieren solle, welcher ihn bricht, zum Vortheile dessen, welcher ihn hält, und unter der feierlichsten Eidesbekräftigung. Indessen ward er doch gebrochen, und wie der Umtriebe zwischen Brunehilde und Fredegunde, so war der Fehden zwischen den Dienstmannen kein Ende. Wie mächtig die Dienstmannen nun schon waren, beweist der andlauer Vertrag, worin sie sich im Eingange als Theilnehmer nennen und in seinem Verfolge die Hauptvortheile bedingen. Seit Klotar's Tode waren 26 Jahre verflossen, die damaligen Leihgüter also meist schon in der zweiten Hand; und nun wurden sie geradezu in dem Vertrage für Erbgüter erklärt. Sie mußten sich also größtentheils in den Familien erhalten haben, sonst

würde man sie nicht für erblich erklärt haben, und war jenes nicht der Fall, so gab man den entsetzten Familien ein Rückforderungsrecht, gleicht also wenigstens das Recht aus. Für die später verliehenen Güter sicherte man sich den lebenslänglichen Besitz. Wenn man die Erklärung nicht vermeiden konnte, wessen Königs Dienstmann eigentlich man war, so lag doch wieder in dem Rechte des Gutserwerbes in des andern Gebiete der Vorbehalt, diese Erklärung zu umgehen und nicht der treue Diener der Könige, sondern der Umstände zu sein. Man konnte dies desto gefahrloser, je häufiger die Burgen hergestellt wurden, mit deren Trümmern aus alter Zeit das Land übersät war. Das Dienstwesen und die königliche Gewalt löste sich auf, und es entstand grundherrliches Wesen und Adelsgewalt, besonders nach Guntram's Tode (593), welchem schnell Childebert II. (596) folgte, unter drei minderjährigen Königen, welche früh Wollüstlinge, aber nie Männer wurden, und unter drei Hausmeiern, welche Mannes genug waren, jeden Augenblick Könige zu werden. Doch hieben die Dienstmannen den burgundischen Hausmeier Protadius, einen Gallier, Brunehilde's Liebhaber, wie man sagt, nieder, als er wider ihren Willen Krieg anfangen wollte. Einer ihrer Großen, der Patricier Welf, vielleicht ein Ahne unserer Welfen, war wider den Krieg mit des Königs Bruder und der Feind des Hausmeiers gewesen. Brunehilde ließ es ihm mit dem Tode büßen.

Fredegunde ruhte in der königlichen Gruft, König Klotar II., ihr Sohn, war auf geringes Besitzthum herabgebracht, Brunehilde alterte und brauchte nur unter ihren Enkeln, den Königen von Burgund und Austrasien, Frieden zu halten,

um ihn dem ganzen Lande zu geben. Sie trieb auch in der That die Werke des Friedens und der Kunst mit jenem großartigen Sinne, womit sie sich zum Herrn der unbeugsamsten Männer ihres eisernen Zeitalters machte, und womit sie als Königin vor den Einsiedler (nachmals Bischof von Auxerre) trat, der sie, hinausgestoßen in den burgundischen Grenzwald, zu Fuß gehend und allein fand und rettete. Sie bahnte Wege über Sumpf und Berg, baute Brücken, sorgte für Obdach und Speisung der Reisenden in unwirthbaren Gegenden durch Klosteranlagen und Einsiedlerwohnungen. Den schottischen Brüdern, Männern, die aus den britischen Inseln, aus noch unbekanntem Anlaß, die Liebe zum einfachen, werkthätigen und zugleich wissenschaftlichen Leben auf das feste Land brachte, gewährte sie Schutz und Erlaubniß zur Niederlassung in der Wüste des Wasgaus bei den warmen Quellen eines zerstörten Ortes. Hier lehrte Columban und sein Genosse das Landvolk mehr ernten, Gott dafür danken, und sein Ruf als Gottesmann erscholl weit in die Lande. Sie ertrug seine Strafpredigten, seine Drohbriefe an den König über dessen Ausschweifungen; ertrug es sogar, daß er am Hofe seinen Eßtisch umwarf und die königlichen Kinder zurückstieß, die um seinen Segen baten. Als er aber seine Klöster unzugänglich machte und selbst vor dem Könige verschloß, mochte sie Argwohn fassen. Er mußte das Land verlassen, und es ist ausdrücklich bemerkt, daß man sich wol gehütet habe, ihn zum Märtyrer werden zu lassen. So rasch und freigebig sie für Columban's Stiftungen gewesen war, so handelte sie für alle andere, und um die Mittel zu frommen Zwecken brauchte sie nach dem Zeitgeiste nicht verlegen zu sein, wenn sie auch

sonst bedenklich gewesen wäre. Das Bauen scheint sie leidenschaftlich geliebt zu haben, dabei hatte sie alsbald und immerfort ihr Werk, und in seiner Schönheit den Lohn ihrer Arbeit, vor Augen. Römeranlagen, die sie vor sich hatte, nahm sie zum Muster. Daher mag manches Römerwerk ihr zugeschrieben werden, und das Volk das Andenken an sie und ihre Werke auf Fremdes übertragen haben. Noch nennt man in den Niederlanden eine Brunehildenstraße, bei Bourges ein Brunehildenschloß, bei Etampes einen Brunehildenthurm, bei Tournai einen Brunehildenstein, und bei Cahors eine Brunehildenfeste. Aber ihre Seele war an stürmische Bewegungen zu gewöhnt, um sich allein dem ruhigen behaglichen Gange der Schöpfungen des Friedens und der Kunst zu überlassen, und ihre Franken waren die Leute nicht, um ihn zu ertragen; so kam es denn zwischen ihren Enkeln zum Bruderkriege, und dahin, daß mit Klotar II. sich misvergnügte Austrasier, unter ihnen die Herzöge Arnulf und Pipin (die ersten Karolinger), verbanden und durch Einverständniß mit dem burgundischen Hausmeier Warnacher leichten Sieg hatten. Die achtzigjährige Königin Brunehilde floh auf das Schloß Orbe, an einer Schlucht des Jura über der tief im Grunde rauschenden Orbe, hoch und fest zwischen Felsen gelegen. Sie kam von Feinden zu Feinden, ward vor Klotar geführt, von ihm die Mörderin von zehn Königen gescholten, zum Gespött im Lager auf einem Kameel umhergeführt, mit den Haaren an den Schweif eines wilden Pferdes geflochten, und — das Thier rannte ins Weite.

Es huldigten Austrasien und Burgund dem Könige Klotar II. und ruhten nun mit Neustrien von langen Bürgerkriegen aus, worin die Bergvölker von den Alpen und Py-

maien auf sie herabdrängten (die Gascogne ward damals ein Freiland), die Niederbretagne kaum Schutzverwandtschaft hielt, die deutschen Hülfsscharen nach alter Weise bei Freund und Feind hausten, die Hörigen auf dem Lande großentheils in das Elend gallischer Leibeigenen zurücksanken, und die Juden in den Städten und an den Höfen durch ihren Wucher heimlich, aber desto verderblicher, plünderten. Es scheint fast schon Chilperich gemerkt zu haben, welchen Schaden die Letztern thaten; sie wurden gewaltsam getauft, also in Aufsicht und Zucht der Bischöfe gegeben. Unter den Burgundern, Austrasiern und Neustriern war in ihren Kriegen die Eifersucht und die Selbständigkeit des Adels zu groß geworden, um nächst dem König eine Verwaltung gemeinschaftlich zu haben. Es stand vielmehr jedes Land unter seinem besondern Hausmeier. In Burgund schwur Klotar, den Hausmeier Warnacher lebenslang bei seinem Amte, und alle freien Männer bei ihren Rechten zu lassen. Im Jahre darauf (615) berief er seine Getreuen, auch sämmtliche Bischöfe des Reichs (79 kamen) gen Paris, beschloß mit ihnen und verordnete (die Formel ist noch jetzt in dem „nous avons décrété et décrétons“ beibehalten): „In allen Landen des Reichs ist und bleibt Friede. Was der König und seine Vorfahren ihren Leuten und Getreuen gegeben haben mit Recht, das wird ihnen gewährt. Was irgend einem Erb- oder Dienstmanne während der Reichsverwaisung (interregnum nennen sie sehr zart den Bürgerkrieg) abhandengekommen, obgleich er seine Treue dem rechten Herrn hielt, das wird ihm unverkürzt wiedergegeben. Die neuen Gift und Gaben werden abgethan (ohne Zweifel der Heerschilling und die Lieferungen), es wird nur Zoll ent-

richtet, wie und wo es bei den alten Königen geschahe. Die Richter und Amtleute sollen aus demselben Lande sein, nach den Gesetzen, und auch Hörige nicht unverhört richten. Den Juden wird gegen die Christen kein Gericht (wegen Schuldforderungen) gehalten, und die Christen sollen an dem Wuchergewinne der Juden nicht theilnehmen. Die Geistlichen werden um bürgerlicher und peinlicher Sachen willen nach den Gesetzen, doch nicht ohne ihres Gleichen, gerichtet. Niemand darf ihnen wider ihren Bischof Vorschub leisten. Die Bischöfe werden von ihrer Geistlichkeit und dem Volke gewählt und, auf des Königs Geheiß, von dem Erzbischof in Gegenwart seiner übrigen Bischöfe eingeweiht".

Die Großen betrachteten sich nun in ihren Aemtern und Dienstgütern erblich, und selbst das Amt des Hausmeiers erklärten sie bald darauf zu Bonneuil (620) für erblich. Die mächtigen fränkischen Familien nahmen auch die bischöflichen Stühle in der Nachbarschaft ihrer Güter ein; so ward der schon genannte Arnulf und nach ihm sein Sohn Bischof von Metz, sein Bruder Pipin der Hausmeier bei König Dagobert, dem sein Vater Klotar Austrasien abtrat (622). Der Sohn des burgundischen Hausmeiers Warnacher ging noch weiter in dem Bestreben, die Güter zusammenzuhalten, welche sein Vater besessen hatte: er heirathete seine Stiefmutter. Klotar brauchte Gewalt, um diesem Aergerniß und zugleich der Macht Jenes zu steuern, und bot die Dienstmannen wider ihn, unter seinem nächsten Anverwandten, Warnacher's Eidam, auf. Dagobert wirkte ihm Verzeihung bei Klotar aus, unter der Bedingung, daß die Ehe aufgelöst, und von ihm Treue geschworen würde. Es geschah, doch tödtete man ihn bald darauf und wollte

nun in Burgund keinen Hausmeier wieder haben, sondern jeder Gebietende, die Bischöfe und der Adel, unmittelbar unter dem Könige stehen. Klotar ließ es geschehen, er hatte von seiner Mutter Fredegunde gelernt, den König geltend zu machen, und er that es, wie wir eben gesehen, mit dem Schwert, aber mit Maß, denn den täglichen Hausbedarf Jener: Dolch und Gift, findet man bei ihm nicht. Er kannte das Unglück und den Krieg und verstand Dinge und Menschen zu behandeln, auch übte er mit männlicher Kraft den Beruf der Könige, wenn es sein mußte, hatte aber keine Freude daran, sondern liebte die Häuslichkeit. Seine Jagdlust ward zum Segen des Landes, welches er von Bären, Wölfen und Hochwildbret säuberte. Von ihm erhielt wahrscheinlich das Jagdwesen die erste Ordnung, wovon sich auch Spuren in den geschriebenen Gesetzen finden. Geschlossene Jagdgehege (Forsten) und darüber Aufsicht führende Förster hatte man schon früher; aber Falken, zahme Lockhirsche, besondere Hunde zur Bären- und zur Wolfsjagd lassen nun auf Jägermeistereien schließen. Das Landvolk, in Ruhe vor Raubthieren und Reisigen, erholte sich. Der Adel baute sein Feld und half Kirchen und Klöster stiften für eigenes Seelenheil und der Kinder Versorgung. Es ist uns aufbewahrt, daß Marius, ein burgundischer Edelmann und guter Handwerker in kirchlichem Geräth, durch einen Kirchenbau der Stadt Peterlingen ihre Entstehung gegeben und eine Chronik geschrieben hat, und daß Wandergisil bei Ursicin's Einsiedelei Gleiches that, da er nicht mehr am Hofe, sondern durch Verachtung der Welt groß werden wollte. Die erzbischöflichen und bischöflichen Sitze bildeten sich zu festen Marktstätten und nahmen Hand-

werke auf, welche in hoher Achtung standen, so daß ein Zimmermeister sich einst dem Bischofe gleichstellte, und die Bischöfe selbst ihre Ehre in geschickter Handwerksarbeit suchten. Eine Theilung der Arbeit und ein Stadtvolk, wie wir es jetzt haben, und sogenannte productive und unproductive Stände gab es nicht. Der Arbeitsberuf in Gottes und des Königs Dienste war Allen gemeinschaftlich, und Jedermann entweder Hausherr oder Knecht. Die Hausherren, welche auch in den Städten zugleich Landwirthe waren, machten hier eine Grafschaft für sich aus; auf dem Lande zuerst die Ortsgemeinden, die Hunderte, nicht gerade nach hundert Höfen und Arimännern (Erbleuten), sondern wie es die Ortsgelegenheit mitsichbrachte; worauf nun die Ansiedelung um die Kirchen, die kirchliche Gemeindebildung Einfluß hatte. Landwirthschaft war noch das einzige Gewerbe, der Handel in den Händen der Juden, doch blieben zu Marseille einige Schiffe und etwas Verkehr mit Constantinopel, wohin man auch die Donau hinabging.

Klotar hatte seinem Sohne Dagobert die Schwester seiner zweiten Gemahlin zur Frau gegeben, um ihn mit seinem zweiten Sohne Charibert desto verträglicher zu machen. Aber Dagobert bemächtigte sich sogleich nach des Vaters Tode (628) aller Lande, bis auf Aquitanien, welches Charibert II. als Königreich erhielt, doch nicht an seinen Sohn brachte. Sodann durchzog er seine Lande.

„Er kam“, so erzählt Fredegard, wahrscheinlich ein Burgunder, „nach Burgund, hielt strenges Gericht über die Bischöfe, die Machthaber und die ganze Dienstmannschaft des Königreichs, und man lobte ihn sehr. Es war der Zeit eine große Freude unter den Geringeren, weil er

ihnen Recht sprach. Zu Langres richtete er zwischen den königlichen Gutsleuten, den armen wie den hochansehnlichen, mit solcher Gerechtigkeit, daß er in Allem Gott wohlgefällig dünken mußte, denn er nahm keine Geschenke, machte keinen Unterschied und ließ nur die Gerechtigkeit walten, wie es der Höchste liebt. Sodann zog er des Weges nach Dijon und St. Jean de Laune, wo er einige Tage rastete, nach seinem festen Willen, überall im Königreiche Gericht zu hegen, wie es sein muß. Bei diesem heilsamen Vorhaben kam der Schlaf nicht in seine Augen, und nahm er kaum Speise zu sich, um Jedermann recht zu thun und ihn zufrieden zu entlassen. An dem Tage seiner Abreise nach Chalons ging er noch in der Morgendämmerung zum Bade und ließ um gleiche Zeit Brodulf, seines Bruders Oheim (und wahrscheinlich dessen Sendboten; übrigens war Jener auch sein Schwager) tödten. Die Herzöge Amalgar und Arnebert und der Patricier Willibald waren die Blutrichter. Zu Chalons setzte er gleichfalls seine Gerechtigkeitsliebe ins Werk. Hierauf begab er sich durch die Städte Autun, Auxerre, Sens nach Paris. Er ließ die Königin Gomatrude auf Schloß Reuilly, wo er mit ihr vermählt worden, und erhob ihre Zofe Nantechilde zur Königin. Bis jetzt und solange er König gewesen war, hatte er besonders auf den Rath des heiligen Bischofs Arnulf von Metz und des Hausmeiers Pipin gehört und Austrasien so glücklich verwaltet, daß Jedermann ihn pries. Zugleich machte er sich durch seine Rüstigkeit so furchtbar, daß alle Völkerschaften in der Nachbarschaft der Slawen (in Böhmen) und Avaren (in Ungarn) sich zu ihm hielten und darauf harrten, daß er von ihren Grenzmarken aus die Slawen und Avaren und alle Lande

bis zu den Orten, welche der öffentlichen Hand (dem griechischen Kaiserstaate) gehören, unterwerfen würde. Nach dem Rücktritte des heiligen Arnulf (in ein selbstgestiftetes Kloster des Wasgaues) ließ Dagobert sich fortdauernd von seinem Hausmeier Pipin und dem Bischofe Chunibert von Cöln rathen. — Aber im achten Jahre seiner Gewalt, als er in königlicher Pracht Umzug (Landgericht) durch Austrasien hielt, nahm er eine junge Dirne, Namens Ragnetrude in sein Bett und hatte selbiges Jahr einen Sohn, Sigebert, von ihr. Sodann ging er nach Neustrien, wo ihn die väterliche Hofburg so anzog, daß er dort zu bleiben beschloß. Hier wich alle Gerechtigkeit von ihm, die ihm früher so theuer gewesen war, und er legte sich allein auf das Sammlen von Schätzen, nahm den Kirchen und den Dienstmannen Güter und scharrte mit unersättlicher Gier zusammen. Zugleich überließ er sich ohne Maß seinem Gelüste, hatte drei Gemahlinnen und eine Unzahl Liebschaften".

Fredegard meint es ehrlich und fromm, sucht aber rednerisch zu sein, und dadurch wird das schroffe Zusammenstellen der Gegensätze in dieser Schilderung noch verdächtiger als eine so plötzliche Gemüthsverwandlung schon an sich ist. Er mildert indessen selbst wieder und sagt, Dagobert habe Bedürftigen gern und gut geholfen und würde sich den Himmel verdient haben, wenn seine Habsucht nicht die Wohlthätigkeit unterdrückt hätte. Dies geschah aber wenigstens nicht hinsichtlich seines lieben St. Denis, dem er noch auf dem Todtenbette Schenkungen machte, mit dem an seine Nachfolger gerichteten Verbot, ihm je etwas wiederzunehmen *).

*) Solche Verbote wurden gebräuchlich und durch Verfluchungen der Uebertreter verstärkt.

Er hatte ihm Güter, Zins- und Geldgefälle in allen seinen Landen verliehen, und die Kirche dort auf das Herrlichste geschmückt. Die Gräber der Heiligen glänzten von Gold und Edelsteinen, der über ihnen errichtete Hochaltar von Marmor war mit Silber ausgelegt. Die Erleuchtung der Kirche kostete jährlich 100 Goldstücke, welche auf die Zölle von Marseille angewiesen waren, und mit welchen 6 Fuder Baumöl bezahlt wurden, die von dort abgabenfrei ankamen. Hinter dem Hochaltar hing ein goldenes Kreuz, vortrefflich gearbeitet und mit den kostbarsten Steinen besetzt. An den Fenstern und den Säulen bis hinauf zu den Bogen prangten Gold- und Perlenstickereien, und überall in der Kirche die reichsten Zierathen. Die Arbeiten in Gold und Silber und die Vergoldungen waren das Werk des Bischofs Eligius.

Unter Dagobert fängt auch die Hofpracht an. Er saß in der Versammlung seines Adels auf vergoldetem Königsstuhle, wenn er hörte, wie es mit Land und Leuten gehalten werde, und befahl, wie es gehalten werden solle, oder wenn er den lombardischen und westgothischen Sendboten Bescheid gab, welcher mehrmals die dortigen innern Angelegenheiten betraf und befolgt ward. In dem eigenen Lande hatte er aber solchen Gehorsam, daß er als Verbesserer der geschriebenen Gesetze genannt wird.

Die Slawen, welche einen Handelszug an der Donau geplündert hatten, wurden deßhalb dort und bis zur Elbe hinauf angefallen, siegten aber hier. Nun versammelte Dagobert ein Heer aus allen seinen Landen bei Mainz, dem gelegensten und seitdem gewöhnlichsten Sammelplatze zum Kriegszuge nach Deutschland. Es mochten sich aber die Sachsen mehr vor den Franken als den Slawen fürchten

und trugen daher durch Sendboten vor, man wolle sich lieber allein mit den Slawen schlagen als 500 Kühe liefern. So unterblieb der Zug, der in dem verwüsteten Thüringen und unbekannten böhmischen Gebirge das gefährlichste Wagstück gewesen wäre.

Die Austrasier waren überdies auch misvergnügt, daß das Hoflager nicht mehr bei ihnen war, und ihr Hausmeier sich bei dem König aufhalten mußte. Sie wurden jedoch dadurch beruhigt, daß der dreijährige Sigebert als König zu ihnen kam. Neustrien und Burgund (Westfranken) bestimmte Dagobert mit genauer Abmarkung für seinen zweiten Sohn Klodwig. Aquitanien war wieder vereinigt, Gascogne und Bretagne zum Frieden gebracht, als der König starb (638) und zu St. Denis beigesetzt wurde. Für seine Seele beteten fortan die dortigen Mönche. Ein Einsiedler am Krater von Stromboli sah sie von Teufeln in der Luft der Hölle zu fahren, aber von den heiligen Denis, Moritz und Martin befreit werden. Seinen Sohn Sigebert III. nahm der Hausmeier Pipin, und Klodwig II. der Hausmeier Aega in Pflege. Nach Aega's Tode erwählte Neustrien und Burgund seine besondern Hausmeier. Auch erwarb Grimoald, Pipin's Sohn, nicht ohne Blut die väterliche Gewalt; der Herzog von Thüringen entzog sich ihr. Die beiden Könige vermählten sich vor ihrer männlichen Reife, Klodwig mit einer Hörigen seines Hausmeiers, einer gekauften Sachsin aus England, welche viele ihrer Landsleute loskaufte. Beide Könige brachten ihr Leben kaum über zwanzig Jahre *), und Klodwig verfiel sogar in Blödsinn.

*) Sigebert starb um d. J. 650; Klodwig 654.

Das waren im fünften Gliede die Nachkommen jenes Klodwig, der ohne Glücksgunst, allein durch eigene Kraft sein Geschlecht auf den Thron erhob. Seine Söhne waren starke, harte Männer, aber in keinem offenbarte sich sein hochherziger Charakter. Wie er so unverwandt und ruhig seine Gelegenheit ersieht, Kraft und Gegenkraft ermißt, den rechten Augenblick mit aller Gewalt erfaßt, in seinem Bereiche seines Gleichen nicht duldet und im Freiheitstriebe zu dem gebundenen Vetter sagt: „Du mußtest lieber sterben als Dich binden lassen"; das Alles, seine Bewegungen in allen ihren Momenten, deuten auf seine Löwennatur. Aber Klodwig's Todesverachtung artete bei Chlodomir in Verwegenheit, seine Schwungkraft bei Dieterich in Eilfertigkeit, sein eiserner Wille bei Klotar in Grimm aus. Blutvergießungen und Blutschuld enden nicht. Klodwig war der Herr seiner starren Franken geworden, weil er Herr seiner selbst und sich des Gefühles dieser Selbstherrschaft bewußt war. Umgekehrt verloren seine Söhne das Gefühl der Selbstbeherrschung, eben weil sie die Herren über Andere waren; denn mag auch dieses Herrschergefühl zu guten und großen Thaten anleiten, so führt es doch nimmer zur vollkommenen Seelenentwickelung, indem es nicht zur Liebe des Idealen erhebt, sondern zur Genußliebe erniedrigt, da selbst die Ruhmliebe doch nur unter die Gattung der letztern gehört. Seine Enkel, Theudebert mit den kühnverwickelten Kriegsentwürfen, der gemüthige Guntram, der wissenschaftliche Chilperich, scheinen zwar über ihren Vätern zu stehen, aber auch sie sind hier weniger mächtig; Klodwig's eiserner Wille findet sich nicht mehr. Sein Großenkel Merovaus ist ein ritterlicher Jüngling, aber die meisten anderen schon weibisch und nur

ränkevoll. Klotar und sein Sohn Dagobert sind noch keine Schwächlinge; ihr Herrschergefühl hält und erhebt sie zur Thatkraft, wenn es gilt; aber in Jenem herrscht schon der Sinn für Ruhe und Gemächlichkeit vor, und Dieser giebt sich der Behaglichkeit und dem Prunkwesen hin. Seine Kinder verkommen in Wollust. Klodwig hat seinen Thron, aber nicht sein Geschlecht auf die Dauer gegründet. Seine Franken gründeten indessen bleibende Geschlechter, und die Geschichte spricht von den Erbleuten oder reichen Leuten, von ihrem Recht und ihrer Ehre, wenn sie auch ihre Geschlechtsfolge und ihre Namen noch nicht angiebt; denn sie vermag überhaupt leichter die rasche und offenbare Zerstörung eines Geschlechts als seine langsame und innere Entwickelung anzugeben. Nach aller Erfahrung gehen unter den günstigsten Umständen Jahrhunderte hin, ehe ein Geschlecht zu Erbgrundsätzen und zur Entwickelung der Ideen von Freiheit und Ordnung gelangt, wodurch es seine Fortdauer in dem gewöhnlichen Gange der Dinge sicherstellt.

Nach Dagobert's Tode war 114 Jahre lang bei den Merowingern der Name, bei den Hausmeiern alle Gewalt der Könige. Grimoald wagte schon Sigebert's Sohn Dagobert nach Britannien ins Kloster zu schicken und seinen eigenen Sohn zum Könige zu machen. Aber die mächtigen Familien wollten zwar einen ihrer Angehörigen zum Ersten unter Gleichen, zum Aeltesten (und darauf scheint auch die gewöhnliche Endigung der Namen in alt und old hinzuweisen, und z. B. Grimoald ein verkürztes Grimo der Alte zu sein), die kleinern Gutsbesitzer wol einen Richter zwischen sich und den Großen haben: doch eben darum keinesweges die Krone auf den Hausmeier bringen. Sie fingen

ihn mit seinem Sohne auf, und Beide starben im Gefängnisse. Dessenungeachtet kam sein Tochtersohn, Pipin von Heristall, Enkel des Bischofs Arnulf, wieder an das Hausmeieramt.

Inzwischen versuchte der westfränkische Hausmeier Ebroin die Macht der Sippschaften zu brechen und die Herzöge und Grafen so zu versetzen, daß sie nicht bei ihren Verwandten und Geburtslanden blieben. Die burgundischen Großen griffen zu den Waffen, sie konnten sich auf ihre Burgen und ihre Mannen in schwer zugänglichen Gebirgen und Wäldern verlassen, hatten den Bischof Leodegard oder Leger, die Namensverwandlung deutet schon auf Sprachvermischung) von Autun an ihrer Spitze, und durch ihn den Verwandten des Hauses Pipin auf ihrer Seite. Auch die Austrasier hielten es mit ihnen, und die neustrischen Großen erklärten sich gleichfalls für sie. So ward Ebroin von Leodegard und dem ostfränkischen Herzoge Wulfoald (Welf dem Alten, oder Fürsten in germanischem Sinne für diesen Zug) ohne Schwertstreich gefangen und ins Kloster geschickt, wohin bald darauf auch Leodegard ihm folgen mußte. Dieser ward in der Rückwirkung wider die Großen gestürzt, wobei ein anderer Bischof, St. Prix von Clermont, den ersten Stoß gab, Hektor, Patricius zu Marseille, getödtet, und ein anderer vornehmer Franke öffentlich ausgepeitscht wurde. Ueber diese Schmach ergrimmten die Franken, hielten eine Landesgemeinde, zogen unter ihren Aeltermännern (majores natu) hin zum Hoflager und würgten den König und seine schwangere Gemahlin.

Hiernach erwarb sich der junge Pipin von Heristall in Ostfranken Ansehen und Vertrauen. Er hatte dort reiche

Erbgüter um Lüttich, Jülich und Messin; die Bewohner der Ardennen, des Wasgaus und am Rhein hielten unter ihm ihre Gemeinden. Die Geistlichen vom Stuhle zu Metz ehrten in ihm den Enkel und Neffen von zwei Bischöfen ihrer Wahl und nun heiligen Andenkens. Er hatte Eidgenossenschaft mit den deutschen Landesgemeinden am rechten Rheinufer.

Hier in Baiern, Schwaben und Thüringen waren die Erbherzöge desto unabhängiger von den Franken, je unruhiger diese unter sich waren. Höher hinauf nach dem Harz und den hessischen Gebirgen bildete sich eine große Eidgenossenschaft unter dem Namen der Sachsen zwischen dem Rhein und der Elbe und weiter, ohne Fürst und Adel, zum Kriegsbeizug und vielleicht auch zum geordneten Reihegang der Landesgemeinden und der damit verbundenen Markttage, worauf sich die Sage von zwölf adeligen Geschlechtern der Sachsen deuten läßt, wenn man nach Hüllmann's „Untersuchungen über das Staatsrecht des Alterthums" darunter zwölf Vorstände von ebensovielen Völkerschaften versteht, von welchen jede einen Monat im Jahre die Obmannschaft und die Landesgemeinde hält.

Die ostfränkischen Großen hatten bei ihrer Machterweiterung einen Vortheil über die Neustrier durch ihre Nachbarschaft mit den Deutschen, von denen sie soviele Dienstmannen ziehen konnten als sie wollten, und bei denen sie leicht im Unglück eine Freistätte fanden. Auch war in Ostfranken weit weniger Spur vom Römischen, und Alles weit mehr deutsch als in Westfranken. So ließ man den Königsthron in Ostfranken unbesetzt, nachdem man Dagobert herabgestoßen hatte, der besser Mönch in Irland geblieben

wäre. Man nannte nun Pipin, welcher wider Dagobert vorangewesen war, den Herzog und wählte ihn zum Heerfürsten, als vertriebene Neustrier zum Kriege wider ihre Landsleute anreizten. Bei Testry war die Schlacht (687), in welcher sich der Sieg für Pipin entschied. Unter ihm, als dem Hausmeier, standen darauf die Leute, die Güter, die Gerichte des Königs. An seine Waffengenossen und Anhänger kamen die Aemter und Dienstgüter; sie trieben es, ein jeder in seinem Bereiche, wie Pipin selbst in seinem Herzogthum. An dem Hoflager, von dem Könige, der nichts mehr zu geben hatte, war auch nichts mehr zu gewinnen. Es war dort nur das Hofgesinde sowie bei jedem Großen. Pipin selbst lebte nicht dort, sondern zu Cöln. Aber alljährlich im März erschien er mit den geistlichen und weltlichen Landesbeamten vor dem Könige, welcher den Landfrieden und Recht und Ordnung gebot, in den Gütern und Würden bestätigte, auch im Falle des Kriegszuges Ort und Tag ansagte und sich dann entfernte, worauf Pipin weiter Tagsatzung hielt. Dieser verschwägerte sich mit den mächtigsten westfränkischen Familien durch die Verheirathung seines Sohnes mit der Witwe des dortigen Hausmeiers, gab dieses Amt aber einem andern Sohne und machte sie alle mächtig an Land und Leuten. Die Gascogner, Bretagner, den unabhängigen aquitanischen Herrn zu Toulouse, die burgundischen Großen in der Provinz ließ er gewähren; aber die Grenznachbarn seiner Erbgüter, die Friesen, wollte er sich mit Gewalt und, als der Angriff gegen ihren Heerführer Radbode (Rathsbote) nicht völlig glückte, durch die Verheirathung seines Sohnes Grimoald mit dessen Tochter verbinden; auch verwickelte er sich mit den Schwaben in

einen Krieg, dessen Ende er nicht erlebte († 714). Als er sich todeskrank fühlte, berief er Grimoald zu sich, statt dessen aber die Nachricht von seiner Ermordung kam; und statt dem einzigen noch übrigen Sohne, dem kriegsgeübten Karl, nun die Hausmacht zu überlassen, gab er ihn zur Haft, und an Grimoald's sechsjährigen Sohn die Hausmeierstelle.

Nach Pipin's Tode brach sofort der alte Groll zwischen Ostfranken und Westfranken in Krieg aus. Jene befreiten Karl und siegten unter ihm über die Westfranken *) und Sachsen **) in schweren Blutarbeiten, worauf er mächtiger als sein Vater ward.

Es war die höchste Zeit für die Franken, zusammenzuhalten und unter einem siegreichen Heerführer zu sein. Denn schon hatten die Sarazenen Spanien bis auf seine unwirthbaren Gebirge erobert, die Pyrenäen überstiegen und sich bis an die Rhone ausgebreitet. Hier wurden sie zwar von den Herzögen und Wehren abgehalten, aber auf ihren arabischen Pferden flogen sie, wie auf Windes Flügeln, über die Lande der Garonne entlang und hin zur Loire und zu Bordeaux. Brennende Dörfer wiesen den Zügen die Wege. Die alten Leute mähten ihre sichelgleichen Säbel nieder, mit den jungen, den Knaben wie den Mädchen, trieben sie Wollust und Handel. Der Herzog von Aquitanien gab in seinem Schrecken die eigene Tochter, welche nach Bagdad in den Harem kam, um den Frieden hin und suchte darauf bei seinem Feinde Karl Rettung. Viele Städte unter-

---

*) Bei Viney, i. J. 717.
**) An der Weser, i. J. 718.

warfen sich zu Besatzung und Besteurung; manche Große wechselten den Glauben, und die Furcht vor den Teufeln ihrer Mönche mit der Hoffnung auf die Freuden in Muhammed's Paradiese. Weiter und weiter drang Verwirrung und Schrecken in die Frankenlande und jagte zur Flucht. Sie lagen zum Theil wüste. Bis in die hohen Alpen hinauf hatten die Schwaben gemordet, bis in das Herz von Frankreich hatten Radbode und die Sachsen Rache geübt; unter den Franken selbst waren wilde Fehden, Haß und Verfolgung, wie in der Pipin'schen Familie so im Allgemeinen, entbrannt, die Klöster zu Festen, die Kirchengüter Soldatengut geworden. Viele bischöfliche Stühle waren verwaist.

Karl hatte noch kein Jahr Frieden gehabt (und er hatte ihn überhaupt nur ein einziges Jahr), als das Heer der Sarazenen sich an der Loire ausbreitete, Poitiers umlagerte und Tours bedrohte. Auf einer Schlacht beruhte das Schicksal von ganz Frankreich. Allgemein ward daher die Rüstung, die Lombarden zu Hülfe gerufen. Karl zog nach Tours mit den festgeschlossenen Scharen seiner treuen Genossen, die an sovielen Kriegen und Siegen Theil genommen. Er scheint bis zum entscheidenden Augenblicke den erfahrnen Heerführer der Feinde, Emir Abdorrahman, getäuscht und vielleicht bis zum Uebergange über die Loire geheimes Einverständniß mit dem Herzoge von Aquitanien gehabt zu haben. Links durch Waldungen, rechts durch Gebirge vor Ueberflügelung der feindlichen Reiterei gedeckt, im Unglücksfalle der Rückzug nach der Loire und dem verschanzten Tours geschützt, ging er auf der Heerstraße nach Poitiers vor und durch auseinanderfliegende Wolken Araber dem Emir entgegen. Beide beobachteten und bewegten sich mehrere Tage, um einander

den Vortheil des Ortes und der Gelegenheit abzugewinnen (im October 732); vergeblich; Karl ließ die Stellung an Hügeln, Abdorrahman die Ebene sich nicht nehmen. Karl entwickelte seine Schlachtordnung in seinen Reihen und dichten Gliedern, thürmte auf den Flügeln die Lanzenträger und Hellebardiere und bewegte sie gleich einer wandernden Mauer vorwärts. Der Emir umwand sie plötzlich mit seinen Schaaren wie mit Schlangenwinden, schnellte dann plötzlich wieder fort, ließ niedermähen, was nicht mitkommen konnte, und lauschte, wo sich in dem Gemetzel die Reihen und die Glieder lösen möchten. Dorthin fuhr er wieder mit gedrängten unabsehbaren Zügen von Roß und Mann. Die Erde bebte, aber die fränkischen Lanzen wankten nicht in den starken Fäusten, die Streitäxte hieben Roß und Reiter zusammen, und frei und vorwärts würgte man sich. Aus den Flüchtlingen brach der Emir zwar mit neuen Sturmscharen hervor, doch fiel er selbst endlich. So war es Abend geworden; die Franken, erschöpft, sahen das feindliche Lager wie in voller Sicherheit dastehen und fürchteten mit dem neuen Tage neue Blutarbeit: aber die Sarazenen ließen das Lager stehen und zogen in der Stille davon. Auch gaben sie nach dieser Niederlage und in ihren innern Unruhen die Eroberung des Frankenlandes auf; und Karl ward durch seinen Sieg über sie der gefeierte Held in der gesammten Christenheit. Die Gemüther seiner Mannen hatte er längst, und nach dem ihm von ihnen gegebenen Beinamen, Martel, wird er noch jetzt genannt. Er liebte wie ein treuer Freund und belohnte als ein freigebiger König; so diente man ihm gern, und da er im Felde der Herr, im Felde aber immer und siegreich war, so gehorchte ihm Jeder. Wenn er in der Noth die Dienst-

mannen, und darunter mögen auch wol Heiden gewesen sein, auf Kirchengütern, unter dem Namen von Bittgütern, versorgt hatte, so machte er nun in den Zeiten des Glücks der Kirche auch wieder reiche Verleihungen; doch ist jenes Nehmen besser als dieses Geben in Andenken geblieben, und auf einer Kirchenversammlung darüber die Verdammung ausgesprochen worden. Der Papst sandte ihm aber Botschaften und trug ihm, unter Entsagung der Verbindung mit dem griechischen Kaiser und in Uebereinstimmung mit den Römern, das Patriciat (in der uns schon bekannten Bedeutung der Heerbannsführung und Beschirmung) an. Karl erwiederte die Botschaft, starb indeß vor ausgemachter Sache (741). Seine Güter und Macht vererbte er auf seine Söhne: in Ostfranken auf Karlmann, in Westfranken auf Pipin; der dritte, erst funfzehnjährige, Grifo sollte nur einige Grafschaften haben.

Die beiden Brüder hatten einen eidgenossenschaftlichen Krieg mit den Baiern, Schwaben, Sachsen und Aquitaniern zu bestehen. Karlmann hatte am Lech wider das Bundesheer einen harten Kampf, wie gegen tapfere Männer, und sein Sieg schien einer Niederlage gleich, weil die Geschlagenen über den Rhein drangen, als er sich gegen die Sachsen wandte. Doch nun kam Pipin aus dem gedemüthigten Aquitanien zu Hülfe; es ward Friede geboten und gegeben, und zu Kanstadt am Neckar Landesgemeinde und Gericht gehalten. Statt der Herzöge erscheinen nun fränkische Kammerboten. Karlmann hatte schon früher große Theilnahme an den Kirchensachen gezeigt und seine ostfränkische verwilderte Geistlichkeit in strenge Zucht und Ordnung genommen. Das Herrschen durch Metzeleien, die nur zu

neuen Metzeleien führten, das Richten nach einem Recht, das Unrecht war, das wilde, wüste Leben seiner fränkischen Dienstmannen ekelte ihn an: er gab die Welt auf, um eine andere zu finden, legte Güter und Macht in seines Bruders Hand und zog nach Rom zum heiligen Vater und zu den Benedictinermönchen auf Monte Cassino, um unermüdet in Gebet und Arbeit Gottes getreuer Dienstmann zu sein. Es ist nach des heiligen Benedict's Klosterordnung der Mönchsdienst ein Kriegsdienst Gottes; der Abt soll Rath nehmen, aber den Befehl blos nach eigner Ueberzeugung geben, der Gehorsam gegen ihn unbedingt sein; das lange Tagewerk der Mönche theilt sich zwischen Handarbeit und geistiger Beschäftigung: durch jene wird Alles geliefert, was das Kloster bedarf, und was ihm nach Zeit und Umständen auch zum Handel nützlich ist; den Kindern wird die Aufnahme, den Reisenden die Herberge bewilligt, allgemeine Menschenachtung zur Pflicht gemacht *); die Sittenlehre ist edel und werkthätig, alle Gelegenheit zur Unzucht ängstlich vermieden; übrigens soll nicht nach dem Buchstaben, sondern nach Geist und Zweck der Klosterordnung verfahren werden. Diese Ordnung hatte Karlmann schon i. J. 742 allen ihm unterworfenen Klöstern als Gesetz vorgeschrieben, und als er mit einer päpstlichen Botschaft nach Frankreich zurückkam, nahmen auch seine Söhne das Klostergewand. Eine Seelenerhebung zur Andacht und eine werkthätige Frömmigkeit wie bei Karlmann zeigte sich in vielen fränkischen Familien. Wir mit unserer schulgerechten Bildung, mit dem helleren Bewußtsein und matterem Gefühle haben Mühe,

*) Stella Benedictina; IV, 8. Honorare omnes homines.

uns in die phantasievollen Gefühlsstürme, die gottahnende Sehnsucht, in die Liebe und die Begeisterung jener lebenskräftigsten und seelenvollsten Männer und Frauen hineinzudenken.

Nun erscheinen auch wissenschaftliche Männer germanischer Abkunft in aufsteigender Reihefolge. Der Angelsachse Winfried (Bonifacius), der Freund von Karl Martel, der Rathgeber seiner beiden Söhne, mag den Zug eröffnen. Er gründete die deutsche Kirche mit und zur Hülfe der fränkischen Hoheit. Er trieb bei den Friesen, Thüringern und Schwaben das Bekehrungswerk, in Güte und mit Gewalt, und errichtete in Baiern Kirchenzucht und Ordnung, auch fast schon das Amt eines Ketzermeisters übend. Er ward Erzbischof zu Mainz und ernannte kraft päpstlicher Vollmacht die Bischöfe in Deutschland, von denen einer, Bischof Burchhard von Würzburg, sich nach Rom begab, als Pipin's Erhebung auf den fränkischen Thron im Werke war. Auch als Erzbischof blieb er bei der harten Lebensart, an die er sich als Mönch gewöhnt hatte, und hielt die fränkische Geistlichkeit mit Pipin's Beistand in strenger Zucht, dem er auch wol rathen mochte, dem wüsten Leben des unbändigen jungen Adels zu steuern. Ebendazu mahnte ohne Zweifel Graf Hildebrand, der treue Feldoberst bei Karl Martel und seinem Sohne, welcher, zugleich ein Freund der Geschichte, Fredegard's Chronik fortsetzen ließ. Man hatte Ruhe im Innern und konnte also auf Ordnung denken, aber ohne Krieg ließ der Feldhauptmann und der Dienstzwang sich nicht geltend machen, konnte den Frevlern die Stellung vor ein Gericht, aus Männern ihres Gleichen bestehend, und der Anruf an den Schattenkönig, also die Ungestraftheit, nicht verweigert werden. Um Ordnung zu haben, durfte es

keinen Schattenkönig geben, sondern es mußte die königliche Gewalt, welche die Großen auf dem Märzfelde und daheim noch zu sehr mit Pipin theilten, wieder vereinigt werden. Viele zogen aber die Freiheit der Ordnung vor, doch waren sie der Macht des Pipin'schen Hauses nicht gewachsen, und so schlossen sie sich, wie es in solchen Fällen immer geschieht, an einen Angehörigen desselben, an den Bruder Grifo, an. Sie brachen mit ihm von dem Märzfelde zu Düren auf, wo Verordnung über die Hegung der Königsgerichte geschah, und gingen über den Rhein. Pipin folgte schnell mit der Mannschaft, die er eilig zusammenraffen konnte, siegte, konnte aber doch einen eidgenossenschaftlichen Krieg mit den Sachsen, Schwaben und Baiern nicht vermeiden. Auch scheint Grifo's Anhang zugleich in Frankreich so mächtig gewesen zu sein, daß Pipin Frieden machte und sich mit seinem Bruder aussöhnte. Darauf ruhte zwei Jahre der Krieg; Pipin und Bonifacius waren in Frankreich beschäftigt, und zu Rom zog, wie Eginhard erzählt, der Bischof Burchhard den Papst zu Rath über die Könige, die damals in Frankreich waren und nur den Namen von Königen hatten, ohne alle königliche Gewalt. Der Papst antwortete, daß es am besten sei, wenn derjenige König sei, welcher seine Gewalt habe; und so geschah es kraft des päpstlichen Ansehens und Gutachtens, daß Pipin — ein kleiner, doch selbst unter seinen Franken starker Mann von großer Seele — König ward. Hätte gleiche Gesinnungen der letzte Merowingische König Childerich III. besessen, so würde er König geblieben und nicht mit seinem Sohne ins Kloster gekommen sein. Es lag nicht an den Umständen, sondern an ihm, daß es so kam. Auch hat sich überhaupt seit Dago=

hat kein Merowinger zu erheben versucht. Pipin berief nach Soissons, auf das Merowingische Stammgebiet, die Großen geistlichen und weltlichen Standes, ließ ihnen die Meinung des Papstes eröffnen und sich als den erwählten König aller Franken, unter dem Gebete der Bischöfe und unter Zusicherung der Ergebung von Seiten der Fürsten, von dem heiligen Bonifacius salben und krönen (752).

B.

Die Karolinger.

Von 752 bis 987.

Der neue König bezahlte unverzüglich der Kirche die Schuld, von ihr seine Heiligung in den Augen aller Gläubigen empfangen zu haben. An ihrer Spitze stand Bonifacius, und seines Winkes waren die Mönche durch ganz Frankreich gewärtig. Die Anzahl der Letzteren stieg in manchem Kloster schon über 500; auch hielten sie zusammen und konnten, bei ihrer Achtung unter Großen und Niedern, von einem Manne wie Bonifacius geleitet, seine Freunde leicht in Ruf und Liebe, seine Feinde in Verachtung und Haß bringen. Mit ihrem Aufkommen beginnt das Aufkommen einer künstlichen öffentlichen Meinung; und dadurch scheint sich zu erklären, daß Bonifacius vor Pipin's Thronerhebung schon

Erzbischöfe in Frankreich ernennen und das Ansehen und die Gewalt des Papstes, als dessen Bevollmächtigter, so plötzlich und so hoch emporbringen konnte. Der Mönchsgehorsam unterstützte nun die altbegründete bischöfliche Gewalt über die Pfarrer und die gesammte niedere Geistlichkeit, aber schadete ihr wiederum in ihrem Verhältnisse zu dem Papste. Doch erkennen sich diese Grundzüge nur mühsam in der wilden Verwirrung, worin mächtige Laien sich selbst zu Bischöfen machten, Verbrecher aller Art sich in das geistliche Gewand versteckten, wandernde Priester und Bischöfe zugleich Kirchenverrichtungen und Straßenraub trieben, wie es vor Kurzem Artemi noch von Armenien berichtet. Um diesem Unwesen zu steuern, berief Pipin sogleich nach seiner Krönung eine Kirchenversammlung zu Vermerie; zugleich ward aber wegen Rückforderung entfremdeten Kirchengutes, wegen der Wirkung des Kirchenbannes in gleicher Weise mit der Aechtung, und wegen der Ausdehnung der Kirchengewalt über Unzuchtsvergehen Verordnung gegeben. Wer mit seiner Schwester und Mutter Blutschande begeht, wird enterbt, und der Ehebrecher mit Schwiegertochter oder Schwiegermutter geschieden, doch darf der unschuldige Theil wieder heirathen. Solche Verbrechen mögen unter den ärmeren Leuten häufig gewesen sein, welche an einem Orte beisammen und noch nackt schliefen. (Auf den Herrenhöfen hatten die Frauen ihr besonderes Haus.) Die Verordnung darüber kann wol durch Mönchsaufsicht veranlaßt worden sein, da sie die kirchliche Gerichtsbarkeit über die Franken beförderte. Die Gesetzgebung ward nun national und hat in ihren Ueberlieferungen auf uns vielleicht noch mehr kirchliche Farbe als sie damals hatte, weil die Aufzeichnungen und Ueber-

lieferungen von Geistlichen gemacht sind. Man verfaßte auf den Kirchenversammlungen weltliche Satzungen, und auf dem (nicht mehr März=, sondern) Maifelde Kirchensatzungen, weil der König und seine Gewalt in und über beiden war, die Bischöfe nicht mehr in der Trennung, sondern in der Gemeinschaft Nutzen fanden und an der Seite ihres gesalbten Königs Pipin und der geheiligten Krone der Karolinger als die Aeltesten, die Ersten, des Reichs und nicht blos, wie sonst unter dem Schilde Klodwig's und der Merowinger, als die Fürsprecher eines besiegten oder schutzverwandten Volkes standen. Der neue König war durch sie und ihre Mönche bei dem Volke, d. h. den minderbegüterten fränkischen Familien, mächtig und geheiligt, und um es zu bleiben, mußte er sie in Ehren, dagegen aber die mächtigen Familien nieder halten. Diese wurden nun von Seiten des Throns und der Kirche in ihrer Machtvergrößerung beschränkt: die Herzogthümer verschwanden, und die Grafen traten unmittelbar unter den König. Der damalige Mönchsgeist hielt ein frommes werkthätiges Leben allein für das wahre gottgefällige Leben, und auf Geburtshoheit so wenig, daß nach der Sage Karlmann sich auf Monte Cassino den niedrigsten Arbeiten und, bei Fehlern, der Züchtigung in Demuth hingegeben haben soll. (Bekanntlich vollzogen Bischöfe die Geißelung an manchem gekrönten Herrn.) So standen die Klöster und Schulen für Jedermann offen, und so stiegen aus ihnen auch Leibeigene zu den höchsten kirchlichen Würden und traten als Bischöfe den Grafen und Herren aus den mächtigsten Geschlechtern des Landes vor.

Vielleicht sind über Pipin's Krönung misvergnügte Franken zu den Sachsen gegangen, oder es haben diese auf ihrer

Landesgemeinde von Kronraub und Aufhebung der Bündnisse gesprochen, oder es hat endlich Pipin seine königliche Machtvollkommenheit im Aufrufe des Heerbanns üben wollen. Wie dem sei: das Jahr nach seiner Krönung entbot er die Franken wider die Sachsen, wobei diese Gefangene an jene zum Loskauf oder zur Knechtschaft verloren und Frieden und Lieferungen gelobten. — Dann mußte Pipin, wie schon an die gallikanische Kirche, seine Kronschuld an den päpstlichen Stuhl abtragen. Die Lombarden und ihr kriegerischer König Astulf waren böse Nachbarn des Papstes und der freien Stadt Rom, von der sie Schatzung forderten. Der Papst hielt feierliche Umgänge und Büßungen, barfuß, Asche auf dem Haupt, ein uraltes Bild des Heilands auf der Achsel; an Astulf sandte er die Aebte von Monte Cassino und St. Vicenz, dieser sie in ihre Klöster. Sonach erging ein päpstliches Schreiben an die Könige Pipin, Karl, und Karlmann (seine Söhne), an die Bischöfe, Priester und Mönche, an die Herzöge, Grafen und alle Hauptleute, so wie an das ganze Volk, wider die Lombarden Hülfe zu leisten, eilig, auf daß die Seelen und Leiber wegen des Verzugs nicht in unauslöschlichen Flammen gestraft würden. Es folgte dem Schreiben der Papst Stephan II. selbst im Spätjahre (753) über den Bernhard, und der König, die Königin und ihre Kinder, die Großen und viel Volk aus allen Landen zogen ihm entgegen. Die Kriegsfahrt nach Italien ward beschlossen, doch bedingte sich Pipin das Patriciat von Rom und ließ auch zu St. Denis vom Papste sich und die Seinigen mit Einschuß dieser neuen Würde und unter der Sündenvergebung wegen des Treubruchs an König Childerich krönen. Als Astulf den Anzug der Franken nicht durch Verhandlun-

gen abwenden konnte, wollte er ihm zuvorkommen und stürmte die fränkischen Grenzfesten, vermochte aber weder sie zu nehmen, noch die seinigen zu behaupten, und Pipin drang in die Lombardei und belagerte Pavia. So ging es nach geschlossenem und gebrochenem Frieden im folgenden Jahre wieder, und nun legten die Botschafter Pipin's die Schlüssel von zwanzig Städten auf den Beichtstuhl St. Peter's nieder, zur Vollziehung des Schenkungsbriefes; womit zugleich die Grundherrschaft der Päpste beginnt (755).

Durch solche Zuverlässigkeit gegen seine Freunde und durch seine Siege wider die starken Lombarden gewann Pipin auch das Vertrauen der ostgothischen Häuptlinge, welche diesseits der Pyrenäen den kleinen Krieg immer glücklicher gegen die Sarazenen führten. Er nahm sie unter guten Bedingungen an das Reich und gelangte endlich durch Einverständniß mit seinen Glaubensgenossen selbst in das lange umlagerte, kunstreiche Narbonne. Den hartnäckigsten Kampf hatte er mit dem Herzoge Waifar von Aquitanien, vielleicht einem Merowinger. Dort ward Strich vor Strich das platte Land wüste gelegt, und so eine Stadt nach der andern zur Uebergabe gezwungen. Waifar floh zuletzt in seine Bergfesten, fiel durch Meuchelmord, und sein Land an Pipin, der auch aus diesem Kriege einen Gottesdienst für seine Franken gemacht und den Anlaß dazu von verweigerten Kircheneinkünften genommen hatte. Pipin überlebte den Meuchelmord seines gehaßten Gegners nur hundert Tage; er starb (768) an der Wassersucht, nachdem er sein Reich unter Karl und Karlman in Gegenwart der Großen getheilt hatte.

Karl mochte etwa 25 Jahre alt sein. Er hatte auf Jagden und im Felde seinen natürlichstarken und gedrun-

genen Körper noch mehr gestählt und in Gefahren Geistesgegenwart und Festigkeit geübt. Sein Auge war groß, der Blick scharf und feurig, das Antlitz voll und offen. Er konnte außerordentliche Anstrengungen, nur das Fasten, das Enthalten von Fleischspeisen nicht, ertragen, aß aber blos gewöhnliche Frankenkost, besonders Wildbraten. Er war im Trinken allzeit mäßig und haßte die Trunkenbolde. Große Gelage liebte er nicht und gab sie nur an großen Feiertagen. Gesang und Spiel ergötzten ihn; die Geschichten berühmter Männer ließ er sich auch über Tische vorlesen. Die Feuerglut des heiligen Augustin's zog ihn vorzüglich an, er las seine Schriften, in denen die Donnerworte verzeichnet: „Was sind die Reiche ohne Gerechtigkeit? Ungeheure Raubhöhlen!" Dessen „Gottesreich" war sein Lieblingsbuch, ein besseres als Machiavelli's „Fürst" für andere Könige gewesen. Er hatte selbst auf seinem Ruhelager Bücher um sich, weil der Schlaf bei ihm nicht anhaltend war, sodaß er auch Nachts Geschäfte trieb und wieder am Tage etwas schlief. Er redete mit Klarheit und Kraft und sprach gut Lateinisch nach damaliger Art; Griechisch verstand er, sprach es aber nicht. Mit seinem Schwerte wußte er besser umzugehen als mit der Feder, obgleich er sich auch damit Mühe gab. Im Rechnen und Wirthschaften brachte er es weiter. Aber als Knabe schon lebte er in den Heldenthaten des gefeierten Großvaters Karl Martel, den Jüngling beseelte seine Kronenweihe zu Herrscherruhm, und als Mann trat er in dem blühendsten Alter auf den väterlichen Thron und umgab sich mit den gewaltigsten und seelenvollsten Männern seiner Zeit, die er zu Dienern sowie zu Freunden nahm. Seine Feldobersten siegten oder fielen an der Spitze ihrer

Scharen: jener Roland, Markgraf wider die Sarazenen, der noch in den Sagen der Völker lebt, Theoderich, sein Schwager Gerold und der Thurgauer Isembart, der den Auerochsen niederbrach, von welchem der König bei Aachen angefallen und schon verwundet worden war. Derselbe Graf Isembart, für welchen Karl seitdem statt des früheren Grolls nur Gnade hatte, focht vor Barcelona und auf den Steinfeldern von Crau, sodaß die Luzerner sich rühmen, unter ihm die Hasthörner verdient zu haben. Der strenge Sittenrichter Bischof Hetto von Basel liebte und ehrte den König, sosehr ihm dessen Liebeshändel zuwider waren, und diente ihm als Gesandter am griechischen Hofe. Der reinwissenschaftliche Alcuin hatte solches Wohlgefallen an Karl, daß er sich an seinem Hofe halten ließ und hier eine gelehrte Brüderschaft mit Eginhard, Paul, Angilbert, Theodulf, Riculf, Adelhard u. A. stiftete, worin Karl der Bruder David hieß. Karl's Bruder starb früh genug, um ihn vom Bruderkriege, den ihre Mutter Bertha noch verhütet hatte, abzuhalten, aber doch zu früh, um ihn verdachtlos erscheinen zu lassen, da er sich sogleich, ohne Rücksicht auf Karlmann's Söhne, der Lande desselben bemächtigte (771). Bis dahin hatte er sich nach schneller Beruhigung von Aquitanien, welches er durch Festungsbau und den Unterhalt fränkischer Besatzung strafte, mit der Bereisung seiner Lande und Erbgüter, mit Musterungen und Gerichthalten beschäftigt. Er hatte sich von seiner Gemahlin getrennt, um sich trotz aller päpstlichen Bitten und Drohungen mit der lombardischen Königstochter zu vermählen, sowie er auch diese ihrem Vater wieder zurücksandte, um die schöne Schwabin Hildegarde auf den Thron zu erheben. Die Witwe seines Bruders floh mit ihren Kindern

nach der Lombardei, woher ihm nun Krieg drohte, während er seine dreißigjährige Blutarbeit mit den Sachsen anfing.

Diese hatten mit den fränkischen Nachbarn auf den hessischen Gebirgen und der offenen Grenze von Brüchen und Haiden und Waldungen auf dem rechten Rheinufer beständige Fehden über Weiden und Jagden. Sie wurden von den Franken immer mehr eingeengt, welche als Angehörige eines großen Reichs auf sie herabsahen und im Bekehrungseifer vollends das Bischen Treuglauben, welches unter ihnen sein konnte, zu Grunde gehen ließen, während die Sachsen in alter Freiheit auf die fränkische Knechtschaft gescholten und besonders die Anlage von Kirchen und Klöstern, als Festen, in ihrer Nähe nicht geduldet haben mögen. Indeß blieb der Verkehr zwischen ihnen, und keiner von beiden Theilen machte solche Händel zur Volkssache, weil eine lange Erfahrung gelehrt hatte, daß die Sachsen am linken Reinufer zwischen den Städten, und die Franken an der Weser zwischen den Verstecken in den Harzgebirgen und in den Brüchen der Seeküste sich nicht halten konnten. Aber in den Bürgerkriegen der Franken war die sächsische Hülfe oft entscheidend gewesen, und die Ausgewanderten in der Lombardei, welche gedachten, Karlmann's Söhne von dem Papste krönen zu lassen, gaben Veranlassung, die sächsische Einmischung von Neuem zu befürchten. Es tagten zu derselben Zeit (772) Karl bei Worms, und die Sachsen bei Markloh an der Weser. Da trat (vermuthlich) ein fränkischer Sendbote, der heilige Libuin, vor sie und mahnte zur Taufe und zum Bunde mit dem großen Könige des Westlandes, weil sonst die Schärfe seines Schwertes über sie kommen werde. Die Menge brauste

auf und wüthete wider den Boten, den jedoch einer ihrer Alten in Schutz nahm. Darauf zog sie vor Deventer und schlug die neue Kirche dort sammt allen Gläubigen nieder. Als diese Botschaft nach Worms kam, brach Karl mit der dort versammelten Heerfolge aus den Rheinlanden und Schwaben durch Hessen nach Sachsen auf, nahm die Ehresburg (Stadtberg), die sächsische Grenzfeste, zerstörte das Siegesdenkmal Irmensul und machte den Ort zur Grenzfeste seines Reichs, ohne sich tiefer in das Land zu wagen. Die Sachsen gaben zwölf Geißeln zur Friedensgewähr, welche Zahl die Vermuthung von den zwölf Landesgemeinden bestärkt.

In dem folgenden Jahre berief Karl zum Maifelde nach Genf. Hätte dahin der Heerbann kommen sollen, der ihm von Worms nach Westphalen folgte, so würde er auf dem ganzen Wege von 100 Meilen entweder eine geordnete Verpflegung haben finden müssen, wovon man keinen Begriff hatte, oder er würde auf dem langen Zuge das Land und sich selbst zu Grunde gerichtet haben. Auch wäre der Heerbann, aus dem ganzen Reiche zusammenberufen, nach der mindesten Schätzung 200,000 Mann stark gewesen, wenn man auf zehn Millionen Einwohner eine Million Freisassen rechnet, oder den Heerbann danach überschlägt, daß jeder Gutsbesitzer von je drei, oder später vier Hufen *) oder Höfen einen Mann mit ordnungsmäßiger Kleidung und Rüstung stellen und drei Monate im Felde verpflegen mußte. Mit einem solchem Heer ist aber Karl nicht über die Alpen

*) Mansus. — Ducange nimmt dafür 12 solcher Maße, Arnould 12 Arpens an. Es war wol nach Landesverschiedenheit soviel Land als zu einer Landhaushaltung erfordert wurde; und mansus heißt auch nicht blos ein Ackermaß, sondern der Hofbesitzer selbst.

gegangen, und er würde es gar nicht haben ernähren können; denn die dreimonatliche Selbstverpflegung würde auf dem Wege zu ihm schon zu Ende gewesen sein. Er berief ohne Zweifel nur den Heerbann aus Burgund mit seinen Dienstmannen zu Roß, welche am besten abkommen konnten und seine Hauptwehr waren. Wie der ganze Heerbann nicht auf dem Maifelde erscheinen konnte, ebensowenig konnten die sämmtlichen Grafen und Bischöfe mit ihren Schöffen und Schulvorstehern dort erscheinen. Es wäre eine Versammlung von 24,000 Mann, und das ganze Verwaltungsgeschäft ein ewiges Hin- und Herreisen durch Frankreich nach Italien, Spanien und Deutschland gewesen. Aber die Gaubeamten blieben daheim, die Markgrafen bewachten ihr Grenzgebiet; nur der König und seine Reisigen waren unaufhörlich auf jenen Wanderungen. Ehe wir ihm auf denselben weiter folgen, müssen wir sehen, wie sich die innere Verwaltung ordnete.

Die Lande waren oder wurden in Gaue getheilt, deren 900 aufzuzählen versucht worden ist; doch bestanden auch daneben bannherrliche Gebiete. Ueber jeden Gau war ein Graf gesetzt, welcher in dem Gerichte den Vorsitz hatte und den Ausspruch der Schöffen zur Vollziehung brachte, ferner das Verzeichniß der Heerbannpflichtigen aufstellen, sie aufbieten und anführen mußte. Desgleichen hatte derselbe das Heergeräth in gutem Stande zu halten, die Lieferungen anzuordnen, über die Gauwerke, besonders über Straßen- und Brückenbau, zu wachen und zugleich alle Befehle seines Königs auszuführen. Unter ihm standen die Dienstmannen, die Amtleute der Krongüter, die Voigte der Kirchen, die Schulzen und Aeltermänner der Gemeinden. Neben ihm standen die Bischöfe, von welchen 300 nachzuweisen sind.

Diese waren die Beobachter der Gaugrafen und, indem sie die Kirchenuntersuchungen leiteten, zugleich Sittenrichter für das Volk. Dabei befolgten sie das Untersuchungsverfahren, wurden durch Pfarrer und Mönche unterstützt und handhabten den Kirchenbann *). Sie erschienen gemeinschaftlich mit dem Grafen auf der Gauversammlung und hatten, wie dieser, Leihgüter zu ihrem Unterhalte. Die Grafen und die Bischöfe berichteten an den König und mußten viermal jährlich zwei kaiserlichen Sendgrafen oder Kammerboten von ihrer Verwaltung an Ort und Stelle Rechenschaft geben. Die Kammerboten hatten mehrere Gauen unter sich und besaßen das Recht, Landtage zu halten. Sie vertraten den König, hielten Gericht, untersuchten die Heerbannsverzeichnisse und den Zustand der Gauen. Die Landesgemeinden und das herzogliche Amt waren oder wurden abgeschafft. An die Gautage schloß sich unmittelbar der Reichstag **). Dieser war unter Karl nichts weniger als eine Volksversammlung; nicht einmal ein Verwaltungsrath, worin alle

*) Ein neues Gerichtsverfahren, das Untersuchungsverfahren, erscheint unverkennbar neben dem Anklageverfahren, aber nur in geistlicher Hand und als Vorbereitung, um die Klage auf bürgerliche Bestrafung vor das weltliche Gericht zu bringen. Die Verordnung Karl's vom J. 813 II, 1. sagt: „Die Bischöfe sollen ihre Kirchensprengel bereisen und dort fleißig Untersuchung haben über Blutschande, Vatermord, Brudermord, Ehebruch, Ablagerung, und andere Uebel, welche Gott zuwider sind, welche in den heiligen Schriften gelesen werden, und welche Christen meiden müssen". Die Schilderung des Untersuchungsverfahrens in Durand's „Rechtsspiegel" enthält zum Theil dieselben Worte.

**) Hinkmar, Bischof von Rheims, ist der Fenelon seiner Zeit, und seine Beschreibung von dem Kaiserhofe mit Fenelon's „Telemach" zu vergleichen. Karl's Freunde sind Tugendhelden.

Lande gleichmäßig vertreten wären. Es ist selbst sehr wahrscheinlich, daß die Bischöfe auf den Kirchenversammlungen mehr schriftlich als mündlich verhandelten, denn sie erhielten die Gesetzentwürfe von Karl schriftlich, und wie konnten sie sich verstehen, wenn sie auch Latein sprachen, da Engländer, Franzosen, Italiener und Deutsche noch jetzt die größte Mühe haben, sich zu verstehen, wenn sie, ein Jeder nach seiner Aussprache, die lateinische Sprache reden. Da Karl's Verordnungen damals ohne Zweifel lateinisch abgefaßt wurden, weil sie so wenigstens den Bischöfen allgemein verständlich waren und von ihnen in den verschiedenen Landessprachen erklärt werden konnten, die sich zu bilden anfingen: so scheint sich auch die Unmöglichkeit noch mehr zu ergeben, in der damaligen Sprachverwirrung an allgemeine Berathungen von Leuten aus dem ganzen Reiche zu glauben. Die Freiheit war zu jener Zeit in den Herzen und nicht auf der Rednerbühne. Es erschienen auf dem Reichstage die Grafen und Bischöfe, welche dazu berufen waren und in diesem Falle dahin auf gemeine Kosten befördert wurden, also gewöhnlich nicht aus allen Landen, wie oben gezeigt. Mit ihnen ward die Verwaltung und der Krieg berathen. Es mußten aber darauf Alle erscheinen, welche zum Landgericht oder Heerbann in den Landen, über welche Karl Gericht oder Musterung halten wollte, gehörten. Ohne Zweifel fanden sich zugleich Alle ein, welche bei ihm etwas zu suchen, oder zu klagen hatten; und es ist kein Gesetz vorhanden, wodurch Jemand von dem Reichstage ausgeschlossen wäre. Dagegen findet sich auch keine Spur, daß auf dem Reichstage etwas gegen Karl's Willen beschlossen worden, wol aber davon, daß die Grafen nicht zu rechter Zeit angekommen seien, wel-

ches sie durch Fasten auf so viele Tage als sie sich verspätet büßen mußten. Ingleichen findet sich kein Gesetz, worin das Aufgebot des Heerbannes und die Erklärung eines Krieges an die Einwilligung des Reichstages, oder, wie man sagt, des Volkes, von dem gar die Rede nicht ist, gebunden worden, desto häufiger wird aber von Karl's Befehlen dazu gesprochen. Die Ausführung dieser Befehle in den Gauen hatte allerdings desto mehr Schwierigkeit, je länger, vielseitiger und blutiger Karl's Kriege wurden. Doch standen zur Vollziehung der königlichen Verordnungen, die der Bischof feierlich verlas, harte Kirchen- und Gerichtsbußen zu Gebote. Waren die Unterbeamten lässig, so wurden sie abgesetzt und an das Hoflager gesandt, dort aber nichts weniger als zart behandelt. Waren die Einwohner widerspenstig, so wurden sie durch eingelegte Dienstmannen, die auf ihre Kosten zehrten (welches sonst den Grafen selbst widerfuhr), oder durch Stockschläge folgsam gemacht. Die unterlassene Heerbannsfolge kostete 66 Solidus (etwa 70 Rthlr.), und die verlassene das Leben. Unruhige Ortschaften wurden entwaffnet, aufrührerische verbrannt. Durch diese Mittel ward das Volk an Dienstgehorsam gewöhnt und zu jenen Anstrengungen im Frieden und Kriege gezwungen, deren Erfolge noch jetzt Staunen erregen, obgleich der Maßstab dessen, was die Völker zu leisten vermögen, sich riesenhaft vergrößert hat, nachdem ihnen ein unermeßlicher Naturdienst oder arbeitvertretendes Maschinengetriebe zu Gebote steht. Alle Gewalt der Gesetzgebung und Verwaltung war in Karl's Hand; nur im Gerichte stand nicht der Spruch, sondern allein die Vollziehung bei ihm, und ebenso sprachen im Gau- und Sendgerichte noch unbezahlte Schöffen und Geschworene.

Ueber die Verwaltung der Krongüter (in Deutschland sind 123 Karolingische Güter nachgewiesen) haben wir eine ausführliche Kammerordnung von Karl. Er will die Wirthschaft so eingerichtet haben, wie ein guter Haushalt zu allen Zeiten beschaffen sein muß; und er forderte von seinen Amtleuten, was jetzt von Domainenkammern gefordert wird. Sie waren die Unterbeamten des Grafen und hatten wieder eine große Anzahl Unterbedienten: Werkmeister, Jagd- und Forstleute, Zollerheber, zu Gebote. Sie mußten sich an das Hoflager verfügen, wenn sie den Dienst hatten, d. h. wenn jenes ihnen nahe und dahin zu liefern war. Außerdem verkauften sie die überflüssigen Vorräthe. Sie legten jährlich eine Hauptrechnung ab, und Karl bemerkt, daß dieses nicht zu schwer sei, weil die einzelnen Rechnungstheile von den unteren Erhebern aufgestellt würden. Sie hatten das Hauptgut, den Herrnhof, in eigener Bewirthschaftung und hielten hier Alles für den Aufenthalt des Königs in Bereitschaft: Marstall, Kellerei, Vorräthe, Gärten, Jagd- und Rüstzeug. Hierher lieferten die Hörigen ihre Gefälle, und von hier gingen die Ueberschüsse entweder in Natur oder in baarem Gelde an den Hof. Wer in dem Umkreise des Kammergutes, in seinem Zoll- und Forstgebiete als freier Hofbesitzer wohnte, ward angesehen, als wenn er auf ihm wohnte. Er blieb sendbar, doch stand er unter dem Amte; der König war sein Schutzherr, und es kommt eine Art Schutzgeld vor.

Karl fand in der Lombardei seine Wege durch Landesverräther gebahnt, nur vor Pavia, wo König Desiderius, und vor Verona, wo dessen Sohn, die fränkischen Königinnen und Ausgewanderten waren, Widerstand. Er umlagerte beide Festungen und ließ seine Gemahlin kommen, be-

suchte auch den heiligen Vater zu Rom und bestätigte die Pipin'sche Schenkung. Die Männer hatten Wohlgefallen an einander. Papst Hadrian, von hohem Wuchs und würdiger Haltung, hatte milden und festen Sinn, strenge Sitten und weltkluge Gewandtheit. Er war dienstfertig und zuverlässig und ward Karl's vertrauter Freund, welchen sein Tod bis zu Thränen rührte. Beide Festungen fielen endlich (774), der König Desiderius ward ins Kloster geschickt, sein Sohn Adalgis entkam aus Verona nach Constantinopel; was aber aus Karlmann's Witwe und Söhnen geworden, das weiß man nicht. Die lombardischen Herzöge und Großen leisteten den Treuschwur an Karl als ihren König; nur der mächtige Herzog von Benevent, oder von Unteritalien (mit Ausnahme der noch griechischen Städte Neapel und Gaeta), erhob sich zur Unabhängigkeit, und fast unabhängig blieb auch der Herzog von Friaul.

Während dieses in Italien geschah, plünderten die Sachsen in Hessen bis nach Fritzlar und zerstörten Siegesburg und Ehresburg. Karl befestigte und besetzte beide Orte von Neuem und drang bis zur Ocker vor. Da boten die Sachsen Friedenseid und Geißeln an. Zugleich mochte auch vom Papste Kundschaft kommen, daß die Lombarden heimlich getagt und Boten an ihren Thronerben Adalgis nach Constantinopel gesandt hatten. Karl brach daher auf, feierte Weihnachten im Elsaß, ging durch Schwaben, Baiern und Tyrol, strafte den Herzog von Friaul am Leben und feierte zu Treviso Ostern. Ueber die Lombarden setzte er fränkische Grafen und eilte dann zum Maifelde nach Worms und gegen die Sachsen, welche Ehresburg indeß wiedergenommen und Siegesburg berennt hatten. Er traf sie an der

Lippe zum Frieden bereiter als zur Schlacht und nahm ihr Gelöbniß der Taufe, des Baues von Ehresburg und einer Feste an der Lippe an. Sonach tagte er im folgenden Jahre mit ihnen zu Paderborn, wohin der sarazenische Gebieter von Saragossa, Anhänger des Kalifen zu Bagdad, kam, um seinen Schutz wider den Kalifen von Cordova nachzusuchen. Die Demüthigung dieses glänzenden Herrn in morgenländischer Tracht, mit dem Brillantfeuer seines Turbans, mit den brennenden Farben seiner Shawls und Gewänder von Seide und Baumwolle vor König Karl scheint auf die Sachsen in ihren Pelzmützen, ihrem härenen Wamms und leinenen Kittel keinen Eindruck gemacht zu haben. Als Karl zum Maifelde bei Chasseneuil ging und zwei Heerhaufen über St. Jean Pied de Port und Roussillon (die doch schwerlich beide zuvor bei Chasseneuil Heerschau hatten) auf Saragossa richtete, Pampelona zerstörte und bis zum Ebro und Barcelona seine spanische Mark gründete; als sich dann aber Sarazenen, die Könige von Navarra und Asturien und die Gascogner miteinanderverbanden und aus der Nebelhöhe der Gebirge auf sein Heer im Thale von Roncevaux, wo auch Roland blieb, wie ein Ungewitter fielen und ebenso spurlos verschwanden: hatten schon die Sachsen Wittekind zu ihrem Herzog erkohren und mit Heeresmacht die Rheinlande bis hinauf zum Ausflusse der Mosel überzogen und wüste gelegt (779). Vom Maifelde zu Düren ging das Jahr darauf Karl an die Lippe, die Sachsen zogen sich nicht nach ihrer Art in die Schluchten und Klüfte des Harzes und in die Küstenbrüche, sondern nahmen die Schlacht bei Buchholz an, waren aber unglücklich. Karl gewann festen Anhalt zur Sicherung des eroberten Landes durch seine beiden

Verwaltungsanstalten, Kirche und Dienstmannschaft, bis zur Weser, von wo er im folgenden Jahre bis zur Elbe vorrückte und mit den Slawen, seinen Verbündeten, zusammenkam.

In seinem großen Reiche war nun Ordnung im Innern und Frieden nach Außen. Er ging nach Rom, schlichtete die Händel zwischen dem Papst und den Lombarden über Grenzen und Gerechtsame des päpstlichen Gebietes, wobei sich die Streitenden gegenseitig Sklavenhandel mit den griechischen und sarazenischen Schiffern, die jedoch nicht selten fast ebenso wie die Sklavenhändler jetziger Zeit von den Negern behandelt wurden, vorwarfen. Der Papst bemerkte, daß er viele griechische Schiffe habe verbrennen lassen und auf eigenen keine Sklavenladungen machen könne, weil er überhaupt keine Schiffe habe; wahr sei jedoch, daß die Lombarden aus Noth viele Menschen und auch wol sich selbst verkauft hätten. Karl wollte den Sklavenhandel abgestellt wissen, und im ganzen Reiche, wie seine Verordnungen bezeugen; wider den Verkehr mit den Hörigen im Innern konnte er nichts haben, weil seine Kriegsleute sonst um die beste Beute gekommen, und die Landwirthschaft in Unordnung gerathen wäre. Seine Anwesenheit zu Rom bewirkte auch eine Veränderung in dem Kirchengesange seines Reichs, der dort auf Kunst beruhte, hier fast nur Geheul zu nennen war, und er nahm von dort Singlehrer mit und führte den Gregorianschen Kirchengesang ein. Dagegen ließ er wahrscheinlich eine Menge junger Franken und sächsische Geißeln in den dortigen Schulen zurück. Seine beiden Söhne Pipin und Ludwig wurden vom Papste zu Königen von der Lombardei und von Aquitanien gekrönt. Mit der Kaiserin Irene, einer Athe-

nienserin von außerordentlichem aber gemisbrauchtem Geiste, schloß er ein Verlöbniß für seine achtjährige Tochter und den Sohn Jener, Kaiser Constantin V.; und der mächtige Herzog Tassilo kam nach Worms zum Treuschwur. Auch zog Karl zum Maifelde nach Paderborn, suchte sich mit den sächsischen Familien zu befreunden, machte seine Anhänger zu Grafen und nannte sie dann seine Brüder; ihre Söhne kamen in seine Hofschule, oder in fränkische Klosterschulen, sowie später in Hofämter und an die neuen Abteien und bischöflichen Stühle, welche an den belebtesten sächsischen Marktstätten angelegt und mit Gräben, Erdwällen und Pfahlwerken befestigt wurden. Er verließ die Sachsen anscheinend im Gehorsam und doch zum allgemeinen Aufstande bereit. Die Erhebung ihrer alten Genossen zu ihren Gebietern, die harten Gauwerke, die schweren Bußen, die scharfe Zucht der Dienstmannen von den Festen herab im Lande verschafften Wittekind leichtes Gehör, welcher nicht auf dem Maifelde, sondern bei den Normannen (vielleicht auf seinen holsteinschen Gütern) gewesen war und nun zum Zuge wider die Slawen aufrief, auch wahrscheinlich die Anhänger des Königs im Lande über seine Absicht täuschte, bis die Heerfolge beisammen war, und er dieselbe nun wider die Franken aufrief, welche Karl unter lieben Freunden, seinem Kämmerer, Marschall und Pfalzgrafen, sendete. Man traf aufeinander im Sümtelwalde am rechten Weserufer. Am linken zeigte sich schon der Markgraf Theoderich; aber die Herren wollten, wie es geht, die Ehre des Sieges nicht mit dem Vornehmeren, Karl's Verwandten, theilen: sie griffen an und überlebten alle drei die Schmach der Niederlage nicht. Karl eilte von Thionville dem Markgrafen zu Hülfe, voll

Trauer über den Verlust von Mutter und Frau, voll Grimm über die erschlagenen Freunde. Wittekind ging über die Elbe zurück, und die Sachsen stellten sich vor des Königs Gericht. Er forderte Wittekind von ihnen zur Blütrache und, da sie ihn nicht stellen konnten, seine Helfershelfer. Die Grafen stellten über 4000 Mann, welche bei Verden an der Aller niedergehauen wurden (782). Karl's neue Gemahlin Faltrade, eine stolze und harte Frau, soll an dieser Grausamkeit die Mitschuld haben. Die blutige Saat trug im folgenden Jahre blütige Frucht: zweimal mähten die Schwerter in langen Schlachtreihen Franken und Sachsen bei Detmold und an der Hase, und im Sommer darauf breitete sich der Krieg nach der Küste und den Harzgebirgen aus, sowie er danach im Winter die dortigen Bergeörter und die Getreidegruben traf und auf diese Weise Schrecken und Verzweiflung den Sachsen brachte, welche durch Niederlagen eigentlich nur das einbüßten, was sie in zu großer Fülle hatten, Menschen, jetzt aber mit ihren Bergeörtern ihr Theuerstes, Frau und Kind, Waffen und Unterhalt, verloren. Sie mußten nun entweder zu Wittekind über die Elbe flüchten, oder zu Karl selbst, der Vieh und Lebensmittel vom Rheine kommen ließ. Der starre Wittekind gab den weiteren Widerstand auf und stellte sich nach empfangenen Geißeln vor den König, der ihn ehrte und Sachsen beruhigt verließ. Karl hatte unbewußt in dem Winterlager mit seinen Reisigen in der größten Gefahr geschwebt und hörte von dem Grafen Hartrad, einem Thüringer, auf dem Gerichtstage zu Worms, daß er nie wieder über den Rhein gekommen wäre, wenn die Misvergnügten nach seinem (Hartrad's) Rathe gethan hätten. Diese müssen wol stille Gunst gehabt haben,

weil sie nicht zum Tode verurtheilt, sondern auf die Pilgerschaft nach Rom gesendet wurden, wobei sie nach Faltrade's Rathe meist umgekommen sein sollen. Danach zog Karl auf Anreizung des Papstes wider den Herzog von Benevent, welcher ihn durch den Gebirgskrieg ermüdete, während sein Schwager, Herzog Tassilo von Baiern, im Bunde mit Hunnen und Avaren in die Lombardei zu fallen drohte. Karl ließ die Sache mit Benevent beruhen und beschloß auf dem Maifelde zu Worms, mit drei Heerzügen von Lombarden, Franken und Sachsen in die baierschen Lande zu rücken. Der Herzog gelobte, sich zu Ingelheim vor Gericht zu stellen, und gab darüber die Geißelgewähr durch seinen eigenen Sohn und durch zwölf Söhne (wieder die Zahl Zwölf bei einer großen Völkerschaft) aus den vornehmsten Geschlechtern. Er stellte sich, und die Baiern selbst zeugten wider ihn auf Heeresverlaß. Das gefällte Urtheil lautete auf Tod, Karl milderte es jedoch auf klösterliche Haft (788). Baiern erhielt die fränkische Gauverfassung. Aber die aufgeregten Avaren und Hunnen fielen Baiern und Friaul an; sowie sich auch die Lombardei bewegte, als die Nachricht anlangte, daß der tapfere Adalgis mit einem griechischen Heere zu Neapel gelandet sei. Diesem war in Benevent förderlicher als dem Könige Karl, daß der junge, noch nicht gehuldigte Herzog in des Letztern Gewahrsam war. Ueberdies wünschten selbst viele Franken Befreiung von der eisernen Strenge des Dienstgehorsams.

Karl erwartete in Frankreich die Entwickelung der Ereignisse und leitete sie nach einem umfassenden Plane. Der Herzog von Benevent ging mit fränkischer Hülfsmacht in sein Land und zerstreute die Griechen. Adalgis wählte statt

der Flucht den Tod. Es wehrten die Baiern den Hunnen und Avaren, und nun wurden auf ihren beiden Seiten die Grenzen des Reichs erweitert und befestigt. Karl selbst zwang die Slawen zwischen der Elbe und Oder, sich ihm zu unterwerfen, und bedeckte die Elbufer mit Festen und Blockhäusern, während sein Sohn Pipin Istrien und die Gebirgszugänge besetzte. So vorbereitet, erklärte er den Hunnen und Avaren feierlich den Krieg (791), brach mit der Hauptmacht über die Ens, von zwei Heeren in Böhmen und Illyrien unterstützt, und drang bis an die Raab. Die Feinde wagten keine Schlacht, aber in den ungarischen Niederungen verlor er durch Seuchen viele tausend Reiterpferde, und dadurch seine Hauptstärke. Um einen zweiten Feldzug entscheidender zu machen und zugleich auf der Donau Zufuhr und Schiffsbrücken zu haben, ließ er zu Regensburg Schiffe bauen und an einem Verbindungsgraben zwischen der Donau und dem Rhein mittelst der Rednitz und Altmühl arbeiten.

Indeß war die Verschwörung misvergnügter Franken und Lombarden bis in sein Haus gedrungen und hatte seinen natürlichen Sohn Pipin (nicht den König) sich zum Haupte gewonnen. Die Königin ward gehaßt; die päpstlichen Beamten schadeten dem Könige bei den Lombarden durch Machthaberei; Lug und Trug erstand überall, und frecher als je; man hatte ein ganzes Buch voll falscher päpstlicher Verordnungen (den falschen Isidor); man trug aufrührerische Briefe umher und sagte, sie seien vom Himmel gefallen; Brüderschaften tranken sich ihre Wünsche zu; auf geheime Umtriebe im Großen verstand man sich so gut wie irgend jemals. Fardulf, ein Lombarde, verrieth die Verschwörung und erhielt die reichste Abtei des Reichs, St. Denis, zum

Lohne. Das über die Verschworenen gefällte Urtheil erkannte auf den Tod, Karl begnadigte seinen Sohn und Andere. Dreimal verschwor sich Paul Warnefried, Kanzler des letzten lombardischen Königs und Geschichtsschreiber seines Volkes, für die Freiheit und sagte den Richtern, daß er seinen Sinn nicht nach dem Glückswechsel ändere. Sie urtheilten, daß er Augen und Hände verlieren solle, Karl aber, daß man keine Hände wieder finden würde, die wie diese die Geschichte schrieben.

Zu allen seinen Sorgen und Gefahren kam noch ein Zwist über Kirchenlehren, an dem Könige selten ohne Gefährde theilnehmen können. Karl nahm mit ganzer Seele theil daran, weil seine Gottesfurcht nicht Schein, sondern Wahrheit war, und weil er nicht blos mitglauben, sondern auch mitdenken wollte. Er berief eine Kirchenversammlung nach Frankfurt (794) und fand mit ihr nicht, daß die Lehre von der doppelten Natur des Heilands durch die Erklärung des Erzbischofs Elipand von Toledo und des Bischofs Felix von Urgel begreiflicher werde, indem diese behaupteten: als Gott sei er Gottes Sohn durch die wirkliche Geburt aus Gott, als Mensch durch die Taufe und Wiedergeburt; als Gott sei er der eingeborene, als Mensch der erstgeborene Sohn Gottes. Dagegen erklärte er sich mit ihr wider die griechische und auch päpstliche Meinung von der Anbetung und Wunderthätigkeit der heiligen Bilder (die Grabstätten und Ueberreste der Heiligen blieben in ihrem Ansehen, doch leugneten Einige schon ihre Wunderkraft). Die Bilder sollten als bloße Zierathen in den Kirchen bleiben; die Zahl der Heiligen auch nicht weiter vermehrt werden. Karl wußte wenigstens von dem heiligen Bonifacius wol zuviel, um

seine Heiligkeit ganz unbedenklich zu finden. Er steuerte auch sonst dem Aberglauben, der Glockentaufe, der Mönchsschwärmerei, der übereilten Ablegung von Gelübden. Er bemerkte, daß es seiner Geistlichkeit nicht an guter Gesinnung, aber an gutem Vortrage fehle, und empfahl ihr, sich dessen zu befleißigen, ließ auch von Paul Warnefried ein Predigtbuch für sie schreiben und beförderte die klösterliche Verbindung des Bischofs (Chrodegang zu Metz war der erste) mit seiner Priesterschaft, woraus das Stiftswesen entstanden.

Währenddessen hatten die Sarazenen glückliche Streifzüge in Frankreich gemacht, und die Sachsen den Grafen Theoderich erschlagen. Diese strafte er in zwei Sommerzügen, und durch ein Standlager im Winter (796—798); zu gleicher Zeit drang König Pipin tief in Ungarn ein, und König Ludwig drängte die Sarazenen im Bunde mit den Asturiern und Galliziern. Indessen brach wider den Papst Leo III. zu Rom Meuterei durch die Verwandten und Günstlinge seines Vorgängers Hadrian unter schweren Beschuldigungen aus. Er wurde gemißhandelt und verwundet, doch in der Nacht aus der Stadt gerettet. Er flüchtete zu Karl nach Paderborn (799), welcher bei seiner Ankunft zu Gericht saß, ihm entgegenging, das Knie beugte, ihm dann die Hand schüttelte, ihn umarmte und durch die Menge führte, welche sich dreimal zur Erde niederwarf. Unter dem Geleite von Grafen zog der Papst darauf nach Rom zurück, und es ward im Namen des Königs Gnade verkündigt. Die Sache schien abgethan, und Karl mit Anordnungen zur Abwehr der vorgedrungenen Hunnen, mit der Befestigung aller Flußmündungen von der Elbe zur Loire und mit dem Baue bewaffneter Fahrzeuge zu Boulogne, Marseille und an

beiden Küsten der Lombardei, ferner mit der Entwaffnung der Bretagner und inneren Reisen (auch zum Grabe des heiligen Martin von Tours), mit der Verschönerung des Bethauses, des Königshofes und der Bäder seines lieben Aachen, und mit der Gesandtschaft seines großen Nebenmannes im Morgenlande, des Kalifen Harun al Raschid, beschäftigt zu sein. Da berief er plötzlich den Reichstag auf Mainz und gebot die Heeresfolge nach Rom durch Deutschland. Er behielt den entgegenkommenden Papst nicht bei sich, ließ Pipin die Grenze von Benevent mit einem Theile des Heeres beobachten und hielt mit dem andern Theile seinen Einzug in Rom, wo die Schulen der Franken, Friesen, Sachsen und Lombarden, die Bürger und die edeln Frauen und Herren ihm entgegenkamen und der Papst, die Erzbischöfe, Bischöfe und die gesammten Priester ihn am Vatican mit Lobgesang empfingen. Nach sieben Tagen saß er zu Gericht und bot Jedermann das Recht, und die volle Sonne an dem Papste. Es erhoben sich jedoch hierbei alle Bischöfe und Aebte (sie allein saßen) und riefen: „Das sei ferne von uns, über das Haupt unserer Kirche Zeugniß und Urtheil zu geben". Der Papst aber schwur auf seine Unschuld. Als Karl sodann die Weihnachtsfeier (800) bei St. Peter in zahlreichster Versammlung beging und nach der Messe von dem Beichtstuhl aufstand, ward er von dem Papste, als durch Eingebung des H. Geistes, gekrönt; und die Kirche erschallte von dem üblichen Jubelrufe: „Dem von Gott gekrönten großen und friedbringenden Kaiser Leben und Sieg". — Fast wäre er auch Kaiser von Constantinopel geworden, wenn die Kaiserin Irene länger auf dem Throne geblieben, oder die Heirathsverhandlungen mit ihr rascher betrieben worden wären. Ihr

Nachfolger nannte sich mit ihm gegenseitig Bruder, und die Könige in Spanien und England ehrten ihn nun als ihren alten.

Bei seiner Rückkehr ordnete er die Angelegenheiten der Lombardei, und das lombardische Gesetz, welches wir haben, sieht in der That einer Verfassungsurkunde ähnlich. Seine Ausfertigungen gleichen im Eingang und Schlusse den römisch kaiserlichen, mit der wesentlichen Verbesserung, daß die Jahreszahl nach unserer jetzigen Zeitrechnung beigefügt wird. Es scheint auch, daß er gern Ausfertigungen erlassen hat, wenigstens haben wir aus dieser Zeit mehr überkommen als aus der früheren, und darunter sind zum Theil blos neue Ausfertigungen alter Gesetze. Die Fassung ist schlecht, aber der Geist vortrefflich: das Reich soll einunddieselbe Ordnung, jedes Land sein eigenthümliches Recht haben. Der Kaiser konnte sich nun auch anhaltender mit den innern Angelegenheiten beschäftigen, da er als Sechziger das Kriegführen mehr den Söhnen überließ und es nicht sowol zu neuen Eroberungen als zur Sicherung der alten benutzte. Die Grenzen wurden nur noch erweitert, wenn und wo zu ihrer Befestigung der Besitz einer vortheilhaften Stellung nöthig war. So wurden die sächsischen bis zur Eider ausgedehnt und dort wie an der Elbe mit Dienstmannen besetzt. Innerhalb derselben hielten die Sachsen einander selbst schon in Gehorsam, und sobald es Händel gab, wurden alle Ruhestörer aufgehoben und in andere Reichslande versetzt. Doch viele flüchteten zu ihren freien Brüdern jenseits der Eider, sowie nach Dänemark und Schweden, trieben aus Haß und aus Noth Seeraub und reizten andere dazu, sodaß Friesland schon mit 200 Booten angefallen, und Karl selbst

dawider in die Waffen gebracht wurde. Man nannte die Völker jener Gegend sämmtlich Normannen, etwa wie Cäsar die unbezwungenen Leute am Rhein sämmtlich Germanen nannte. Dem bezwungenen Sachsen gab Karl ein mit Blut geschriebenes Gesetz: Kirchenraub, Vernachlässigung der Festen, Verbrennung der Todten, Verweigerung der Taufe ward mit dem Tode bestraft; und als Hexerei und Bund mit dem Teufel Alles bezeichnet, was Mittel zu geheimen Umtrieben und Zusammenkünften sein konnte, z. B. das nächtliche Sitzen der Frauen an Kreuzwegen, also dort, wo mehrere Heerstraßen zusammenlaufen. Landesgemeinden zu halten, war ihnen verboten, ihre Gemeinde-Theilung und Verwaltung, ihr Gerichts- und Kriegswesen völlig verändert und auf fränkischen Fuß eingerichtet. Es blieb ihnen nichts als das Recht der Sendbarkeit und des Schöffenspruchs unter den kaiserlichen Grafen und Voigten, sowie das Recht des Eigenthums; doch auch dieses mußten sie durch Gutsabgabe zur Kirchenausstattung und durch bleibende Zehntleistung erst wieder einlösen. In den Harzgebirgen und dem thüringer Walde blieben wol noch Spuren von heidnischem Wesen. Die Slawen in Böhmen wurden bewacht, die Avaren ließen Bekehrungsboten zu, denen es in Oestreich wie Las Casas in Cuba ging: sie wiesen den Grafen und Dienstmannen des Kaisers ein Stückchen leeres Pergament vor und fanden den schnellsten Vollzug in Allem, was sie Namens des Kaisers befohlen. Sie gebrauchten indeß zur Bekehrung der Gutsbesitzer ein sehr bedenkliches Mittel, aßen mit deren getauften Hörigen und ließen den ungetauften Herren das Essen vor die Thür setzen. Venedig, wohin sich der Handel zwischen dem griechischen und frän-

kischen Reiche zog, leistete mit griechischer Hülfe kräftigen Widerstand, die fränkischen Fahrzeuge wurden geschlagen, doch beide Theile sahen ihren Vortheil im Frieden. Der Herzog von Benevent erhielt ihn gleichfalls gegen einen jährlichen Heerschilling oder Lehnzins. Corsika und Sardinien wurden zum Reiche gerechnet. Die fränkischen Schiffe siegten über die sarazenischen. Auf der spanischen Mark blieb fortdauernd Grenzfehde und ungewisse oder wechselnde Hoheit über das Gebirgsvolk. Auch mit den sächsischen Königen trat Karl in Verhandlung, sie halfen ihren alten bedrängten Landsleuten nicht, aber durch seine Vermittelung erlangte König Ardulf von Northumberland die Krone wieder. Karl scheint eingesehen zu haben, daß die Waffen weder das mächtigste noch sicherste Eroberungsmittel sind; wenigstens ward er je älter desto geneigter zu gütlicher Ausgleichung mit den Nachbarn, und desto emsiger in dem Bekehrungswerk, oder, wie wir es nennen, in der Civilisation seines eigenen Reichs und der Nachbarländer. Hierbei ward ihm die meiste und liebste Hülfe von seinen beiden Vettern Adelard und Wala geleistet. Die Beamten wählte er gern aus den Männern, welche nur mäßiges Vermögen hatten, weil er sie für zuverlässiger hielt; aber zur Schule (die keinem seiner Lande, und zwar reich begabt, fehlen durfte) ließ er auch die vornehmsten Kinder anhalten. Gute Dienste belohnte er freigebig, wie denn Alcuin auf seinen Stifts- und Leihgütern 20,000 Hörige gehabt haben soll. Wer in seinem Dienste war, der war geadelt, gehorchte ihm und befahl über die alten Genossen. Ein Erbadel ist aber an seinem Hofe noch nicht bemerklich. Juden sind seine Gesandten, und gescheute Leute von bekanntem und unbekanntem Geschlechte, mit oder

ohne Vermögen seine Gesellschafter; die Sklavenarbeit der Alten und unsere Gesindearbeit bezeichnen an seinem Hofe die höchsten Reichswürden. Aber Frankreich hatte funfzig Jahre hindurch nur Krieg an den Grenzen und tiefen Frieden im Innern gehabt. Die Geschlechter hatten feste Wurzel auf ihrem Erbe gefaßt und weitumher in neu angebautes Land geschlagen. Sie mußten unter ihm das Bedürfniß stärker fühlen, ihre Abstammung zu bewahren, weil die Beamten und Dienstleute oft versetzt wurden, und noch Geburtsverzeichnisse, auch selbst Geschlechtsnamen fehlten, um die Abstammung nachzuweisen. Die Angehörigen mächtiger Geschlechter konnten sich indeß auf das Zeugniß ihrer Dienstmannen berufen (die ihnen, aber auch dem Kaiser, schwören mußten) und blieben durch die Reichstage unter sich im Zusammenhange; die Uebrigen waren auf das Wissen der Schöffen ihres Gaues beschränkt, und die Erben, deren man sich nicht mehr erinnerte, so gut als verschollen. Besser ging es, wenn sie zugleich die Dienstmannen des Kaisers oder eines mächtigen Geschlechts waren. Erweiterte sich schon dadurch die Dienstmannschaft, so erweiterte sie sich zugleich durch die großen Eroberungen, indem sie darin zugleich eine kriegerische und eine landwirthschaftliche Anstalt wurde, sodaß der Dienstmann für den Kaiser das Schwert, und für sich den Pflug führte. Wie wir noch später die Edelleute hinter dem Pfluge finden, so müssen wir den Dienstadeligen von Benedict's Geist geleitet bei der Feldarbeit suchen, wenn er nach Karl's Geist die Blutarbeit bestanden hatte. Diese gab Ehre, jene Brot; Beides für Frau und Kind einen festen Stand in den Aengsten des schwankenden Lebens. Ueberhaupt genommen, die landwirthschaftliche Verfassung war

aus dem römischen Zinswesen in das germanische Hörigkeitswesen und in die Leihguts= und Zehntordnung übergegangen, aber ebenso verschiedenartig als die Gutsgehörigen aus den mannigfaltigsten Völkerschaften sich vermischten. Diese wurden von den damaligen Gesetzen weit milder behandelt als nach Gesetzen aus sogenannten aufgeklärten Zeiten. Hatten sie ihren Brotbedarf nicht geerntet, so mußte ihr Gutsbesitzer für ihren Unterhalt sorgen. Das Tagewerk in der Saat= und Erntezeit und der Wochendienst war bestimmt. Wenn der Gutsherr das Gespann liefert, so soll der Hörige nach Möglichkeit dienen, aber nicht gedrückt werden. Drei Handdienste ist nach Karl's Entscheidung auf vielfache Beschwerden das Höchste, was in einer Woche von Häuslingen gefordert werden darf. Es findet sich schon die Eintheilung der Höfe nach dem Wechselverhältnisse zwischen Landbesitz und Dienst, der Vollhöfner muß den Wagen zum Dienste mitbringen. Neuen Anbauern wird ein Wagen, Beil und Pflug von dem Herrnhofe geliefert. Das Dienst= und Lieferungswesen, die bessere Aufsicht der Hörigen, wozu die Mönche anleiteten, und der sonntägliche Kirchengang machte das Zusammenbauen der Häuser vortheilhaft, und es finden sich nun schon Dörfer von 44 bis 156 Haushaltungen. Es läßt sich annehmen, daß eine gemeinschaftliche Feldordnung, ein Feldmarksrecht, und das Dorfwesen selbst der Unfreien, als ein Schattenbild der germanischen Gemeinde, von Geschworenen und Schulzen unter des Herrn Aufsicht und Gewalt gehandhabt wurde. Das Städtewesen erhob sich aus seinen Trümmern und verschmolz mit dem germanischen Marktwesen. Es lag in der Natur der Sache und war Vorschrift des Papstes wie des Kaisers, daß die Bischöfe und Grafen an den be=

lebtesten und zugleich sichersten Ortschaften des Landes wohnen mußten, und an den großen Straßen, worauf das leichteste Fortkommen war. Ihren Sitzen flossen nun ihre Gefälle zu, hier versammleten sich die Synoden, die Gaugerichte, die Heerbannspflichtigen, die Dienstmannen. Hier blühten Handelsmärkte auf, und Karl begünstigte sie. Die Geistlichen mußten für das Fortkommen der Reisenden, und die Grafen für ihre Sicherheit sorgen. Auch ist das Dasein von freien Handwerkern und Genossenschaften außer Zweifel: die Gesetze sagen, daß die Leistungen zu Kirchenbauten abgekauft werden können, und daß sodann Werkleute in Verding genommen werden sollen; sie sprechen von Kaufständen (Innungen) und bestimmen die Geldabfindung der Heerbannpflichtigen, welche nur bewegliches Vermögen besitzen. An den Marktstätten hatten die Fremden ihr Gericht, ihr Wehrgeld, und hier wurden auch Juden zugelassen. Die Marktstätten hatten ihre Sende für sich, deren Genossen, die Rachimburge (reichen Bürger) an die Reichen von Marseille, die Wahlmänner erinnern, und die einzelnen Gewerbe ihre Abtheilung unter sich, und also ihre Aeltermänner oder Zunftmeister an der Spitze. Karl spricht vom Braumeister in seiner Kammerordnung und von Meistern im Gegensatze von Jüngern, welches wol Gesellen sein könnten. Das Reisen der Handelsleute zu den Märkten, und der Handwerker, besonders der Maurer, zu den Bauten im Lande veranlaßte oder bekräftigte das genossenschaftliche Wesen. Er bemüht sich auch, zu bestimmen, was Wucher und was erlaubter Handel sei, giebt Münzverordnungen und verbietet entweder das Münzen (der Grundherren in den Marktstätten, und das Umwechseln ihres Geldes gegen Gold und Silber der

Fremden) außer an seinem Hoflager, oder, was wahrscheinlicher ist, nach einem andern als dem Reichsfuße, 14½ Gulden aus der Mark Silber, wovon einer als Prägeschatz behalten wurde. Desgleichen baute er Schleusen und ließ den Kaufleuten Nachtlager, Weideplätze und Holz anweisen, gebrauchte sie auch zu Bekehrungsboten. Ueber den Grenzverkehr gab er besondere Verordnung. Die Schweiz war mit der Lombardei im Verkehr und das natürliche Thor, wodurch die Kaufleute und Schiffer von Straßburg, Mainz, Frankfurt, Cöln italienische und venedische (so hieß, was über die See kam) Waaren erhielten. Die Avaren brachten die Waaren nach Lorch, und dahin wurden die Kaufleute gewiesen, welche mit ihnen handeln wollten. Von Lorch ging der Waarenzug nach Regensburg, über Kallmünz, Forchheim, Scheßliz nach Erfurt und zur Weser, wohin die Friesen kamen; an der Elbe ward es mit den Slawen wie zu Lorch mit den Avaren gehalten; und so geschah es auch zu Barcelona mit den Sarazenen. Der reichste Ort im Innern, wohin alljährlich viele Tausende wallfahrteten, Tours, der Sitz von Alcuin, war unstreitig der reichste Markt; rasches Leben und Gedeihen zu Narbonne, Toulouse und Marseille, desgleichen da, wo am Canal die Werfte und Kriegsfahrzeuge lagen und Leuchtthürme errichtet waren; auch zeichneten sich die Ortschaften aus, wo sich die Bischöfe auszeichneten, wie zu Orleans, Lyon und Metz. Paris blieb von fremden Kaufleuten besucht, wenn es Karl auch kaum jemals besuchte. Doch wird schwerlich irgend eine Stadt mehr als 20,000 Einwohner gehabt haben. Eine Hauptstadt gab es nicht, und lange war das Lager Karl's Hauptstadt, sein Hof, sein Rath, seine Gerichtsstätte, die Behausung von Frau und

Kind gewesen. Ohne Hauptstadt kann es keinen Hofadel geben, und der Kaiser mochte überdies durch manchen Grafen in zahlreicher Umgebung übertroffen werden, wenn er auf seinen Gütern lebte. Seine Freunde und Räthe waren nicht immer bei ihm, sondern daheim bei den Ihrigen; und die Beamten sah er gewöhnlich nur auf den Reichstagen. Sein geheimer Rath und seine Zwangsgewalt waren in seinem Kopfe, und vor dem alten Herrn in seinem Schafpelze, den er nach dem Wetter umkehrte, war die Furcht so groß, daß Niemand sich irgendwo Freiheit herausnahm. So hob er, nachdem er auf allgemeinem Reichstage und unter dessen Gewähr alle Lande an seine drei Söhne vertheilt (806), und König Ludwig soviel verschenkt und verliehen hatte, daß ihm nichts mehr blieb, alle diese Verleihungen ohne Umstände auf. Er hielt auf die feste Ordnung seines Tagewerkes fort, und Niemand als er selbst fühlte, daß seine Kräfte abnahmen (sie blieben ihm länger als dem Vater und Großvater). Als der Tod sich ihm näherte, seine Hüfte lähmte und von Zeit zu Zeit ihn mit Kälte durchschauerte, sah er die Leichen von dreien seiner Kinder. Es starben Schlag auf Schlag Pipin (810) und Karl und die älteste von sieben schönen Töchtern. Da weinte und jammerte der Kaiser laut. Sein Herz hing an seinen Kindern, und er war nicht froher als wenn er sie alle um sich hatte, konnte sich auch nie entschließen, eine seiner Töchter zu vermählen. Nachdem er seiner wieder mächtig geworden, berief er den König Ludwig und den Reichstag, stützte sich auf seinen Sohn in der Versammlung, vermahnte ihn; nun seinen, einzigen Erben, das Kaiseramt zu Gottes Ehre und Wohlgefallen, für die Kirche, das Reich und das Haus zu führen

und befahl ihm, die goldene Krone vom Altar zu nehmen und sich damit zu krönen. Die Gewalt war hierauf bei Beiden, aber sie ging vom Vater aus, und er rastete nicht von der Arbeit, solange er lebte. Selbst die großen Jagdfolgen ordnete er noch an Ort und Stelle an und theilte daheim den Tag zwischen Andachtsübungen, Verwaltungsgeschäften und wissenschaftlichen Arbeiten. Er liebte, wie Cäsar, die Sternkunde und brachte den nothwendigen Hausbedarf davon, die Eintheilung des Sonnenjahrs und der Monate, die Reihefolge der Feiertage und der Wochen, die Tagesordnung für Arbeit und für Ruhe, unter das Volk und machte eine Bestimmung der Himmelsgegenden zum Nutzen der Schiffahrt bekannt. Und immer emsiger suchte seine Seele den Himmel. Er las täglich in der heiligen Schrift und ließ davon unter seinen Augen eine Abschrift nach den Arbeiten nehmen, welche Alcuin zur Berichtigung der lateinischen Uebersetzung nach der verbesserten griechischen Handschrift zu Constantinopel unternommen hatte, und wonach nun alle Bischöfe übereinstimmende Handschriften verfertigen lassen sollten. So wollte er auch hierin selbst sehen, selbst prüfen, seinen Glauben aus eigner Ueberzeugung schöpfen und seine Seele aus eigener Kraft zu Gott erheben. Seine letzten Worte waren († 814): „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist". Es war ein Heldengeist.

Seine Seele hat auf die Seele seiner Völker mit solcher Gewalt eingewirkt, seine Thaten haben sich den Ländern seines großen Reichs so tief eingegraben, daß wir nach tausend Jahren noch überall die Spuren erblicken, und daß die Geschichte seitdem um ihn getrauert hat, weil sie durch Nachfolger seiner Art hinaufgeführt worden wäre zum Bilde

ihrer Sehnsucht, ihrer Liebe. So groß war und ist Karl, daß alle Geschichtschreiber, sie mögen die Könige lieben oder hassen, das Menschengeschlecht ehren oder verachten, wie aus einem Munde seine Größe anerkennen, und daß ein jeder ihn nach seinem Sinne findet und lobt. Voltaire vergißt in seiner Nähe die Spottlust und huldigt seinem Verstande, Mably preist ihn als den Gründer gesetzgebender Versammlungen, Montesquieu bewundert seine Verwaltungsordnung, sowie den Geist womit er die Völker behandelt und zur Entwickelung reizt, Müller hebt mit liebevoller Verehrung die Züge des milden, wissenschaftlichen Sinnes hervor. Bei Gibbon erscheint mit den lebendigsten Farben seine gewaltige Kraft im Wollen und im Handeln, aber zugleich aus englischem Grolle die Beschuldigung eines verbotenen Umganges mit seinen eigenen Töchtern. Er gab ihnen in der That ein böses Beispiel. Sie wurden zwar häuslich am Lesetisch und Spinnrocken, auch unter Stiefmüttern wol streng erzogen; aber dann hatten sie die schönen Mädchen des verwitweten Karl um sich, hörten und sahen Vieles, was sie nicht sollten, und fürchteten sich mit den jungen stattlichen Grafen und Aebten, ihren Liebhabern, nicht vor dem väterlichen Zorne. Der Kaiser Ludwig ließ in dem Hause verfahren, wie Odysseus bei seiner Heimkehr verfuhr. Homerisch ist und fügt sich Alles, nur Homer selbst hat gefehlt.

Karl hatte mit den Kräften seiner Völker und Länder wie ein strenger Gutsherr mit den Kräften seiner Hörigen und Höfe geschaltet und bis zur Erschöpfung Dienste und Lieferungen erzwungen. Vergebens flüchtete man sich vor ihnen in die Wälder: diese wurden durchsucht; vergebens zerstückelte man aus Furcht vor dem Heerbanne sein Gut, oder

übergab es der Kirche: dies ward verboten. Man verkaufte sich selbst. Die ärmeren Freien verfielen größtentheils in Hörigkeit. Ein Aufruf zum Heerbanne war ein Ruf zum Tode in fernem unbekanntem Lande, und jährlich hörte man ihn durch das Reich. Unter diesen Aengsten blieben und verstärkten sich die geheimen Wünsche wider die königliche Gewalt. Die Beamten fühlten ebenso sehr, wie wichtig sie dem Kaiser waren, als dieser, wie nöthig er sie hatte. Wenn er ihrer Treue gewiß war, so mußte er Vieles übersehen. Das Vernehmen zwischen den Grafen und Bischöfen konnte nicht das beste sein, weil sie gewöhnlich verschiedenen Ursprungs und sich unter einander desto fremder waren, je häufiger der Wechsel der bejahrten Bischöfe und die Versetzung der Grafen Statt fand; weil sie sich einander bewachen, weil bald Dieser, bald Jener dem Andern Folge leisten, und die Bischöfe eine bevorrechtete Gerichtsbarkeit haben sollten, dagegen der Zins von Dienstmannsgütern an die Kirche herabgesetzt wurde. Auch mit den Sendgerichten standen die Grafen in Widerstreit. Wollten sie die kaiserlichen drückenden Befehle im Gau und sich bei Hofe geltend machen, so mußten sie willkürliche und Zwangs-Mittel dazu anwenden; und wollten die Sendgerichte dem Gau einige Erleichterung verschaffen, so mußten sie die wegen Widerspenstigkeit Angeklagten soviel als möglich freisprechen. Hierauf scheinen sich die Verordnungen zu beziehen, daß eines Theils die Grafen keine Strafen verhängen sollen, ehe die Schöffen gesprochen haben, und andern Theils, daß die schlechtgesinnten Schöffen abgesetzt und ergebenere gewählt werden sollen; ferner daß den Leuten das Reisen zum Kaiser, um vor ihm zu klagen, erschwert, und wiederum Niemand verhindert

werden solle, vor ihm zu erscheinen. Ingleichen ging es auf den Gütern des Kaisers nichts weniger als nach der Kammerordnung: die Beamten verwandelten sie theils in Erbgüter, theils nahmen sie die Hörigen, das Vieh und Geschirr davon weg und auf ihre Erbgüter. Zugleich ließen sie sich von den Gaubewohnern Alles liefern, was ihnen beliebte. Karl klagte, daß durch die vielen Erpressungen solcher Art manche Gauen fast entvölkert wären. Die Last des Volkes vermehrte sich ferner dadurch, daß die alte Gemeindeeintheilung in die neuen nach Gauen, Kirchensprengeln und Kammerämtern überging, und sich Reihewerke mit Gauwerken, die Voigte, Amtleute und Geschworenen mit den alten Gemeindevorstehern und Aeltermännern durchkreuzten. Dem alten Landesrechte trat das neue Königsrecht störend entgegen, und die kaiserlichen lateinischen Verordnungen, wozu in Rücksicht auf Kirche und Sitten Papst Hadrian ein ganzes Buch von Entwürfen an Karl gesandt hatte, verstanden die Gaubewohner nicht, genügend zum Theil wol auch die Bischöfe nicht, welche daraus nur beliebige Auszüge machten und bewahrten. Bei Rechtsgeschäften suchte man Hülfe in römischen Formeln, und so kamen in Leih- und Schenkungsbriefe ganz fremde Dinge. Ueberhaupt veranlaßte es Störung, daß die lateinische Sprache die Staats- und Kirchensprache werden mußte, weil man viele Dinge kannte, welche sich noch nicht im Deutschen, der Hofsprache, ausdrücken ließen, und daß sie doch nicht Volkssprache werden konnte, sondern nur dadurch (wie noch vor Kurzem in Ungarn) erlernt wurde, daß man den einen lateinischen Ausdruck in den andern übertrug. Der Stand, welcher im Besitze dieser Sprache war, sonderte sich dadurch noch mehr von dem Volke ab

und erschwerte die neue Sprachbildung den Völkern. Diese war in Frankreich schon zu weit vorgerückt, als daß man durch Anlegung deutscher Schreib- und Singschulen die deutsche Sprache zur allgemeinen Landessprache hätte machen können. Sie war es im Elsaß, Lothringen und den Niederlanden, und nach ihr schied sich bald nach Karl's Tode Deutschland von Frankreich ab. Sein Reich konnte überdies auch keinen ständigen Hauptsitz für die Volksentwickelung und die Reichsverwaltung geben, weil die Liebe zur Heimath die Familien auf ihren Gütern hielt; und wenn Voltaire, sein Paris im Sinne habend, beklagt, daß Karl Rom nicht zu seinem Sitz und zur Hauptstadt gemacht hat, so ist er die Antwort schuldig geblieben, wie er das hätte bewirken sollen: die damaligen Römer paßten doch wol für jenen Zweck nicht, und seine Franken hätten es sich wol auf den Gütern in Italien, aber zu Rom noch weniger als bei ihm zu Aachen lange gefallen lassen, und hätten sie es gethan, was würden die Herren diesseits der Alpen angefangen haben!

Er ließ die Völker schwer und hart arbeiten, aber nicht in Ketten, und er ging selbst in der Arbeit voran, sichtbar zum Nutzen und Besten Aller; daher hielt sich sein Werk trotz der Verwirrung in den Sprachen und Staatsgetrieben, trotz dem Zwiespalte zwischen den Völkerschaften, den Beamten und den Verordnungen selbst. Er öffnete eine neue Welt von Gedanken, weil er durch die Augen zur Seele sprach und dem Volke offenbarte, was Ordnung und Gehorsam zu leisten und erreichen vermöge. Es freute sich seiner Werke, fühlte seine Kraft, begeisterte sich und hielt, mit Gott, das Höchste nicht zu hoch für ihn, das Größte

nicht zu groß. Es hatte die Gestalt des Landes unter seinen Händen sich verändern, die Ernten sich vervielfachen sehen. In einzelnen Gegenden lesen wir von ebensoviel und mehr Ortschaften als jetzt dort vorhanden, woraus jedoch nicht zu schließen ist, daß sie so bevölkert waren wie jetzt. Mit allen unsern Kunstmitteln haben wir den Ertrag der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens (auch der Hausthiere) kaum verdoppelt, sodaß ihnen vielleicht nur die Hälfte der jetzigen Bevölkerung ihren Unterhalt verdankt. Wenn nun auch daraus nicht folgt, daß damals die Hälfte der jetzigen Volksmenge vorhanden war, so ist doch so viel gewiß, daß die Bevölkerung mit den Erntevorräthen gleichen Schritt ging, weil dem Miswachse Getreidetheurung und Hungersnoth folgte; daß mit dem Getreide noch wirthschaftlicher als jetzt umgegangen, und es noch selten zur Viehmast gebraucht wurde, daß also verhältnißmäßig größere Vorräthe zum Brotkorn verwendet wurden. Aber Das mußte auch geschehen, weil man wenig Gemüse baute, und der Gartenbau sich auf Klöster und Herrensitze beschränkte. Das Brot bestand wenigstens im nördlichen Frankreich aus Hafer, höchstens Gerste; den Weizen bezeichnen die Gesetze als feinere Speise. Neben dem Brot oder Mehlbrei war frisches und geräuchertes Fleisch Hauptnahrung; von ausländischen Genüssen nichts als der Pfeffer allgemeiner bekannt. Man lebte meist in freier Luft, und die Sinne waren damals ohne Zweifel geschärfter als in der Stubenluft und bei den ausländischen Genüssen der späteren Zeit. Indeß wird hinsichtlich der Körperkraft zwischen Damals und Jetzt keine bedeutende Verschiedenheit vorhanden sein, und man darf dawider nicht anführen, daß

die männliche Hand mit der weiblichen noch Spindel und Nadel nicht theilte, da sich auch außer dergleichen Beschäftigungen für erstere noch vollauf Arbeit fand. Mehr als jetzt ward in Ertragung von Kriegsbeschwerden nicht geleistet, und da Karl das Mögliche leisten ließ, so scheint von den Leistungen im Kriege der Maßstab zur Vergleichung genommen werden zu können. Wiederum möchte sich in dem Maße des gesunden Verstandes keine Verschiedenheit mit den spätern Zeiten finden, denn dem gesunden Verstande müssen sich doch die Ergebnisse der feinsten Entwickelungen der Vernunftbegriffe und Schlußfolgen, welche allerdings damals fehlten, klar machen lassen, wenn sie auf das Leben wirken sollen. Was der Kaiser that für sein Reich und dessen gute Einrichtung, was das Volk that für sein häusliches und bürgerliches Leben, das scheint keine Vergleichung scheuen zu dürfen. Der Hauptunterschied ist, daß der Wirkungskreis für die Kräfte des Einzelnen damals vielfacher war, jetzt aber einfacher ist, daß Jeder damals Vieles zu thun wußte, und daß Alle jetzt mehr und Künstlicheres zu thun wissen. Uebrigens dürfen wir uns die Franken ihrem Karl wol nicht ganz unähnlich denken; er ging in und mit ihrem Volksgefühl, oder überhaupt dem germanischen Volkswesen, das von dem Leben neben Abenteuern und Wunderthaten einen ernsteren Beruf als Genuß verlangte, und er folgte dem seltsam verschlungenen Kriegs- und Klosterwege ihrer Verstandesentwickelung, die von ihm vermöge der vereinten Volkskraft neuen Schwung, und durch Großanstalten feste Stützen erhielt. Die Schöpfung einer neuen Welt von Sprachen und Künsten, Gefühlen und Gedanken war im vollen Gange.

Der Kaiser Ludwig war ein gelehrter und tapferer

Mann. Er las in seiner Jugend die alten Dichter, im Alter die heilige Schrift; rücksichtlich seiner Verwaltung in Aquitanien hatte sein Vater gesagt: „Der junge Mensch übertrifft uns Grauköpfe"; er hatte gute Führer und lebte dort auf vier Herrenhöfen so wirthlich, daß er die Gaulieferungen an das Hoflager bei dem Landgerichte abschaffte. Er war ein kühner leidenschaftlicher Jäger und den Sarazenen ein gefürchteter Feind. Er hatte den besten Willen und bei den Franken allgemeine Liebe. Daher glaubten die frommen Leute, das Himmelreich werde kommen; statt dessen aber kam der Bürgerkrieg. Er vollzog mit Gewissenhaftigkeit den väterlichen letzten Willen über die Vertheilung seines Schatzes, größtentheils unter die 21 Erzbisthümer, und sandte Kammerboten in das ganze Reich mit dem Befehl, über die Beamten strenges Gericht zu halten und alle willkürlichen Verbannungen und Gutsentsetzungen aufzuheben. Scharfe Gebote ergingen auf den Reichstagen wider Erpressungen der Grafen, wider das Prunkwesen der Bischöfe und zur Handhabung von Benedict's Klosterordnung. Aber gleich im Anfange schadete die Freude, von der Furcht vor Karl's eisernem Arme befreit zu sein, dem Gehorsam; die alten väterlichen Geschäftsmänner konnten sich nicht halten und, als man ihnen später wieder Gewalt geben wollte, dieselbe nicht handhaben. Die mächtigen Familien, die Dienstmannschaften, die Geistlichkeit jedes Landes schlossen sich aneinander; die unterdrückten Landesgemeinden und Geschlechter nahmen ihre alten Rechte wieder in Anspruch: es gab mehr Grafen als Grafschaften; die ältesten Stammgüter des Karolingischen Hauses wurden großentheils von den Besitzern in Erbgang gebracht; die Kronrechte über die friesischen und sächsischen Güter abgethan;

die burgundischen Herren hatte selbst Karl mit Vorsicht behandelt; die Gascogner und Bretagner suchten nun wieder für sich zu sein. Die Kirche war anfangs in der günstigsten Lage, behauptete die freie Wahl ihrer Bischöfe unabhängig vom Kaiser und Papst. In und mit ihr stiegen auch geringe Leute zu Macht und Ansehen und kam das Gemeinheitliche und Körperschaftliche am meisten empor. Aus der Kirche gerieth eine Meinung unter das Volk, welche weder Papst noch Kaiser schonte, wenn es Gottes Ehre galt, und es vereinigten sich germanische und christliche Vorstellungen zu dem Bilde einer Weltgemeinde unter einem allgemeinen Vater (der Gottheit). Die Glieder dieser Weltgemeinde waren die Völker, mit gedoppeltem Vorstande für Seelensorge und Leibesschutz, und die Glieder der Volksgemeinde die Landes- und Gaugemeinden, wiederum mit gedoppeltem Vorstande. Dieser Meinung entsprachen auch die schönen Worte der kaiserlichen Verordnungen, aber es blieb bei den Worten, und man war unter Karl daran gewöhnt, daß die That den Worten voranging. Man hatte gehofft, aus dem Reiche seiner Ordnung in ein heiliges, glückseliges Reich zu kommen, und gerieth täglich mehr in Verwirrung. Man gab dem Kaiser die Schuld, und die Lande wurden unter seine drei Söhne getheilt; der Sohn Pipin's war schon König in Italien. Allein es ward nun noch schlimmer. Die Lombarden waren misvergnügt, daß ihr König übergangen und Lothar zur kaiserlichen Würde gelangt war; zurückgesetzte Franken verbanden und waffneten sich mit ihnen, wagten aber keinen Widerstand, als Kaiser Ludwig wider sie aufbrach. Der König ward geblendet und starb. Sodann hoffte man Heil und Glück von einer zweiten Vermählung

des Kaisers, welcher auch nachgab und die edelsten Jungfrauen des Reichs (vielleicht nackt, später ist dieses bei französischen Königen gewiß) vor sich treten ließ; aber die schöne baiersche Gräfin Judith brachte durch sich selbst einen neuen Anhang und Zwiespalt, und noch mehr durch ihren Sohn, Karl den Kahlen, in das Reich. Fehden unter den Grafen, Alles in den Waffen und zum Bürgerkriege bereit, Ludwig bald in der Söhne, bald diese in seiner Gewalt. Der alte Kaiser thut Alles, was man von ihm verlangt, die schmählichste, öffentliche Buße; nur straft er die Söhne nicht, und der Heerbann verhält sich, wie der griechische Chor, leidend: er spricht, wenn er, von Vater und Söhnen aufgerufen, widereinanderstößt, das Volksverlangen nach Frieden aus und ist Zeuge der Versöhnung; aber Frieden wird nicht. Die Franzosen scheiden sich von den Deutschen immer mehr ab; die Aquitanier vertheidigen gegen den Kaiser seinen Enkel als ihren selbsterwählten König; die Grundherren treten selbständig hervor und werden die Vögte der Kirchen, die weltlichen Aebte der Klöster; man bereichert und beraubt zugleich die Kirche; die Juden treiben den schamlosesten Sklavenhandel, und die jungen Hörigen werden nicht getauft, um als Sklaven ausgeführt zu werden. Die Normannen plündern an der nördlichen Küste und in den Flüssen, die Sarazenen an der südlichen Küste und zu Marseille. Seuchen kommen hinzu und setzen sich, da die Bevölkerung schon so dicht und zusammenhängend ist, leicht fest; viele namhafte Männer werden durch sie weggerafft. Der Kaiser Ludwig, der es so gut gemeint hatte, sah statt des gewünschten Glücks nun alles dieses Unglück, litt selbst an der Wassersucht und verzieh sterbend (840) allen seinen Feinden.

Ludwig's Söhne waren in ihrem häuslichen Leben (über die sittliche Hausordnung bildete sich eine öffentliche Meinung) gute, verständige Familienväter und, wenn sie zusammenkamen, mit einander brüderlich unter einem Dach und Fach, auch bei den Turnieren zugegen, die anfangs ganz im Kleinen und mit kleinen Lanzen getrieben wurden. In ihrem öffentlichen Leben hatten sie weder den königlichen Ueberblick noch die Geisteskraft, die Volksentwickelung zu leiten, und gaben sich den Ereignissen hin, wie diese kamen. Die Mönche wollten aus ihnen Heilige machen und wurden selbst zum Theil Räuber und Giftmischer; die rauhen Franken erforderten harte Könige und wollten keine Schattenkönige haben. Kaiser Lothar verlangte das Recht des Hausältesten über seine Brüder: die Berufung und den Vorsitz des Reichstages; die Brüder boten ihre Macht wider ihn auf, und zu Fontenai, bei Auxerre, war die harte Schlacht (841), worin sich alle drei schwächten, und wonach auf den Bericht von 300 Achtsmännern, welche das Reich bereist hatten, dessen Theilung zu Verdun geschah (843). Der Kaiser Lothar bekam die italienischen Lande, Burgund, mit einem Gebietsstriche zwischen der Maas und dem Rhein, welcher nach den alten Hauslanden führte und das Erbe Karl des Kahlen, Frankreich, von dem Besitzthume seines Bruders Ludwig, von Deutschland, trennte. Bei der Zusammenkunft dieser beiden Brüder zeigte sich die Sprachverschiedenheit, Karl schwur vor Ludwig's Leuten deutsch, und Ludwig vor Karl's Leuten romanisch *). Wie sich das Reich in Volksgebiete,

---

*) Pro deo amour et pro Chrestian poblo et nostro commun salvament, dist di en avant in quan des savir et podir me du-

so löste sich Frankreich wieder in völkerschaftliche Gebiete auf. Die spanische Mark machte sich unabhängig, die Bretagner wählten sich einen Herzog oder König, die Aquitanier wählten und verwarfen abwechselnd ihre Könige, und ein Sohn Ludwig des Deutschen versuchte auch, es unter ihnen zu werden. Die Küsten wurden von den Normannen verwüstet, und ihr Rollo legte den Grund zu seiner Herrschaft in der Normandie. Im Kampfe wider sie gründete der tapfere Graf Robert von Anjou seinen Ruf und seines Hauses Anhang und Macht. Er hatte schon mit dem Sohne des Königs Fehde, andere Grafen nicht minder. Ein Sohn des Königs ging, sowie auch andere Aebte, aus dem Kloster auf das Schlachtfeld und verschmähte nicht, mit einem Schwarme Landstreicher in den Niederlanden umherzuziehen. Der König berief jährlich zum Reichstage, aber es kamen gewöhnlich nur Bischöfe, an ihrer Spitze sein Rathgeber, der Erzbischof Hinkmar von Rheims; und statt Landesvertheidigung wurden Kirchenlehren und Ehebruchsachen verhandelt. Karl nahm wider König Lothar II. dessen Gemahlin Dietberg und ihren Bruder Hubert in Schutz, und Hinkmar bewies, daß es kein

---

nat, si salvarajo cist mon fradre Karlo, et in adjudhar et in cadhuna cosa, si com hom per dreit son fadre salvar dist, ino quid in un altre si faret, et abluder nul plaid numquam prendrai que meon voleist fradre Karlo in damno sit. Wörtlich: Für Gottes Liebe und für Christen Volk und unser allgemeines Heil, von heute ferner solange Gott Wissen und Wollen mir giebt, werde ich meinem Bruder Karl helfen und im Beistande und in jeder Sache, so wie der Mann durch Recht dem Bruder helfen muß, nicht was er an einem Andern thäte, und von ihm werde ich keine Streitsache jemals nehmen, die meines Willens (meinem guten?) Bruder Karl im Schaden sei.

Grund zur Ehescheidung sei, wenn die Königin auch ihrem Bruder, wie sie bekannte, vor ihrer Vermählung sich hingegeben habe. Es wimmelt diese Verhandlung von Meineiden und Verfälschungen. Auf dem Reichstage zu Pistes i. J. 864 beschäftigte man sich allerdings mit dem innern Zustande, gab aber nur Urkunde über ihn und keine Hülfe. Wo die Normannen zu plündern aufhörten, da fingen die flüchtigen Geplünderten es zur Ausgleichung der Kriegsschäden an, und man verordnete daher, daß sie dort angeklagt werden könnten, wo sie Haus und Hof gehabt hätten. Man verordnete ferner Herstellung des Heerbanns und des Verzeichnisses der Hofwehren und schärfte die Strafen wider dabei Statt findenden Waffen- und Pferderaub, wider die Hofübergabe an die Kirchen und wider den Klostereintritt, um sich des Dienstes zu entziehen. Man erklärte die Hörigkeit für Diejenigen ablöslich, welche sich aus Noth und auf der Flucht vor den Normannen darein begeben hatten, und Diejenigen, welche dazu gezwungen worden waren, sollten freigegeben werden. Der Burgbau, welcher überhandnahm, ward verboten, wenn der König ihn nicht erlaubte. Die Grafen und Bischöfe sollten über die Marktordnung, rechtes Maß und Gewicht halten, auch den Preis und das Gewicht des Bäckerbrotes bestimmen. Ludwig hatte schon wider falsche Münzer Strafverbote erlassen, sie wurden mit der Verordnung erneuert, es solle nur in zehn Städten ferner gemünzt werden, und zwar 14¾ löthiges Silber mit gleichem Gepräge; das Verhältniß zwischen Gold und Silber wie 1 zu 12 sein. Es sollten auch die Mündungen der Flüsse verschanzt werden, aber es geschah nichts, und den Normannen wurden zwei Jahre darauf 4000 Pfund Silber gelobt. Zu ihrer Aufbringung

wurde der freie Höfner mit $\frac{1}{2}$ Thaler (Solidus), der Hörige mit $\frac{1}{4}$, der Beisasse mit $\frac{1}{12}$, der Gewerbgenosse mit $\frac{1}{24}$ Rthlr. besteuert, von den Kaufmannsgütern sollte $\frac{1}{10}$, von den Geistlichen ein Beitrag, und von den Heerbannspflichtigen der Heerbannsschilling erhoben werden. Man forderte von freien und hörigen Höfnern einen Nachschuß von $\frac{1}{12}$ Thaler, und von den Großen Beihülfe an Geld oder Wein. Dergleichen Anträge wiederholten sich häufig im Tone des Bittens und wurden nicht ohne Gegenverwilligungen zugestanden; so bewilligte der König zu Chiersi an der Oise (877) seinen Lehnsmännern (in diesem Verhältnisse standen nun Beamte und Dienstmannen), daß sie Aemter und Güter ihren Söhnen oder Anverwandten übertragen könnten, wenn sie der Welt entsagten. Die Theilung der königlichen Gewalt unter den Adel und ihre Vererbung ist im vollen Gange. Schon hatte Agobard († 841), Bischof von Lyon, bewiesen, daß die geistliche Gewalt höher sei als die weltliche, und der Papst Nikolaus behauptet, daß Königen, die den Willen Gottes nicht thun, kein Gehorsam von Seiten der Unterthanen gebühre; nur dagegen machten die Bischöfe des Königs Karl des Kahlen bescheidene Vorstellung, daß Hadrian II. ihn ungehört mit den gröbsten Schmähungen überhäufte. Es blieb ungerügt, daß Karl die Kaiserwürde durch päpstliche Verleihung besitzen sollte, während auf der andern Seite seine Geldnoth entschuldigte, daß er sich zum Abte von St. Denis machte und seinen Reisigen Kirchenland eingab. Was er that, das thaten auch die übrigen Grundherren, und ihrerseits hielten die Bischöfe und Aebte auch ihre Reisigen und übten grundherrliche Gewalt, soweit sie konnten. Es scheint aber diese Adelsgewalt das Landvolk

schwer gedrückt und bei den freien Leuten, auch wol der niedern Geistlichkeit, Widerstand gefunden, und der sächsische Aufstand wider die Beamten sich über die ganze französische Küste bis nach Spanien verbreitet zu haben. Das Landvolk schlug sich auf die Seite der Normannen, sowie man auch weiß, daß eine ihrer Landungen auf den Ruf und unter Anführung eines Eingeborenen geschah; und wie hätten sich dieselben auch, oft ein paar Hundert an der Zahl, ohne Einverständnisse so tief in das Innere wagen können, wie hätten sich überhaupt die Normannen ohne Hülfe der reichsten Städte bemächtigen können! Es ist schwer, unter den Wundern den Lichtstrahl der Geschichte zu entdecken: bald bleiben alle Mönche von den Normannen und dem Klosterbrande unversehrt, und nur ein flüchtiger Bruder fällt, weil er den rechten Glauben nicht gehabt hat; bald bezaubert der bloße Anblick der Stadtmauern, Dank dem Heiligen (oder dem Einverständnisse des Bischofs und der Bürgerschaft)! die Normannen, und sie entweichen eilig; selbst der anscheinend gute Grund der Verlegung des bischöflichen Sitzes nach Bourges von Bordeaux, wo Alles durch die Heiden wüste geworden, erregt Bedenken: es mochte dort wol für den Bischof nicht geheuer sein. An der Küste, bei den Schiffen, im Bunde mit den Normannen, zwischen Bretagnern und Sachsen konnte man sich der Adelsgewalt noch erwehren. In der Kirche stand Hinkmar an der Spitze ihrer Anhänger, und der Erzbischof Wulfrad von Bourges war das Haupt der Gegner, welche der Papst begünstigte. Der Streit über kirchliche Meinungen verschleiert den Streit zwischen der adligen und nicht adligen Geistlichkeit, aber das Gewicht, welches den Meinungen bloßer Klosterbrüder beigelegt wird, beweist das Emporkommen des

niedern Standes in der Kirche. So saumselig man übrigens gegen die Normannen war, so bereitwillig war man zu einem Heerzuge über die Alpen, nach dem Aussterben des Lothar'schen Hauses, dessen Besitzthum, Elsaß und Lothringen zum Theil ausgenommen, an Karl den Kahlen, nun Kaiser, kam. Italien war schon vielen Franzosen verderblich gewesen, es ward auch wahrscheinlich dem Kaiser verderblich; er starb in Savoyen (877), und sein Leibarzt ward der Vergiftung beschuldigt. Dieser war ein Jude, welche damals Arzneikunde auf den Schulen der Sarazenen in Spanien lernten, woher nun auch manches andere Nützliche nach Frankreich kam.

Karl des Kahlen Söhne und Großsöhne waren welke Leute, wie es geht, wenn die Eltern unreif und ohne Liebe sind und der Kinder Willenskraft und Thatenlust durch Mönchszucht gebrochen wird, damit sie nicht auf dem Throne der Mächtigen mächtig werden. Die mächtigen Lehnsträger ließen Ludwig den Stammler sich durch Gottes Barmherzigkeit und Volkes- (richtiger Fürsten-) Wahl König schreiben, und der anwesende Papst übernahm die Mühe, für ihn noch schönere Verordnungen zu schreiben als für Ludwig den Frommen seine geistlichen Räthe gethan, endigte aber mit dem Bannstrahle wider den Markgrafen Bernhard und mit dem Aufgebote seiner Nachbarn zur Vollziehung des Bannes. Bernhard war stark durch sich selbst und durch seine Verwandten. Er besaß neben der spanischen Mark die herzogliche Gewalt in Aquitanien und die Grafschaften Poitiers und Autun, auch hatte er sich der Grafschaft Bourges bemächtigt; sein Oheim war der Kanzler Goslin, Abt von St. Denis und St. Germain, später Bischof von Paris, und schon mit dem dortigen Grafen Konrad

befreundet. Gleichen Namen mit dem Markgrafen und nicht geringere Macht hatte der Graf von Auvergne, und an dem Sohne des Grafen von Auxerre, Abte von dem dortigen St. Germain und von St. Martin zu Tours, in Krieg und Frieden einen rüstigen Freund. Er vollzog den Bann, der Markgraf ward vertrieben, aber seine Hausmacht so wenig gebrochen, daß sein Sohn, Graf von Poitiers, in königlichem Ansehen stand. In Gascogne herrschte Herzog Sancho, von den Sarazenen der Verwüster genannt, in völliger Unabhängigkeit, und ebenso der König Alain in Bretagne. Die Küste war sich selbst überlassen, die Normannen faßten dort festen Fuß und verschanzten sich besonders an der Maas. In Lothringen machte der Sohn Lothar II. und dessen, vom Papste nicht anerkannten, Gemahlin Walrade, der Abt Hugo, sich Anhang und Herrschaft. Boso, Graf in dem Ardennenwalde, hatte durch tapferes, gefälliges und andächtiges Wesen die Menge, und durch die Liebe Karl des Kahlen zu seiner Schwester die Verwaltung der Provence, die Grafschaft Vienne und die Abtei St. Moritz in Wallis gewonnen, die stolze Kaisertochter Irmengard entführt und sich vermählt; auch hatte er den Papst eingenommen und Ludwig des Stammlers Vertrauen erworben, welcher seinen Sohn Karlmann mit dessen Tochter verlobte und sterbend (879) ihm den ältesten, Ludwig, empfahl. Nach des Königs Tode tagte Goslin und sein Anhang zu Creil an der Oise und berief den deutschen König Ludwig den Jüngern. Ihre Gegner, Hugo, den Abt von St. Germain, an der Spitze, tagten zu Meaux, bewogen die Deutschen zum Rückzuge und krönten die beiden sich liebenden Brüder, Ludwig III. und Karlmann. Boso aber gewann oder erzwang auf dem burgundischen

Kirchentage (6 Erzbischöfe und 17 Bischöfe waren gegenwärtig, es scheint kein Landtag gewesen zu sein), daß die Krone von Burgund (auch von Arles oder von Provence genannt) ihm angetragen wurde, schien dann überrascht und unschlüssig und ließ in allen Kirchen drei Tage beten, auf daß in der frommen Absicht nicht gefehlt und Zeit zur Einrede gewährt werde. Niemand widersprach, und er ward von dem Erzbischofe von Lyon gekrönt (879), auf die Bedingung, Hohen und Niedern billiger Schirmherr, Allen zugänglich und freundlich, vor Gott demüthig und seinen Worten treu zu sein. Er vermochte sich indeß nicht in den Ebenen, sondern nur in dem Gebirge wider die beiden französischen Könige zu halten, welche ihn bis an ihren Tod befehdeten, aber nicht lange lebten *).

Alle deutschen Lande und die Lombardei waren an Karl den Dicken gekommen, welcher auch zum Kaiser gekrönt und seitdem in Frankreich von den Königen und den Fürsten als Hausältester geachtet wurde. Man trieb mit dem Reiche noch ein Schattenspiel und gefiel sich in Ausfertigungen unter dem Namen des Kaisers, nachdem das Königthum und die kaiserliche Gewalt aufgelöst war. Die Verwirrung, worin Könige Aebte, und Aebte Erbherzöge wurden, worin ehemalige Beamten Fürstengemeinden und Eidgenossenschaften, in denen doch wieder die Geistlichen die Oberhand hatten, bildeten, und worin die Gauen in Burggebiete zerfielen, drang bis in die Grundschicht des bürgerlichen Verbandes, in die Ortsgemeinden. Raub und Mord wurden so gewöhnlich, daß selbst in den Städten der Anblick von Erschlagenen eine

*) Ludwig † 882, Karlmann † 884.

alltägliche Erscheinung war, und die Wölfe jagten zu Hunderten durch das Land nach Todten und Lebenden. Das Unwesen änderte sich nicht, als Kaiser Karl die französische Krone erhielt, und König Boso die burgundische von ihm zu Lehen nahm. Er wollte wol helfen und that mehr als singen und beten und gut zu Tische sitzen, brauchte auch hinundwieder mehr als Strenge, wie er z. B. dem unruhigen lothringschen Vetter Hugo die Augen ausstechen ließ; aber um wirklich zu helfen, hätte er ein Karl der Große sein müssen, und er war nur ein gutgesinnter und gemächlicher Herr. Gegen die Normannen kam zwar einiges Festungswerk zu Stande, aber man vertheidigte sich schlecht; gegen sie bewegte sich zwar an der Seine ein großes Aufgebot, aber es verlief sich bei ihrem Anblick, und sie rückten vor Paris. Die Stadt lag auf der Seineinsel und war durch zwei Brücken, welche in Thürme ausliefen, mit dem Lande verbunden. Sie war mit dem Flüchtegut der ganzen Umgegend angefüllt, weil sie den stärksten Schutz durch Fluß und Mauern, und ihr Graf das Volksvertrauen hatte. Es war ein schöner hoher Mann, Odo, wahrscheinlich des schon erwähnten Grafen Robert des Starken Sohn, und schon durch Waffenthaten wohlbekannt; ihm standen Goslin der Bischof und dessen alter Gegner, nun aber treuer Freund, Hugo zur Seite, im Rath und auf der Mauer, mit Kreuz und Schwert. Angriff und Vertheidigung waren hartnäckig, Goslin und Hugo überlebten das Ende des Kampfes nicht. Ein Thurm war genommen, eine Brücke zerstört; der kaiserliche Feldoberst, Graf Heinrich, ein Babenberger, hatte sich wol durch die Wüste und den Feind bis zur Stadt, aber nicht die Schlacht mit Siegfried gewagt. Odo ging

nach Metz, wo der Kaiser tagte, und kehrte mit froher Botschaft heim; er hatte sich den Weg durch dichte normännische Reihen zu der Thurmpforte und Stadtbrücke gebahnt. Nicht lange und Graf Heinrich erscheint mit seinen Reitergeschwadern, versprengt die Normannen und stürmt hin über frische Rasenböschung und Streu, wie er glaubt, zu ihrem Lager, stürzt aber in verdeckte Gräben. Doch nun kommt der Kaiser endlich selbst mit Heeresmacht und zieht in die Stadt, aber Siegfried bleibt unbeweglich am andern Ufer der Seine stehen und geht nur, nachdem er nicht geschlagen, sondern gut bezahlt und auf die Plünderung von Burgund angewiesen ist. So feig hier Kaiser Karl auch erscheint, so widersinnig die Geschichtschreiber diese Begebenheit finden, welche sonst gewöhnlich zuviel Sinn und Plan in die Handlungen legen, so lassen sich doch vielleicht triftige Beweggründe dazu finden. Wenn Siegfried auch nicht 40,000 Mann bei sich hatte, wie man schreibt, so hatte er nach der Meinung des kaiserlichen Kriegsrathes wenigstens die überlegene Macht, er stand am Ufer, also vor der Reiterei gedeckt, er hatte Schiffe, also den Fluß und die Zufuhr, auch sichern Rückzug, vor allem aber hatte er ein dienstgeübtes abgehärtetes Fußvolk aus den rauhen freien Küstenleuten; dagegen lagerten auf der andern Seite zwar sehr vornehme, aber wenig gehorsame Herren, und allerdings tüchtige Reisige, aber im Ganzen doch ein wildes Getümmel von vielerlei Volk. Der Ausgang einer Schlacht zwischen Beiden konnte nicht zweifelhaft, und die Niederlage des Adels für Frankreich leicht entscheidend sein. Es war also klug genug, die Entscheidung zu vermeiden, dem Küstenvolke seinen Kriegshauptmann durch Geld und gute Worte zu entziehen und ihn als Zuchtruthe

wider die störrischen burgundischen Machthaber zu gebrauchen. Nach Karl dem Großen war aber für alle Könige eine böse Zeit, weil seine Völker dieselben nach seinem Bilde haben wollten und selbst noch das Himmelreich auf Erden von ihnen, als den Stellvertretern Gottes, verlangten. So mußte der Kaiser, der Karl's Namen hatte, auch hier büßen, was die Völker oder die Naturnothwendigkeit verschuldet hatten, was die Folge des Zwiespaltes zwischen fremdartiger Geistesverkünstelung und eigenthümlicher Verstandesentwickelung, des schlecht verbundenen römischen und germanischen Wesens und des langsamen Weltganges zur Freiheit und Ordnung war. Das Misvergnügen traf zuerst den Rathgeber des kranken Karl, den Bischof Leutward. Er sollte die Kaiserin verführt haben, die sich darüber zum Gottesurtheil erbot; die reichsten Erbtöchter seinen Verwandten vermählt haben, welches Jeder that, der es konnte; und ketzerisch über die Doppelnatur des Heilands denken, worüber eigentlich Niemand dachte. Leutward ging zum Karolinger Bastard Arnulf, welcher, nachdem er sich in Kärnthen einen Namen gemacht hatte, auf dem Reichstage zu Tribur auch die übrigen Hofbeamten ansichzog und von den Deutschen zu ihrem Könige erkohren ward (887). Dem unglücklichen Karl reichte der Erzbischof von Mainz das Gnadenbrot, bis ihm Arnulf einige Güter in Schwaben anwies. — In Frankreich ward jeglicher Grundherr auf seinem Gebiete der König, und viele nannten sich selbst Könige. In der Provence hatte Boso's unmündiger Sohn an dem Geiste seiner Mutter eine Stütze, aber Niederburgund konnte sie nicht halten, es fiel ab, und vom Jura bis zu der Saone und den Rhein hinauf bis in die Schweiz an Graf Rudolf, nun König. Graf

Wido erwarb in Italien ein Reich zu der Krone, welche er zu Rheims empfangen. Der Vertheidiger von Paris, Graf Odo, ließ zu Compiegne tagen und befestigte die gewonnene Krone mit normännischem Blut in den Landen zwischen der Maas und Loire. Rainulf, des Markgrafen Bernhard Sohn, wollte in Aquitanien nicht König heißen, aber sein. Mächtig waren und wurden die Grafen von Vermandois, Anjou, Angouleme, Perigord, Auvergne, Toulouse, Rovergue u. m. A.; sie nennen sich nun von ihren Gebieten, und ihre Geschlechtsfolge läßt sich bezeichnen. Das Festungswesen ward allgemeiner. Die Bürgerschaft von Paris vertheidigte sich aus eigener Kraft gegen die Normannen, deren Verschanzungen an der Dyle bei Löwen König Arnulf stürmte. Wenn die Franzosen auch vielleicht an diesem Siege keinen Antheil haben, so bestätigt er doch die früheren Bemerkungen über das damalige Kriegswesen und greift in die folgende Geschichte ein. Arnulf sah, daß er seine Hauptwaffe, die Reiterei, nicht gebrauchen konnte, er sprach deßhalb zu den Seinigen: „Ihr Leute, die Ihr Gott ehrt und durch seine Gnade bisher obgesieget habt, bedenket das Blut Eurer Freunde, das diese Wüthriche vergossen haben, gedenket der Kirchen, welche zu Gottes und seiner Heiligen Ehre erbaut und von diesen Heiden verwüstet sind. Wollt Ihr dies rächen an den Unholden, wollt Ihr mir folgen, wenn ich absteige und die Fahne trage, wollt Ihr in Gottes Namen angreifen? Es gilt nicht unsere Rache, es gilt, Gott zu rächen!" Alle saßen ab, und Arnulf deckte sich nur den möglichen Rückzug durch Reiterei, die Uebrigen führte er gegen die Normannen, die nun, Mann gegen Mann stehend, nicht auf sich warten ließen, aber niedergehauen oder gefangen

wurden. Odo focht nicht so glücklich wider sie und verwickelte sich auch in Fehden mit dem Adel; so ward denn der bisher vergessene Sohn Karl's des Kahlen, Karl der Einfältige, zum Könige gekrönt, und Arnulf, welchem man in Frankreich, noch ehe er Kaiser war, Aeltestenrecht gab, ließ den Streit zwischen ihnen sich von selbst entscheiden, fügte aber seinen Sohn Zwentibold als König von Lothringen noch hinzu. Odo († 898) scheint keinen Sohn hinterlassen und seinem Bruder Robert, Grafen von Paris, empfohlen zu haben, Karl den Einfältigen als König anzuerkennen. Robert that es, vermehrte aber seine Macht als Herzog von Frankreich, oder in den Landen zwischen der Seine und Maas, durch die Verschwägerung mit Herzog Rudolf von Bourgogne und die Freundschaft mit dem schon erwähnten Rollo, nun Herzog von der Normandie. Er und Rudolf hatten Rollo und seinen Normannen manches heiße Gefecht geliefert, die Städte widerstanden den Letzteren besser als sonst, und zwischen den zahlreichen Burgen mit dem bewaffneten Landvolk wurden ihre Züge mislicher. Daher nahm Rollo den Vorschlag (912 zu St. Clair an der Epte) an, sich mit den Seinigen in der Normandie niederzulassen und in die Kirche zu treten. Er ließ den Geistlichen ihre Ländereien, und seine Normannen wurden eben so gute Landleute als sie Kriegsleute gewesen waren, denn er hielt sie und das Land in strenger Ordnung. Auf den Wegen, Feld- und Gaumarken herrschte fortan tiefer Frieden, sodaß Niemand ein Geschmiede anzurühren wagte, welches an der öffentlichen Straße aufgehangen war. Inzwischen trug sich auch am Hofe des Königs eine Veränderung zu, wovon wir nur den Erfolg, den Haß des Adels wider den Günstling Haganon,

kennen, welcher zu keiner mächtigen Familie gehörte, aber großen Einfluß und Reichthum gewann und einen starken Anhang gehabt haben muß, weil sich der Adel von ihm lange Zeit Demüthigungen gefallen ließ. Endlich brach aber der Haß wider ihn aus, und Robert ward zum Könige gekrönt; doch behielt Karl immer Anhang, und Robert blieb in der Schlacht gegen ihn, welche sein Sohn, der weiße Hugo, wiederherstellte, und nach welcher der Graf Rudolf von Bourgogne Gegenkönig ward. Karl, bald in Gefangenschaft, bald in Freiheit, kam nicht weiter in Betracht, und sein Tod (929) änderte das Fehdewesen nicht, welches die beiden Schwäger Rudolf und Hugo mit ihren Standesgenossen (Pairs) um einzelne Besitzungen trieben, und wodurch die Selbständigkeit der Bürgerschaften hinundwieder aufblickt.

Währenddessen blühte das Königreich Burgund herrlich auf unter Rudolf II. (nicht dem französischen Könige) und der guten Hausmutter Bertha, welche dem Volke nützlicher ward als die lombardischen Eroberungen, die sich überdies nicht hielten und auch bei der Provence nicht blieben, da sich das Königthum daselbst wieder auflöste und die Sarazenen bei Fresne sich ansiedelten. Diese zogen hinauf nach Burgund, stießen hier mit den Ungern zusammen und fielen Beide in die Verstecke des Königs Konrad, Sohnes von Rudolf II.

Auch das Königreich Lothringen löste sich wieder auf und theilte sich wol meist nach der Sprachverschiedenheit zwischen Deutschland, wo sich das sächsische Königshaus erhob, und Frankreich, wo man nach Rudolf's Tode (936) den Sohn von Karl, Ludwig Dutremer, zurückrief. Herzog

Hugo war in diesem Augenblick in den Erbschaftsstreit über die Hausgüter des Königs Rudolf verwickelt und bemächtigte sich eines Theils derselben. Der Herzog von der Normandie hatte sich mit Hugo's mächtigstem Nebenbuhler, dem Grafen Vermandois, verschwägert und durch die Eroberung von Bretagne verstärkt. Der Eine von ihnen konnte vor dem Andern nicht König werden, und so vereinigten sie sich über die Wahl von Ludwig, bei dem der geflüchtete Graf Alain von Nantes war. Der junge König wollte sich nicht mit dem Namen begnügen und fing an die Burgen in der Umgegend von Laon, seinem Sitze, zu brechen, wagte es auch, mit dem Herzoge von Lothringen sich wider den deutschen König Otto einzulassen. Das schien anfangs sehr unglücklich zu werden, nahm aber doch einen glücklichen Ausgang. Der Herzog ertrank in dem Rhein, und Hugo von Paris, Herbert von Vermandois und Wilhelm von der Normandie verbanden sich mit Otto und befehdeten ihren König; aber der König Ludwig heirathete Gerberg, des Herzogs Witwe, welche zugleich die Schwester von Otto und von Hedwig, Hugo's Frau, war. Darauf ward mit Hülfe des Papstes vermittelt, daß die französischen Herren die Waffen niederlegten. Der übrigens muthige, sinnreiche und einnehmende Ludwig war zu habsüchtig und unzuverlässig, um lange Ruhe zu haben und zu halten. Otto zog sich zurück, als Ludwig zu gleicher Zeit an ihn wider Hugo, und an Hugo wider ihn Freundschaftsbriefe schrieb.

Die Normannen griffen zu den Waffen und riefen die alten Landsleute an, als der König den unmündigen Sohn ihres meuchelmörderisch umgebrachten Herzogs Wilhelm unter dem Vorwande des Schutzes in Gefangenschaft hielt und

mit Hugo sich des Landes bemächtigen wollte. Sie nahmen denselben Aufschwung der Einbildungskraft und Verstandesthätigkeit wie die Franken durch Klodwig, und die Sachsen durch Karl den Großen. Herzog Wilhelm trug ein Bußkleid unter dem Fürstenmantel und wäre Mönch, wie Karlmann, geworden, wenn er nicht von Leuten des Grafen von Flandern ermordet worden wäre; sein Sohn Richard verstellte sich vor allen Lauschern an Ludwig's Hofe so gut, daß er für todtkrank gehalten, nicht bewacht und von seinem Hofmeister in einem Heubunde gerettet wurde. Der normännische Landesverweser Graf Bernhard zu Rouen zeigte sich dem Könige zugleich so ergeben, daß er ihn von dem gemeinschaftlichen Plane mit Hugo abbrachte, während er aus Dänemark Hülfe kommen ließ. Nun waren die Normannen im Vortheil, und der König wollte sich durch gütliche Unterhandlung helfen, aber auf der Zusammenkunft brach der verhaltene Groll bei dem Anblicke des Grafen Herluin aus, dessen Beschützung der unschuldige Anlaß zu Wilhelm's Tode gewesen war. Er und 18 französische Grafen wurden erschlagen (jener Ort heißt seitdem Gué de Herluin), und der König ward gefangengenommen, gegen Bestätigung aller Rechte des Herzogs zwar an Hugo ausgeliefert, aber nun von diesem in Haft gehalten. Seine Freiheit kostete ihm seine einzige feste Stadt, Laon. Doch nun kam Otto selbst ihm zu Hülfe und ließ ihn von seinem Schwiegersohne, Konrad, Herzog von Lothringen und Franken, unterstützen; aber Hugo hatte sich mit den Normannen verbunden, dem Herzoge Richard seine Tochter Emma verlobt und war so mächtig unter den Seinigen, gleichviel ob Laien oder Priestern, Grafen oder Bürgern, daß er den vereinigten Waffen

der beiden Könige und der Kirche nicht erlag. Otto und Ludwig erschienen auf der Kirchenversammlung zu Ingelheim (948), Ludwig trug seine Anklage wider Hugo vor und erbot sich über seine eigene Schuldlosigkeit zum Gottesurtheil. Er sprach ohne Zweifel deutsch, weil ein lateinischer Brief deutsch übersetzt werden mußte, um ihm und Otto verständlich zu sein, und weil er es sowol in England als mit Frau und Kind sprach. Die Bischöfe wußten besser was er wollte als was sie thun sollten, und sprachen sich streng für das königliche Recht, glimpflicher über Hugo's Bestrafung aus: „Daß Niemand hinführo sich anmaße, der königlichen Gewalt Eintracht zu thun, oder Zeichen der Befleckung durch Treubruch vonsichgebe! denn wir haben beschlossen, in Gemäßheit der Kirchenversammlung zu Toledo, daß Hugo, Vergewaltiger und Beschädiger an dem Königreiche des Königs Ludwig, mit dem Schwerte des Bannes getroffen werden solle, insofern er sich nicht vor der Kirchenversammlung auf die Zeit stellen wird, welche anberaumet werden soll, und wenn er dann nicht durch seine Buße für eine so strafwürdige Kühnheit Genüge leistet." Mit dem Papste ging man um diese Zeit dreist zur Vertheidigung der gallikanischen Kirchenrechte um und verwarf geradezu seine Beschlüsse in dem langwierigen Streit über den erzbischöflichen Stuhl zu Rheims, zwischen dem Grafen Hugo von Vermandois, welchen sein Vater, und zwischen dem Mönch Artald, welchen Herzog Hugo darauf erhoben hatte. Die Päpste hatten zu Rom Aergerniß gegeben, waren in die Gewalt der dortigen Zwingherren gefallen, und Bischof Rather zu Lüttich behauptete, daß man für Geld päpstliche Aussertigungen nach Belieben haben könne. Ihr Bannfluch half gegen Hugo dem Könige

Ludwig so wenig, daß er sich vielmehr mit Jenem aussöhnte. Wie bei dem Tode des Herzogs von der Normandie und des Grafen von Vermandois, so suchte Ludwig auch bei dem Tode des Grafen von Toulouse, und wo sich sonst im Süden oder Norden Gelegenheit zeigte, seine Lehnsherrlichkeit geltend zu machen, aber es wollte nirgend glücken. Er starb (954) in der Blüthe der Jahre, indem sein Pferd, vor einem Wolfe scheu, auf ihn gefallen war. Hugo starb bald nach ihm. Ueber ihre Söhne und Lande führten die beiden Mütter Gerberg und Hedwig die Vormundschaft, von Bruder Bruno, Erzbischof zu Cöln und Herzog von Lothringen, welches Konrad wegen Meuterei verloren, unterstützt. — Frankreich athmete auf. Von den normännischen Landungen war schon lange, von den Ungern nach ihren Niederlagen in Deutschland, und von den französischen Fürsten wider die beiden Häuser Ludwig's und Hugo's nichts zu fürchten. In stillem Frieden waltete König Konrad von Burgund, hielt mit Hülfe des Königs Otto den Adel in Ordnung, der Freiheit unbeschadet; der Pflug bearbeitete unter ihm große Strecken; seine Mutter Bertha errichtete wohlthätige Stiftungen zu großer Nacheiferung der Vornehmen und Geringen. Von Clugni ging die Herstellung der Klosterzucht aus, die so gänzlich verschwunden war, daß des schon erwähnten Rather Beschreibung von erkünstelten Wollüsten selbst in unsern aufgeklärten Zeiten dunkel bleibt. Die Städte kamen empor; für den Handelszug nach Italien war Zürich die Hauptrast. Die adeligen Hintersassen fanden zwar im Landgerichte vor dem Könige noch kein Gehör, aber sie klagten doch schon dort. Im südwestlichen Frankreich waren den Sarazenen die Wege versperrt, die landesherrlichen Gebiete abgeschlos-

sener und also nicht in so viele Fehden verwickelt als in dem Norden; auch dort die Spuren des Königsthums noch verwischter als in den Karolingischen Stammlanden. Aber hier, wie überall, war jeder haltbare Ort zur Burg geworden, und ihr Herr vertheidigte sich als König wider den König, mit seinen Getreuen, den freien Burgmännern, und die Bürgerschaften ohne Herrn gehörten auch zu den Herren, obgleich sie den Grafen noch mehr Recht über sich gaben als diese dem Könige. Die Befestigungskunst war der Belagerungskunst vorangeeilt, und sie gab den Schwächern Schutz gegen die Stärkern, Hunderttausenden das Gefühl, durch sich selbst geschützt zu sein, und eine Selbständigkeit und Freiheit, wie sie nachmals nur bei den Königen geblieben ist. In diesem Sinne blos freie Leute erscheinen damals die Stammväter der Montmorenci und Couci; Jener nennt sich Kriegsmann, doch auch Sohn des Herzogs Alberic, Dieser ist Lehnsmann des Grafen Thibault, der Gauner (tricheur) genannt, welcher seinerseits dem Herzoge Hugo lehnspflichtig ist, dessen Abkunft bald hoch hinauf-, bald auf einen pariser Bürger herabgeführt wird. Wie diese Geschlechter sich auf ihren Burgen hielten und groß wurden, so geschah es selbst mit den weniger bemerkten durch ganz Frankreich, und dessen Geschichte wird nun örtlich; aber gerade in dieser Rücksicht ist sie uns nicht überliefert, und eben zu der Zeit, wo das Volk sich von unten hinaufbildet, verschwindet es als Gesammtheit nach oben. Die gallikanische Kirche ist wie das Königreich in Theile zerfallen, ihr beträchtlichstes Grundeigenthum in landesherrliches verwandelt, und ihre Wirksamkeit mehr verbürgert. Eigene Kirchen und Geistliche zu haben, gehörte zur Grundherrlichkeit, und weil

der reiche Hugo eine ergebene Geistlichkeit hatte, schadete ihm der Staatsstreich seiner Gegner, über seinen Lehnsfehler die Kirchenversammlung sprechen und den Bann verhängen zu lassen, nicht. Die Kirchenversammlungen haben unter Karl dem Großen Grundsätze, unter Ludwig Outremer aber Widersprüche. Die Geistlichen sind noch in dem Kanzleramte; dieses ist jedoch zur bloßen Schreiberei geworden, wenn nicht der dasselbe ausübende Mönch durch seine Ordensbrüder auf die öffentliche Meinung wirkt. Das Königthum hat seine Hülfsmittel: Kirche und Dienstmannschaft, verloren, aber die Grundherrlichkeit sie nicht als die ihrigen gewonnen. Der mächtigste Landesherr ist sehr schwach, weil seine Kirchenleute und seine Lehnsleute schon als Körperschaften stärker als er sind und überdies Theile völkerschaftlicher Anstalten ausmachen, auch weil er kein weiteres Hülfsmittel hat, seinen Willen gegen den ihrigen geltend zu machen, wenn sie eins sind; er hatte kein Geld, um Söldner zu kaufen, obgleich es nicht an Geldabgaben fehlte. Da aber der Heerschilling, das Schutzgeld, die Landgerichtssteuern in Grundgefälle verwandelt und als Zubehör der Güter an die Lehnsleute gekommen waren, so beschränkte sich das Einkommen des Landesherrn auf die Güter, welche unter eigener Verwaltung geblieben waren, und auf Zölle und Marktgelder, welche aber in den bürgerlichen Unruhen und Verkehrstörungen sehr dürftig eingingen. Das landesherrliche Einkommen verbesserte sich unter der Vormundschaft von Gerberg und Hedwig, welche beide gute Wirthinnen gewesen zu sein scheinen und wenigstens im Norden auf Frieden hielten, während derselbe auch im Süden durch die Unmündigkeit der mächtigsten Landesherren befördert wurde. Zugleich hatten

die Staatsgrundsätze Otto's auf Frankreich wirksamen Einfluß. Er war König über einen bedeutenden Theil desselben und in dem andern als übermächtiger und doch guter Nachbar, als Hausältester und als Kaiser geachtet. Er brachte den Geist auf den Thron, in welchem nicht Karl der Große, sondern die wider ihn kämpfenden Sachsen gefochten hatten. Er wollte der Fürst des Volkes und nicht der Zwingherr von Dienstleuten sein, er wollte nicht sowol, daß sein Wille als daß der allgemeine Wille über das Rechte und Verständige geschehe; und er tagte für wichtige und unbedeutende Sachen nach Ort und Zeit mit den Fürsten oder Landsassen. Dieser Sinn war in der sächsischen Familie erblich, und seine Gemahlin Adelheid, Bertha's Tochter, wegen ihrer Einsicht und Frömmigkeit hochgeachtet unter den Völkern. Ihre Tochter Emma heirathete der König Lothar von Frankreich, welchen man nach seinem Vertrauten, Graf Thibaud dem Gauner, beurtheilen mag. Unter ihm, neben Otto dem Großen und bei den übrigen Umständen war in Frankreich eher das Aufkommen eines Gemeinwesens als der königlichen Gewalt zu erwarten. Von dieser blieb in der That im Süden nichts als der königliche Name auf den öffentlichen Urkunden übrig, und im Norden bewiesen die Fehden und Künste des Königs nur, daß seine Hausmacht der normännischen u. a. nicht gewachsen war.

An Lothar's Bruder gab Kaiser Otto II. Niederlothringen zum Unterkommen, Oberlothringen besaß bereits Friedrich, Stifter des Hauses Bar und Schwager von Hugo Capet (des Herzogs Hugo Sohn), dessen Bruder Herzog von Bourgogne war. Lothar hätte gern Lothringen gehabt und wollte den Kaiser Otto II. zu Aachen aufheben. Dieser

ließ ihm durch einen Wappenherold Fehde auf den ersten October ansagen, suchte ihn zur gegebenen Zeit bis vor Paris und kündigte auf dem Montmartre dem Herzoge Hugo Capet eine Litanie an, wie er sie nie gehört habe. Seine Heerscharen sangen dort: „Alleluia, te martyrum candidatus laudat exercitus domine". Auf dem Rückzuge ließ er den König Lothar nochmals fordern. Als hierbei der Graf von Anjou äußerte, es sei närrisch, daß so viele wackere Leute sich wegen der Zänkerei zwischen den Königen todtschlagen sollten, sie allein möchten den Zweikampf bestehen, erwiederte ihm der Graf vom Ardennenwald: „Nun hören wir selbst, wie schlecht Ihr Euren König achtet; wir aber rasten nie, wenn unser Kaiser sich schlägt, und sind immer dabei, wenn er in Gefahr ist". Doch ward die Fehde, worin das Ritterliche schon aufblickt, beigelegt (980); Lothar und sein Sohn Ludwig V. lebten wie vergessen, und die kriegslustigen französischen Herren folgten dem Kaiser Otto auf seinen Zügen. Auf einem derselben ward zu Verona im Beisein des burgundischen Königs und Hugo Capet's getagt und beschlossen, daß in allen Gerichtshändeln statt auf den Eid auf den Zweikampf erkannt werden sollte. Das Gerichtsverfahren, nur zu oft in gebildeten Zeiten Glücksspiel, war damals ein Gewebe von Lug und Trug, wenn es auch reines Kirchenrecht, die angesehensten Geistlichen und die Verhandlung vor Päpsten und Kirchenversammlungen (wie der oben angeführte Rechtsstreit über das Erzbisthum Rheims) betraf. Jetzt ward wenigstens eine Unzahl von Meineiden verhindert. Der Tod des Kaisers Otto II. und der Streit seiner griechischen Gemahlin Theophania mit Herzog Heinrich um die Vormundschaft Otto III. erweckte oder vermehrte die

Zwietracht zwischen König Lothar und seinem Bruder Karl von Niederlothringen. Der König erklärte sich für Theophania, Karl für Heinrich. Auf diese Weise verhinderten sie sich, die ohnehin schnell vorübergehende Uneinigkeit der Deutschen zu benutzen, und schadeten sich zugleich in der Achtung der Franzosen. Man sagte und man schrieb: „Lothar heißt König, und Hugo Capet ist es".

Nach Lothar's Tode (986) und der Krönung Ludwig V. verliert sich Alles in dunkle Umtriebe: Karl beschuldigt die Königin Emma der Entehrung und Vergiftung ihres Gemahls, sie benimmt sich unvorsichtig und zerfällt mit ihrem Sohne; die Kaiserin Theophania mischt sich ein, oder beruft wenigstens den besten Kenner der Verhältnisse, den Abt Gerbert, Rath des Erzbischofs von Rheims zu sich, wo man gegen den Grafen Vermandois und die Königin Emma die Waffen ergriffen hatte. Der König heißt ein schädlicher Freund und unschädlicher Feind. Es soll etwas Großes in Berathung sein, und doch zeigt sich nirgend der mindeste Plan, sondern nur allgemeine Verwirrung. In dieser stirbt der junge König (21. Mai 987), nach dem Gerücht an von seiner Frau ihm gereichten Gifte.

Hugo Capet, der reichste französische Fürst und Herr der festen Stadt Paris, der Freund des kaiserlichen Hauses, vor dem Volke sehr fromm, gegen Männer von Gewicht verbindlich und für Leute, die sich brauchen ließen, wenn er ihrer bedurfte, ungemein freigebig, ward von seiner Umgebung zu Noyon König genannt und sofort zu Rheims gekrönt (3. Juli 987). Es konnte dieses als bloße Auflösung des Lehnsverbandes in Betreff seiner Hauslande und ohne Bezug auf Karl's Nachfolge in die Güter seines Bru-

ders gedeutet werden; womit auch ein Antwortschreiben des Erzbischofs von Rheims an Karl ziemlich übereinstimmt. Dasselbe fängt mit Vorwürfen an und endigt mit Hoffnungen. Er habe guten Rath nicht hören wollen, als es Zeit gewesen; sich unter den Großen Feinde gemacht und sich durch Hafthaltung der Königin Emma und des Bischofs von Laon geschadet. Indessen sei der Erzbischof seiner Wohlthaten immer eingedenk und wolle ihm auch sagen, wem er von seinen Freunden nicht trauen dürfe, aber jetzt sei es noch nicht Zeit dazu, man könne nicht vorsichtig genug sein. Er solle den Vertrauten (in Chiffern genannt) und Bürgen senden, und dann solle über Alles gehandelt werden, aber anders nicht. Im folgenden Jahre ward König Lothar's natürlicher Sohn Erzbischof von Rheims, wozu Hugo gegen die Verschreibung einwilligte, daß er ihm treu mit Rath und That gewärtig und bei Verlust des Erzbisthums nicht wider ihn sein wolle. Karl, welcher von Laon, von der Königswürde und auch von Rheims Besitz nahm (988), ohne daß Hugo, soviel man weiß, darein sich mischte, ward von den Grafen von Vermandois und Flandern unterstützt, und im Süden sein Name in die Ausfertigungen gesetzt. So waren sie entweder Beide, oder richtiger Keiner von Beiden, König von Frankreich.

Dritter Abschnitt.

Die Franzosen.

Von Hugo Capet bis Louis XV.

(987 — 1774.)

A.

Von Hugo Capet bis Louis VIII.

Von 987 bis 1226.

So vorsichtig und leise König Hugo Capet auch auftrat, wie er denn selbst bei den größten Feierlichkeiten nicht mit der Krone erschien, so kam er doch nicht weit. Er wünschte die Geistlichkeit zu gewinnen und entsagte den abteilichen Einkünften, welche zu den Erbgütern seines Hauses gehörten, drohte aber dem Erzbischofe von Sens, welchen er sich nicht durch Gefälligkeiten befreunden konnte, mit von Papst und Bischöfen zu verhängender Strafe. Geheime Einverständnisse öffneten ihm Rheims und brachten den König Karl *) und den Erzbischof Arnulf in seine Gefangenschaft; aber Graf Vermandois hatte größern Einfluß zu Rom als er, und von dem Grafen von Perigueux bekam er durch den abgesendeten Herold auf die Frage: „Wer hat Dich zum Grafen (von dem eingenommenen Poitiers) gemacht?" die kurze Rückfrage: „Und wer Dich zum Könige?" Er ließ sogleich im folgenden Jahre nach seiner Krönung auch seinen

*) Dieser starb in der Haft; sein Sohn blieb Herzog von Niederlothringen.

Sohn Robert krönen, aber der sonst bescheidene Jüngling scheint zur Widerspenstigkeit gegen den Vater verleitet worden zu sein. Dem Markgrafen von Barcelona versprach Hugo Hülfe gegen die Sarazenen, konnte aber wider den Herzog von Aquitanien keinen festen Fuß im südlichen Frankreich fassen. Er verband sich den ausgezeichnetsten Mann seines Zeitalters und sah ihn auf den Stuhl von Rheims steigen, aber auch jener Würde wieder entsetzen. Es war Gerbert, von dem wir mehr als von dem Könige wissen, dessen Leben wie ein Lichtfunken durch die damaligen Zustände läuft, und dessen Briefe unsere Hauptnachricht von seiner Zeit ausmachen. Dieser unbekannte auvergner Klosterknabe und nachmalige berühmte Papst, wohlgelitten bei den arabischen Gelehrten zu Cordova und den Kaiserinnen Adelheid und Theophania, geschickter Mechaniker und mathematischer Schriftsteller, zugleich gewandter Geschäftsmann und Höfling, brachte als Lehrer am Dome zu Rheims eine Menge neuer Kenntnisse in Umlauf und machte sich durch seine Weltklugheit und auch wol Mönchsverbindungen bei dem Erzbischofe und dem Hofe Lothar's geltend. Er war alsdann für den König Karl und schrieb, als schriebe er jetzt, von dem Erbrecht auf die Krone; doch sah er bald genug, daß Karl sich nicht halten werde, und folgte Hugo's Einladung, der Aristoteles von Robert zu werden, fand aber in seinem Zöglinge keinen Alexander. Desto wichtigere Dienste leistete er dem Vater und suchte unter Anderem auch durch Briefe das Misgeschick zu beschönigen, welches König Hugo vor Laon erfuhr: „Wir sind", schrieb er, „noch immer Meister des ganzen Bisthums, und an den Gerüchten, von denen Ihr gehört, ist nichts wahr als daß die Einwohner (also

die Bürger waren es, welche ihr Laon vertheidigten) eines Nachmittags unsere betrunkenen und schlafenden Leute (dies schildert die Sitten) überfallen haben, aber zurückgeschlagen worden sind (die Wendung ist künstlich, der Nachsatz ergiebt, daß es mit dem Zurückschlagen nicht geschwind gegangen). Inzwischen hat der Troß das Lager verbrannt und das Belagerungsgewerk (dieses hatte man also) zerstört". Gerbert führte auch auf dem Kirchentage im Kloster St. Basle die Feder, wo der gefangene Erzbischof Arnulf von Rheims und der Priester Adalger einander gegenübergestellt wurden. Der Letztere sagte aus: Als er die Anträge von Karl zur Ueberlieferung von Rheims erhalten, habe er sich um Verhaltungsbefehle an den Erzbischof gewandt, welcher ihm die Schlüssel der Stadt und die Weisung gegeben habe, die Mannschaft Karl's einzulassen, mit dem Beisatze: wer seinem Worte nicht glauben wolle, der solle die Folter fürchten. Ferner ward auf dem Kirchentage der Bannspruch vorgelegt, den der Erzbischof gegen diejenigen erlassen hatte, welche dem Könige Karl Rheims heimlich geöffnet, die armen Leute geplündert und ihre Hütten verwüstet hätten. Die Versammlung nahm es ihm übel, daß er nicht von dem Kirchenraub und von der Priesterverbannung gesprochen hatte. Gerbert ward hierauf selbst Erzbischof an Arnulf's Stelle, umgab sich mit Handwerkern und Künstlern, ließ von ihnen Arbeiten ausführen, welche die nicht ungeschickten rheimser Bürger für Wunderwerke hielten, z. B. die Schlaguhr, und darf als der Vater der französischen Gewerke angesehen werden. Aber der Graf Vermandois, und vielleicht der französische Adel überhaupt, wollte ihn nicht auf dem erzbischöflichen Stuhle haben, und der Papst erklärte den ganzen

Kirchentag zu St. Basle für einen Frevel an dem päpstlichen Stuhle (er ward in der That dort nicht geschont), ließ von König Hugo sich nicht besänftigen, sondern bewirkte auf der Kirchenversammlung zu Mouson und zu Rheims Gerbert's Entsetzung, so beredt sich dieser auch lateinisch auf den romanischen Vortrag des Bischofs Aimon von Verdun vertheidigte. Gerbert unterwarf sich dem Ausspruche, klagte der Kaiserin Adelheid, wie kalt und schimpflich er behandelt werde, verließ sein Vaterland und ward von seinem alten Schüler, Kaiser Otto III., gern aufgenommen, zum Erzbischofe von Ravenna und dann zum Papste (Silvester II.) gemacht. Die kaiserliche Macht hatte das päpstliche Ansehen wieder gehoben, Frankreich und sein König Robert fühlten es.

Hugo hinterließ (995) seinem Sohne Robert die königliche Gewalt in seinen vermehrten Hauslanden befestigt, und glücklich genug fand der junge gutmüthige und kunstsinnige König unter den französischen Landesherren keinen Nebenbuhler. Ruhig konnte er sich seiner Mildthätigkeit überlassen, wenn ihr nicht etwa seine zweite Gemahlin, Constance, steuerte, welches nöthig war, weil er einem Gauner, der ihm heimlich die Tressen vom Mantel ablöste, nur sagte: „Nun laß es gut sein, damit ein Anderer auch noch etwas finde". Auch konnte er seiner Liebe zur Tonkunst nachhängen und setzte selbst mehrere Kirchengesänge, von denen er einen auf den Altar zu St. Peter niederlegte, als er nach Rom gewallfahrtet war. Die Landesherren waren mit sich und unter einander zu beschäftigt, um ihn zu stören. Man hat später ihrer sieben, wie die sieben Kurfürsten in Deutschland, zusammengestellt und als eine Art Genossenschaft (Pair-

schaft) betrachtet, aus deren Mitte der König genommen und der Erste unter Gleichen gewesen wäre. Richtiger ist, daß die Lande nach Sitten, Sprachen und gemeinschaftlichem Vortheile mehr als nach den Belehnungen und Erbzufällen der Fürsten fürsichbestehende Fürstenthümer (wie die deutschen Herzogthümer) bildeten. Der Herzog von Bourgogne, Robert's Oheim, war dem Könige wie dem Vater Hugo treu, mit den Nachbarn friedfertig, und die Macht im Lande unter ihm und den Grafen und Herren getheilt. Nach seinem Tode wollte Robert erben, konnte aber selbst mit normännischer Hülfe den Bund der weltlichen und geistlichen Herren nicht sprengen, welche hier zusammen tagten. Sein zweiter Sohn Heinrich erhielt als Herzog den Vorsitz. Graf Herbert von Vermandois, Hugo's Widersacher, war gestorben, und ein Haupttheil seines Besitzthums, Meaux und Troyes, an den Grafen von Blois gekommen. Die Grafschaft Flandern stand unter Vormundschaft, und durch den Herzog Richard von der Normandie in Frieden mit dem Königshause.

Richard starb fast gleichzeitig mit Hugo, und dieser herrliche Greis, hochgestaltet, von edlem Gesicht, ein Wohlthäter der Kirche und Beschützer der armen Leute, die er auch aus der Gefangenschaft loskaufte, vererbte seine Freundschaft mit Jenem auf seinen Sohn Richard II. In seinen Landen war Volksglück, oder gedeihlicher Arbeitsfleiß und Lohn für den Pflug des rüstigen Landvolks; für die Werkstätte der Bürger in Rouen, welches mit Paris verglichen wird, und andern Städten; für die Schiffe, welche die Normannen noch immer liebten und damit durch die Meere hinab nach Italien steuerten; für die Schreibstuben der Mönche, aus welchen wir noch

Kirchentag zu ... us) und Geschichtsbücher be-
lichen St ... worin der Rittergeist auflodert.
ließ v ... en Alpen, jenseits der Pyre-
au ... nach Richard III. Tode unter
... Diesen habe sein Bruder und
... welchem Letzteren seine Ge-
... te, eines Gerbers Tochter, Wil-
... ngland, zum Sohne gab. Die
... sich um diese Zeit wenig um die
Bretagner, deren ... zugleich Bischöfe und in langer Fehde mit dem Hause Anjou waren, und die nun Geoffroi zum Herzoge hatten.

In Aquitanien und den Landen vom Mittelmeere bis zur Rhone war Wilhelm der Große seinem Vater gefolgt, welcher den Zunamen Fier a brab und lange Fehde mit seiner eigenen Gemahlin, der Stifterin von Kloster Maillezais, führte, weil sie die Vicomtesse v. Thouars, von welcher der Herzog in ihrem Schlosse mehr als gastfreundlich aufgenommen worden war, ihren Rittern preisgegeben hatte.

In der Stille und desto wirksamer mag der siebente Pair, der Graf von Toulouse Wilhelm Taillefer, welcher das Bisthum Cahors dem Meistbietenden überließ, an seines Hauses Größe gearbeitet haben; es war dieser Sinn allgemein verbreitet, und neben den genannten kommen die Häuser von Rovergue, Gascogne, Foix, Bearn, Carcassone u. a. mit gleichen Ansprüchen auf Gerichtsherrlichkeit, Kirchenvogtei, Münzrecht und Fehderecht zum Vorschein.

Weiter war die Entwickelung im Königreiche Burgund gediehen. Wenn Robert Alles that, um zu verarmen, so ward König Rudolf so arm, daß er von einer Abgift der

Klöster lebte. Er gab sein Recht in des deutschen Königs Heinrich II. Hand; aber aus seiner Zeit kennt man den Stamm und Haussitz der Familien von Forcalquier und Benaissin, von Orange, von Marseille, von Baux, von Sault, Grignan und Castellane; sowie damals sich die Bevölkerung und Gewerbsamkeit von Lyon, Vienne, Besançon, Avignon, Arles, Marseille und Grenoble mit bürgerlichen Anstalten und Rechten emporhob. Gleiches läßt sich auch von andern Städten Frankreichs sagen, so von Bourges, Tournai, Toulouse, Rheims u. a. m., und seit 1021 sind die Bündnisse und Tage zwischen einzelnen Städten beurkundet. „Die Bürgerschaften von Amiens und Corbie machten mit ihren Herren einen Vertrag; sie gelobten, unter einander Frieden zu halten, zu dessen Gewähr alle Jahre zu Amiens auf den St. Firmianstag zusammenzukommen und von Neuem Eidgenossenschaft zu stiften, über die streitigen Sachen nicht sich durch Plünderung und Brand, sondern durch Tagfahrt vor Bischof und Graf Recht zu nehmen". Die Gutsherren in der Umgegend waren meist Bürger in den Städten, oder hatten Bund mit ihnen, Brüderschaften unter sich. Alles verbrüderte sich. Unter den Zunftgenossen mußten besonders die Maurer am zahlreichsten und verbrüdertsten werden, weil sie bei den vielen Burgbauten immer zusammen in großen Mengen und, obgleich in verschiedenen Bestandtheilen, doch nach einerlei Ordnung arbeiteten; weniger beisammen, aber ebenso zahlreich waren die Waffenschmiede, welche gleichfalls einerlei Arbeitsweise haben mußten, wenn sie sich einander helfen und die Waffen sich gleichen sollten; dies Letztere aber war wenigstens bei den gerichtlichen Kämpfen nothwendig. Die Geistlichen sorgten

überhaupt für die Ordnung der Handwerke, und das Kreuz ward die Grundform selbst für das Brot. Das Handwerk führte zur städtischen Freiheit. Aber in den Gebieten der Burgen, vor dem erzgepanzerten Ritter und seinem geharnischten Roß verschwand die letzte Spur der freien Landgemeinden; nur auf den Vorgebirgen der Schweiz ward der freie Landmann nicht ohne Blut wehrlos gemacht, während in der Normandie unmenschliche Strafen den Muth benahmen. „Das Landvolk", erzählt der fast gleichzeitige normännische Geschichtschreiber Jumièges, „tagte in allen Grafschaften und beschloß einmüthig, daß sie sich wegen der Benutzung von Wald und Forst und Wasser unter einander vertragen und keine andere vorhandene Ordnung darüber (keine Beschränkung des Gemein-Waldes und Angers, der Jagd und Fischerei) gelten lassen wollten. Jede Gaugemeinde ernannte zwei Boten, um eine Landesgemeinde sowie auf den Vollzug des Beschlusses zu halten. Aber der Herzog (Richard II.) sandte den Grafen Rudolf mit Reisigen, um die Zusammenkunft zu verstören. Dieser vollzog sofort den Befehl (und that mehr, was er unter Richard I., dem „Beschützer der armen Leute", nicht gethan hätte), ließ alle Boten verhaften, und andere Landleute dazu, ihnen Hände und Füße abhauen und sie so, auf Lebenszeit unbrauchbar gemacht, zu ihren Familien schicken. Da die Landleute diese Strenge erfuhren und noch schärfere Strafen fürchteten, gaben sie das Tagen auf und kehrten zu ihrem Pfluge zurück". Sie mögen auch wol nach der Bretagne geflüchtet sein, wo nach Geoffroi's Tode ein Bauernkrieg i. J. 1024 ausbrach.

Diese Beurkundung der Vertilgung des germanischen Gemeindewesens an der Küste beweist zugleich sein früheres

Dasein. Es war nicht ein erstes Aufstreben des Bauernvolkes, denn Jumieges würde sonst von neu und unerhört gesprochen haben, und die Landleute forderten nichts als was erst bei zunehmender Bevölkerung und Grundherrlichkeit ins Eigenthum gezogen wird: die Wald- und Flußnutzung. Doch zeigten auch ferner die Gutsleute vielfach Anhänglichkeit an ihre Grundherren, und das erklärt sich so: Ihre Dienste waren beschränkt, weil es keine große Bewirthschaftung, bei den beschränkten Hülfsmitteln, auf den Herrenhöfen gab; ihre Höfe mußten mit Länderei gut ausgestattet sein, wenn sie guten Zins- und Zehntertrag geben sollten; die Gutsleute eines Grundherrn machten eine Familie unter sich, weil sie, dem herrschaftlichen Interesse gemäß, unter sich und nicht auswärts verheirathet wurden; sie waren als Pathen der gutsherrlichen Familie nach kirchlichen Begriffen mit ihr verwandt; sie hatten von ihr Schutz und hielten an ihr wider fremde Herren, die sie in eine neue schlechtere Lage gebracht hätten.

Um diese Zeit trafen viele Umstände zusammen, um die Geistlichen wieder emporzubringen; sie waren und blieben auf ihren Kirchentagen, die sie jährlich in den einzelnen Landschaften hielten, in engerer Verbindung als die Lehnsleute durch ihre Mannengerichte, welche sich nur auf das Gebiet des Lehnsherrn beschränkten. Sie verkündigten zur Zeit einer Pest Gottesstrafe und erhielten in der Angst Einstellung der Fehden zum ungestörten Kirchengange, den sogenannten Gottesfrieden; sie glaubten (nicht alle) und verbreiteten den Glauben, mit dem bevorstehenden Ablaufe von 1000 Jahren nach Christi Geburt werde der jüngste Tag kommen, wodurch Viele bewogen wurden, ihre Güter den

Kirchen zu verschreiben. Sie stiegen zugleich mit den Päpsten in Ansehen, welche die fürchterlichsten Verfluchungen über die Landesherren, welche Kirchengüter eingezogen hatten, aussprachen. Selbst König Robert, der sich dergleichen nicht vorzuwerfen hatte, mußte sich von seiner Gemahlin scheiden, da ihn Jedermann verließ, als der Bann auf ihm ruhte. Gerbert versuchte schon zu Ravenna durch ein Rundschreiben Namens des verwüsteten Jerusalems zum Kriege wider die Ungläubigen aufzurufen: „Erhebt Euch, Ihr Kriegsleute des Heilands, nehmet seine Fahne und streitet für ihn; und könnt Ihr es nicht mit den Waffen, so thut es mit Gaben und Klugheit". Dieser Aufruf ging spurlos vorüber, aber nicht so der Forschungsgeist, die Wissenschaftlichkeit, welche Gerbert in der Schule zu Rheims aufgeregt hatte. Sein Schüler Fulbert lehrte zu Chartres, wo er Bischof ward, daß in dem Abendmahle Christus nur geistig genossen werde, und dessen Schüler machten diese Meinung namentlich zu Tours und Sens geltend. Einheimischen Ursprungs mochte das Streben sein, womit Leuthard in der Champagne das ganze Kirchenwesen gewaltsam ändern wollte; aber fremden Ursprungs ohne Zweifel war eine geheime Glaubensverbrüderung, welche unter den Stiftsherren zu Orleans durch die Aufnahme eines falschen Bruders verrathen wurde. Sie glaubten an den Heiland, aber nicht an seine Menschwerdung, und wollten nicht widerrufen. Es ward ihnen nachgesagt, aber nicht untersucht, daß sie ihre Kinder getödtet und die Asche davon getrunken hätten. Sie wurden verbrannt, und auf dem Wege schlug die Königin Constance ihren gewesenen Beichtvater mit einer eisernen Gerte ins Gesicht, daß er ein Auge verlor. Ein ähnliches Urtheil ward

zu Toulouse vollzogen. Glimpflicher verfuhr der Erzbischof von Cambrai mit den Schülern eines Italieners zu Arras, oder es ließen sich dieselben vielmehr zum Widerrufe bewegen. Soviel ist gewiß, daß ein Widerspruchsgeist gegen die herrschende Kirchenmeinung sich verbreitete, er scheint aber nicht aus einer Quelle geschöpft, sondern aus dem Umgange mit Griechen, Sarazenen und Juden, aus gnostischen oder arianischen Vorstellungen und aus der damaligen Lieblingsschrift, dem Augustin'schen „Gottesstaate", entsprungen zu sein, auch nicht die Gestalt einer allgemeinen geheimen Verbrüderung, sondern vielerlei Gestalten gehabt zu haben. Er ward durch die Seelenerhebung nach höherer Erkenntniß und reinerer Tugend befördert als die üblichen Lehrbegriffe, das wahrscheinlich damals aufkommende Rosenkranzbeten und die Reliquienvergötterung gewährten. Die natürlichste Mittheilung neuer Ansichten veranlaßten die Wallfahrten, welche ununterbrochen nach Rom und ins gelobte Land gingen; auch nannte das Volk die Neuerer Wanderer (Passageren), und es muß wol von ihnen Gutes entweder gelernt oder doch gesehen haben, denn es nannte sie gleichfalls die guten Leute. Dagegen brach nun der Haß wider die Juden aus, und daraus beweist sich zugleich, daß in den Städten sich ein Handelsstand gebildet hatte, welcher die jüdische Herrschaft über Geld und Verkehr nicht länger ertrug. Wie der Blitz vom heiteren Himmel fiel plötzlich die Verfolgung über die Juden, welche bisher im ruhigen Besitze von großen Gütern und einträglichen Aemtern und selbst im Ehrengefolge erzbischöflicher Leichen gewesen waren *). Sie wurden nun

*) In Deutschland hatten sie sogar den Hausgeistlichen des Königs Heinrich I. unter sich aufgenommen, ohne daß ihnen etwas geschah.

aus allen Städten gejagt, wenn ihnen nichts Schlimmeres widerfuhr, und nur wenige ließ man wieder zu, wenn sie allem Verkehre mit den Bürgern entsagten (also sich auf den Marktverkehr beschränkten). Nur der Graf von Sens wollte sie schützen, brachte sich aber dadurch in Verdacht des Judenthums, und über seine Stadt Plünderung.

Um dieselbe Zeit ward die Kleiderpracht und der Geschmack des Südens auch im Norden herrschend, soviel die Bischöfe dawider als Teufelsmachwerk eiferten. In dem reicheren Süden und in der Nähe des kunstfleißigen Spaniens hatte man die Künste des Anzugs gelernt. Man schor den Bart und ließ das Haupthaar nur auf dem Scheitel stehen; man trug lange Beinkleider und kurze Stiefel, das Reitzeug wie die Waffen waren sarazenisch. Mit der Königin Constance kam dieser Geschmack und wahrscheinlich die Kunst der Stickerei nach Paris. Die Sicherheit und Muße hinter den Mauern (wie selten ward eine Stadt oder Burg genommen!) machte zugleich geselliger; von fröhlichen Gelagen geschieht häufig Meldung, hinundwieder aus dem Süden von ritterlichem Minnedienst. Hier finden wir die Ritterzunft gleich anfangs nicht als Gewerb-, sondern als Ehrengenossenschaft, und sie erscheint um diese Zeit in Frankreich als Verbrüderung, nicht heimlich wie die Ketzerbrüderschaften, sondern öffentlich an des Königs und der Fürsten Höfen, und doch wissen wir nicht, woher und wie sie gekommen. Ebenso wenig wissen wir, woher die sogenannte gothische Baukunst gekommen ist. In der edeln Lust an schönen Kirchen in gleichsinnigem Geschmacke wetteiferte der Norden und Süden. Man baute überall, auch ohne Noth, und bildete in Stein das lebendige Gewölbe nach, welches

die Natur im Walde gestaltet: die Säulenordnung der Bäume und die himmelansteigende Wölbung ihrer Zweige. Da wir ein solches Gefühl und eine solche Werkthätigkeit für das Schöne bei der Menge, solchen genossenschaftlichen Sinn und Drang, solche Uebereinstimmung in Haß oder Liebe, solche Annäherung zur Sprach= und Sitteneinheit finden, so dürfen wir eher mit dem Dichter sagen, daß der Gott in dem französischen Volke erwacht sei, als mit Voltaire und Denen die ihm nachreden, daß es die Beute einiger Barone gewesen sei. Unsere Begriffe von Vornehmheit, Pracht, Bequemlichkeit passen noch lange nicht. Die Königinnen trugen noch keine Strümpfe, mit den Hemden der Gräfinnen sah es noch lange Zeit ärmlich aus, die gentils damoiseaux, selbst noch Graf Rudolf von Habsburg, flickten sich ihre Ritterwämser mit eigener Hand. Die stattlichsten Burgen waren finsteres Gemäuer, mit kleinen Fenstern und eisernen Gittern.

Nach Robert's des „guten Königs" Tode (1031) hätte seine Witwe Constance lieber den verstandesschwachen Robert als den schon gekrönten Heinrich auf dem Throne gehabt. Heinrich ging mit zwölf Knappen, welche an dem königlichen Hofe das Ritterhandwerk lernten, nach der Normandie und gewann durch Herzog Robert's Hülfe den Thron, trat ihm zur Dankbarkeit das Vexin fünf Stunden von Paris ab, zog aber die Grafschaft Sens als eröffnetes Lehn ein und ward in mancherlei Fehden verwickelt. Seine Lehnsleute riethen ihm auch zum Kriege wider den deutschen König, er las ihnen aber ein Abmahnungsschreiben des Bischofs von Lüttich vor und sagte: „Der meint es redlicher mit mir als Ihr, und Ihr habt mir doch Treue geschworen". Wie

sich in dieser Zeit die Feierlichkeiten überhaupt ordnen, so geschah es auch mit der Krönungsfeierlichkeit, als der König seinen siebenjährigen Sohn Philipp, welchen ihm die russische Großfürstin Anne geboren, zu Rheims salben ließ. Der dortige Erzbischof that es und behauptete ein ausschließliches Recht auf die Wahl und Weihe der französischen Könige. Es waren 20 Bischöfe und 25 Aebte zugegen, ihnen folgte der Herzog von Aquitanien, der Sohn und Vertreter des Herzogs von Bourgogne, die Abgeordneten der Grafen von Flandern und Anjou. Für die Normandie, Champagne und Toulouse war Niemand anwesend, wol aber mancher andere Graf und Herr. Vor der Krönung sagte der Thronerbe: „Ich Philipp, der ich von Gottes Gnaden bald König der Franzosen sein werde, ich gelobe vor Gott und seinen Heiligen an meinem Einsetzungstage, daß ich Jedem von Euch seine kanonischen Vorrechte, das schuldige Gesetz und die Gerechrechtigkeit erhalten werde; mit Gottes Hülfe werde ich Euch schützen, soviel ich vermag, und wie ein König jeglichen Bischof seines Reichs, die Kirche, die ihm vertrauet, schützen muß; und ich gelobe auch, daß ich dem mir anvertrauten Volke eine Verleihung der Gesetze gewähren werde, die zu Recht besteht". Die Versammlung erhob dreimaligen Beifallsruf *): „Er ist uns werth, er ist uns lieb, er sei es". Als Heinrich König wurde, litt Europa dreijährigen Miswachs **); fortdaurende Regen verdarben die Saat und die Ernte; das Vieh rafften Seuchen weg, und so mangelte zugleich Brot und Fleisch. „Todtenbleich waren die Reichen

---

*) Laudamus, volumus, fiat.

**) 1030 bis 1032.

wie die Armen, und in dem allgemeinen Schrecken ruhten die Fehden. Man aß das Ekelhafteste, sogar Menschenfleisch, wovon man doch sonst nur sehr selten Beispiele hatte. Zu Tonnere ward gebratenes Menschenfleisch auf den Markt gebracht, der Verkäufer jedoch verhaftet und verbrannt. Dieselbe Strafe litt ein Einsiedler im Walde Maçon, bei dem die Schädel von 48 Ermordeten gefunden wurden. Auf einem Kirchenrathe ward beschlossen, daß man nur den stärksten Leuten Lebensmittel reichen müsse, weil alle nicht ernährt werden könnten, und damit das Land ferner bestellt würde". Die folgende Ernte gab den reichsten Ertrag, und der Menschenverlust ersetzte sich schnell wieder. In den Gemüthern ließ aber das Entsetzen vor der furchtbaren Naturgewalt, oder, wie man glaubte, dem Strafgerichte Gottes, einen tiefen Eindruck zurück. In sich selbst und in der Buße lehrte und hoffte man Hülfe zu finden; und aus allen Ständen zogen Pilgrime gen Jerusalem, um an der heiligsten Stätte zu büßen und zu beten: die zartesten Edelfrauen, die mächtigsten Fürsten im hohen Alter.

Unter ihnen Herzog Robert von der Normandie, welchen nur der Sturm von der Landung in England abgehalten hatte. Er starb unterweges. Seine Lehnsleute hatten zwar Wilhelm als seinen Nachfolger anerkannt, fielen nun aber großentheils von dem Gerber, wie sie ihn nannten, ab und wurden weder von dem Vormunde, dem Herzoge von Bretagne, im Vereine mit dem Könige, noch von dem Herzoge Wilhelm selbst, als er wehrhaft geworden, zur Ruhe gebracht, bis sie seine Geburt über seinen Naturberuf zum Herrschen vergaßen. Er war leidenschaftlich gesinnt für Ehre, kalt in Gefahren. Zu frühe und schwere Arbeiten hatten vielleicht,

wie bei den Rittern häufig, das Auswachsen zur vollen Mannesgröße zurückgehalten. Er brachte Schrecken unter die Ritterschaft des gewaltigen Grafen von Anjou, Geoffroi Martel, da er den Burgmännern von Alençon Arm und Bein abhauen ließ; und er siegte, als der Haß wider die stolzen Normannen zwei französische Heere und den König selbst gegen ihn führte. Er vermied, mit dem Könige zu schlagen, sandte aber bald einen Herold vor dessen Lager (1054), welcher rief: „Bringt Eure Wagen nach Mortimer und beladet sie mit den Leichnamen Eurer Freunde; denn die Franzosen sind zu uns gekommen, der Normannen Waffenkunst zu prüfen, und haben sie besser gefunden als es nach ihrem Sinne gewesen. Eudes, Euer Führer (des Königs Bruder), ist schimpflich entwichen, der Graf von Ponthieu gefangen, und die Uebrigen sind fast alle getödtet oder gefangen; nur Wenige auf flüchtigen Pferden entronnen. Das läßt der Herzog der Normannen dem Könige der Franzosen kundthun". Wenn hierin der Ton des tragischen Gefühls und des Stolzes gehalten ist, so erinnert Wilhelm's Brautwerbung an die Hochzeitsnacht in dem Niebelungenliede. Der Kaiser und der heilige Vater mahnten ihn von der flandrischen Gräfin Mathilde ab, und stolz sagte sie selbst, daß sie sich nie einem Bastarde vermählen werde. Wilhelm überraschte sie, als sie zu Brügge aus der Kirche trat, flehte, drohte und, wie Einige sagen, schlug sie, bis sie sich ihm ergab. Sie ward eine treffliche Hausfrau, und als Stickerin von Niemandem übertroffen; sie machte Alles um sich her so fleißig und emsig, wie sie es in den Städten ihres Vaters gesehen hatte, welche ungeachtet seines Krieges mit dem Kaiser blühten.

Reichliche Nahrung, Sang und Klang, fröhliches Leben war in Lothringen und dem Königreiche Burgund, seit Graf Eudes von Champagne in der Schlacht bei Bar-le-duc um diese Krone gestritten und das Leben verloren hatte (1037). Seine Gemahlin suchte nach mehreren Tagen unter den Leichen und fand den Rumpf; die Söhne theilten sein Land. Die lothringschen Sieger sangen Spottlieder; die Straßburger bauten ihr Münster; die Burgunder, auch der Graf von Vienne, thaten des Kaisers Konrad II., dann Heinrich III. Gebot. Ihre Lehnsleute standen fortan unter dem Kaiser, welcher über Landessachen und Gerichtsklagen tagte und über sein großes Gebiet in Frankreich hinaus durch sein Ansehen wirkte. Heinrich III. machte sich durch seine Gemahlin Agnes die Gemüther im Süden noch geneigter. Hier kam jetzt auch mit Hülfe der Geistlichkeit, und besonders des Abtes von Clugni, der schon oft versuchte Landfrieden, unter dem Namen des gottgebotenen Stillstandes, trève de dieu, einigermaßen zu Stande. Obgleich die Bürgerschaften dabei nicht genannt werden, so scheint es doch, daß die Kirchentage auf sie zur Vollstreckung ihrer Beschlüsse rechneten, und es kommt in der That eine Friedenssteuer (paçata oder pezade) und eine dadurch besoldete Mannschaft vor. Der Stillstand währte, wenn nicht von Mittwoch, wenigstens von Freitag bis Montag. Die Kirchen und Kirchhöfe wurden völlig befriedigt, aber sollten für Friedensbrecher keine Freistätte sein. Wer raubt oder ungerechtes Gut an sich zieht, wird mit Verlust seiner Güter oder peinlicher Strafe bedroht. Die Fehden sollten sich nicht auf die Bauern und das Ackergeräth erstrecken. Das Weintrinken am Freitage und das Fleischessen am Sonnabend ward ver-

boten. Unter Gottesdienstfeier sprach man Bann und Verfluchung über die Ritter aus, welche sich zu Frieden und Gerechtigkeit nicht verpflichten wollten, und indem die Geistlichen die Lichter auslöschten, sprach die Gemeinde die Worte nach: „So lösche Gott die Freude Derer aus, welche Frieden und Recht nicht nehmen wollen". Aber während die Geistlichen die Waffenhändel minderten, zogen sie die Rechtshändel an sich, deren Entscheidung sie nicht gewachsen waren. Sie vergaßen darüber zum Theil ihre kirchlichen Streitigkeiten, sprachen, wie der Cardinal Damiani klagt, von nichts als Rechtsverfassung und Gerichtsordnung, behandelten die Gerichtssachen mit gewohnter Spitzfindigkeit, besonders der Gegner von Berengarius, Lanfranc, welcher mit dem römischen Rechte bekannt war; und der Federkrieg fing an. Der Norden wollte lieber bei den Fehden bleiben.

Es scheute sich der schon erwähnte Geoffroi Martel von Anjou nicht, den eigenen Vater zu befehden, der ihm die Landesverwaltung schon überlassen hatte und nun auch die Ehrenrechte abtreten sollte. Da ward der Greis in seinem Zorne wieder zum Jünglinge, zerstäubte die Anhänger seines Sohnes und zwang ihn, mehrere Stunden weit, mit dem Sattel auf dem Rücken, nach seinen Füßen zu kriechen (wie es gebräuchlich), stieß ihn dann und rief dreimal: „Du bist besiegt". Der Sohn sagte: „Ja, besiegt, aber durch Dich allein, weil Du mein Vater bist. Für alle Andere bin ich stets unbesiegbar". Das besänftigte den Vater, der ihn nun selbst wegen des Schimpfes tröstete und ihm die Lande wieder übergab. Derselbe pilgerte mit zwei Dienern nach Jerusalem, nahm dort am heiligen Grabe einen Holzblock auf die Schultern, ließ sich geißeln und betete: „Herr, nimm

Deinen erbärmlichen Foulques, Deinen Flüchtling, Deinen Meineidigen auf, Herr Jesus Christus, erbarme Dich meiner Seele, die ihre Schuld bekennt". Sein Sohn war dem Könige was ihm früher der Herzog von der Normandie gewesen, und wider seine Feinde, Wilhelm ausgenommen, überglücklich. Der Herzog von Aquitanien, die Grafen von Maine und Blois geriethen in seine Gefangenschaft.

Die Bretagne hatte die gewöhnliche Ruhe vormundschaftlicher Verwaltung. Das Französische verbreitete sich in den Pyrenäen; Eduard der Bekenner machte es in England zur Hofsprache und umgab sich mit Normannen, unter denen er aufgewachsen; während die normännische Eroberung in Unteritalien sich befestigte.

Soweit hatten es die Normannen gebracht, daß sie ihre Gefühle in der neuen Sprache ausdrücken, die Seele des Nordens mit den gewaltigen Bildern, gleich den Nebelgestalten über finstern Wäldern, und mit den schwermüthigen Tönen, gleich dem dumpfen Fernruf in stillen Gebirgen, hineinlegen konnten. Sie gaben dem Romanischen, welches in Flandern, der Bourgogne und Champagne bis zur Loire gleichlautete (das Wallonische) und sich von dem Romanischen des Südens (dem Provençalischen) wesentlich unterschied, den höheren Schwung. Man lebte größtentheils in freier Luft, hatte noch keine Glasfenster, die Nahrung und Lebensart war noch nach der Eigenthümlichkeit des Nordens und Südens verschiedener; und dies Alles zusammen mit der ursprünglichen völkerschaftlichen Verschiedenheit wirkte auf die Sprache. Das Wallonische war gedehnter, voller, durch Doppellaute verstärkt, in den Mitlautern weich und durch das vielgebrauchte H geräuschvoll, so daß der Ton sich län-

gere Zeit erhielt und eine dicke, feuchte Luft fern hörbar durchdrang. Die geläufigere Zunge glitt im Süden mit Leichtigkeit über die Selbstlauter hinweg, gab die Mitlauter schärfer, und es bedurfte in der reinen Luft der besondern Betonung weniger, um verständlich zu sein. So hatte denn im Wallonischen blos das stumme E keinen Accent, und im Provençalischen ließ jedem Selbstlauter sich der Accent geben oder nehmen. Beide Mundarten hatten den gemeinschaftlichen Vortheil, daß sie, als halbe Abkömmlinge des Lateinischen, sich nach seiner Sprachlehre ordnen konnten; das Wallonische hatte überdies den Hof des Königs und die größte Stadt des Nordens zu seinem Hauptsitze und erhielt mehr Uebereinstimmung; dem Provençalischen fehlte der Mittelpunkt, da man deutsch am burgundischen Hofe in der Schweiz sprach und diese Sprache ihr Gebiet unter den deutschen Kaisern noch erweiterte; das Provençalische hatte auch nicht den reichen Stoff wie das Wallonische in den Großthaten der Normannen, aber es fügte sich dem Klangmaße so leicht und war gleich Lied und Gesang, wenn es dazu die Stimmung, die Begeisterung fand; die Mährchenwelt und die Naturbilder des Morgenlandes, der Ritterkampf mit den Sarazenen, die Schönheiten des Landes, die Freuden des dort leichteren, friedlicheren Lebens boten den Dichtern Stoff und Reiz an, und so entwickelte sich das Provençalische früher als das Wallonische. Wahrscheinlich sind schon aus dieser Zeit Lieder in dem Troubadourkranze, welchen Raynouard gesammelt hat.

Die Seele des Volks bewegte sich schon in großer Strömung, wenn auch in noch getheiltem und ungewissem Bette. Die Bewegung schien einen ruhigen Gang zu neh-

men und in die Ordnung eines Staatenbundes zu kommen. Das Gesetz, welches Kaiser Konrad in Italien über das Lehnwesen gegeben, machte sich auch in Frankreich geltend und war das Landrecht, nach damaligem Bedarf. An den gebildeten, tapfern und, mehr als Königen rathsam, kirchlichen Kaiser Heinrich III. schlossen sich die seelenvollsten Männer seiner Zeit, um durch ihn ihre Staatsideen zu verwirklichen; diese aber bezogen sich nach dem Geiste der Zeit auf einen Weltstaat, und zunächst als Vorbereitung auf eine Kirchenverbesserung, im umgekehrten Sinne mit der späteren Staatsveränderung, welche diesen Namen trägt. Damals wollte man der Kirche die Güter wiedergeben, welche die Grundherren theils ihrer Bestimmung ganz entzogen, theils für ihre nachgeborenen Söhne in den Erbgang, oder doch zu ihrer ausschließenden Besetzung, gebracht hatten; und damals wollte man die Geistlichkeit entbürgern und ihr die Ehelosigkeit zum unverbrüchlichen Gesetze geben. Seit der Anverwandte des Kaisers, Leo IX., Papst, und Hildebrand sein Vertrauter geworden war, ging es mit dieser Staatsveränderung rasch vorwärts. Hildebrand (nachmals Gregor VII.), des Abtes Odilo, der von seinem Fürstensitze Clugni über die reichen und mächtigen Benedictinermönche herrische Gewalt übte und die verwegensten Ritter in Furcht setzte, Zögling, Abgeordneter des Ordens am päpstlichen Stuhle, ein liebenswürdiger Weltmann, ein hinreißender Volksredner, ein zweiter, doch viel großartigerer, Gerbert, bewegte den genannten Papst, daß er im Pilgerkleide nach Rom ging und dort die Geistlichkeit und das Volk um seine Ernennung bat (bald darauf geschah die Papstwahl durch die Cardinäle), und er bewirkte sodann in Verbindung mit

seinem italienischen Landsmanne, dem edelmüthigen Damiani, päpstliche Anordnungen wider das Schacherwesen mit geistlichen Gütern (Simonie genannt). Der Papst berief und kam selbst zur Kirchenversammlung nach Rheims (1049), sogern es der König verhindert hätte, und der Erzbischof von Sens und mehre Bischöfe wurden abgesetzt, Grafen und Ritter wegen schlechter Sitten oder unerlaubter Heirathen in den Bann gethan. Nach Kaiser Heinrich III. Tode veränderten die Neuerer die Mittel, aber nicht die Zwecke, und da sie keinen mächtigen königlichen Arm mehr zur Hülfe hatten, so nahmen sie die Menge zum Beistande. Die Mönche predigten wider die Hurerei der Geistlichen (so nannte man ihren Ehestand), und in den Augen des großen Haufens hatte der ehelose Priester ohne Zweifel mehr Heiligung. Damiani schrieb wider die Priesterehe als Unzucht und Ketzerei, und der Papst Nikolaus II. verdammte sie. Wenn aber Dieses für die päpstliche und kirchliche Gewalt vortheilhaft war, so fand es gerade bei den achtbarsten Priestern Widerstand, welche frommen und hausväterlichen Sinn mit einander verbanden und ihrer Gewissensruhe wegen, so scharfsinnig und gelehrt als sie konnten, die Priesterehe vertheidigten. Der Streit über diese beförderte die Bekanntschaft mit der Vernunftlehre von Aristoteles, diesem Sachwalter des kalten Verstandes, welche schon bei der Abendmahlsfrage, besonders dem Stiftslehrer Berengarius zu Tours, gute Dienste geleistet hatte. In dieser Glaubenssache war Hildebrand die Nachsicht, in jener Staatssache die Strenge selbst. Unter dem mancherlei Widerstreite solcher Art nahm der Hang zu geheimen Vereinen und Schwärmereien zu, welchem der Bischof von Chalons an der Marne mit dem

Schwerte gesteuert hätte, wenn nicht der schon erwähnte Bischof Wasa von Lüttich abgemahnt hätte. Obgleich sich aus Damiani's Nachricht von der Erzählung eines Reisenden, daß eine gewisse Insel von Teufeln besessen sei, welche unaufhörlich wider Odilo, Abt von Clugni, ihren Todfeind schrieen, auf Bündnerei gegen die Benedictiner schließen läßt, so darf man es doch nicht behaupten. Die wol größtentheils schwermüthigen Leute übten an sich selbst Strenge und Enthaltsamkeit, wie auch viele gar kein Fleisch aßen. Sie hatten ein bleiches Ansehen; und weil die Verdächtigen bleich waren, so wurden nun die Bleichen verdächtig.

Unter diesen Umständen starb Heinrich I. (1060), geachtet als ein guter Hausvater und Rittersmann, in welcher Achtung Graf Balduin von Flandern, nach Heinrich's Willen Vormund des Königs Philipp I., noch höher stand. Von dem deutschen Heinrich IV., gleichfalls minderjährig, war nichts zu befürchten; der Herzog von Aquitanien verwickelte sich in einen Krieg mit den Sarazenen in Spanien (1062), zu welchem Graf Balduin die Hand bot, wenn er ihn nicht veranlaßte. Wenigstens befreite er sich von seinem eigenen unruhigen Sohne, indem er ihm Leute und Schiffe gab, um nach Gallizien, und wohin sonst es ihm beliebte, auf Abenteuer auszugehen. Auch war er seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Wilhelm von der Normandie, gar nicht entgegen, als Dieser sich an die Eroberung von England wagen wollte.

Im Gefühl ihrer Schwäche hatten dessen Nachbarn, wie wir gesehen, sich gegen ihn verbunden, aber ebendadurch reizten sie das Gefühl der Ueberlegenheit, die kriegerische Einbildungskraft der Normannen noch mehr zur That auf,

und wer hätte vor Wilhelm's Hand die französische Krone retten können, wenn er nach ihr statt nach der englischen hätte greifen wollen? In England und seinem großen Marktorte London ward damals viel gezecht und wenig gedacht. Wilhelm, der sich seit langer Zeit daselbst Kundschaft verschafft und den kinderlosen König zum Freunde gemacht, auch Graf Harald, den mächtigsten Grundherrn, in der Gefangenschaft genöthigt hatte, zu seinen Gunsten der Thronfolge zu entsagen, ward in dem entscheidenden Augenblicke von dem Papste zu dessen Ritter und Vollstrecker des Bannes erklärt. Auf seinen Kriegsruf durch die eigenen und die benachbarten Lande zogen mit ihm nach England und wider den erwählten König Harald 402 Ritter mit ihren Reisigen, das schwergerüstete Fußvolk und die Bogenschützen (wahrscheinlich aus den Städten). Es mögen zwischen 10 und 20,000 Mann gewesen sein. Sie bildeten in der Schlacht bei Hastings (14. Oct. 1066) drei Treffen: die Bogenschützen das erste, die Ritter das letzte. Harald's Schlachtordnung war noch der tiefaufgegliederte Keil, durch die Schilder gedeckt und mit Hellebarden gewaffnet, auch ohne Reiterei. Die Schlacht stand lange und schwankte; mehrmals würgte sich die sächsische Streitaxt durch das normännische Fußvolk, mehrmals brach Wilhelm mit den Rittern in den Keil, endlich sprengte er ihn. Harald war gefallen, und Wilhelm ward König, das ganze Land in Lehne getheilt und durch angelegte Festen gesichert. Es gab und giebt dort bis jetzt nur einen Grundherrn, den König. Alle Aemter und Gerichte mit Lehngütern verlieh Wilhelm seinen Waffengenossen; die französische Sprache ward die Hof- und Staatssprache und in den Schulen zur Uebersetzung aus

dem Lateinischen auf königlichen Befehl gebraucht. Er vergab die Kirchenstellen und gebot, daß Niemand einen Papst eher anerkennen solle, bis die königliche Kundmachung darüber erschienen sei; daß Niemand päpstliche Erlasse annehmen solle, ohne sie sofort dem Könige vorzulegen; daß von englischen Kirchentagen keine Satzungen ohne königliche Zustimmung bekanntgemacht, und von Kirchengerichten keine peinlichen Sachen wider die Barone und Dienstleute des Königs ohne seinen ausdrücklichen Befehl verhandelt werden sollten. Die Eroberung war so schnell vollbracht und geordnet, daß Wilhelm schon das erste Jahr großentheils in der Normandie zubringen konnte, wo seine Gemahlin eine auf dieses Ereigniß bezügliche Stickerei, vielleicht für ihre ganze Lebenszeit, anlegte. Diese Stickerei ist noch vorhanden und von Denon flüchtig abgezeichnet, als sie Napoleon zu Paris sehen wollte. Wenn sie hinundwieder auch Nachahmungen römischer Vorbilder einmischt, so besteht sie doch meistentheils aus Nachbildungen von Dem, was und wie es damals wirklich war, und wir sehen daraus z. B., daß Egge und Pflug damals schon so gestaltet waren, wie sie es jetzt sind. Uebrigens ertrugen die normännischen Frauen die Abwesenheit ihrer Männer nicht so geduldig als wol jetzt geschieht, und ließen ihnen sagen, daß sie sich andere Männer nehmen würden, wenn es ihnen auf den neuen Gütern besser gefiele als daheim. Die doppelte Ansässigkeit beschäftigte den normännischen Adel zu sehr und brachte ihn bald unter sich in zu viele Verwickelungen, da nach Wilhelm's Tode England von der Normandie bald getrennt, bald mit ihr verbunden war, um gegen seine Nachbarn in Frankreich die Uebermacht zu üben. Es blieb bei Grenzfehden,

in welchen zuletzt, hier wie in andern Gegenden, der Wille der Einwohner entschied, zu welchem Lande sie sich halten wollten. Wilhelm selbst scheint das Erobern bereut zu haben, wodurch seine Normannen störrischer, habsüchtiger und grausamer geworden waren, den eigenen Sohn nicht ausgenommen, und wodurch die Normandie weder arbeitsfleißiger noch kunstreicher geworden war. Bei dem Vorgefühle des Todes enthielt er sich der Erbverfügung über seine Lande, um seine Sünden nicht noch zu vergrößern, gab allen seinen Gefangenen die Freiheit, selbst dem Bischof Eudes von Bayeux, seinem Bruder, obgleich er sagte: „Den kann nichts bessern und von der Wollust, den Meutereien und der Mordlust zurückbringen". Als er todt war († 1087), eilten die Vornehmen auf ihre Schlösser und bewahrten sie, die Hofdienerschaft zerstreute sich und nahm Alles, sogar das Bette, auf welchem er ruhte, mit sich fort. Ein armer Landedelmann gab das Boot her, auf dem die Leiche nach Caen gebracht wurde, und da bei ihrer Beisetzung der Normann Ascelin Einspruch that, weil das Grundstück ihm von dem Könige geraubt sei, ward die Grabstätte von demselben durch milde Gaben der Umstehenden erkauft.

Die starren und gewaltigen Männer aus dem Volke, welche sich in der Kirche und über sie zu ihrer Verbesserung und zu Weltplanen erhoben, Hildebrand selbst auf dem päpstlichen Stuhle, auf welchem um diese Zeit ein Benedictiner dem andern folgte, waren immer mit Wilhelm in dem besten Vernehmen, obgleich er den König über die Kirche geltend machte und selbst der Giftmischerei beschuldigt ward; doch scheint es in Bezug auf Letzteres natürlicher und jetzt glaublicher, den Tod von zwei versöhnten Feinden nach einem

Gelage mit ihm, dem Freunde der Tafel, dem Weine statt dem Gifte beizumessen. Dagegen verfuhren die Päpste mit den Königen von Deutschland und Frankreich, in der That ausgelassenen Jünglingen, wie mit Schulknaben. Aber bald kämpfte Heinrich IV. und Hildebrand, ein Mann gegen den Mann, und ihr Streit drang durch alle Familien und Stände, mit wechselnden Rollen und Farben. Der Papst Gregor VII. erklärte sich in feierlicher Urkunde (dictatus papae) zum unbeschränkten Oberhaupte der Kirche und forderte für sie zugleich das gemeinheitliche Recht der Bischofswahl. Sollte sich aber die Besetzung der Kirchenämter verändern, so veränderten sich zugleich (den Verlust der königlichen Befugnisse nicht gerechnet) durch ganz Frankreich die sämmtlichen Familieneinrichtungen, welche sich auf den Erbbesitz oder das Verleihungsrecht der Kirchenpfründen bezogen; und wenn im Ganzen der Adel dabei Verlust, und der Nichtadel Gewinn erblickte, so kam es doch in jedem einzelnen Falle darauf an, von wem eine Stelle bisher abgehangen hatte, wer und wie man Stiftsherr und nun Wahlherr ward, und welche Familien den meisten örtlichen Einfluß hatten, um zu berechnen, auf wessen Seite der Vortheil sein werde. Durch die Verdammung der Priesterehen und ihre Abschwörung bei der Priesterweihe ward allerdings das Zusammenbleiben der Stammgüter befördert, aber es wurden dadurch auch wieder die Familienverhältnisse und natürlichen Gefühle gestört. Bürgerliche Zerwürfnisse kamen hinzu. So waren nicht blos die Fürsten, die Bischöfe, die Ritter, die Städte, die Stifter und Klöster theils kaiserlich, theils päpstlich, sondern die einzelnen Gemeinden und Familien wieder in sich zerfallen und gegen einander in den Waffen.

Unter diesen Unruhen kam Niederlothringen an den Herzog Gottfried von Bouillon, des Kaisers Freund. In dem Königreiche Burgund bestand Ulrich von Eppenstein, Abt von St. Gallen, Patriarch von Aquileja, den Wechsel des Glücks mit einem Geiste, der allgemein werden muß, wenn das Menschengeschick besser werden soll: er rächte sich nicht im Glück und demüthigte sich nicht im Unglück. Er war wider die päpstlichen Plane und mehre Bischöfe mit ihm; auf päpstlicher Seite aber befanden sich Rudolf, der Gegenkönig, und Berchtold von Zäringen. Es trennten die Herren in der Provence sich von dem deutschen Reiche, traten mit dem päpstlichen Stuhle in Lehnsverband und schrieben sich „von Gottes Gnaden". Der junge genußsüchtige König Philipp I. von Frankreich ließ geduldig dem Cardinal Damiani die Absetzung der Bischöfe von Orleans und Chartres und andere Anordnungen für das freie Wahlrecht in der Kirche, für die päpstliche Herrschaft über sie, und für die Kirchenverwaltung, gleich einem unabhängigen Staate, vornehmen. Er ließ die Bischöfe ohne Beistand, welche über den Papst Gregor VII. wegen Verdammung der Priesterehe misvergnügt waren; und Dieser schrieb an die sämmtliche hohe Geistlichkeit und den Herzog von Aquitanien, daß der König ebenso schwach als verächtlich und das Unwesen nicht länger zu dulden sei; man lebe in abscheulichen Lüsten, befehde seine Blutsverwandten, erpresse durch Martern von den Gefangenen Lösegeld, plündere die italienischen Kaufleute auf offener Straße; und daran sei der König entweder durch sein Beispiel oder seine Nachlässigkeit Schuld. Er solle ermahnt werden, sich zu bessern, und thue er es nicht, in den Kirchenbann verfallen. Der Papst schritt so weiter vor,

und der König wich aus, indem er sich mit seiner Jugend entschuldigte und Versprechungen machte. Darauf ward Gregor höflicher und warnte nur noch vor bösen Rathgebern und besonders vor dem Umgange mit Leuten, auf welchen der Bann ruhe. Als Kaiser Heinrich endlich doch mächtiger als Jener ward, faßte auch der König Philipp seinerseits mehr Vertrauen und setzte den Erzbischof von Tours ab, weil er den päpstlichen Legaten zur Beschränkung der königlichen Befugnisse und Einkünfte behülflich gewesen war. Zuletzt scheute sich selbst Philipp nicht, aus Liebe zu der schönen Frau des Grafen Foulques le Rechin von Anjou den Kirchenbann auf sich zu laden. Der alte Graf, Erfinder der Schnabelschuhe, hatte sie als Friedenspreis von dem Herzoge Robert von der Normandie bekommen, und der König gewann sie ihm durch Entführung und die Einsegnung eines normännischen Priesters, nach Einigen des uns schon bekannten Bischofs Eudes, ab; der Bischof Ives von Chartres und, nach dem Vorgange dieses Wortführers der Kirche, andere hatten die Trauung einer entflohenen Frau mit einem ungeschiedenen Ehemanne verweigert. Der König kam in den Kirchenbann, doch suchte er sowol sich als die Geistlichen zu befriedigen. Er behielt seine Gemahlin, oder trennte sich nur zum Scheine von ihr auf einige Zeit; trug aber die Krone nicht mehr und ließ geschehen, daß aller öffentliche Gottesdienst in den Städten, wohin er kam, ruhte, scherzte jedoch mit seiner Gemahlin, wenn nach seiner Abreise das Geläute sich hören ließ. Er suchte sich auch mit dem Grafen Foulques wieder zu befreunden; sie saßen beide neben der Königin Bertrade an einem Tisch und schliefen mit ihr in einer Kammer. Man schreibt ihr den Tod ihres gräflichen Stiefsohnes, und

ihrem Gifte die bleiche Gesichtsfarbe zu, welche ihr königlicher Stiefsohn, Louis le gros, nach einer Krankheit behielt. Vergiftet wurden damals viele junge Leute, aber sie thaten es selbst, durch Wein. Louis liebte die Freuden der Tafel, unbeschadet seiner Thätigkeit, und sein Vater überließ ihm vom ersten Jünglingsalter an die Geschäfte. Frankreich war um diese Zeit eben eines Sinnes und zu einer großen Blutarbeit vereinigt gewesen: auf dem Kreuzzuge.

Die französische Bevölkerung war schon, wie die junge Brut der Bienen, im Aufschwärmen begriffen; aus dem Norden hatte sie ihren Zug nach England, aus dem Süden von Burgund herab nach Spanien genommen. Der junge Handwerksmann suchte Werkstätten, der junge Rittersmann Lehne in der Ferne, da er in der Nähe durch das Gedränge um sie kein Ankommen fand. Beide standen einander nicht so fern als man glaubt, denn wir finden, daß Ritter den Beinamen der Zimmermann führen, und Bürger Ritter sind; auch weist die Wirthschaftslage darauf hin. Die kleine Gutswirthschaft ging in die große über, weil man Arbeitshände, eisernes Geräth und leichten Absatz in den Städten hatte. Die großen Landhaushaltungen und die Burgen ließen sich nicht, wie die Meierhöfe vormals, vertheilen, die Erben mußten gemeinschaftlich wirthschaften und konnten sich in die Geschäfte nicht besser theilen als daß der Eine auf dem Gute selbst dem Ackerbaue, der Andere in der Stadt den Speichern und Handelsangelegenheiten vorstand und dort die beste Verwerthung des Getreides durch Brauereien im Norden, und die beste Verwerthung des Weins durch Schenkwirthschaft im Süden betrieb (Aeneas Sylvius erzählt, daß zu Wien jedes Haus Weinschank gehabt habe, noch zu seiner

Zeit). Ueberhaupt fing die große Gutswirthschaft dort an, wo die Landeigenthümer die genannten Hülfsmittel derselben zuerst besaßen, und das war in den Städten, bei den dortigen Erbgeschlechtern. Eben unter diese kam aber auch zuerst das baare Geld und dadurch die Leichtigkeit der Erbtheilung, welche wieder die Arbeitstheilung, die Abscheidung des Landbaus von den bürgerlichen Gewerben zur Folge hatte.

Es ist ohne Zweifel eine solche Bürgerschaft aus Erbgeschlechtern, und nicht eine flüchtige Menge höriger Handwerker, welche zu Mans die normännische Herrschaft durch Menschenalter nicht gewohnt wird und nach vielen unglücklichen Versuchen sich endlich doch davon befreit. Es ist die erste beurkundete Erhebung einer Stadt als selbständige Gemeinde und zur Fehde wider den Adel; aber es sind schon Spuren ähnlicher Vorgänge nachgewiesen, und wir dürfen das Ereigniß zu Mans wegen der ersten aufgefundenen Beurkundung sowenig für das erste halten als das Lehen und die Stadt für die ersten, wovon die ältesten Lehn- oder Stadtbriefe aufgefunden sind. Es stand Mans unter König Wilhelm, weil sein Sohn Robert eine Schwester des letzten dortigen Grafen geheirathet hatte. Aber „die Großen und das Volk kündigten dem Könige den Gehorsam auf und riefen den Markgrafen Albert Azzo (den Welfen) aus Italien mit seiner Frau, Schwester ihres letzten Fürsten, und mit deren Sohne Hugues". Der Letztere blieb dort, und Graf Geoffroi von Mayenne erhielt die Landesverwaltung (1070). „Dieser Geoffroi sann auf neue Gelegenheiten, die Bürger zu plagen, und erfand Steuern, um von ihnen Geld zu ziehen. Sie beriethen sich über die Mittel, solcher böser

Versuche sich zu erwehren und sowol ihn als jeden Andern zu hindern, sie hinführo zu bedrücken. Sie machten also eine Eidgenossenschaft, welche sie Communion nannten. Es band sich ein Jeder von ihnen durch gleichen Eid, und sie drangen dem Grafen Geoffroi und den übrigen Großen des Landes, sehr wider ihren Willen, den Treuschwur an ihre Eidgenossenschaft ab. Die Kühnheit, welche sie durch diese Eidgenossenschaft beseelte, ließ sie zahllose Unthaten begehen. Sie verurtheilten eine Menge Edelleute ohne alles Recht, darüber Gericht zu hegen, ließen ihnen, um geringe Schuld, die Augen ausstechen, oder, es ist entsetzlich zu sagen, sie hängen. So stürmten und verbrannten sie auch, ohne Grund, benachbarte Schlösser, in den Fasten und selbst am Ostertage". Durch Geoffroi's Verrätherei litten sie vor dem Schlosse Sille harten Verlust und kamen unter sich in Streit, sodaß die Einen die Andern in den Stadthäusern belagerten (das müssen also burgähnliche Häuser gewesen sein). Hugues ging nach Italien zurück, und König Wilhelm ward wieder als Landesherr angenommen, auf Eidesgelobung, des Geschehenen nicht zu gedenken und der Stadt ihre alten Bräuche und Rechte zu halten (ses anciennes coutumes et ses justices). Aber kaum zwanzig Jahre nachher riefen sie noch einmal Hugues zu sich, fanden ihn aber zu fremd für sie und ließen ihm sein Recht an Elie de la Fleche, auch einen Schwestersohn des letzten Grafen, für 10,000 Sous du Maine (also hatten sie ihr eigenes Marktgeld und folglich bedeutenden Handel) verkaufen. Elie war ein biederer, staatskluger und ritterlicher Mann. Nachdem er vergeblich das Kreuz genommen, um sich gegen die Normannen zu schützen, gab er sein Land dem Grafen von

Anjou zum Lehn, verlor es aber troß dessen Hülfe zweimal an die Normannen; doch zweimal öffnete ihm die Bürgerschaft die Stadt Mans wieder, sodaß sie ihm endlich blieb.

Die Bürgerschaften in der Normandie, besonders zu Rouen, nahmen gleichfalls an dem Streite zwischen ihren Fürsten Theil. Soweit die Städte in Frankreich unter dem Kaiser Heinrich IV. standen, welcher sich auf das Festungswesen verstand und es in mancher Stadt angab, waren sie seine wärmsten Vertheidiger. — Man weiß, daß der Graf von Flandern der Stadt Grammont einen Freiheitsbrief i. J. 1068 verlieh, worin der gewöhnliche Inhalt des sogenannten alten Stadtrechts: selbstgewählte Obrigkeit, eigenes Gericht, Entsagung der Hörigkeitsgefälle in der Stadt, sich findet; aber man weiß dergleichen nicht von den größeren früher blühenden Städten Gent, Brügge, Lille u. s. w. Orleans und Paris haben solche Freiheitsbriefe nicht; Toulouse aber schrieb an den König Ludwig XV.: „Wir vertheidigen Gerechtsame, welche älter als Ihr Thron sind". Es fängt die königliche Verbriefung der Stadtrechte erst an, als die königliche Gewalt nach Philipp I. sich wiedergewann, und dann hat sie zwei verschiedene Gegenstände: sie macht entweder mittelbare Städte unmittelbar und stellt sie den königlichen Städten gleich, welches unter Philipp I. Paris, Orleans, Etampes, Melun waren; oder sie giebt Ortschaften städtische Verfassung, welche sie bisher nicht hatten, und das scheint mit der königlichen Ortschaft Compiegne der Fall gewesen zu sein, obgleich sie unter Philipp Stadt genannt wird. Die erste Beurkundung, daß die Bürgerschaften mitgetagt haben, ist von dem Kirchentage zu

Narbonne, i. J. 1080, wo mehrere Bischöfe, Aebte, Stiftsherren, der Graf von Narbonne, die Bürgerschaft von Narbonne, und mehrere Bürger und Ritter der Landschaft versammelt waren (die drei Stände von Languedoc). Die Grafschaft Barcelona erhielt i. J. 1068 ein geschriebenes Landrecht, und ihr Fortgang in der Staatsentwickelung war von Einfluß auf das südliche Frankreich, in welchem der spanische Handel einen geordneten Waarenzug hatte, wie der italienische, während sich die Schiffahrt auf und von dem Rheine belebte.

Mit dem zunehmenden Verkehre stand die zunehmende Pracht und Größe der Turniere in Wechselwirkung. Es ward kein feierlicher Hoftag gehalten, ohne zugleich Turnier zu halten. Geoffroi von Pruilly (1068) hat darüber eine Ordnung zu Stande gebracht. Es ward zum Turniere feierlich eingeladen, ein Gericht (Turnierkönig und Kampfrichter) bestellt, Preise (der Dank) ausgesetzt, die Probe der ritterlichen Geburt und des untadelhaften Wandels, nicht zu genau, gehalten, die Eröffnung des Turniers durch Herolde ausgerufen, und dann in der Rennbahn, Mann gegen Mann, geharnischt und zu Pferde gerannt (la joûte), oder von einem Haufen gegen den andern turniert (le tournoi). Die Waffen waren stumpf (courtois) und bestanden in hölzernen Lanzen und Schwertern; aber der Sturz in voller Rüstung von dem Pferde war doch schon gefährlich, sowie man auch häufig genug scharfe Waffen wählte. Das Turnier war eine allgemeine und die erste Kunst-Feier, welche nicht von der Kirche ausging, die Frauen zeigten sich in ihrem schönsten Schmuck und Putz, die Ritter in ihrem Reichthum und ihrer Geschicklichkeit vor dem schaulustigen Volke. Wie die Kunst nach dem Höchsten strebt, so sucht

die Kunstfeier die Gesammtheit oder den Thron; und so bildete sich im Turniere der glänzendste Hofstaat um den König. Die mächtigsten Fürsten bewarben sich um seine Hofämter, um auf den Turnieren den Ehrendienst bei ihm, und den Rang vor andern Fürsten zu haben. Die reichsten jungen Leute lebten auf ihre Kosten an seinem Hofe und machten ihm wirklich ein „königliches Haus", indeß sie aber auch auf eigene Hand mancherlei Fehde und Liebesabenteuer bestanden. Es hatten bisher wol Dichter gesungen und Sänger gedichtet, doch hatte man meist wol nur wandernde Spielleute, zum Theil aus Spanien, gehabt; nun geht aber im südlichen Frankreich der Dichter, wie Schiller sagt, mit dem Könige, und es gehört zur Ritterlichkeit, die Begeisterung des Augenblicks in Klangmaß und Reim auszudrücken und zur Harfe zu singen. Die geschmeidige provençalische Sprache und der fröhliche leichte südliche Sinn halfen den Künstlern ihre Dichtungen als Eingebungen des Augenblicks im natürlichen Herzenserguß, anscheinend ohne Mühe, bilden. Sie nannten sich Troubadours, zu denen zu König Philipp's Zeit auch der Herzog Guillaume IX. von Aquitanien gehörte. Es waren Ritter, welche Schäferlieder, und Schäferdichter, welche Rittergesänge machten, nicht ohne Einwirkung arabischer Dichtungen. Sie glühen von Ehrgefühl und Zärtlichkeit und lieben Wortspiele und Zierlichkeit, aber sie verrathen nicht mehr Bildung als sich bei den Turnieren und der ihren Gebieterinnnen gewidmeten Aufwartung erwerben ließ. Für Bürger und Bauern schuf dieses Dichterwesen frohe Volkslieder.

Wenn sich auch im Norden noch keine Dichter nennen lassen, so ward doch auch hier die Tonkunst geliebt und ge-

feiert, und wir wissen wenigstens, daß die Namen der Ritter, welche England eroberten, in Reime gebracht wurden. Die volksthümliche Dichtung finden wir in der Folge hier ernster und tiefer als im Süden. Möglich wäre, daß der Niederbretagner Abaillard wallonisch gedichtet hätte, aber nicht wahrscheinlich, weil er zu schön lateinisch schrieb (auch mit seiner Heloise schrieb er es), um nicht darin gedacht und es zu seiner eigentlichen Sprache gemacht zu haben. Doch die Seele des Dichters war in ihm, und er ist der erste selbständig entwickelte Denker Frankreichs. Er bildet seine Schlußsäulen kunstgerecht und umgiebt sie mit Redeschmuck. Er versteht sich auf den Ausdruck der wissenschaftlichen Gedankenfolge und des Ganges der Empfindungen. Uebrigens war der gebildete Sinn schon so verbreitet, daß er unter freiem Himmel lehren mußte, weil kein Gebäude die Menge der Zuhörer fassen konnte.

Die Schulen vermehrten und verbesserten sich, und die hohe Schule von Paris bildete sich. Aber es waren doch nur einzelne Strahlen durch finstere Wolken, und es entwickelte sich im Ganzen nicht sowol das Denkvermögen als die Gedächtnißkraft; diese scheint größer, als sie wol jetzt ist. Abaillard's († 1142) Forschungsgeist verlor sich in Spitzfindigkeiten und in Grübeleien über die Dreieinigkeit, worunter er sich absolute Macht, Weisheit und Güte dachte. Bei allen diesen Anklängen gesteigerter Lebensfreuden und Geistesentwickelung blieb es aber mit der Gottesfurcht wahrer Ernst, in welcher Hinsicht man sich durch die Meineide, die Treubrüche, die Greuelthaten nicht täuschen lassen darf. Die damaligen Nerven vertrugen mehr als die unsrigen, und jegliche Unthat ließ, wie man glaubte, sich durch Buße versöhnen; man hielt

Abrechnung der Schuld mit dem höchsten Richter und machte Abtrag in Geld oder Geißelhieben, wovon 3000 ein Jahr Buße galten, und wofür sich auch Damiani erklärte, u. dergl. m. So suchte man durch den Widerspruch zwischen einer übermenschlichen oder mönchhaften Tugendlehre und einer Kriegswelt sich durchzuwinden. Das heiße Gefühl wandte sich aus flüchtiger Lust und langen Aengsten zu Gott. Frömmigkeit athmete aus den Dichtungen und aus den Stiftungswerken, sie spricht aus allen Denkmälern jener Zeit, die auf uns gekommen.

Das französische Volk, bei diesem Ausdrange seiner arbeitsfleißigen, kraftvollen Mengen, bei diesem Aufschwunge seiner kriegerischen Einbildungskraft durch Kunstfeier und Dichterweihe, bei diesen heißen Gefühlen für Thatkraft und für Seelenglück, glich einem Meere, dessen Tiefe schon in gewaltiger Bewegung war, und das auf den ersten Windstoß auftoben, über seine Ufer hervorbrechen wollte. Da kam ein Greis, Peter der Einsiedler, von der Wallfahrt mit Bittschreiben des Patriarchen von Jerusalem an alle Fürsten um Hülfe wider die Türken nach Frankreich und schilderte auf der Kirchenversammlung zu Clermont vor den Fürsten, drittehalbhundert Bischöfen, mehreren tausend Rittern und unzähligem Volke die Schmach und die Leiden ihrer Brüder unter den Türken, rührte die Menge bis zu Thränen und rief zur Hülfe auf, — und mit dem Donner des Zorns erscholl aus Aller Munde: „Gott will es". Man beschloß den Zug wider die Türken für das folgende Jahr (15. Aug. 1096) und bezeichnete sich dazu mit einem rothen Kreuz auf der rechten Schulter. Der Papst blieb in Frankreich und verordnete, daß die Güter der Kreuzfahrer während ihrer Ab-

wesenheit unter gottgebotenem Stillstande sein sollten. Zugleich wurden durch Boten und Briefe in Italien und Deutschland, auch bis nach Constantinopel und Jerusalem die Mittel und Wege für die Heerzüge vorbereitet. Kriegerisches Getümmel erscholl durch ganz Frankreich. Gottfried von Bouillon war mit seiner Rüstung zuerst fertig; er verpfändete sein Schloß Bouillon dem Bischofe von Lüttich um 7000 Mark Silber; die niederländischen und lothringschen Herren folgten seinem Banner, durch Deutschland die Donau hinab. Der wüste Herzog Robert von der Normandie verpfändete seinem Bruder, Könige Wilhelm von England, auf fünf Jahre für 10,000 Mark Silber sein Besitzthum, und die normännischen Kreuzfahrer standen unter seinem Banner. Mit ihm, aber unter eigenem Banner, zogen Hugues, des Königs Bruder (Graf von Vermandois durch seine Frau), Graf Etienne von Blois und Graf Robert von Flandern nach Italien und setzten den Papst, der in ihrer Begleitung war, zu Rom wieder ein. Alle Kreuzfahrer des Südens und des Herzogthums Burgund vereinigten sich unter dem mächtigen Heerschilde des Grafen Raymond IV. von Toulouse, dessen Gebiete sich aus der Provence nach Narbonne erstreckten, welcher Gregor VII. zweimaligem Banne widerstand. Er war der älteste und geachteste Heeresfürst und hatte die Heimkehr von dem Kreuzzuge verschworen. Er und die Grafen von Orange, Bearn, Roussillon, Montpellier, Forez, Turenne führten die Scharen über die Alpen, Friaul und Dalmatien. Ehe diese drei Heerzüge von etwa 300,000 Mann, aus Rittern, Reisigen, Bogenschützen und Lanzenknechten bestehend, sich bewegten, hatten sich mit Frühlings Anfange wilde Rotten aufgemacht, das Reisegeld den Juden abgenommen, sich nach

Constantinopel durchgeplündert und waren in Kleinasien verkommen. Die Juden wurden aber auch dort nicht geschont, wo jene wilden Rotten nicht hausten, da die Aufbringung der Kriegskosten überall schwer fiel, und da man sich durch die Aufnahme von Pfandschillingen wol weniger helfen konnte als man gewöhnlich glaubt. Die Verpfändungen kommen erst nach den Kreuzzügen häufig vor, weil dieser große Krieg, wie jeder, die Arbeit, den Geldumlauf und die Werthe vermehrt und besonders die Städte bereichert hatte. Es scheint durch diesen Geldumlauf zu Paris und Orleans in dem ersten Kreuzzuge die königliche Kammer Gewinn gehabt zu haben, da der König dem Vicomte von Bourges sein Besitzthum abzukaufen vermag, als dieser unter dem schon erwähnten Troubadour, Herzog Guillaume IX. von Aquitanien, der kleinen nach Jerusalem gelangten Heldenschar zu Hülfe ziehen will. Der Herzog war, wie der Augenblick, das Herz ihn hinriß: er schwärmte mit den Dichtern und war klug mit den Staatsmännern, er liebkosete jeder hübschen Frau, die ihm vorkam, und hatte seine Lust im wildesten Schlachtgetümmel, er nahm dem Grafen Raymond während dessen Kreuzfahrt Toulouse und wollte seine Lande dem Könige von England verpfänden, er verbot dem Kirchentage zu Poitiers, dem Könige Philipp wegen seiner schönen Gemahlin noch mehr Verdruß zu machen, und rief die Seinigen auf, mit ihm zum heiligen Kriege zu ziehen. Von dem Kreuzzuge kamen, wie aus jedem unglücklichen Kriege im Auslande, nur Wenige, und nur Die, welche sich noch am besten helfen konnten, Ritter, zurück. Die Ritterschaft lernte sich auf den Kreuzzügen als eine Familie betrachten, und seitdem ist der europäische Adel wirklich durch Hin- und Herwandern

unter sich verwandt geworden. Burgundischen Ursprungs z. B. sind viele portugiesische Familien, schottischen Ursprungs mehrere polnische Familien, so wenig es sich auch aus ihren jetzigen Namen erkennen läßt. Auf den Kreuzzügen verbreiteten und befestigten sich die Geschlechtsnamen und das Beibehalten der Wappen. Wie das Kreuz das allgemeine Feldzeichen ward, so hatten die Leute von jedem Heerschilde ihr besonderes Zeichen, und Dies führte theils zur Wappenkunde, theils zur gleichmäßigen Kleidung der Reisigen, wie denn auch um diese Zeit die Mönche sich vermittelst gleichmäßiger und verschiedenfarbiger Kleidung erkannten und unterschieden. Es scheint indessen ein Vorgefühl im Volke von den Folgen gewesen zu sein, welche daraus hervorgehen mußten, daß bei dem Kreuzzuge der Oberanführer fehlte; und es verbreitete sich die Sage, Karl der Große werde erstehen und das Heer führen. Seit seiner Zeit war kein großer Volkskrieg gewesen. Der Kreuzzug ward Volkssache, er war der erste Anlaß, bei dem sich die öffentliche Meinung laut aussprach, und das erste Ereigniß, welches Frankreich mit allgemeiner Aufmerksamkeit verfolgte. Die Nachrichten darüber wurden in den Kirchen mitgetheilt und bis in die niedrigsten Hütten herab besprochen, und je unglücklicher sie lauteten, desto mehr stieg der Eifer für die heilige Sache. Frankreich fühlte, daß es zusammengehöre. Aber es ist mit der arabischen Wissenschaft und Kunstfertigkeit eher aus den spanischen Schulen und Werkstätten als von den Schlachtfeldern und verwüsteten Städten Syriens her bekanntgeworden und eher durch die Pilgrime als die Kreuzfahrer davon unterrichtet worden.

Solange der König Philipp lebte († 1108), hatte König

Louis, sein Sohn, mit ein paar hundert Rittern den kleinen Krieg geführt, einige Burgen gebrochen, den Weg zwischen Paris und Orleans sicher gemacht, den Stiftern St. Denis (dessen Fahne, Oriflamme, die Könige zur Lehnspflicht tragen, und welche nun Reichsfahne wird), Orleans und Rheims mit seinem Gericht und Schwerte geholfen und, nach Suger's Erzählung, den Seinigen voran, mit eigener Hand sich durch die Mannen von St. Sevère den Weg auf das Verhau gebahnt, durch welches nebst Bauernaufgebot dieser Lehnsmann von Bourges sich zu vertheidigen gehofft. So ging es fort, doch allmälig nach etwas größerem Maßstabe. Louis VI. galt für einen wackeren Rittersmann, er schien schwerfällig und war doch sehr behende, seine Thätigkeit überraschend; er sagte was er dachte, und wenn er auch nicht viel dachte, so dachte er doch zum Besten seiner Unterthanen, welche damals und noch lange die armen Leute hießen. Es ging mit ihnen eine Veränderung vor. Wenn Sevère seine Bauern bewaffnete, so waren es doch besonders die Geistlichen, welche ihr Landvolk zu bewehren anfingen, und namentlich scheinen die Gemeinden unter ihren Pfarrern zu der Einnahme des Schlosses Puiset beigetragen zu haben. Die Städte machten sich aber wider den Adel so geltend, daß sie die abscheulichen Gemeinden hießen. Von dem Aufstand und der Eidverbrüderung zu Rheims wissen wir zwar nur wenig, desto mehr, obgleich noch immer nicht genug, aber von dem Freiheitskampfe der laoner Bürgerschaft, deren Bischof zugleich das Grafenrecht über sie hatte. „Diebstahl und Raub", erzählt der Abt Guibert von Nogent, „wurden dort von den Ersten der Stadt und ihrem Gesinde öffentlich begangen, Niemand konnte des Nachts über die

Straße gehen, ohne Gefahr, geplündert, aufgegriffen und getödtet zu werden. — Die Geistlichkeit und der Adel (die sich dort ohne Zweifel mit vielen freien Gewerbleuten zur Zeit des Hoflagers angesiedelt und eine Menge Höriger neben sich hatten) nahmen die Gelegenheit wahr, Geld von dem Volke zu ziehen, und sandten ihm Boten, durch welche sie sagen ließen, daß sie in die Stiftung einer Gemeinde willigen wollten, wenn man Geld genug geben wolle, um die Freigebung zu erhalten. Aber eine Gemeinde, ein neues abscheuliches Wort, besteht darin, daß die Pflichtigen nur ein Mal im Jahre ihren Herren den gebräuchlichen Zins der Hörigkeit bezahlen, daß sie um Frevel mit einer bestimmten Buße gestraft werden, daß sie von allen übrigen Erhebungen, welche man den Sklaven aufzulegen pflegt, völlig frei sind. Das Volk, dem diese Gelegenheit zum Loskaufe geworden war, schonte seine Sparpfennige nicht, um alle diese gierigen Mäuler zu stopfen, und sie, wohlgenährt, schwuren, die Verabredung treu zu halten. Die Laoner boten noch überdies auch dem Könige 400 Pfund Silber für einen ähnlichen Freibrief als er der Bürgerschaft von Noyon verliehen hatte. Der König ward durch diese Volksspende hingerissen und konnte sich nicht enthalten, die Freiheiten eidlich zu bestätigen. Guter Gott, wer vermag zu sagen, wieviele Geschenke von diesem Volke genommen, wieviele Eidschwüre ihm geleistet wurden, und wieviele Mühe es nachmals kostete, um diese Sklaven in ihren früheren Stand zurückzubringen, nachdem man ihnen einmal das Joch abzulegen erlaubt hatte". — Louis nahm in der That 700 Pfund Silber von den Gutsherren, um den Freiheitsbrief zu widerrufen. Aber kaum war der König mit seiner Gensd'armerie aus der Stadt, und kaum wollten die Guts-

herren ihre 700 Pfund von den Pflichtigen wieder einziehen, so griff die Bürgerschaft unter dem Rufe: „Die Gemeinde hoch!" zu den Waffen, tödtete den Bischof, viele Edelleute, schlug sich in der brennenden Stadt mit dem eindringenden Landvolk und nahm den grimmigen Thomas von Marne zum Schutzherrn, dem es nicht zuviel war, zugleich wider König, Vater, Standesgenossen und Geistliche sich aufzulehnen, und den die Geistlichen selbst in seiner Todesstunde nicht bewegen konnten, zu seinem Seelenheile die gefangenen Kaufleute freizugeben. Es kam endlich zum Vergleiche. Die Mönche von St. Jean de Laon erhielten die entzogenen Güter zurück, und die Bürger einige Jahre darauf einen königlichen Freiheitsbrief. — Die Bürger von Amiens blieben von dem Zwinger, den der König brach, und von dem Zwingherrn frei. Hier wie zu Soissons waren die Bischöfe mit den Grafen im Streite und trugen darauf an, daß der König das Stadtrecht verbriefe. Zu Noyon war der Bischof um jene Zeit zugleich Graf und aus dieser Stadt gebürtig; er ließ die Geistlichkeit, den Adel und die Bürger eine Gemeindeordnung beschwören und sie vom Könige bestätigen Auf ähnliche Weise ward zu Beauvais verfahren. Die Stadt St. Riquier, welche unter der Abtei von Abbeville stand, erhielt nach gemeinschaftlichem Wunsche von dem Könige Urkunde ihres Stadtrechts, in dem fernern Streite mit der Abtei aber ungünstiges Erkenntniß. Auch soll Louis VI. das Stadtrecht des Grafen von Vermandois für St. Quentin bestätigt haben. Die Ertheilung anderer Städtebriefe, außer denen in seinen Hauslanden, wird von ihm nicht erwähnt, wol aber geschieht der Erlassung solcher von den übrigen Landesherren Erwähnung. Wenn Louis in diesen Fällen für

und wider denselben Zweck nach seinem Vortheile sich entschied, so begünstigte er danach unverändert seine Städte, deren Handel und Gewerbe. So gab er zu Etampes Schloßfreiheit, und Gewähr für die Kaufmannschaft, ähnliche Zugeständnisse an Orleans und erleichterte den Parisern die Gerichtshülfe gegen ihre Schuldner.

Währenddessen hatte Louis VI. nicht mehr in seinen Hauslanden mit einzelnen Burgherren, sondern mit Familiensippschaften, wie die Rochefort, Couci, Montmorency, und mit Adelsvereinen Fehde. Gute Nachbarschaft hatte er zwar mit dem friedfertigen Herzoge von Burgund, mit den flanderschen Grafen, aus deren Geschlechte Robert, welcher den Vertrag mit dem Könige von England, ihm mit 500 Rittern, und dem Könige von Frankreich nur mit 10 Rittern den Lehensdienst zu leisten, aufrief, und Balduin VII., welcher in seinem Eifer für strackliche Gerichtspflege das Blutbeil im Gürtel trug, genannt werden; sowie ferner mit dem Grafen von Anjou: aber desto bösere Nachbarn an den Grafen Thibaud von Blois, an den Grafen von Champagne und an König Heinrich I., als Herzoge von der Normandie und Lehnsherrn von Bretagne. Dieser hatte auch mit einem widerspenstigen Adel zu thun, wobei es abscheulicher zuging. Er versprach dem Grafen Breteuil z. B., daß ihm aus dem Zwinger zu Ivri kein Schaden erwachsen solle, und gab ihm darüber den Sohn des Burgvogts Harenc als Geißel, nahm dagegen die Töchter des Grafen, seine eigenen Großkinder, zur Friedensgewähr. Aber der Graf belagerte dennoch den Zwinger, drohte, dem jungen Harenc die Augen ausstechen zu lassen, wenn der Zwinger nicht übergeben würde, und sandte die ausgestochenen Augen wirklich dem Vater, dem

Heinrich darauf die beiden Töchter zur Wiedervergeltung hingab. Heinrich war mächtiger, Louis VI. thätiger, ihr Krieg hatte keinen entscheidenden Erfolg; desto größern hat seit ihrer Zeit die Kunst gehabt, Meutereien in des Andern Lande zu unterhalten.

Der Süden blieb bei den Händeln des Nordens unbetheiligt, und ihre Abtrennung ward nach der verschiedenen Aussprache des Bejahungsworts, durch Languedoc und Languedoïl bezeichnet *). Der Graf von Barcelona gewann durch Heirath in der Provence Besitzthum und veranlaßte dadurch langwierige Fehden. Der Graf Bertrand von Toulouse stiftete das Krankenhaus, nachmals die erste Johanniterpropstei, zu St. Gilles und starb wie sein Vater in dessen syrischem Besitzthume Tripolis. Sein französisches Erbe fühlte die Uebermacht des Herzogs Wilhelm IX. von Aquitanien, welcher die Ehre des Sieges bei Arinzel über den König von Cordova, sowie viele französische Ritter den Preis des gewonnenen Saragossa theilten. Die Städte von Lothringen und dem Königreiche Burgund hatten an Kaiser Heinrich V. einen wohlmeinenden, nur zu beschäftigten Schutzherrn, und die Freiheit, welche der, wenn auch lose, Reichsverband den Schwachen neben den Mächtigen giebt. Auch stritt Verdun schon mit dem Grafen von Bar nicht unglücklich. Die Landesherren hielten sich untereinander das Gleichgewicht.

Nach und nach beugte sich der landsässige Adel des Königs Ludwig VI. unter seine Gewalt; entferntere Throns-

*) Aus oïl ist oui geworden; oïl und oc scheint mit dem deutschen doch verwandt zu sein, welches in Norddeutschland für ja gebraucht wird.

Lehnträger, wie der Graf von Auvergne, mußten sich schon dem Ausspruche seines Lehnhofes fügen, und der Krieg mit der Normandie ergab einige Vortheile. Louis VI., in Mönchsgewand mit den Seinigen vermummt, nahm St. Ouen, und ein reicher Einwohner von Andely öffnete diese Stadt, wobei die Eindringenden durch das normännische Feldgeschrei „Dieu nous aide!“ täuschten und dann durch das französische „Montjoie!“ enttäuschten. An dem Feldgeschrei erkannten sich Freund und Feind vor Einführung der Uniformen. Zufällig trafen Louis VI. und Heinrich I. in der Ebene von Benneville, Jeder mit etwa 500 Rittern, aufeinander (1119); von französischer Seite ward angegriffen, aber unglücklich; „Doch“ sagt Orderic Vitalis, „habe ich vergewissert, daß in diesem Gefechte der beiden Könige nicht mehr als drei Mann getödtet sind. Sie waren ganz und gar mit Eisen bedeckt und schonten sich auch übrigens gegenseitig aus Gottesfurcht oder wegen ihrer alten Bekanntschaft mit einander, und auch die Flüchtlinge suchten sie nicht sowol zu tödten als zu fangen". Heinrich begnügte sich mit der Ehre des Sieges, entließ die Gefangenen meist ohne Lösegeld und schickte an Louis VI. seine Fahne zurück. Der Letztere bat die Bischöfe von Bourges, Sens, Clermont, Paris, Orleans und Beauvais um Hülfe, und Diese boten die Bürger und Bauern auf, welche in der Normandie übel hausten. Ein ähnliches Aufgebot wird Suger im Sinne gehabt haben, wenn er die Kriegsmacht von Louis VI. bei der vergeblichen Rüstung wider den Kaiser Heinrich auf 4 bis 500,000 Mann berechnet, wobei er bemerkt, daß die Bürgerschaft von St. Quentin mit Helm und Panzer bewehrt gewesen sei.

Der burgundische Graf Guido, Erzbischof von Vienne,

des Kaisers Heinrich V. Verwandter, und Oheim von der französischen Königin Adelaide aus dem Hause Savoyen, gab als Papst Calixt II. der Kirche den Frieden, welchen die Mönche auf dem päpstlichen Stuhle zu lange verwirrt hatten, und verschaffte auch Louis VI. drei Jahre Ruhe vor den Normannen. Der König von Frankreich erschien vor dem Papste und der Kirchenversammlung zu Rheims (1119) und verklagte den König von England wegen Treubruchs als Lehnsmann, wegen der Hafthaltung des Herzogs Robert von der Normandie, welche er dessen Sohne Wilhelm vorenthalte, und wegen vieler Gewaltthaten. Es klagte über den Herzog Guillaume IX. von Aquitanien die eigene Gemahlin. Dieser hatte unter andern ein Kloster nach seinem Sinne gebaut und gestiftet und der Aebtissin, den sämmtlichen auserwählten Stiftsfrauen und Klosterschwestern die Weihe zu seinem Minnedienste gegeben. Es klagten nicht minder viele Andere. Der Papst vermittelte, statt zu entscheiden, besprach sich in der Normandie mit König Heinrich und brachte den Frieden mit Louis VI. zu Stande, welchen Dieser benutzte, um die Verwaltung seiner Lande besser zu ordnen. Wegen der freien Stiftswahlen konnte man sich zu Rheims nicht vereinigen, und der Kirchenbann über Kaiser Heinrich V. ward erneuert. Bald nachher strafte Louis VI. die Mönche zu St. Denis wegen der eigenmächtigen Wahl des Abtes und machte also der That nach gemeine Sache mit dem Kaiser, indeß ließ er sich doch besänftigen, und der Abt Suger ward sein treuer Rathgeber. Dieser, selbst aus dem Volke stammend, wußte dasselbe zu erkennen und verstand ihm nach den Umständen, wenn auch nicht nach wissenschaftlichen Staatslehren, Gutes zu thun. Es nannte ihn

den weisen Abt. Der ganze Streit über die freie Stiftswahl endigte durch gegenseitige Ermüdung in einem Vergleich über Worte, welcher die Anerkennung des Besitzstandes, worin sich Jeder befand, verschleierte. Es gab der Kaiser die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab auf und ertheilte sie nun mit dem Scepter, behielt auch den Vorsitz bei den Wahlen, wobei von dem Volke nicht mehr die Rede ist und die Wähler sich beschränken; wie denn auch die Mönche vornehmer werden und alle Handarbeit auf die angenommenen Laienbrüder übertragen. Der Streit fing zum Nachtheile der Erbgeschlechter an und endigte zu ihrem Vortheile; die Stiftsstellen wurden durch die Berechtigung zur Wahlstimme bedeutender, und die Verwaltung der Güter wird von den Stiftern mehr mit den Bischöfen und Aebten als unter ihnen selbst betrieben. Durch diesen Streit läuterten und verbreiteten sich die Vorstellungen von dem Wesen und den Rechten der Gemeinden und wurden von den kirchlichen auf die städtischen Körperschaften übergetragen. Auch wird nun nicht allein von der Landwehr, sondern von dem Gemeinderechte der Bauern gesprochen. Der Streit hatte sich aus der Klosterverbesserung in Frankreich, namentlich zu Clugni, mit angesponnen; er war von der gallikanischen, obgleich minder als die deutsche gefürsteten, Kirche durch alle seine Wendungen und Wechsel eifrig mitgeführt worden, und er ward von ihr, besonders von Bischof Ives, durch Auflösung und Verflüchtigung der Begriffe immer mehr von den eigentlichen Gegenständen ab- und in Spitzfindigkeiten hineingezogen und (wie nachmals in so vielen staatsrechtlichen Verhandlungen geschah) zum Wortstreite gemacht. Die gallikanische Kirche sah ihn durch den Vergleich zwischen Kaiser und Papst für beendigt

an, und da dieser Vertrag eigentlich der gefürsteten deutschen Kirche galt, so stellte sie sich dieser durch die stillschweigende Beziehung desselben auf sich, wenn sie auch dem Könige dienstwilliger und ergebener blieb, gleich.

Um diese Zeit erhob sich in ihr ein Streit ganz geistiger Natur zwischen Abaillard und Bernhard, Abte von Clairvaux. Dieser, von burgundischem Adel, hatte in der Einsamkeit mit Beten und Fasten, harten Entbehrungen und Selbstpeinigungen Gott gesucht, Vieles gelernt und bedacht. Er diente den Menschen gern, half Vielen; und sie glaubten an seine Wunderkraft. Bleich und zart, glich er einer Nebelgestalt, aus welcher ein Feuerstrom sich ergoß, wenn er redete von der Liebe zu Gott und seinem Schauen, von der Wunderkraft des Glaubens und Gebets, von den Gefühlen und Ahnungen der Gottseligen. Abaillard, der das kirchliche Lehrgebäude und die Sittenlehre wissenschaftlich begründen, Vernunftbegriffe, Beweise, Ueberzeugung geben und nehmen wollte, meinte, daß Bernhard in Schwärmerei, Dieser dagegen von Jenem, daß er in Ketzerei verfalle. So begann der Meinungsstreit über das geheimnißvolle Verhältniß zwischen Gefühl und Vernunft, er ward öffentlich und seitdem bis auf unsere Zeit mit Erbitterung fortgeführt. Bernhard hatte die größere Menge für sich und schadete sich durch Verfolgungen, wie Andere nach ihm. Die Schwärmerei nahm überhand. So machte sich der Raubritter Pons de Laraze zum Bettler, sandte Frau und Kinder ins Kloster, ließ von dem Bischofe von Lodève seine Beichte verlesen, sich geißeln und wallfahrte nach St. Jago di Compostella. Dahin wallfahrte auch der Sohn von dem Troubadour Guillaume IX. von Guyenne und gab seiner Tochter Eleonore, der Ver-

lobten des französischen Thronerben, Louis le Jeune, alle seine Lande zur Mitgift.

Es war damals sozusagen das Zeitalter der Erbtöchter. Der Graf von Barcelona erwarb auf ähnliche Weise den Thron von Arragonien, von dem sich Navarra trennte; und mehr als schon zuvor zogen nun die Ritter aus dem südlichen Frankreich nach Spanien. — Graf Foulques V. von Anjou, obgleich ein Sechziger, folgte dem Rufe des Königs Balduin II. nach Jerusalem zur Vermählung mit seiner Tochter und zur Krone. — Mit dem Grafen Karl von Flandern erlosch sein Geschlecht, aber nicht die Ehre seines Namens. Gelehrte Leute hatte er gern um sich; wer an seinem Hofe fluchte, fastete vier Wochen bei Wasser und Brot (also fluchte man doch schon, und vielleicht versteckte sich damals der Fluch in das bis jetzt übliche bleu, eine Umwandlung von dieu); das Treiben abergläubischer Dinge, als Wahrsagen, Teufelsbeschwören, wurde hart bestraft; Juden und Judengenossen mußten das Land meiden; die Wildgehege und Treibhunde zum Besten der Landleute abgeschafft werden; mit dem Getreide sollte Niemand Wucher treiben, sondern dasselbe zu bestimmtem Marktpreise käuflich sein. Als aber Karl auch das Getreide des Kanzlers von der Strate zu Brügge, welches Dieser in Menge aufgespeichert hatte, zu geringem Preise hatte verkaufen, sowie dessen Sippschaft, als sie sich auflehnte, die Häuser brechen lassen, überfielen ihrer Fünfhundert den Grafen in der Kirche und tödteten ihn. Louis VI. ließ es die Mörder und ihre Anhänger mit dem Tode büßen; das Land aber kam an den elsaßer Grafen Dieterich. Uebrigens bestrafte der König nun schon Widerstand gegen die Vollziehung der Urtheile

seines Lehnhofes, der sich zum Reichstage gestaltet, als Meuterei und ließ den gefangenen Burgleuten von Clermont Ferrand die Daumen abhauen. Auch spricht Orderic Vitalis dunkel von Hinrichtungen, selbst Geistlicher, wegen geheimer Umtriebe wider die Erbfolge seines Sohnes, nachdem der König Streitigkeiten mit den Bischöfen von Sens und Paris gehabt hatte.

Der König starb (1137), wie man lange gefürchtet, an den Folgen des unmäßigen Essens, an welchen der König von England zwei Jahre zuvor gleichfalls gestorben war, nachdem alle Kinder desselben durch die Trunkenheit des Schiffsvolks, bis auf die Kaiserin Mathilde, in der See umgekommen waren. Diese, welche von Heinrich V. keine Kinder hatte, ward von dem Könige zu seiner Nachfolgerin bestimmt, von dem englischen Parlement und dem normännischen Lehnhofe eidlich anerkannt und mit dem Grafen von Anjou, Geoffroi Plantagenet, vermählt. Aber nach des Königs Tode huldigte England dennoch dem Grafen Stephan von Boulogne, dessen Mutter Wilhelm des Eroberers Tochter war; und in der Normandie wütheten die Ritter, Bürger und Bauern unter sich und mit den Scharen des Grafen von Anjou. Die Geflüchteten begaben sich in den Wald und wurden dort zu den Raubschützen, welche in der Ballade fortlebten. Als unter diesen Umständen Stephan aus England kam, ward er als Retter empfangen. Er leistete dem Könige Louis VI. den Lehnseid, welcher seinem Sohne die Hauslande im Gehorsam und die Lehnsherrlichkeit über alle französische Landesherren in voller Ausübung hinterließ.

Louis VII. glich seinem Vater, behielt dessen Räthe, besonders den Abt Suger, um sich, und die Geschäfte gingen

ihren gewohnten Gang. (Seit Philipp I. unterschrieb der Kanzler.) In den Landen seiner Gemahlin, der Herzogin von Guyenne, faßte die königliche Gewalt neue Wurzel, aber neben ihr in dem südlichen Frankreich wurden die Könige von Arragonien mächtig durch Landbesitz und Einfluß. Geoffroi von Anjou gewann durch des Königs Hülfe die Normandie, so tapfer auch Stephan's Soldritter und Reisige aus Brabant (Niederlothringen) — die nun aufkommenden Soldaten heißen nach ihnen Brabançons — seine Sache vertheidigten.

Auf dem französischen Gebiete des deutschen Kaisers wurden die Bischöfe mit dem Scepter belehnt, und, wie es scheint, ihnen das Grafenrecht über ihre Städte beigelegt; es stieg dort neben den feindlichen Häusern von Zähringen und Hochburgund die Landesherrlichkeit der Hohenstaufen, des Kaisers Konrad und seines Neffen Friedrich, empor. In dem Streite der Hohenstaufen oder Waiblinger und der Welfen wurden nach dem Feldgeschrei ihre Anhänger und dann die Anhänger einer entweder mehr einheitlichen oder mehr gemeinheitlichen Staatsordnung Ghibellinen und Welfen genannt.

Es war ein Schüler von Abaillard, welcher den Zwiespalt über den leitenden Grundsatz des Staatsrechts zwar noch immer in kirchlichen und seltsamen Ausdrücken, aber doch bei der letzten Anwendung in allgemein verständlichen Worten aussprach. Der Zwiespalt war immer gefühlt worden, bei den deutschen Kriegen längst im Sinne gewesen, aber es hält ungebildeten Leuten schwer, von den Sachen die Begriffe, und zu diesen die Worte zu finden. Die Sachen sind im Mittelalter beständig zuerst da; und finden wir die

Worte früher, so gehen sie spurlos vorüber. Ein denkender Kopf mußte von der damaligen Schullehre in Betreff der freien Stiftswahlen durch natürliche Gedankenfolge auf die staatswissenschaftliche Untersuchung von dem Gemeinwesen geführt werden. Arnold von Brescia kam darauf, und Bernhard von Clairvaux soll ihn uns kennen lehren, bevor wir seine Meinungen von ihm selbst erfahren. Er begleitete seinen Lehrer Abaillard, als Dieser mit Bernhard zu Sens über seine Vorstellung von der Dreieinigkeit reden sollte. „Außer den Bischöfen und Aebten", schreibt Bernhard an den Papst, „hatten sich die Schulmeister der Städte (das ist wichtig) und alle gelehrten Leute in Gegenwart des Königs versammelt. Goliath (Abaillard), mit hochgetragenem Leibe und mit seinem edlen Panzer bedeckt, seinen Schildträger Arnold von Brescia voran, schreitet zwischen den beiden Heeren daher; seine Stimme erhebt er wider die Scharen Israel, seine Vorwürfe richtet er gegen die Züge der Heiligen, und er thut es mit desto größerer Verwegenheit, je sicherer er weiß, daß kein David unter ihnen ist". Sollte man nach dieser Schilderung wol glauben, daß Abaillard auf der Kirchenversammlung die Schüchternheit selbst war und sich unter den Schutz des Abtes Pierre von Clugni flüchtete. — Aber Arnold schützte sich selbst, und die Bürger, der Adel in und um Zürich waren für ihn, obgleich Bernhard ihnen Wunder sehen ließ. Arnold lehrte sie: Gott sei Alles; das All der Schöpfung einer seiner Gedanken; der Allvater, Jesus, unsere Seele Eines; in der Trennung die Sünde; der irdische Körper eine Strafe der Sünde; wo die Liebe, da sei keine Sünde; der heilige Geist der Sinn der Schrift; man müsse aus den Banden

der Materie zum Urquell des Lichts hinaufdringen, hierdurch vergöttliche sich der Mensch; wer Dieses lehre und thue, der sei wahrer Priester; die Kirchenpracht, der Reichthum der Geistlichen teuflisches Verführungswerk; die geistlichen Güter müßten in das weltliche Eigenthum zurückkehren; in Stadt und Land tüchtige brüderliche Gemeinwesen werden, wie es bei den Alten angetroffen werde.

Es war um diese Zeit, daß die Bürger von Cambray sich gegen ihren Bischof auflehnten und die benachbarten Burgen zu brechen versuchten (1138), daß die Bürger von Montpellier ihren Grundherrn vertrieben (1141), daß der Streit zwischen Rennes und Nantes über die Landesherrschaft entschied, und daß zu Orleans Anmaßungen wider den König selbst laut wurden. Die Stadt Toulouse verhandelte unmittelbar mit dem Papste. Die Vorräthe von Lebensmitteln sind so groß, daß Heere von 100,000 Mann mit Leichtigkeit Unterhalt finden. Die Verträge über baares Geld werden häufiger, die Summen größer, und wie früher die Vorstandsbenennung „Alter (Senior)“, so wird nun die Handwerksbenennung „Meister“ ein Ehrennamen; Bernhard nennt die Bischöfe, und die Gelehrten nennen sich zur Bezeichnung einer Würde Meister, da man von den Aristotelischen Schriften die Staatskunst und den Verruf über die Handwerker darin in Bezug auf das Staatsbürgerrecht noch nicht kannte. In dem Süden kommt ein Theil der heiligen Schriften und ein Gottesdienst in der Landessprache unter das Volk, das Kirchenwesen wird vereinfacht; doch bemerkt und bestraft man es, besonders in der Gegend von Albi, wovon die Neuerer Albigenser heißen, welche sich in der Stille, aber weit und breit, Anhänger machen. Ueberhaupt offenbaren sich jetzt viele

Zeichen, daß die städtische Gewerbsamkeit und die einheimische Kunst Raum gewann, daß der Bürgerstand sich weiter und dichter aufschichtete, und die Volksentwickelung schon in voller Morgenröthe aufging.

Louis VII. konnte bei aller Frömmigkeit nicht vermeiden, wegen Besetzung der Bischofsstellen mit dem Papste in Streit zu gerathen, und zeigte dabei mehr Festigkeit als ihm sonst eigen war. Er hatte das Unglück, daß bei dem Sturm auf Vitry die Stadt Feuer fing und 1300 Einwohner vor seinen Augen in der Hauptkirche, wohin sie sich geflüchtet hatten, verbrannten. (Die hier angegebene Einwohnerzahl läßt auf die Bevölkerung der gewöhnlichen Städte schließen.) Es machte dieses Ereigniß auf den gutmüthigen König einen tiefen Eindruck, und er entschloß nun desto leichter sich zur Theilnahme an dem Kreuzzuge, welchen Bernhard mit Feuereifer betrieb. Er entbot durch ganz Frankreich nach Vezelay zur Tagfahrt oder zum Parlement (das letztere Wort wird hier zuerst gebraucht), und aus allen französischen Landen kamen die Fürsten und Ritter mit solcher Volksmenge dahin, daß die Scharen dicht gedrängt von dem Burghügel weit in die Ebene hinabstanden, als Bernhard an der Seite des Königs von der Rednerbühne das Kreuz predigte, häufig unterbrochen durch den Aufruf: „Das Kreuz! das Kreuz!“ Er bemerkt indessen bei der Kreuzpredigt *) vor Kaiser Konrad und den Deutschen, daß durch den Aufruf:

„Christ uns genade!
Die Heiligen alle helfen uns!“

er besser unterstützt, und seine Begeisterung gehoben worden

*) Als Burgunder wird er das Deutsche geläufig gesprochen haben, wenn auch das Provençalische seine Muttersprache gewesen ist.

sei, daß die Franzosen nicht wie die Deutschen einen sanggleichen Volksruf haben *), um nach der Erzählung jedes Wunders Gott den Dank zu geben. Er gerieth aber in Lebensgefahr, als er zu Frankfurt die Juden schützen wollte, von welchen man wieder die Kriegskosten blutig nahm. Bernhard hielt nur für Recht, daß sie von den Summen, welche ihnen die Kreuzfahrer schuldeten, keine Zinsen nähmen, Peter, Abt von Clugni, empfahl aber, all ihr ungerechtes Gut einzuziehen, doch ihres Lebens zu schonen. Der Rath ward befolgt, und zugleich von den Klöstern und Städten Geldhülfe verlangt. Man tagte in allen Landen, um die Rüstung und die Züge zu ordnen; der König schrieb nach Italien und Deutschland, um mit Schiffen und Lebensmitteln unterstützt zu werden, und fand in Deutschland mit seinem Heere von etwa 150,000 Mann (wobei die Lothringer und Burgunder) gute Aufnahme und Verpflegung **). Aber schon aus Ungarn und noch dringender aus Constantinopel schrieb er an den Abt Suger um Geld; half sich also dort durch Wechsel nicht. Suger war Reichsverweser mit dem Erzbischofe von Rheims und dem Grafen von Vermandois, auf den der Kirchenbann ruhte; Suger muß daher wol über den Bannfluch als Staatsmann gedacht haben, so sehr ihm sonst das Kirchenwesen am Herzen lag, und er scheint auch wider den Kreuzzug gewesen zu sein, wenigstens behauptet

---

*) Der Unterbrechungsruf scheint von den Geistlichen geleitet zu sein und auch zum Zwecke gehabt zu haben, dem Redner während des chormäßigen Einfallens der Menge Zeit zum Athemschöpfen zu geben.

**) Louis VII. brach Pfingsten 1147 von St. Denis auf und war am 4. Oct. zu Constantinopel.

es sein Lebensbeschreiber oder Leichenredner Guillaume. Als der König in Antiochien mit dem Großmeister der Tempelherren bekannt ward, schrieb er nicht mehr an Suger, ihm Geld zu schicken, sondern nur die Schulden (Wechsel, oder wenigstens Anweisungen) zu bezahlen, die er bei dem Großmeister gemacht hatte. Sein Heer, die Hoffnung der Königin auf die Siegesfeier zu Jerusalem war vernichtet; er pilgerte mit ihr dahin und kehrte in der Stille heim (1149), wo der treue Suger Alles wohl bewahrt und Zahlungsmittel für die vielen Schuldanweisungen gefunden hatte. Solange er lebte, ward auch nicht offenbar, daß der König das Selbstvertrauen verloren hatte, und das Misvergnügen der Franzosen über die getäuschte Hoffnung, der Schmerz über die ungeheuren Menschenopfer, zu welchen alle Familien beigetragen hatten, brach nicht, obgleich es anfangs die Richtung nahm, wider den König, sondern wider den heiligen Bernhard aus, der nun seine Begeisterung Gaukelei, seine Wunderwerke Trugwerk schelten hörte, was wol auch beitrug, den Anhang der Neuerer zu vermehren. Bernhard überlebte es nicht lange, auch Suger starb (1152), und Louis VII sah sich vier Jahre nach seinem Kreuzzuge wie in eine neue Welt versetzt. — Um dieselbe Zeit erwarb Friedrich Barbarossa die deutsche Krone; Heinrich, als König von England der Zweite, folgte seinem Vater in Anjou und der Normandie, sowie in den Ansprüchen auf England. Er empfing von Louis VII. die Lehne, und der stattliche Jüngling, eben so gewandt als kühn, voll Leidenschaft und Vorsicht, gefiel der Königin Eleonore. Alsbald fanden ihre Anverwandten auf dem Kirchentage zu Beaugency Bedenken über die Gültigkeit ihrer Vermählung mit Louis VII. wegen zu

naher Verwandschaft, und es ward ihre Trennung ausgesprochen. Sofort vermählte sie sich mit dem zwanzigjährigen Heinrich (1152) und brachte ihm das Herzogthum Guienne mit allen ihren Landen zu. Sie gab ihm alle Jahre ein Kind; doch andere schöne Frauen auch, weshalb sie nachmals in einer Empfindung mit ihrem vorigen Gemahle zusammenstimmte: in der Eifersucht gegen Heinrich. Dieser war nun in Frankreich ein weit größerer Landesherr als der König, ehrte zwar in ihm stets seinen Lehnsherrn, ließ aber keine Gelegenheit ungenutzt, um sein Haus zu vergrößern, und verfuhr wie vormals der Hausmeier, dessen Amt sein Reichstruchseßamt vertreten zu sollen schien. Von demselben machte er wenigstens Gebrauch, um seinen Lehnhof als Vertreter des königlichen gegen den Herzog von Bretagne geltend zu machen. In England schlug er einen andern Weg zu gleichem Ziele ein: der König mußte ihn an Kindesstatt annehmen, und Louis VII., der es gern verhindert hätte, sah ihn bald auf dem englischen Throne (1154). Beide geriethen aus einer Fehde in die andere, und immer unterhielt der Eine in des Andern Landen Einverständniß und Misvergnügen, ohne daß ihre häufigen Zusammenkünfte und die Eheverlöbnisse ihrer Kinder darin etwas änderten. Um Louis VII. versammelten sich Alle, welchen Heinrich II. ein zu strenger und gefährlicher Nachbar war, und die Anhänglichkeit an ihn war darum groß, weil man ihn als guten König liebte, und weil die Liebe zum Könige bei Volk und Ritterschaft mit Frömmigkeit und Ehre sich zu einem herrschenden Gefühle verbunden hatte und die öffentliche Meinung und Achtung bestimmte. Doch Heinrich II. gab sich den Schein, nur seine Rechte zu vertheidigen, und griff nie

Louis VII. als König an, entsagte auch der Belagerung von Toulouse, als Louis sich selbst hineinwarf; seine Verwaltungsordnung bereicherte seinen Schatz und gab ihm die Mittel, 10,000 Brabançons zu halten und den Ritterdienst zu entbehren, auch aus der Verzichtleistung auf denselben ein neues Erwerbsmittel, die Erhebung eines Ritterdienstgeldes, zu machen; er konnte gute Dienste reichlich belohnen und wurde gut bedient. Auf diese Weise machte er Riesenschritte in der Vergrößerung seines Besitzthums und Einflusses in Frankreich, indeß Louis VII. mehr und mehr durch ihn zum Schattenkönige ward. Niemand leistete ihm dabei bessere Dienste, Niemand hatte mehr sein Herz und sein Geheimniß als der Kanzler Thomas Becket, Sohn eines londoner Kaufmanns und von mütterlicher Seite syrischer Abkunft. Derselbe lebte mit königlicher Pracht und vermochte 300 Reiter und 1200 Mann Fußvolk ins Feld zu stellen. Er ward von Heinrich II. zum Erzbischofe von Canterbury ernannt; aber von dieser Zeit an gab er das Kanzleramt und jegliche Bequemlichkeit auf und stellte sich dem König, in Allem ihm zuwider, gegenüber. Heinrich II. ertrug dieses nicht; und als der Erzbischof einen Geistlichen, welcher die Tochter eines Edelmannes verführt und ihren Vater selbst ermordet hatte, dem weltlichen Gericht entziehen wollte, ward die kirchliche Gerichtsbarkeit durch das Parlement zu Clarendon beschränkt, Thomas Becket selbst aber wegen Eid- und Treubruchs, auch des Unterschleifs königlicher Gelder, vor Gericht gestellt und schuldig erkannt. Er flüchtete nach Frankreich, ward Mönch, von dem Könige und dem Papste begünstigt, und der Mittelpunct geheimer Umtriebe. Heinrich II., welcher mit Misvergnügen und Meutereien in seinen

Landen zu kämpfen hatte; kam darauf zwar mit Becket wie mit seinem alten Freunde zusammen und gab ihm selbst das Erzbisthum wieder, aber sogleich erneuerten sich auch die alten Auftritte, sodaß Heinrich II. einst im Zorn ausrief: „Ist denn Niemand um mich, der mich von diesem Priester befreiet!" Dieser Ausruf blieb nicht unbeachtet, denn noch in selbiger Nacht verschworen sich vier normännische Edelleute an Heinrich's Hofe zu einer That, auf welcher der allgemeine Abscheu, der unauslöschliche Kirchenfluch ruhte: sie mordeten den Erzbischof am Altare (1170). Heinrich II. jammerte laut auf, als er die That erfuhr, meldete den Unglücksfall mit Bedauern dem Papste und gestand offen, daß er durch Unvorsichtigkeit Anlaß dazu gegeben habe. Auch blieben seine Bischöfe ruhig; aber der König Louis VII. und seine Feinde schrieen Blutrache für den Märtyrer, und die Gemüther des Volks wandten sich von ihm ab, ungeachtet dessen daß er sich mit dem Papste aussöhnte und seine schnelle Eroberung von Irland dem Tagesgespräch einen andern Gegenstand darbot. Sein neuer Lehnsmann, der Graf von Toulouse, gab ihm die erste Kunde von einer Verschwörung, deren Häupter mit dem Beistande Königs Louis VII. seine eigenen Söhne wurden; Jünglinge an Jahren, Männer an Kraft und Muth, standen sie wider den Vater aus Liebe zu ihrer eifersüchtigen Mutter auf. Heinrich, der älteste, wollte König sein, wie er schon hieß; Richard (Löwenherz) desgleichen wirklicher Herzog von Guienne, und der vierzehnjährige Geoffroi nicht minder von Bretagne. Heinrich lachte anscheinend über das Unternehmen seiner Söhne zu Paris, als einen Knabenstreich. Doch dafür mochte ihn wol halten, wer sie sich unter Zechern, Troubadouren, Gau-

klern und Freudenmädchen umhertreiben sah; nicht aber der König, welcher den Krieg mit Schottland, den Landungsversuch aus Flandern, die Verbündung der gedemüthigten Ritter in England und der Normandie, die Rüstung Louis VII., die Empörung in Guienne und der kaum gewonnenen Bretagne gewahrte, ohne seines Hauptfeindes noch zu gedenken. Er fuhr daher mit seinen Brabançons überall schnell und ernst unter seine Widersacher und gewann zuletzt auch seinen Hauptfeind, die Volksmeinung, durch harte Buße am Grabe von Becket (1174). (Hierin, wie in Vielem, zeigte er sich dem Kaiser Heinrich IV. gleich.) Sodann brach er seinen Söhnen den Sinn, gab ihnen Schlösser und Gefälle zu eigen und brauchte sie zur Zuchtruthe der widerspenstigen Ritter. Der König Louis VII. hatte von allen Gefahren seines Gegners nur Kosten und keinen Gewinn. Der zwischen ihnen geschlossene Frieden machte der Feindschaft zwischen ihnen, ihren Landen und Leuten kein Ende; während dessen hatte das arragonische Königshaus den Landbesitz und die Lehnsherrlichkeit in Frankreich erweitert; es war der gewaltige Kaiser Friedrich I. zur Krönung nach Vienne und Arles und in das Erbland seiner Gemahlin Beatrix, die Freigrafschaft (Franche Comté), gekommen, hatte den freien Herren Fürstenrechte verliehen, der Ritterschaft und den Reichsstädten unbeschadet, und wer unter ihm als Landesherrn unmittelbar stand, der befand sich eben dadurch wie in der Reichsfreiheit. So ging das Gefühl eines gemeinschaftlichen Vaterlandes in dem Augenblicke wieder unter, wo es sich durch die Kreuzzüge zu bilden schien, und es kam nur zu einem veredelten Hörigkeitssinn und statt der Vaterlandsliebe zur Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, woran

man gewöhnt und durch die Umstände gehalten war. So theilten sich die Franzosen in die Anhänger von vier Königshäusern, dem deutschen, englischen, französischen und arragonischen, als König Louis starb (1180). Aber sie hatten alle die deutschen Reichsversammlungen vor Augen, wenn sie auch nur zum Theil dazu gehörten, und lebendiger als je wurden unter ihnen durch Mährchen und Dichtungen die Erinnerungen an das Reich Karl des Großen. Die Chroniken von St. Denis wurden um diese Zeit, und vielleicht von Suger, gesammelt, und darin ist von zwölf Pairs die Rede (die Zahl Zwölf kommt wieder in die alte Ehre); die Troubadours fanden im Norden an den Trouveren Nachahmer, deren Romane das Königthum und ritterliche Gemeinschaft verherrlichen, und die Turnierlust wirkte auch fort. Auf diese Weise blieb die Vorstellung von, und die Sehnsucht nach einem Reich unter den Franzosen, und sie schufen sich von den Herrlichkeiten des Königs und seines Hofes ein Bild aus Romanen. Nur darf man sich die Verhältnisse noch nicht so ordentlich, folgerecht und vornehm denken, als wenn sie nach dem jetzigen Geist und Geschmack irgend einer Landstadt eingerichtet gewesen wären. Paris selbst bekam erst um diese Zeit Straßenpflaster, hatte noch die Misthaufen vor den Häusern, und ein ärmlicheres Ansehen als die jetzigen Landstädte. Doch fingen schon die Städte an, ihr Verhältniß zu dem Könige sich so zu denken, wie es zwischen dem Kaiser und den Reichsstädten Statt fand; und bemerkenswerth ist, daß zu gleicher Zeit (1154; 1155) der Bischof von Asti bei Kaiser Friedrich I., und der Abt von Vezerai bei Louis VII. über die Beeinträchtigung ihrer Rechte durch die dortigen Bürgerschaften klagten. Vezerai verlor zwar sein

Stadtrecht, während die lombardischen Städte sich Staatsrecht erkämpften; aber das französische Städtewesen gewann doch auch überhaupt mehr Kraft, und der König fühlte dunkel, wie vortheilhaft ihm Dieses sei: er nahm sich des Städtebundes von Laon, Crespy, Velly und Senlis an, als der Bischof, im Bunde mit dem benachbarten Adel, denselben zu überwältigen drohte.

Für die Kirche ward die Verzweigung der Albingenser immer bedenklicher; sie hatten unter der Bürgerschaft von Toulouse großen Anhang, und der alte Widersacher des Grafen, der Vicomte von Beziers, war mit ihnen in Verbindung. Als es indessen darüber zu Toulouse vor einem Cardinale zur Untersuchung kam, erklärte alle Welt ihre Rechtgläubigkeit, und es kostete Mühe, Jemanden vor Gericht zu stellen; doch geschah es endlich mit dem Burgherrn Pierre von Mauran, einem Volksredner, der heilige Johann der Evangelist genannt. Aber der Ritter verstand kein Latein, und der Cardinal bedauerte, daß man ihn nicht in dieser Sprache, worin bekanntlich die heilige Schrift verfaßt sei, sondern in der Landessprache vernehmen mußte, fand jedoch in seinem Glaubensbekenntnisse nur ein paar doppelsinnige Ausdrücke und verurtheilte ihn wegen bezeigter Reue blos zum Güterverluste, zur Geißelbuße und zu dreijähriger Pilgerfahrt ins gelobte Land. Der Vicomte Roger und seine Anhänger in Oberlanguedoc entzogen sich hierauf der Untersuchung des Cardinals, welcher sich nicht in ihre Gebirge wagte, aber den Kirchenbann über sie und alle Ketzer schleuderte, auch dem Vicomte Fehde im Namen Christi, des Papstes und der Könige von Frankreich und England ansagte (1178). Die beiden Könige verfuhren aber in Betreff der Ketzer ganz ver-

schieden: Louis VII. oder vielmehr sein gekrönter Sohn, Philipp August (1179), ließ die Feuerstrafe gegen die Ketzer in seinen Landen anwenden; Heinrich II. wollte dagegen mit ihrer Verfolgung nichts zu thun haben; mochte aber das Verbot an die Mönche, sich mit weltlichen Wissenschaften nicht zu befassen, gern sehen. Louis VII. verwies die Tempelherren aus seinen Landen, Heinrich begünstigte sie in den seinigen. Möglich wäre, daß die Judenverfolgung Rückwirkung von der Verweisung der Tempelherren, und von dem Aufhören ihrer Wechselgeschäfte gewesen wäre. Louis zog alles Grundeigenthum der Juden ein, gebot ihnen, ihr bewegliches Eigenthum zu verkaufen, und erklärte alle ihre Schuldforderungen erloschen, wenn die Schuldner ein Fünftel der Schuld an seine Kammer entrichteten. Sie mußten das Land räumen; nur der Graf von Toulouse nahm keinen Theil an ihrer Verfolgung.

Den Stolz des funfzehnjährigen französischen Königs Philipp August ertrugen die unbändigen Söhne Heinrich II. besser als die Zärtlichkeit ihres Vaters. Sie brauchten nur ein Schlachtroß wiehern zu hören, so standen sie, leider auch die Lande, in Feuer und Flammen, wenn sie eben mit heißem Liebeskusse Gehorsam gelobt hatten. Indessen ward der Vater ihrer immer wieder mächtig und ließ ihnen das wilde Leben nicht entgelten, das sich selbst rächte und zwei Söhne vor Heinrich († 1189) in das Grab riß. Richard Löwenherz erbte seine Lande, indem Arthur, Geoffroi's Sohn, nur Herzog von Bretagne ward, der unritterlichste der Brüder, Johann, aber ohne Land blieb und hieß. Es rüsteten damals der Kaiser Friedrich I. und die jungen Könige von Frankreich und England zum neuen Kreuzzuge, weil trotz

der tausendfachen Mannschaft, welche jährlich aus Europa die Heerschaaren im gelobten Lande ergänzte, und troß der Geldhülfen, welche dorthin gingen, Jerusalem in Saladin's Gewalt gefallen war, und weil die Könige der Volksstimmung nachgeben mußten. Es ging aber diesmal mit der Aufbringung der Kriegskosten ordentlicher zu, worüber Philipp August den Rath des Parlements vernahm, und die Heere beider Könige bestanden aus der Blüthe des Adels und dem Kerne der Kriegsleute, bei Entfernung des unnützen Trosses. Philipp ging über Lyon, welches auf dem kaiserlichen Gebiete reichsfrei und reich war, dessen Vorstädte auf dem rechten Rhoneufer aber französischen Grafen unterwürfig waren, und schiffte sich zu Genua auf dort gemietheten Schiffen ein. Richard zog nach Marseille, welches unter arragonischer Hoheit stand, und verdung seine Ueberfahrt nach Messina auf 20 Galeeren und 3 runden Schiffen. Zu Messina trafen die Könige wieder zusammen, vertrugen sich aber schon dort nicht zum besten, und noch weniger im Lager vor St. Jean d'Acre. So beharrlich Philipp August war, so gab er doch den Vorsatz auf, nach Jerusalem zu gelangen, und machte darauf in Richard's Landen, besonders durch den gewonenen Johann ohne Land, so viele Verwirrung, daß auch Richard seine Rückkehr beeilte. Seine lange Gefangenschaft in Deutschland, wo der Haß kalt, aber nachtragend ist, schärfte seine Feindschaft gegen Philipp August, und sie trieben fortan Ränke, Fehden, Grausamkeiten aus allen Kräften. Es offenbarte sich der große Unterschied zwischen ihrer Macht, wenn sie ihre Privatsachen, und wenn sie die Volkssachen vollführten. Sie verstanden Beide, Staatsverhandlungen zu leiten, und versuchten große Verbündungen

zu stiften und durch Bestechungen auf dem deutschen Reichstage und am päpstlichen Hofe sich Anhang zu verschaffen; aber ihr Streben hatte keinen Erfolg. Bei der päpstlichen Einmischung in die Ehesachen des Königs Philipp August zeigte sich ein Fortschritt der Staatsgewalt gegen die Kirchengewalt, auch endigte dieser Streit durch die Scheinversöhnung des Königs mit seiner Gemahlin fast zur Verspottung der Kirchenversammlung zu Soissons (1201). Es mochte aber der König bei seinen Händeln mit dem Papste den Nutzen von Rechtsgelehrten gefühlt haben; wenigstens erhielt um diese Zeit die hohe Schule zu Paris, Abaillard's Nachlaß, die ersten königlichen Rechtsverleihungen (1200). Es hatten die deutschen Schüler dort Händel mit der Bürgerschaft gehabt, worin ihrer fünf geblieben waren, und wonach sie bei dem Könige klagten. Dieser gab ihnen mehr als Genugthuung, ließ einigen Bürgern die Häuser niederreißen, den Schultheiß (prévôt) vor Gericht stellen und ihn, selbst auf den Fall erwiesener Unschuld, verbannen. Er verpflichtete die Bürgerschaft eidlich, die Schüler zu beschützen, für sie gerichtliches Zeugniß abzulegen und Den zur Haft zu stellen, welcher sie beleidigen würde, wobei ihm die Berufung auf ein Gottesurtheil nicht gestattet sein sollte. Die Schüler bekamen einen befreiten Gerichtsstand und Wohnort.

Wenn die beiden Könige durch auswärtige Verhandlung wenig wider einander vermögen, so finden wir sie auch nur auf den kleinen Krieg beschränkt, obgleich sie den großen Krieg kannten, und obgleich die Franzosen durch die Kreuzzüge darin geübt waren. Denn wie von dem Kreuzzuge unsere ersten Landbeschreibungen aus dem Mittelalter herstammen, und wie man für und durch sie die Länder auf den Wegen

nach Jerusalem, ihre Lage, Hülfsmittel, Einwohner und Sprachen, die Entfernung der Städte von einander, die Heerstraßen, die bequemen und unbequemen Rast- und Lagerstätten kennen lernte, so ward man auch durch sie mit den Vortheilen und Nachtheilen der Stellungen, mit dem Nutzen eines gemeinschaftlichen Kriegsplanes für getrennte Heere bekannt. Man gewann überhaupt ein Bild von Europa und allgemeine Uebersichten, wußte sich in fremden Ländern zu finden und zu helfen, die Bewegung von großen Heeren und ihre Verpflegung zu berechnen und zu leiten. Die Pilgrime hatten noch mehr Muße und Gelegenheit als die Kreuzfahrer, Land und Leute in der Fremde zu beobachten, die Erzählung Beider ging von Mund zu Mund, verschmolz sich, und so verbreitete sich das Hauptergebniß für Europa aus den Kreuzzügen, Länder- und Völkerkunde, bei dem Volke, zum großen Vortheile seiner Handelsverbindungen. — Aber wenn auch Philipp August und Richard den großen Krieg und seine Hülfsmittel noch besser gekannt und sich noch mehr gehaßt hätten als es wirklich geschah, so konnten sie doch dazu nicht gelangen, weil sie ihre Sache nicht zur Volkssache machen konnten, und sie blieben darauf beschränkt, soviel Geld und dafür soviel Brabançons als möglich anzuschaffen und hauptsächlich durch diese ihre Händel auszufechten. Der reichste von Beiden, Richard, hatte die besten Brabançons, den geschicktesten Feldhauptmann, Marchades, und dadurch die Ueberlegenheit über Philipp August; Dieser aber nach Jenes Tode (1199) leichtes Spiel mit Johann ohne Land. — Während der erste Ablaßprediger Foulques von Neuilly aufstand, allen Denen, welche das Kreuz nehmen wollten, Vergebung der Sünden darbot, das Volksgefühl

ansprach und ein Heer von mehr als 20,000 Mann zusammenbrachte, welches Constantinopel eroberte, verlor Johann ohne Land größtentheils dadurch seine Kronen, daß er das Volksgefühl empörte. Dunkel ruht auf der schwarzen That, wodurch er sich von dem gefangenen Herzog Arthur von Bretagne befreite, aber noch früher war sie geglaubt als geschehen (1203), denn der Burgvogt von Falaise nahm Zeugengewähr, daß er den Herzog gesund und wohlbehalten abliefere. Diese That, welche geschicktere Bosheit durch einen Gerichtsspruch über Hochverrath leicht würde verschleiert haben, erregte allgemeinen Abscheu, — ein erfreuliches, früher nicht so bemerkliches, Zeichen von dem mehr versittlichten Volksgefühle. Das Herz macht sich geltend, es richtet die Unthat, unabhängig von einer Kirchenversöhnung derselben, und es stößt das Unmenschliche von sich, wenn es auch bei Grausamkeiten noch kalt bleibt. Die Bürgersleute haben allerdings weder das Ehrgefühl der Ritter (wobei man sich aber noch bald prügelte, bald Einer dem Andern zu Füßen lag) noch den Witz der Minnehöfe (welche z. B. darüber richten, ob es schmerzlicher sei, bei der Geliebten mit dem Nebenbuhler zusammenzutreffen, wenn man kommt, oder geht) und können es nicht haben, aber sie können das allgemeine Gefühl am leichtesten erkennen, insofern sie sich selbst in ihrer Stadt eines Sinnes finden und von allen Fremden Gleiches hören. So bildet sich unter ihnen als Ausspruch aller verständigen Hausväter die öffentliche Meinung, die sich zwar verkünsteln läßt, aber doch zuletzt alle Gewalt beherrscht *).

*) Als die Gräfin von Flandern den angeblichen Grafen und griechischen Kaiser Balduin hinrichten ließ, ging, nach Oudegherst's Erzählung, ein erstaunliches Gemurmel unter dem Volke, Jeder

Als die Kunde von Arthur's Tode nach Bretagne kam, erhob sich unter dem Volke das Schreien nach Rache, ward der herzogliche Stuhl wieder besetzt, und der Schutzbund mit König Philipp August erneuert. In allen französischen Landen des englischen Königs war große Bewegung, und für den französischen König leichte Eroberung. Der Letztere gewann die ganze Normandie, Poitou, Touraine und Anjou, bis auf wenige Städte und berief den König Johann ohne Land vor ein Gericht seiner Pairs. Johann verlangte freies Geleite, worauf Philipp August sagte: er komme in Frieden; als aber die Gesandten die Frage aufwarfen, ob er auch in Frieden gehe, entgegnete Jener: „Ja, wenn es das Urtheil seiner Pairs ihm verstattet". Danach bemerkten die Gesandten, daß der Herzog von der Normandie nicht vor Gericht erscheinen könne, ohne daß der König von England mit erscheine, welchen die Engländer sich nicht in Gefahr begeben lassen würden. „Was geht das mich an", antwortete Philipp August, „man weiß wol, daß der Herzog von der Normandie, mein Lehnsmann, sich England gewaltsam zugeeignet hat, aber wenn ein Unterthan sich Ehren erwirbt, muß daher sein Herr das Recht über ihn verlieren. Gott bewahre!" — Johann erschien nicht, und die Pairs

---

sagte und behauptete, daß die Gräfin ihren eigenen Vater habe aufhängen lassen, und diese Meinung war unter der Menge so eingewurzelt, wie der Berichter selbst gehört hat, und besonders zu Lille, daß keine Vorstellungen davon abbringen konnten. Endlich ließ die Gräfin über den Tod ihres Vaters an Ort und Stelle Erkundigung einziehen; und das Volk beruhigte sich, als ihm gesagt ward: Man habe auf der Leichenstelle des Grafen ein wunderbares Licht gesehen, und jeder Fieberkranke, der etwas Erde dort aufgenommen habe, sei von dem Fieber geheilt worden.

verurtheilten ihn. Das Urtheil ward wahrscheinlich noch nicht schriftlich erlassen, wenigstens nicht vorgezeigt, als Philipp August sich nachher darauf berief. Dessen Gerichtsbarkeit über alle französische Landesherren war nun anerkannt: Johann ohne Land hatte sie nicht abgeleugnet, Niemand ihr widersprochen, und die Pairs des Reichs unterwarfen sich ihr, indem sie über Johann das Urtheil sprachen. Es betraf aber der bezügliche Fall nicht das Lehnrecht, sondern das peinliche Recht, da Johann keinen Lehnsfehler, sondern einen Mord begangen hatte *). Uebrigens gab es nun auch schon königliche Großrichter (prévôt), zu welchen der Anruf in peinlichen Fällen von den Gerichten in den königlichen Landen ging, und die geistlichen Gerichte durften über Lehnssachen unter dem Vorwande der Untersuchung über verletzten Lehnseid nicht mehr entscheiden. Zugleich ward das Parlement mit Lehnsgesetzen beschäftigt, und die Zerstückelung der Lehne durch die Verordnung theils zugestanden, theils beschränkt, daß die Lehnspflicht mit Gift und Gaben auf jedem Stücke des getheilten Gutes, nach seinem Verhältnisse, haften bleiben solle. Wenn die Bischöfe in ihrer Lehnspflicht lässig waren, so strafte man sie durch Beschlagnahme ihrer Einkünfte, und der mächtigste Papst, Innocenz III., duldete es. Er kannte

*) Die Pairs des Reichs werden das Pairsgericht, eben weil es einen peinlichen Fall betraf und die geistlichen Pairs nicht mitstimmen konnten, nur durch die Zuziehung von Baronen haben bilden können, da ihrer nicht mehr als Zwölf nach den Romanen sein sollten und auch nicht mehr namhaft gemacht werden. Sie waren der Herzog von der Normandie, von Guyenne (über welche Beide in der Person von Johann ohne Land gerichtet ward), von Bourgogne, der Graf von Toulouse, von Flandern und von Champagne; die geistlichen: der Erzbischof von Rheims, der Bischof von Laon, Noyon, Beauvais, Chalons und Langres.

den König und wünschte um diese Zeit gutes Vernehmen mit ihm, sowol um den jungen Friedrich, als Kaiser der Zweite, in Deutschland wider Kaiser Otto IV. zu heben, als um Johann ohne Land zu demüthigen, welcher die Geistlichen hart drückte. Philipp August erblickte in seinen eroberten Landen Misvergnügen und mußte Guyenne sich selbst überlassen, während die Seestädte und der Graf von Boulogne geradezu wider ihn waren, und Flandern es zu werden drohte. Er hatte Einverständnisse in England, aber argwohnte Dasselbe von Johann in seinen Landen und mußte fürchten, daß der König von Arragonien wider ihn zum Kriege und nicht blos zum Schutze des verketzerten Grafen von Toulouse rüste. Von Deutschland waren mehr Feinde als Freunde zu erwarten, woselbst der Zwiespalt zwischen den Küsten und Handelslanden und seinem Innern und Ackerlanden ebenfalls wie in Frankreich Statt fand. Friedrich II. war mächtiger als der Kaiser Otto IV. und machte der Fürsorge des Papstes Innocenz III. für seine Erziehung ritterlich und wissenschaftlich die größte Ehre; aber auf Hülfe von ihm war nicht zu rechnen, und wenn die Lothringer zum Parlement und Beizuge als gute Freunde kamen, so ließ der kriegsgeübte Kaiser Otto mit seinen Braunschweigern als Feind nicht lange auf sich warten. Das Besitzthum, die Lehns- und Familienverhältnisse, alte Gewohnheiten und neue Ordnungen, die Begriffe und der Glaube waren in solche Verwirrung, die Leidenschaften in solche Glut gerathen, daß die Völker die Nähe eines entscheidenden Augenblicks ahnten; der König betrieb die auswärtigen Verhandlungen und innern Rüstungen, soviel er konnte, und wollte in England landen. Er durfte es nicht, weil der König

16 *

Johann sich und sein Land dem Papste unterwarf, aber das reiche Flandern mußte die Kriegskosten bezahlen, wenn auch der Stolz der Genter nicht so gebrochen und ihr Nacken unter die Herrschaft des Königs nicht so gebeugt ward, wie Philipp August gewünscht hatte (1213). Doch Das war nur der Anfang, und bald standen die Franzosen in sechs Heeren an der Garonne, Loire und Schelde mit spanischen, englischen und deutschen Hülfstruppen widereinander; es blieb der König von Arragonien im Gefechte wider den Grafen Montfort bei Muret (12. Sept. 1213); es floh, ohne zu schlagen, der König von England (im Juni 1214), und es feierte nach heißer Schlacht (27. Aug. 1214) Philipp August den Sieg über Kaiser Otto IV. Der französische König hatte noch kaum zur rechten Zeit Nachricht erhalten, daß er bei der Brücke von Bouvines während des Ueberganges angegriffen werden sollte. Er betete, legte den Panzer an und bestieg so freundlich als sollte es zur Hochzeit gehen sein Roß. Waffenruf, Trompetenstoß, — die Reiter sprengen über die Brücke zurück, der Johanniter Garin, erwählter Bischof von Senlis, ordnet, der König hält in der Mitte, hinter ihm singt und predigt Guillaume le Breton, sein Kaplan (auch Hofdichter und Geschichtschreiber). Jenseits eines kleinen Hügels sind die Feinde, schwenken rechts der Brücke zu und besetzen die höchste Stelle der Ebene, aber die Sonne ist ihnen im Gesicht und den Franzosen im Rücken. Von beiden Seiten dehnt sich die Schlachtordnung von etwa 20,000 Mann eine Viertelstunde weit aus. Ein Trupp Reisiger sprengt von königlicher Seite vor, plänkert mit den Flamländern, ist aber schnell von den Pferden gestürzt. Die Ritter treffen aufeinander, die Lanzen zersplittern, es fallen die fürchterlichen

Hiebe der mit beiden Händen geführten Schlachtschwerter, man hört den Ruf: „Gedenket Eurer Dame!" Der Graf von Boulogne schlägt sich bis in die Nähe des Königs Philipp August mit einem Doppelgliede von Reisigen, die in Kreisbewegung (wie Cäsar von der germanischen Reiterei erzählt) ihm folgt und ihn aufnimmt, wenn er gedrängt oder müde wird. Gaucher von St. Paul bewährt dagegen seine Aeußerung, den Franzosen einen guten Verräther zu zeigen (der König hatte ihm nicht getraut), bricht wie der Vicomte von Melun durch die Feinde hin und zurück; der Herzog von Bourgogne stürzt unter sein todtes Pferd, aber die Seinigen hauen ihn aus den Feinden. Drei Stunden steht schon das Gefecht, noch ist kein Ritter gefangen oder geblieben; um den Grafen Ferrand von Flandern wird am härtesten gefochten: schwer verwundet, niedergestürzt, athemlos, ergiebt er sich an Hugo von Mareuil. Jetzt erscheinen auch die Stadtbanner *) mit der Oriflamme auf dem Schlachtfelde, ziehen nach der Lilienfahne des Königs und stellen sich neben ihr auf. Aber alsbald wirft sie Kaiser Otto IV. mit seinem kühnen kriegsgeübten Rittergeschwader nieder und stürmt in gewaltigstem Durchbruch auf die Ritterschar des Königs, welche auch ihrerseits vorsprengt. Seine Lanzenknechte dringen bis zu Philipp August, bei dem nur einige Ritter geblieben, reißen ihn vom Pferde und suchen ihn zu tödten. In dieser höchsten Noth springt Pierre Tristan vom Pferde und schützt ihn, es schreit der Fahnenträger Galen von Montigny um Hülfe, und diese kommt. In-

*) Von Noyon, Montdidier, Montreuil, Soissons, Bruyeres, Hesdin, Cernay, Crespy, Crandelou, Velay, Corbie, Compiegne, Roye, Amiens und Beauvais.

dessen schwebt auch der Kaiser in Gefahr: der Zügel seines Pferdes ist ergriffen, und bäumend empfängt es den Dolchstoß, der seinem Herrn gilt; im Todeskrampfe reißt es ihn aus dem Getümmel. Die Ritter des Königs gewinnen Feld; die Grafen von Tecklenburg und Dortmund stürmen wider sie ein, werfen sie zurück, können sich jedoch aus ihrer Mitte nicht herauswickeln und werden gefangen. Nun gehen die kaiserlichen Scharen truppweise aus der Schlacht. Zuletzt hielten nur noch 700 Brabançons, welche Otto in die Mitte der Schlachtordnung gestellt hatte; gegen Abend ließ der König sie durch 50 Ritter und 2000 Lanzenknechte angreifen, und sie starben, wo sie standen. Es spiegelt sich in dieser Schlacht das damalige Kriegswesen. Sie hatte im Felde keine Folgen, aber desto größere in der französischen Einbildungskraft. Der König und sein Heer (etwa 20,000 Mann und höchstens 1000 Ritter) zog wie vom Turniere heim, um sich den Dank zu holen. Die Waffenthat war in der That glänzend, und sie schien es noch mehr in den Augen des Volks, welches in den geschlagenen Deutschen nicht einige kriegslustige Ritter und Mannen, eine Hülfsschar für den Grafen von Flandern, sondern das Heer des mächtigsten Reichs, und in dem geschlagenen Kaiser nicht den geldsuchenden Besitzer einiger Bergschlösser am Harze, sondern den Schwertträger der Welt sah und seinen Beherrscher als den rettenden Helden pries. Man führte den König durch die Dörfer und die Städte in langem Feierzuge nach Paris, sang bald von seinen Thaten und war ihm fortan zu Willen. Er täuschte sich selbst nicht, gebrauchte mit Vorsicht die Volksstimmung für die königliche Gewalt, und so verwandelte er den Schein in Wirklichkeit,

und der Sieg von Bouvines hatte die Wirkung einer Volkssache.

Das Entgegengesetzte traf den König Johann von England. Längst allem Volke dort gehässig, ward er ihm durch sein schimpfliches Betragen in dem Feldzuge wider den französischen Thronerben Ludwig verächtlich. Die Großen hielten Rath unter sich, ließen dem Könige die Befolgung von Verwaltungsvorschriften unterschreiben und geloben, wie schon in England früher geschehen und überhaupt damals üblich ward, und beriefen den französischen Thronerben auf den Thron, als Johann ohne Land sich von dem Eide durch den Papst entbinden und Brabançons (des Teufels Leibwache) in das Land kommen ließ. Philipp August wich der Verhandlung mit dem päpstlichen Legaten über die Annahme der englischen Krone von seinem Sohne dadurch aus, daß er die Frage vor sein Parlement brachte. Hätte sich hier die Untersuchung an die Sache gehalten, so wäre das englische Volksrecht der Thronentsetzung und Thronvergebung, sowie die Befugniß zur päpstlichen und französischen Einmischung in den englischen Zwist zu erörtern gewesen; aber man verstand schon die Kunst, bedenkliche Untersuchungen zu vermeiden, die Sachen und die Worte von einander entfernt zu halten und anscheinend von Dem nicht zu sprechen, wovon man sprechen wollte. So behauptete denn ein französischer Ritter in der Zwiesprache mit dem päpstlichen Legaten, daß Johann ohne Land gar nicht rechtmäßiger König sei, weil er von seinem Bruder Richard für lehnsbrüchig und erbrechtsverlustig erklärt, von dem französischen Pairsgericht wegen des ermordeten Herzogs Arthur verurtheilt worden, und weil er selbst der Krone durch die Lehnsüber-

tragung an den Papst entsagt habe. Der Legat erwiederte, daß Johann das Kreuz genommen und sich dadurch unter die Kirchengewähr gestellt habe, daß seine Kinder ihre Rechte an die Krone nicht verloren hätten, wenn er sie auch verloren haben sollte, und daß Ludwig darauf wegen seiner Gemahlin Blanche von Castilien keine Ansprüche machen könnte, weil ihm nähere Erbberechtigte vorgingen. Er schloß mit Banndrohungen. Darauf nahm Ludwig das Wort: Der König, sein Vater, möge ihn nach England ziehen lassen, wo er ihm nicht sein Recht gewähren könne, sondern Ludwig selbst es sich verschaffen müsse; nur in Frankreich sei er als Lehnsmann dem Könige und seinem Pairsgericht gewärtig. Er zog dahin, und die Engländer waren für ihn, solange Johann ohne Land lebte, aber wider ihn nach Dessen Tode, weshalb er zurückging. Seitdem ist in der englischen Verfassung der gemeinheitliche Grundsatz neben dem einheitlichen herrschender geworden, unter Begünstigung des Uebergewichts, welches schon damals London, der allgemeine Handelsort des Landes und die befestigte Hauptstadt, über alle andere Städte und jeden Grundherrn hatte, bei der Richtung, welche die Seegrenze der Kriegsverfassung für das Schiffswesen und gegen das Soldatenhalten giebt, und bei der Eigenthümlichkeit von Land und Luft, welche, frei von dem Uebermaße der Hitze und Kälte, weder den Wein noch giftige Thiere, aber das Mark der Menschen, wie Homer das Getreide nennt, die gesundeste, kräftigste Nahrung in reichster Fülle und, wie schon die Alten bemerkten, das menschliche Gehirn selbst zu seiner vollen und in allen Theilen gleichmäßigen Stärke und zu seiner übereinstimmenden Bewegungsordnung gedeihen läßt. Man hat

jene Verschreibung von König Johann, die Magna-Charta, die Grundlage der englischen Verfassung genannt, aber sie ist es so wenig, daß kein Wort von Gemeinderecht in ihr vorkommt, und wie sich der englische Volksverstand entwickelte, so deutete er in sie alles Das hinein, was er als Recht und Ordnung erkannte und gestaltete. Die englische Verfassung war und ist auch jetzt das Abbild dieses Verstandes, und sie hat sich seit der Zeit der Magna-Charta entwickelt, weil seitdem und, um den Riesen unter den Denkern seiner Zeit zu nennen, weil seit Roger Baco die Reihen der selbstdenkenden und praktischen Männer immer dichter geworden sind.

Von derselben Zeit an entwickelte sich die französische Verfassung mit vorherrschendem einheitlichem Grundsatz und mit Berufung auf die Einrichtungen des heiligen Ludwig wie in England auf die Magna-Charta; der Haß unter beiden Völkern, doch schärfer bei den Engländern, und der Wetteifer unter ihren gebildeten Leuten. Frankreich war aber damals in Reichthum, Kunst und Geschmack weit vor. Der König Philipp August verwendete das neue Staatseinkommen sehr gut, welches sich bildete, nachdem schon zweimal das Staatseinkommen wieder zu Privateigenthum geworden war, oder nachdem sich die Krongüter der Merowinger und Karolinger in Erbgüter des Adels, die Lieferungen an das Hoflager und die Landgerichte, die Münzgefälle, die Geldbußen, der Heerschilling selbst in grundherrliche Gefälle verwandelt hatten. Das jetzige Staatseinkommen bestand aus eben solchen grundherrlichen Gefällen auf den Erbgütern des königlichen Hauses, welche

zum Theil schon an Amtleute verpachtet waren, und wovon der Geldertrag im Februar, Mai und October abgeliefert wurde; ferner in den Geldbußen bei den neuen königlichen Obergerichten; in den Stiftseinkünften während erledigter Stellen (Regal); in den Ablösegeldern der Städte für die Selbsterhebung königlicher Gefälle; in den Lehngefällen, wenn der Thronerbe Ritter, die älteste Königstochter verheirathet, Krieg geführt, oder der König gefangen ward; in den Gebühren für die Ausfertigung von Lehn-, Frei- und Gnadenbriefen; und in Einkommen- oder Vermögenssteuern, welche zu den Kreuzzügen mit 5 oder 10 % (**dixme saladine, taxe sur le clergé**) eingeführt, zum Albingenserkriege gleichfalls erhoben und, wenn auch nicht jährlich, doch in mancherlei Gestalt und Weise beibehalten wurden und theils von dem Betrage **vingtième**, theils von dem Empfangscheine mittelst Kerbstöcken **taille** heißen. Außerdem war nun nicht blos das Lösegeld der Kriegsgefangenen eine Quelle des Einkommens, sondern auch das Brandschatzen der Städte in vollem Gange. Philipp half sich aus einer Geldverlegenheit durch Schutzverkauf an die verwiesenen Juden, welche mit jährlichem Zins, und bei jeder Gelegenheit mit Beisteuer belegt wurden. König Philipp August hatte von seinen Einkünften allgemeine Verzeichnisse und führte sie selbst in Feldzügen bei sich; da er sie aber einst auf der Flucht verlor, so gab Das Anlaß zur Anlegung des Archivs, wofür bis dahin die Klöster gesorgt hatten. Unter den Vollstreckern seines letzten Willens findet sich ein Tempelherr, und es ist wahrscheinlich, daß es sein Schatzmeister gewesen ist. Sein Einkommen muß beträchtlich gewesen sein, weil er dadurch

einen Schatz *) sammelte, obgleich er viel ausgab. Das Hoflager und die Tourniere wurden kostbarer; der König baute gern und großartig, aber nicht blos seine Schlösser, sondern auch Heerstraßen und Markthallen. Paris wurde verschönert, erweitert, mit neuen Festungswerken umgeben, und den Eigenthümern der dazu verwandten Grundstücke ihr Werth bezahlt. So verfuhr er nicht blos in Paris, sondern in allen Ortschaften, welche feste Stellungen oder Anhaltspunkte darboten; auch begünstigte er die Anlage von Springbrunnen, Wasserleitungen u. dgl. Ueberdies verursachte das Bestehen der Brabançons (das Haus des Königs, die Gensd'armerie) eine ständige schwere Ausgabe. Das Behördenwesen war noch einfach: die vier Großvögte, die Burgvögte, die Amtleute und ihre Unterbedienten lebten von Dienstgütern und Gebühren; die meisten Verwaltungssachen betrieb noch die Kirche, und die Stadtbehörden fingen erst an sie ihr abzunehmen, sowie der Reichstag die Gesetzgebung wieder von den Kirchentagen ansichbrachte. Die Letzteren übten

---

*) Philipp August († 1223) vermachte 150,000 Mark Silber zu dem Zwecke, 3 Jahre 300 Ritter im gelobten Lande zu unterhalten, berechnete also die jährlichen Kosten eines Ritters auf 2000 Rthlr. damaligen Geldes. Den Armen zu Paris setzte er 21,000 Livres aus, oder 140,000 Rthlr., da er sagt, daß zwei Livres auf die Mark gehen. Die dortigen Stadtarmen würden durch ein solches Vermächtniß reich geworden sein, und es wird dasselbe wol nur durch die Menge hülfsbedürftiger Fremden erklärlich, welche dorthin zu den Krankenhäusern, den Klöstern und selbst den Schulen zogen. Zur Unterhaltung von 20 Priestern bestimmte er einen Zins von 240 Livres, oder 80 Rthlr., für Jeden. Dieser Gehalt würde nach dem damaligen Getreidepreise von 5 bis 6 Sgr. der Himten Weizen gegen den jetzigen von 1 Rthlr. zu Paris den Werth von 250 Rthlr. haben.

aber noch die schrankenloseste Gewalt in und über den Albigenserkrieg.

Um die Zeit, als die Kreuzfahrer in der Sophienkirche des eroberten Constantinopel Tänze anstellten und der Lobgesang eines Freudenmädchens auf sein Gewerbe ertönte; um die Zeit, als der Herzog Eudes von Bourgogne mit den übrigen französischen Großen in feierlicher Urkunde ihrem Könige Hülfe wider die Einmischung des Papstes in den Krieg mit Johann ohne Land und wider Dessen Bannspruch zusagten: erschien der Stifter der Dominikaner im südlichen Frankreich und brachte neuen Eifer in die dortige Ketzerverfolgung *). Aber die Geistlichkeit selbst hatte keinen Gefallen daran, das Volk und seine Obrigkeiten waren ihr entgegen, und die Ketzerrichter konnten nicht einmal ihre Streitkunst in der Zwiesprache mit den Irrgläubigen zeigen, weil Diese sich auf die Spitzfindigkeiten des Schulzwistes über kirchliche Lehrbegriffe nicht verstanden. Die Kirchenämter waren zu Pfründen für die Erbfamilien geworden, der Kirchendienst an geringe Leute gekommen. Die Troubadours hatten der vornehmen Welt unter Hochfeier der heiligen Jungfrau, zugleich aber unter vielem Muthwillen, einen Himmel errichtet, in welchem die Königin der Liebe thronte, der Minnehöfe höchste Richterin, der treuen Ritter und ihrer Schönen Schützerin, des Weltglücks und aller Seligkeiten Spenderin. Der betriebsame Bürger zu Beziers, Toulouse, Narbonne, Marseille, Avignon unter seinen Verwandten aus den syrischen Besitzungen, welche die Grafen von Toulouse

*) Ihr Fortgang seit d. J. 1193 läßt sich für den Anfang der Inquisition annehmen.

gehabt hatten, unter seinen spanischen, afrikanischen, italienischen und deutschen Handelsgenossen gab dem Treuglauben die Weihe, und man mochte sich mit dem Fremden beim flüchtigen Zusammentreffen des Handels durch ein Zeichen gegenseitig als ehrliche Leute erkennen. Der Köhler auf den rauhen Sevennengebirgen, die Hirten auf den Vorhügeln der Pyrenäen, das wilde Küstenvolk, das von schwerzugängigem Gestade Raub wider die Sarazenen und Handel mit den Christen trieb, der grimmige Catalonier, welcher, als Brabançon des Südens, nach Sold und Beute wanderte, die Schüler, welche zu Montpellier von spanischen Lehrern, nach arabischen Schriften über Heilkunde und Ariostotelische Philosophie, unterrichtet wurden: sie hatten Jeder einen besonderen Glauben, Alle ergriff aber der provençalische Sang und Klang, welcher von ihren verborgensten Waldhütten wie von den Höfen zu Neapel und London wiederhallte. Es tönte die Lehre durch ihr Land: wo die Liebe, die Freude sei, da sei keine Sünde; verführte aber auch zur Gier nach sinnlichen Genüssen. Häusliche Zerrüttungen flößten Entsetzen ein, der Zügellosigkeit trat die Enthaltsamkeit zur Seite; gute Leute schlossen sich aneinander und hielten als Gemeindegenossen auf Zucht und Ehrbarkeit; das Auflegen der Hand auf des Andern Kopf, der Friedenskuß galt für priesterliche Einsegnung, auch wol für Erkennungszeichen. Der einfachste Gottesdienst, ohne Bilder, ohne Glocken, ohne die Gnadenzeichen des Bekenntnisses, der Beichte und der Trauung sollte genügen, des Priesters Kleidung schwarz sein. Die Kunst, das Leben wandte sich von der Kirche ab; die Betheurung: „Lieber will ich Priester werden", ward zum Sprichwort. Dem scharfen Auge des Papstes Innocenz III. war dieser

Abfall von der Kirche nicht entgangen, und seinem harten Sinne kein Mittel dawider zu schrecklich. Die Ketzerrichter, die leidenschaftlichsten Glaubenseiferer als neuernannte Bischöfe, der Abt von Citeaux, der päpstliche Legat Castelnau hatten nichts geändert. Der mächtigste Landesherr in Languedoc und Provence der Graf Raymond VI. von Toulouse, des arragonischen Königs Schwager und des kühnen Vicomte Raymond Roger von Beziers Oheim, ließ mit ihnen dem Volke seinen Willen und suchte sich die Burgherren zu unterwerfen. Diese gelobten dem Legaten, wider die Ketzer zu dienen, wenn er sie gegen den Grafen schütze; und er sprach den Bann über den Grafen aus, als Dieser seine Dazwischenkunft ablehnte. Der Papst bestätigte den Bann und erließ ein Aufgebot zum heiligen Kriege wider die Ketzer mit allen den Vergünstigungen wie bei dem Kreuzzuge. Ein Lehnsmann des Grafen vermehrte das Unglück durch die Ermordung des Legaten Castelnau. Der schon erwähnte Herzog Eudes von Bourgogne, der von Constantinopel zurückgekehrte Graf Simon von Montfort, viele Herren nahmen das Kreuz, ein ungeheurer Heerzug ergoß sich über Languedoc. Der Graf von Toulouse war endlich selbst dabei, nachdem er sich vergeblich an Philipp August und Otto IV. gewandt, und nachdem er sich allen von dem Papste gebotenen Demüthigungen hingegeben hatte. Der Vicomte von Beziers bestand den ungleichen Kampf (1209), in welchem seine Städte genommen, zu Beziers allein, wie angeführt wird, an 60,000 Menschen umgebracht wurden, und starb im Gefängnisse des Grafen von Montfort, man sagt durch ihn, den neuen Besitzers seines Landes. Die Scheiterhaufen loderten durch Languedoc und die Provence.

Der Graf von Toulouse konnte zur Versöhnung mit der Kirche nicht gelangen, sondern ward bekriegt. Es wälzten sich immer neue Züge von Kreuzfahrern in das unglückliche Land, von dem auf dem Kirchentage zu Montpellier *) dem Grafen von Montfort soviel zugesprochen wurde als er nur erobern könnte. Die ganze damalige Kriegskunst erschöpfte sich in Angriff und Vertheidigung, man gebrauchte das griechische Feuer und neue Belagerungswerkzeuge (chat). Wol hatten die Toulouser ihre Stadtmauer nach dem Willen des französischen Thronerben geschleift, aber in der Verzweiflung diente ihnen die Brust zur Mauer. Das Landvolk lebte in der Wüste gleich Wilden (Faidits), die Wuth des Krieges verschonte die Höchsten nicht; wie der König von Arragonien, blieb auch der Graf von Montfort selbst. Sein Sohn sah, daß er den Haß des Volks, der junge kriegerische Graf Raymond VII. dessen Liebe geerbt habe, und daß er sich wider seinen Gegner nicht halten werde; daher trat er seine Rechte an den König Louis VIII. von Frankreich ab, welchem die Kirchenversammlung zu Bourges die Ausrottung der ketzerischen Frevel, oder vielmehr den Krieg wider den Grafen Raymond VII., mit Anweisung des Zehnten von allen Kircheneinkünften auf fünf Jahre, insofern der Krieg so lange dauern würde, übertrug; und der päpstliche Legat untersagte, bei Strafe des Bannes, dem Könige von England, während dieser Zeit den König Louis VIII. anzugreifen. Vergeblich hatte der Graf sich erboten, sein Glaubensbe-

*) J. J. 1215. Die Kirchenversammlung desselben Jahrs im Lateran ließ den Grafen von Toulouse ihr Besitzthum in der Provence. Sie bestätigte auch die Orden der Franciskaner und Dominikaner, welche wider die Albigenser gebraucht wurden.

kenntniß abzulegen, sich jeder Buße zu unterwerfen, wenn er unwissentlich gesündigt habe, und jeden Ketzer zu strafen, der in seinen Landen gefunden werde. Nur durch die Verzichtleistung auf seine Lande sollte er sich von dem Banne befreien, und Das wollte er nicht. Er rüstete. Der König hielt mehrere Parlements; die Pairs gaben Urkunde, daß sie dem Könige zu dem Kriege gerathen und ihren Beistand gelobt hätten (1226), Kreuz- und Ablaßprediger verbreiteten sich durch Frankreich. Der König zog mit 50,000 Mann vor Avignon, der Schrecken vor ihm her; — Flucht des Landvolks in die Städte oder Gebirge; Sperre aller Festungen. Botschaften von den Fürsten und Städten bezeugten dem Könige die Dienstergebenheit; es boten Lebensmittel, allen Beistand, Aufnahme des Königs und seines Gefolges die Avignoner an, verweigerten jedoch den Durchzug des Heeres durch die Stadt und widerstanden auch tapfer der Gewalt, indeß sie die schriftliche Fürsprache des Kaisers Friedrich II. vor dem Aeußersten bewahrte. Die vierzigtägige Dienstzeit der königlichen Lehnsträger war unter der Belagerung verflossen, die Seuchen hatten das Heer, wie gewöhnlich, vermindert, und Heimzüge, wie der des Grafen von Champagne, schwächten es noch mehr; überdies scheinen auch andere Pairs den gänzlichen Sturz des Grafen Raymond nicht gern gesehen zu haben. Dieser hielt mit dem Grafen von Foix von festen Stellungen herab die Verbreitung der Feinde über das Land soviel als möglich zurück und ward von ihnen durch den Tod des Königs (1226) befreit. Aber Frieden erhielt er nicht, bis er seine Tochter mit dem Bruder des Königs Louis IX. verlobte, ihr alle seine Lande als Mitgift überließ und sich nur den Nießbrauch seiner Güter in den Bis-

thümern Toulouse, Cahors und Agen vorbehielt, auch sich selbst bis zur Uebergabe der Burg von Toulouse und anderer Festen an königliche Besatzungen zur Geißelgewähr im Louvre stellte. Die Dominikaner sollten bei ihren Ketzeruntersuchungen jeden verlangten Beistand von den Obrigkeiten haben. Sie waren scharfe Wächter, die Troubadours verstummten, die provençalische Sprache verlor sich in den gebildeten Ständen, und man folgte in Languedoc der allgemeinen Bahn und Richtung, welche der französische Geist überhaupt nahm; aber in der Einsamkeit, auf den Gebirgen, fern von erkünsteltem Genuß und Wesen, blieb ein Unabhängigkeitsgefühl in der Seele, von dem wir in der Folge mehr hören werden.

Von nun an (von der Zeit des Königs Ludwig des Heiligen) werden uns mit jedem Schritte vorwärts die Landschaften und Gegenstände heimischer, die Geschäfte und Menschen bekannter, und wir fühlen uns unter Franzosen, in dem Reiche ihrer Sprache, ihrer Künste, ihrer Wissenschaften, welches ihr Königthum gestiftet, erhoben und verherrlicht hat. Wir stehen an der Schwelle des jetzigen Frankreichs und wollen hier einen Augenblick ausruhen und auf den dunklen Weg von zwei Jahrtausenden, in die alte tiefe Nacht nochmals schauen, wodurch wir vorgedrungen sind, und worin uns ein Stern mit seinem vollen Lichte selten vorleuchtete.

Die Gallier sahen wir in ihrem finstren wilden Lande mit den Schrecknissen der Natur und den größern ihres Gemüths in hoffnungslosem Kampfe. Das junge Volk ertrug diesen Zustand nicht und drang in Heerhaufen durch die grausenvollen unbewohnten Alpen und germanischen Wildnisse, um ein freundliches Land und Leben zu suchen.

Da kamen Griechen an die Ausflüsse der Rhone, wol

an ihre Sklavenküste. Sie flüchteten vor der asiatischen Sultanei und vor dem blinden Gehorsam, dessen Zwang sie selbst unter dem großen und guten Könige Cyrus nicht zu ertragen vermochten, ihren Glauben, den Glauben nämlich, daß dem unerforschlichen Schicksale nicht zu entgehen, aber dasselbe doch männlich zu bestehen sei, und daß die göttlichste Gabe auf Erden, der Verstand, nicht aufgegeben werden dürfe; sie flüchteten nächst diesem ihre Kunst, die Würde ihrer Hausfrauen, das Freiheitsgefühl ihrer Kinder durch die weiten Meere auf die nackten Felsen, wo jetzt Marseille liegt. Bald erhob sich ihre Stadt, mächtig im Handel und im Kriege, ringsum ein Garten von Feigen, Wein und Oliven, neben ihr, der Küste entlang, eine Reihe von Marktstätten. Ihr Bürgerthum, unter gewählten Aeltermännern und ihren Obmännern, erwarb sich bei den größten Staaten Achtung und Freundschaft. Die Griechheit blühte dort, als sie schon in ihrer Heimath verkümmerte. Aber sie konnte auf die Gallier nicht übergehen. Die Marseiller liebten ihre Stadt wol zu sehr und den Landbau zu wenig, um landwirthschaftliche Ansiedelungen im Innern zu versuchen. Es genügte ihnen, wie es scheint, mit Hülfe der Druiden, ihre Handelswege und Märkte im Innern zu haben, und wahrscheinlich gelangten sie bis zur Donau. Die Gallier nahmen von ihnen anfänglich nach Barbarenart nur die Kriegskunst an, und als sie dann auch das Gemeinwesen nachahmten, geschah es nur von den Machthabern unter sich, und sie verfielen in Prachttändelei und Bündnerei. Sie stärkten sich wider einander durch besoldete Häuptlinge und Rotten aus Germanien, wo die Freiheit, aber ohne Ordnung, bestand, und hatten schon die Römer,

welche die Freiheit in dem Streben nach der Ordnung eines Weltreichs verloren, auf der zwischen Italien und Spanien angelegten und befestigten Kriegsstraße im Lande.

Als die Germanen und Römer — Ariovist und Cäsar — in Gallien zusammentrafen, schwankte in langem hartem Kampfe der Sieg zwischen natürlichen und künstlichen Soldaten und über die Frage: ob Gallien germanisirt oder romanisirt werden solle. Wenn Ariovist gesiegt hätte, wäre er dann nicht geworden, was Klodwig ward. Er zwang Cäsar, auch seinerseits Alles an Alles zu setzen, und ward nur durch die römische bessere Bewaffnung und Krafteinheit geschlagen. Es scheint also, daß er in der Denkkraft ihm nicht nachstand, obgleich er nur einfache Vorstellungen, und Cäsar künstlich entwickelte Begriffe hatte. Die gleiche Denkkraft wird immer gleiches praktisches Resultat der Seelenthätigkeit geben, und wenn auch diese, welche durch das Auf- und Niederführen des Besondern zum Allgemeinen und des Allgemeinen zum Besondern reichere Begriffe hat, daher wol Mehreres leisten mag, so wird sie doch nicht Mehr leisten als jene, welche gleichsam einen kleineren Begriffsrahmen hat. Die Denkkraft in ihrer praktischen Beschäftigung mit Gegenständen der Natur und des Lebens bewahrt ihre volle Kraft und ihre Empfänglichkeit für Ideen, sie schwächt sich dagegen leicht in ihren abstracten Beschäftigungen durch Ueberladung des Begriffsrahmen; sodaß häufig kunstlosere Völker mehr Seele zeigen als kunstfertigere, und Alles daran gelegen zu sein scheint, der Menge die Hülfsmittel der Begriffsentwickelung so vollkommen als möglich zu geben, ihr aber nicht ganze Massen abstracter Begriffe einzulernen, damit sie die Naturkraft bewahrt und die Kunst zu gewinnen

sucht. — Die vornehmen Gallier schlossen sich, wie es bei besiegten Völkern zu geschehen pflegt, an die Sieger, lernten die Sprache und die wissenschaftlichen Formen der Römer besonders bei den Marseillern, welche, der Väter eingedenk, männlich wider Cäsar gefochten hatten und nun wenigstens in ihren Schulen das Gefühl der jungen Römer für Menschlichkeit und Menschenwürde zu erheben suchten. Die gallischen Städte wurden volk= und handelsreich, das Land fleißig bestellt; aber die Volksmasse befand sich im harten Dienstzwange, Niemand wagte vor der Soldatenmajestät zu Rom aufzuathmen, und eine Verheerung folgte der andern.

Da suchte man in der tiefsten Erdennoth Hülfe in dem Himmel, hoffte auf ein Reich der Wahrheit und Tugend, auf einen Gottesstaat hinieden, und ergab sich dem Wunderglauben. Wie durch Zauber geschah es in der That, daß die Kirche in dem ganzen Kaiserstaate emporkam. Aber wie kühn und glücklich ein Martin von Tours wider die heidnischen Priester und Altäre sein mochte, so verhalf Dieses nicht zur Volksbildung und Sittenverbesserung in Gallien; wie freigebig die Bischöfe Armenspenden machten, so füllte sich dadurch die Kluft zwischen Reichen und Armen nicht; wie donnernd Augustin das Reich ohne Gerechtigkeit eine Raubhöhle nannte, so plünderten doch die Soldaten, die Beamten, die Cäsaren unbekümmert fort. Man sah den Lebenszweck verloren und gedachte wol, mehr oder weniger klar, aus Gallien ein unabhängiges Gemeinwesen zu machen, aber dazu fehlte der rüstige, tüchtige Bürgersmann in Stadt und Land.

Zuletzt in der Verzweiflung schien es erträglicher, den ausgeworfenen Rotten Germaniens sich hinzugeben, welche

nun in kaiserlichem Solde die Kriegskunst gelernt hatten, als sie und das römische Hofgesindel zugleich zu Herren zu haben. Man scheint mit ihren Häuptlingen Bedingungen, so gut es sich thun ließ, eingegangen zu haben, und man hat durch sie Gallien von der Gefahr befreit, durch Attila in ein Nomadenland verwandelt zu werden. Seitdem erscheint Gallien unter germanischen, aber noch wenig zahlreichen Völkerschaften vertheilt, welche Millionen Gallier neben sich haben. Sie stürzen das ganze kaiserliche Verwaltungsgerüst zusammen und lassen davon nur die Kirche bestehen, welche das neue Geschlecht unter einen König bringen, durch ihn es bändigen, sich selbst über ihn und unter ein fremdes Oberhaupt stellen will.

Leider befolgt die Geistlichkeit zu ihrem Besten die Lehre der römischen Politik, daß der Zweck des Staatswohls die Mittel heilige; und Gregor von Tours findet die Greuel nicht anstößig, wodurch Klodwig aus einem Könige der Gallier sich auch zum Könige seiner Franken macht. Er germanisirte indeß zugleich seine Gallier, und in dieser Hinsicht war er praktischer und glücklicher als sein berühmter Zeitgenosse Theoderich, welcher seine Gothen romanisirte. Klodwig hatte eine Löwennatur, sein Geschlecht scheint die Menschennatur in sich zu entwickeln: Mitgefühl, Freundschaft, Phantasie, Wissenschaftlichkeit, aber der Thron wird seine Marterkammer. Der ritterliche Jüngling Merovaus empfängt den Tod von Freundes Hand, Chramne wird von seines Vaters Reisigen verbrannt, die großartige Königin Brunehilde mit dem Haar an den Schweif des wilden Rosses geflochten, und Blut und Blutschuld ist überall. Schon im fünften Gliede fängt das Geschlecht an zu sinken, ver-

schwindet dann gänzlich. Währenddessen überwuchern die Franken, so wenig sie auch ihr Blut schonen, das Land immer dichter. Sie treten auch in die Kirchenämter und gestalten die Kirche nach ihrem Sinne, indem sie dieselbe für Schwert und Pflug zugleich kriegerisch und werkthätig machen und in sie ihren Streit über die Einrichtung freier Landesgemeinden und des Königthums übertragen.

Die gallischen Bischöfe und vornehmen Familien hatten nach römischen Ideen zur Errichtung des Waffenthrones der Merowinger gute Dienste geleistet; die fränkischen Bischöfe und Großen verwandelten ihn nach ihren Ideen in den Ehrensitz eines Gemeindeältesten. Aber unter den innern Fehden und völkerschaftlichen Zerwürfnissen, zwischen den aufdrängenden Deutschen und Sarazenen ließ der Waffenthron sich nicht entbehren, und die Feldherrnfamilie der Karolinger bemächtigte sich dessen. Dieselbe erreicht in Karl dem Großen die Schwebehöhe ihrer Seelenentwickelung, hält sich aber nicht darauf, und überhaupt tritt noch bei keinem Franken die Seele in das volle Licht des Bewußtseins und in harmonische Ausbildung. Dies will seine Zeit, und zwar eine Zeit von langer Dauer, haben. Karl der Große ist voll Thatkraft und Wissenschaftlichkeit, sein praktischer Verstand erkennt die Hülfsreichungen, welche die Franken nöthig haben und die rechte Weise, sie ihnen zu geben. Seine Größe, die Sehnsucht nach einem Könige wie er, ist seinen Nachkommen schädlich geworden, bei denen sich die Seelenkraft wol ebenfalls schwächt, aber nicht, wie bei den Merowingern, in Dunkelheit versinkt. Mönchserziehung, vorzeitiges Heirathen, Genußgier bringt sie herab. Sie heißen länger Könige als sie es sind.

Die königliche Gewalt geht auf alle selbständige Leute, ihre Körperschaften und Völkerschaften über, als durch die Maurerei und Rüstmeisterei die Befestigungskunst der Angriffskunst vorschreitet, die Vertheidigung von Ortschaften und Landschaften, also die Unabhängigkeit, leicht, und dadurch die Zahl der Erbgeschlechter und Erbbürger groß geworden war. Die Geschichte wird nun örtlich, aber desto dunkler. Bisher war für die Familien nichts sicherer und vortheilhafter gewesen als viele zerstreute kleine Meierhöfe zu haben, nun wurden es die großen Wirthschaften. Steigender Erntereichthum, Friedensschutz in Städten und auf Burgen, ruhiges, behagliches Aufathmen, Heimathsliebe, Arbeitslust, lebendiger Markt und Handel, Sang und Klang bilden einen frohen Reigen von Wechselwirkungen um die Wiege des französischen Volkes. Die freien Leute alle (die Sklavenmassen zählen nirgend) erkannten sich bei gleichem Himmel, gleichem Boden, ähnlicher Sprache, ähnlicher Sitte als Genossen Eines Volkes; und das Reich französischer Gefühle, französischer Neigungen, französischer Kunst und französischer Wissenschaft, — dieses Reich ging dem französischen Königthume vorher und führte zu ihm, nicht ohne Mitwirkung des Romanbildes, wozu die Dichter den Hof Karl des Großen gemacht hatten. Das Reich französischer Gefühle und Ideen erschien allen Augen sichtbar in der Liebe und dem Hasse, in der Einheit des Sinnes und der Handlung, womit sich Frankreich zur Kreuzfahrt erhob. Es schwebte der französische Geist gleich einer Lichtsäule über den Massen und bewegte sie, wenn er sie auch noch nicht durchdrang. Er gestaltete sich früher in liebenswürdigerer und überhaupt reinerer Form bei den Frauen als bei den

Männern, welche den Titanenkampf mit dem Himmel der Gedanken kämpfen. Heloise würde eine liebenswürdige Frau sein, auch wenn sie jetzt lebte und französisch statt des Lateins ihrer Zeit spräche. Die Königin Eleonore ist in ihrem Stolz und ihrer Huld die geborene Gebieterin eines Hofes. Die Kaiserin Adelheid in ihrer Gottseligkeit und Welterfahrenheit die vollendete Verweserin des Schutzamtes der Königsfrauen über Waisen, Kranke und Arme. Abscheuliche Weiber kommen in dieser Zeit selten vor, desto mehr gute, fromme Hausfrauen. In dem heißeren Süden war man nicht so züchtig als im Norden. Die Troubadours und der Wollustathem ihrer Lieder reizten noch mehr auf. Diese Lieder, die Tourniere, die Hofmoden und Sitten, kurz die ersten Anklänge und Anfänge der französischen Kunst theilten sich dem übrigen Europa mit. So ward diese Kunst gleich in ihrem Ursprung erobernd und daurender als die französischen Waffen, welche damals England, Unteritalien, Jerusalem und selbst Constantinopel überwältigten. Sie hatte wol Fremdes entlehnt, aber sich selbständig gebildet. — Die französische Wissenschaftlichkeit bewegte sich in ihren beiden Hauptbeziehungen zum Gemüth und zum Verstande unter dem glänzenden Wettstreite von Bernhard und Abaillard. Aber sie mußte sich durch das Joch der lateinischen Gelehrsamkeit zur Selbständigkeit emporheben, verlor darüber ihre Kraft und verflüchtigte sich. Die Begriffe wurden leer, weil ihnen der Stoff: die Naturkenntnisse, fehlten, zu welchen Baco die Forschungen zurückrief. In das Staatsrecht kamen, wie schon gesagt, Romanideen, und der Politik schwebte als Ideal Augustin's Gottesstaat vor. Doch eröffnete allmälig die Rechtswissenschaft die alten Rüstkammern

von Athen und Rom und schmiedete die Blitze für die Staatsgewalt und auch für das Recht der gallikanischen Kirche. Der Treuglauben bekommt festere Haltung sowol durch die Ritterehre als durch das Handelsinteresse. Der Wortbrüchige kann sich mit der öffentlichen Meinung nicht versöhnen, wenn er sich auch mit der Kirche versöhnen mag. Wie sich die Kunst und die öffentliche Meinung der Alleinherrschaft der Kirche entziehen, so suchen sich auch die übrigen Wissenschaften der Kirchenwissenschaft zu entziehen. In dem Süden will sich ein jugendlicher Geist, alles Schulzwanges frei, auf eigener Bahn erheben, aber indem er noch niedrig, ungewiß, haltlos umherflattert, wird er in dem Albigenserkriege zertreten.

Wie die selbständigen Mengen größer werden, so tritt die französische Seele in großen und mannichfaltigen Gestaltungen und Körperschaften hervor; die gallikanische Kirche war eine für sich und aristokratisch geordnete Körperschaft und hatte an der Pairschaft des Reichs gleichen Theil mit den Fürsten. Der Adel stand an der Spitze der Kirche und hatte seine Körperschaften in den Lehnhöfen der einzelnen Lande und dem Parlemente, sein Ideal in dem Ritterthume der Romane; und in seinen Erbgrundsätzen war die Meinungseinheit der Kirche seit dem Albigenserkriege, oder seit die Grafen von Toulouse, wie die Hohenstaufen, wegen geglaubter Abweichung ihrer Erbgrundsätze von dem Kirchensysteme gestürzt werden sollten. Bei dieser Stellung des Adels und bei der Macht der Pairs schien es eher zu einem Bundes- als zu einem Königreiche kommen zu müssen. Als demokratische Gestaltung war im Staatsrechte nur das Geschwornengericht vorhanden und glänzend erneuert, wenn es für die

Freien verloren gewesen sein sollte. Der demokratische Hauptkörper, die Bürgerschaften, sind noch nicht im Staatsrechte; diese Bürgerschaften haben schon den Kampf des Geldreichthums mit dem Landreichthum eröffnet, ihre Banner wehen in der Schlacht neben den königlichen Lilien, ihre Gewerbgenossenschaften sind über das Land verzweigt, ihre Angehörigen, im unverdenklichen Besitze von Lehnen, zu den höchsten Würden gelangt, ihre Märkte und Gerichte wirken entscheidender auf Landbau und Gewerbe als die Tourniere, entscheidender auf die Gestaltung der Ordnung und des Rechts als die Kirchentage; aber als eine Körperschaft wie die Kirche und der Adel, als Reichsstand im Parlement erscheint die Bürgerschaft noch nicht. Unter den Städten war keine übermächtig, und Paris weder die größte noch die reichste. Nach dem Albigenserkriege standen die meisten unter dem Könige, denn im Königthume suchten sie Schutz vor der Aristokratie.

Zu dem Königthum und dem Reiche der Franzosen gelangte das Geschlecht Hugo Capet's, weil es den Königsnamen trug, häuslichen Sinn und frommen Anstand bewahrte und von Glied zu Glied bis zum heiligen Ludwig ritterlicher und beliebter ward, und weil die Elemente der Volksordnung in ihrem Aufdringen zur Reichseinheit das Bild eines mächtigen Thrones und eine Siegeskrone über ihm vorfanden. Es hatte Philipp August noch einen König und mehrere königmäßige Fürsten in Frankreich neben sich, und kaum durfte Otto IV. den Namen des Kaisers in Deutschland noch tragen, als sie wider einander bei Bouvines ritterlich fochten; aber die Franzosen feierten den Sieg des Königs als einen Volks- und Rettungssieg und wandten ihre Herzen dem verherrlichten Königthume zu. Seitdem

sind die Könige mächtig in Frankreich geworden, und das fröhliche, beherzte, geistvolle Volk hat sich große Könige gewünscht, vielleicht im Gefühle, daß große Bürger ohnedies nicht mangeln würden, und es hat das Reich seiner Künste und Wissenschaften dem französischen Throne huldigen lassen. Aber wie früher nicht der kleinste Schritt, nicht die geringste Hülfsleistung geschah, um sich das Leben einigermaßen erträglich zu machen, ohne die Pfade und die Hände mit Blut zu beflecken, so geschieht es auch seitdem nicht, wie klug und liebenswürdig das Volk auch wird, und wie einfach zuletzt das Leben und seine Ordnungslehre auch ist. Doch gediehen in Frankreich die schönsten und edelsten Blüthen des Arbeitsfleißes und Geistes, und der Volkszustand (von Volksglück kann wol überhaupt die Rede nicht sein) ward desto besser, je mehr Seele in die Grundschichten der Bevölkerung drang.

B.

Von dem heiligen Louis bis Philipp von Valois.

Von 1226 bis 1328.

Bei der Krönung des Königs Louis IX. waren viele Pairs abwesend, aber das Herz des Volks war dabei, wie sich bald auch thätlich bewies, da die Pariser bewaffnet nach

Montlheri zogen und ihn von dort heimführten, wo misvergnügte Fürsten ihn aufzuheben drohten. Er hatte zwar kaum sein zwölftes Jahr erreicht (geb. 25. April. 1215), aber seine wie verklärte Gestalt ergriff die Gemüther und ließ in dem Schönen das Große ahnen. Er war schlank und zart, doch von gediegener Kraft, in seinem ganzen Wesen herrschte der Seelenfrieden, seine Gesichtszüge hatten die feinsten Formen, Verstand und Herzensgüte verschmolzen sich darin aufs innigste. Es war ein Engelsköpfchen. Seine geistvolle Mutter, die schöne Königin Blanche, des Reichs Verweserin unter seinem Namen und ohne bestimmte Einsetzung, ließ bei der Erziehung des jungen Königs den Vater nicht vermissen; sie war eher zu streng als zu nachsichtig mit ihm, und die Fürsten warfen ihr vor, daß sie ihn zum Gelehrten und zum Mönch, aber nicht zum König erziehen lasse, daß er mit den Kirchenvätern, und besonders dem heiligen Augustin, statt mit Land und Leuten bekannt gemacht, in Fasten und nicht in Ritterübungen geübt werde und durch grausame Bußgeißelungen um Gesundheit und mannhaften Sinn komme. Er faßte in der That eine bleibende Vorliebe für kirchliche Ceremonien, welche er noch vermehrte, und trieb als regierender Fürst seine Ehrenbezeigungen gegen Geistliche und seine Kasteiungen gegen sich selbst so weit, daß Mönche sogar ihm dawider Vorstellungen machten. Indeß übergab er doch einem neuen Beichtvater die Geißel mit der freundlichen Erinnerung, der Vorgänger desselben habe sie zu scharf gebraucht. Er war nicht so schwärmerisch als er es in seiner phantasievollen Sprache und nach mancher seiner Handlungen schien, und seine Schwärmerei ward durch die Begeisterung, durch die Harmonie des reinen Gefühls und

klaren Bewußtseins beherrscht. Aus diesem Vereine bildete sich für ihn ein Ideal, dessen Ebenbild er sein wollte: ein jede Prüfung bestehender rechtschaffener Mann; und er mochte wol zu seinen schwersten Prüfungen rechnen, Ritter und König zu sein. Sobald er sich seiner und der inneren Harmonie bewußt ward, hatte Niemand Gewalt über ihn wider seine Ueberzeugung, sein Gewissen, so nachgiebig und fügsam er auch sonst war; und in seiner Ahnung des Göttlichen erhob er sich über alle Schmerzen und Gefahren, so zarter Natur und so lebensfreudig er auch war. Nie hat er gegen sich selbst sein Wort verletzt und nie als König eine Unredlichkeit unter dem Vorwande des Staatswohls oder des Kirchenwohls begangen oder begehen lassen. Er gab dem königlichen Worte, dem öffentlichen Treuglauben die Weihe und Heiligung, die sie nie hätten verlieren sollen, und er hielt unerschütterlich daran wider die Vorurtheile einer ganzen Welt, wider die überall geübte Lehre, daß dem Staatswohl Alles nachstehe, und wider den Kirchenausspruch, daß den Ungläubigen kein Glaube zu halten sei; die gelehrtesten Beweisgründe, die herzlichsten Bitten, die entsetzlichsten Schrecknisse verleiteten ihn zu keinem Treubruche, selbst nicht gegen seine Feinde. Bis zum vollen Mannsalter lebte Louis ein glückliches Familienleben unter den Augen seiner Mutter, welche Regentin blieb, wenn sie auch nach seinem einundzwanzigsten Jahre nicht mehr so hieß. In seiner Wohlthätigkeit ging er so weit, daß er in Krankenhäusern den Wärter machte und einem aussätzigen Bettler die Hand geküßt haben soll. Gegen Vornehme war er höflich, gegen Niedere sehr freundlich und nannte Jedermann, wie wir sagen: Sie. Wenn der aufwachende Jüngling auch schöne

Mädchen nicht beunruhigt haben mag, so trieb er doch mit seiner Gemahlin, Marguerite von Provence, so viele Schäkereien, daß die Mutter wol die jungen Leute auf ihr Zimmer wies; aber hier ward er häufig in den Feiertagen zum Nachtwandler, wobei er es für Sünde hielt, sich der Zärtlichkeit zu überlassen (auch Louis XIV. schlief, vorläufig gesagt, mit der Königin noch in einem Bette). In seinem dreißigsten Jahre ward er todeskrank, und schon sollte er mit dem Leichentuche bedeckt werden, als er die Augen aufschlug und sagte: „Das Licht des Orients hat sich über mich durch die Gnade des Herrn vom Himmel herab verbreitet und mich von den Todten auferweckt"; und sofort nahm er das Kreuz.

Vergebens erschöpften sich die Königinnen, die Räthe, die Ritter in Bitten und Vorstellungen wider den Kreuzzug: der König blieb unerschütterlich. Während seiner Minderjährigkeit war kaum und nicht ohne Blut die Auflösung der königlichen Gewalt und ein Fürstenbund verhindert worden. Der Graf von Toulouse hatte Alles aufgeboten, um die Pairs wider die Regentin aufzubringen und den Krieg von sich auf das königliche Haus zu wälzen; der Graf Thibaud von Champagne mag sie zwar als seine Herzenskönigin besungen haben, aber der junge Herr war ein noch feuriger Fürst als Dichter, oder selbst Liebhaber, und wies das Bündniß wider sie und ihre vormundschaftliche Regierung nicht ab; die eifersüchtige Gräfin von Flandern wünschte ihre Demüthigung; der Graf von Boulogne, statt ihres Sohnes König zu werden; die Grafen von Bretagne und la Marche hatten nichts lieber als Unruhen und Fehden, und das junge Rittervolk hätte am liebsten den gewaltigen Enguerrand von Couci an seiner Spitze gesehen; auch war in England der Verlust

der Normandie nicht verschmerzt, und die Macht des arragonischen Königs in Frankreich bedenklich. Die Krönung Louis IX. ward angefochten, weil sie nur in Gegenwart der geistlichen Pairs, des Herzogs von Bourgogne und der den Pairs gleichgestellten Oberhofbeamten geschehen war, und die Königin Blanche schien mit ihrer Hausmacht einen allgemeinen Bundesangriff bestehen zu müssen; aber ihre Klugheit, ihre Schönheit und ihr Geld beschwor den Sturm, so oft er ausbrach. Aus Freundschaft, wenn nicht aus Liebe, für sie betrieb der Cardinal Bonoventura auf das eifrigste die Unterwerfung des Grafen von Toulouse durch den schon erwähnten Vertrag; und ihre Unterstützung von Seiten der Geistlichen durch Steuern und Einfluß, ihr ganzes Vertrauen benutzte zu treuem Dienst in Rath und Felde Guerin, Bischof von Senlis, Heerführer bei Bouvines; Artigkeiten gewannen den Grafen Thibaud von Champagne, welcher das Königreich Navarra erbte; die Tücke der Gräfin von Flandern vergalt und beseitigte sie durch Loslassung des bei Bouvines gefangenen, so lange verwahrten Gemahls; den Grafen von Boulogne machte sie durch die Vorstellung unschlüssig, daß er nach dem Sturze des Königshauses wol eher Knecht des glücklichsten Soldaten als König werden könne; die gemeine wilde Brut schreckte sie durch rasche Ketzergerichte und lodernde Scheiterhaufen. Es gelang ihr, daß der Bund leichter gesprengt als geschlossen ward, daß alle Bundesgenossen Allen verdächtig wurden und ihren eigenen, bestochenen, Räthen am wenigsten trauen durften, welche besonders den gefährlichsten, den englischen Angriff lähmten; und daß die königliche Gewalt allmälig über die fürstliche Gewalt siegte. Aber die Neigung zum Fürsten-

bunde blieb, die Lehnstreue an zwei Herren, die Könige von Frankreich und England, begünstigte die Untreue des Adels, der unter Beiden begütert war, oder, wenn er durch die Verheißungen des abwesenden Königs Heinrich III. angezogen worden, durch die Unzuverlässigkeit des anwesenden abgewandt wurde; und Ruhe ward erst, als Louis IX. seine Ritter, Bürger und Brabançons *) zu mehrfachem Siege geführt und zugleich Muth und Milde bewährt hatte.

Um die Zeit der Krankheit des Königs floh Papst Innocenz IV. vor Kaisers Friedrich II. Macht aus Italien und kam nach Lyon. Diese schöne, gewerbreiche Stadt und das ganze provençalische Sprachgebiet des deutschen Reichs war diesem Letzteren schon entfremdet und in entschiedener Anneigung zu dem französischen Reiche, mit dem es verwandte, aber noch nicht gleiche Sprache hatte. Wennn auch die dortigen Städte Freistaaten, und Adel und Geistlichkeit Landesherrlichkeiten bildeten, so konnten doch die Handelsstädte eines Reichsverbandes nicht entbehren, die Fürstenhäuser von Toulouse und Provence waren schon mit dem Königshause verbunden, und die Geistlichkeit hielt sich zur gallikanischen Kirche. Durch den Streit zwischen Kaiser und Papst war das ganze Land in Gährung gerathen, aber die Parteiungen hatten ihre örtlichen Wurzeln, der Papst selbst machte davon eine unangenehme Erfahrung. Er wollte seinen Anverwandten Pfründen in dem Hochstifte zu Lyon geben, die Stiftsherren sagten ihm aber unter Hinzufügung eines derben Schwures, daß sie die Beliehenen in die Rhone wer-

*) Louis IX. hielt eine Leibwache; man sagte, zum Schutze gegen die abgeschickten Meuchelmörder des Alten vom Berge.

sen würden. Er wäre gern weiter gereist, aber kein König, selbst Louis IX. nicht, wollte ihn bei sich aufnehmen. Er blieb also zu Lyon unter dem Schutze der Johanniter und Tempelherren und berief dahin die Kirchenversammlung (1245), indem er zugleich den Bann über den Kaiser aussprach. Aber hinsichtlich der freien Beurtheilung über die päpstlichen Verordnungen war es schon dahin gekommen, daß ein Pfarrer zu Paris den Bannspruch folgendermaßen anzeigte: „Ich weiß, daß zwischen dem Kaiser und Papste Hader und Streit ist, aber ich weiß nicht, wer von Beiden Schuld hat: also stoße ich den Schuldigen aus der Kirchengemeinschaft und ertheile dem Unschuldigen den Segen". Man hatte auch ein Spottlied des Grafen Thibaud von Champagne auf die Scheinheiligen *). Nach der mehr bühnenmäßigen als richterlichen Verhandlung auf der Kirchenversammlung und nach dem dort feierlich ausgesprochenen Bann über den Kaiser **) wollte der König Louis IX. Dessen Aussöhnung mit dem Papste vermitteln, aber der Papst hielt sie mit Recht für unmöglich. Die mystische Gewalttheilung zwischen Papst und Kaiser war

*) Savés qui sont les vils oiseaux punais
Qui tuent Dieu et ses enfanconnets,
Les papelards dont le mond' n'est pas net;
Cil sont bien ord, et puans et mauvais:
Ils occient toute la simple gent
Par leur faux mots, qui sont de Dieu enfans.
Papelards font le siècle chanceler,
Par saint Pierre, mal les fait encontrer,
Ils ont tollu joie et soulas et paix,
S'en porteront en enfer le grand faix.

**) Die kaiserlichen Gesandten beriefen sich von einer unvollzähligen auf eine vollzählige Kirchenversammlung, und von dem schlecht unterrichteten auf den besser zu unterrichtenden Papst.

nie praktisch geworden und konnte es nicht werden, die Kirche nationalisirte sich in jedem Lande, und das Kaiserthum war längst verschollen; aber die Kirche behielt doch die Verfassung zu einem Weltstaate durch die Kirchenversammlungen und ihr Oberhaupt, und sie hatte zu allen ihren Regierungsmitteln in den geistlichen Ritterorden eine Heeresmacht, und in den Bettelmönchen eine überall thätige Polizei erhalten. Indessen erhob sich neben diesem Kirchenstaate die Grundlage einer erblichen Universalmonarchie: das Reich Friedrich II. erstreckte sich von Preußen bis Sicilien, mitten zwischen dem lateinischen und slawischen Europa, griff in beide Theile ein und vereinigte das zahlreichste und derbste Volk, die Deutschen, zugleich mit dem reichsten und geordnetsten europäischen Staate; in diesem, in beiden Sicilien, hatte Friedrich II. eine Verwaltung, um sie mit wenig Worten zu bezeichnen, auf modernem Fuße, im Gange: wissenschaftlich gebildete, gutbesoldete Staatsbeamten, eine feste Behördenordnung, stehende Soldaten, worunter viele Sarazenen; die Geistlichen waren von der Einmischung in Regierungssachen entfernt und auf ihre Amtsführung beschränkt; Tempelherren und Bettelmönche wurden nicht geduldet. Konnten sich nun wol ein solcher Kirchenstaat und eine solche erbliche Universalmonarchie mit einander ausbilden, oder mußten sie sich nicht vielmehr in unaufhörlicher zerstörender Reibung befinden, wenn auch Friedrich II. ebenso zuverlässig gewesen wäre als er aufgeklärter Staatsmann, geschickter Feldherr und selbstherrschender König war?

Er hatte früher nicht immer Mishelligkeiten mit dem französischen Hofe vermeiden können, und ihm war vorgeworfen worden, daß er Kaiser und Papst zugleich werden

wolle; jetzt gewann er aber bei König Louis IX. durch seine Nachgiebigkeit gegen den Papst, und Dieser verlor durch die verweigerte Aussöhnung. Auch gewann Friedrich II. den König zugleich durch das zuvorkommendste Anerbieten zur Unterstützung des Kreuzzuges, und wahrscheinlich den Hof und beide Königinnen noch mehr durch den Vorschlag, selbst nach Palästina zu ziehen, wenn nur der Papst Frieden nehme, und König Konrad, sein Sohn, die Gewähr der Verwesung des Gesammtreiches bekomme. Die Königinnen hätten für Louis an des Kaisers Seite weniger zu fürchten, der Adel von dem gemeinschaftlichen Kreuzzuge weniger Kosten gehabt. Seit der Misstimmung, in welche die päpstliche Weigerung zur Aussöhnung mit dem Kaiser versetzte, wird in Frankreich ein Bestreben, die Kirchengewalt zu beschränken, sichtbar. Der König verbot den Geistlichen, eigenmächtige Bannsprüche zu erlassen, und versagte auch, ohne gerichtliche Untersuchung, die Hülfsvollstreckung wider die Gebannten, damit sie sich von dem Banne löseten: denn sie könnten unschuldig sein, und es wäre wider Gott und die gesunde Vernunft, Diejenigen durch Gutseinziehung zur Lösung des Bannes zu zwingen, gegen welche die Geistlichkeit Unrecht habe. Den Ketzergerichten ließ man ihren Lauf, doch beschränkte man i. J. 1250 die Todesstrafe und die Fälle der Gutseinziehungen; der Adel, den Herzog von Bourgogne an der Spitze, schloß einen Bund, um sich mit Güte oder Gewalt den Anmaßungen der Geistlichen zu widersetzen und deren Gerichtsbarkeit nur über Ketzerei, Wucher und Ehesachen anzuerkennen; die gallikanische Kirche selbst widersetzte sich unter königlichem Schutze ihrer Besteurung von Seiten des Papstes, und dessen Steuerbeamten wurden fortgejagt.

Gegen Ende des Jahres (1245) berief der König Louis IX. das Parlement nach Paris und erhielt viele Zusagen für den Kreuzzug von Fürsten und Rittern. Am Hofe indeß beeiferte man sich bei der bekannten Abneigung der Königinnen wider das Unternehmen wol begreiflich nicht sehr, das Kreuz zu nehmen; der König aber ließ seinem ganzen Gefolge, das ihn auf dem Kirchenzuge in der Weihnachtsnacht begleitete, Mäntel mit dem Kreuze geben, welches nun Niemand ablehnte, wie theuer man diesmal auch das Weihnachtsgeschenk bezahlte, da man auf eigene Kosten rüsten und ziehen mußte. Der König betrieb die Vorbereitungen zu dem Kreuzzuge mit größter Lebhaftigkeit und Ueberlegung bis in das dritte Jahr, und im feurigsten Wetteifer gab ihm Frankreich seine Schätze und seine blühendste Jugend. Ein in Allem rüstigeres Heer hatte es nie gesehen, und gleich einer fortziehenden Colonie wurden ihm Acker- und Hausgeräthe nachgeführt. Es galt der Zug, allem Anscheine nach, auch nicht blos dem Kriege, sondern einer Niederlassung in Aegypten, da man wußte, daß Palästina nur durch Aegypten zu erobern und zu halten sei. Man gewann fast ohne Widerstand Damiette (1249) und lagerte dort. Das arme, an knechtische Demuth gewöhnte Landvolk in Aegypten, welches eben mit der Ernte von funfzigfachem, und doch geringem, Ertrage beschäftigt war, durfte vor Raub und Mord sicher sein, weil sich Beides der Mühe bei ihm nicht verlohnte; die Araberhorden, die Frachtleute der Wüste, boten ihre Dienste an und setzten die Franzosen durch die Kühnheit ihrer Diebereien in Erstaunen; fern vom Lager hielten die Mamelukken wie schwarze Punkte am Rande des Himmels, aber mit Blitzesschnelle waren sie um jeden Trupp, der sich vorwagte,

und hieben mit ihren Damascenerklingen durch Helm und Panzer; die todtenstille, unabsehbare Wüste lag vor den Franzosen, die brennendste Sommersonne auf ihnen, unabhaltbar drang der gefährliche Staubnebel in Haut und Augen und Lunge, die Nahrungsmittel wurden schlecht und drohten zu fehlen; Mismuth, Zwietracht, Verwirrung brach überall aus. Der König hielt die Einnahme von Damiette für ein Wunderwerk und hoffte auf neue; das Heer aber fühlte, daß es des Feldherrn bedürfe. Viele kehrten heim, die Meisten, nach der Eigenthümlichkeit des französischen Geistes, wollten das Gefährlichste unternommen wissen, weil es zugleich schnell entscheidend war. Die Hauptstadt Kairo vereinigte damals, wie jetzt, alle Hülfsmittel des Landes und seiner Herrschaft, ihre Bevölkerung mochte wol mehr als 200,000 Einwohner betragen, und keine andere Stadt viel über 10,000 Einwohner haben. Zu ihr zog man, ward aber theils in den Wüsten niedergehauen, theils in den Nilbrüchen gefangen und mußte sich aus der Gefangenschaft mit 800,000 Byzantinern (etwa 1 Million Thaler) lösen. Mit ruhiger Hingebung bestand der gefangene König die Gefahren, gefoltert und ermordet zu werden. Nach seiner Losgebung blieb er in Syrien, obgleich die Pest unter den wenigen Rittern wüthete, die ihm von 3000 Mann übrig geblieben waren, befestigte das Land und that ihm wohl. Er wurde von Kaiser Friedrich II. edelmüthig unterstützt, und Frankreich ermüdete nicht, seinem Könige Geld und Menschen zu geben, aber die Regentin Blanche mußte dem Adel und den Städten eben um deswillen Vieles nachsehen; sowie sie auch geschehen ließ, daß dem Landvolke das Kreuz gepredigt wurde. In dieser Absicht trat besonders ein Mann auf, dessen Name ver-

schwiegen, dessen Fertigkeit im Französischen, Deutschen und Lateinischen aber gerühmt wird, und sprach zu den Landleuten von ihrem guten, lieben Könige, zu dessen Befreiung aus der Hand der Ungläubigen Gott nicht die hoffärtigen geistlichen Herren und die stolzen Ritter, sondern die niedern Leute, die Hirten, ausersehen habe. Er fand Anhang; und da auch viele Andere (auf die Mönche schimpfend) der Menge predigten, so vermehrte bald Gesindel aller Art die Züge (pastoureaux), und es gab großen Unfug. Hatten indeß schon zuvor die Bürgerschaften selbst das Kreuzheer nicht in ihre Städte eingelassen, so hieben sie vereint mit dem Adel die wilden Pöbelrotten nieder. Man klagte über den Papst als die Ursache all der schweren Aufopferungen, und die Regentin zürnte ihm, daß die Güter Derer eingezogen wurden, welche dem Papste wider den Kaiser dienten, weil der Papst für seine Leute sorgen müsse. Louis IX. blieb in Syrien, bis der Tod der Regentin seine Rückkehr nach Frankreich unerläßlich machte (1254). Hier ersetzte er nun durch seine Verwaltung, was sein Krieg gekostet hatte. Er wußte seine Beamten gut zu wählen und ließ ihnen fühlen, daß sie für den Dienst, und nicht der Dienst für sie vorhanden sei. Man hatte schon i. J. 1250 Languedoc durch die Beschränkung der willkürlichen Gewalt beruhigt, welche den Beamten dort nach dem Albigenserkriege gegeben war. Nun ward eine weitläufige Verordnung zur Staatswohlfahrt (pour l'utilité du royaume) erlassen, welche besonders das Beamtenwesen und die Sittenverderbniß betrifft. Der König bereiste die Lande und ließ auch von Bevollmächtigten (enquesteurs) die Verwaltung an Ort und Stelle untersuchen. Es folgten viele Absetzungen. Und da er nur nach seiner Ueberzeugung

von der Würdigkeit sein Ernennungsrecht zu Kirchenämtern geltend machte, so bekam er eine tüchtige Geistlichkeit. An ihrer Spitze verordnete *) er „zur Erhaltung der Gnade und des Beistandes Gottes, unter dessen Herrschaft und Beschützung unser Königreich immer gestanden", die Verleihung der Kirchenpfründen, und die Bestallung geschieht nach der von Alters hergebrachten Kirchenordnung: die Hochstifter und alle übrigen haben freie Wahlen mit voller Wirksamkeit; alle bisherigen und künftigen Beschatzungen von Seiten des römischen Hofes sind ungültig, insofern sie nicht zu einem frommen Zwecke bestimmt, durchaus nothwendig und von dem Könige sowie von der französischen Geistlichkeit bewilligt sind; alle Freiheiten und Vorrechte, welche der französischen Geistlichkeit, den Kirchen und Klöstern von den Königen verliehen sind, werden erneuert und bestätigt; und alle Gerichte und Obrigkeiten haben auf die Vollziehung dieser Verordnung zu halten. Das ist die erste Urkunde von den Freiheiten der gallikanischen Kirche, von ihrem staatsrechtlichen Stande, von der Sicherstellung der Staatsgewalt gegen den römischen Hof, und von der Staatsaufsicht über sein Verfahren in Frankreich. Jenem hatte auch hier sein Aufenthalt zu Lyon geschadet, und man sagte, bei seinem dortigen Einzuge habe er nur ein paar Freudenhäuser gefunden, bei seinem Abzuge aber die ganze Stadt als öffentliches Haus hinterlassen. Doch den meisten Schaden that ihm die Lust

*) Pragmatique sanction. 1269. Ihre Echtheit ist wol mit Unrecht bezweifelt, da die folgenden Könige bei ihren Streitigkeiten mit dem römischen Hofe sich auf die Anordnungen Louis des Heiligen berufen, und da man ihren ursprünglichen Charakter von der spätern Auslegung unterscheiden muß.

und Liebe für die Rechtskunde in Frankreich, welche man zum Theil selbst von Rom aus, wie Papst Innocenz III. durch seine Verhandlungen in den dreimaligen wöchentlichen Gerichtssitzungen über die wichtigsten Sachen, vorzüglich genährt hatte, und welche die Rechtslehrer aus dieser praktischen Schule, sowie die Zöglinge der Universitäten Paris, wo man die Bettelmönche verächtlich und lächerlich zu machen suchte, und Toulouse, auch der schon berühmten Schulen zu Angers und Orleans, verbreiteten. Louis IX. verfuhr zwar nicht auf die gelehrte Weise wie Innocenz, aber auch er hielt selbst Gericht *), und Niemand verwarf ihn, selbst nicht, wenn der Streit seine eigene Angelegenheit betraf, weil er in zweifelhaften Fällen gegen sich sprach; Rechtsgeschäfte, die ihre Richtigkeit, aber unrichtige Form hatten, ließ er in Kraft treten; er hatte Rechtsgelehrte um sich, machte sie zu Richtern und sorgte, daß sie auch in die Lehnhöfe und zur obrigkeitlichen Gewalt in den Städten kamen, noch mehr als dies schon der Fall war. Hier hatten sie schon in demselben Geiste gehandelt, welcher den Adel zur Verbündung wider die kirchliche Gerichtsbarkeit und Gewalt geführt hatte,

---

*) „Zum öftern", erzählt Joinville, „ereignete sich, daß er (Louis IX.) im Sommer nach der Messe im Holze von Vincennes sich an eine Eiche setzte, und ließ uns um ihn uns setzen, und Alle, die etwas hatten, kamen ihn zu sprechen, unverwehrt durch Hofdiener oder einen Andern. Und er fragte sie dann mit eigenem Munde: Ist Jemand da, der Anliegen hat? Und sie traten auf, die Anliegen hatten; und er sagte ihnen: Schweiget Ihr Alle, und man soll Euch vernehmen, den Einen nach dem Andern, und dann rief er Herrn Pierre de Fontaines und Herrn Geoffroy de Villettes. Und sagte zu einem Derselben: Vernehmet mir dieses Anliegen. Und wenn er etwas zu ändern sah in dem Worte Derer, die für Andere sprachen, änderte er es selbst mit seinem Munde".

wie folgendes Schreiben (um 1234) des Rathes von Narbonne beurkundet: „Unsern Gruß zuvor würdige und bedächtige Consuln zu Nimes, möge die Verwaltung Eures Gemeinwesens gerecht sein in dem Weltlichen und in dem Geistlichen. Wir wünschen Eurer Bedachtsamkeit die Mißhelligkeit zu erkennen zu geben, welche zwischen uns und dem Erzbischofe von Narbonne eingetreten ist, wie auch mit einigen Brüdern Predigern, welche unsere Gemeinde ungeheuer unterdrücken, obgleich sie erbötig ist, das Recht zu gewähren und den Befehlen der Kirche andächtig Gehör zu geben ... Unser Erzbischof will unsere Gemeindeverwaltung zerstören und hat uns, alle unsere Rathsgenossen und Alle, welche den Schoß bezahlen, den wir zur Verwaltung unsers Gemeindewesens erheben, in ein Bannerkenntniß begriffen. Er hat auch uns sammt und sonders mit Frau und Kind mit allgemeinem Verbote belegt. Er hat unsern öffentlichen Schreibern bei Strafe des Kirchenfluchs verboten, irgend eine Urkunde für ein Mitglied unserer Gemeinde aufzunehmen. Er hat den Aerzten ihre Verrichtung, und unsern Priestern die Reichung des Abendmahls außer an Sterbende verboten, die dann zur Lösung des Banns 8½ Livres bezahlen sollen ... Die Ketzerrichter verstricken die einfältigen Leute durch verfängliche Fragen: Glaubt Ihr, daß die Empfängniß einer Frau durch Gotteswerk oder Menschenwerk geschehe? Antwortet der Laie, daß er es für Menschenwerk halte, so erwiedern die Ketzerrichter, daß nach ketzerischem Glauben die Sache durch das Werk des bösen Geistes und des Menschen geschehe. Aendert nun der einfältige Laie die Meinung, und spricht er die Handlung Gott zu, so sagen sie ihm, daß er glaube, Gott erkenne die Frau, daß er also ein offenbarer

Ketzer sei. Die Ketzerrichter fragen ferner, ob die Seelen gleich bei der Empfängniß, oder nach einigen Tagen in die Leibesfrüchte kommen? ob sie alle auf einmal und wann und wo gemacht seien? ob das geweihte Brot den ganzen Leib des Heilands, oder nur einen Theil davon enthalte? Antwortet der Laie, daß der ganze Leib darin enthalten sei, so sagt der Ketzerrichter, daß er also glaube, wenn vier Priester in einer Kirche zu gleicher Zeit vier Brote weiheten, so sei in jedem derselben der ganze Leib enthalten. Antwortet der Laie, daß er so glaube, dann erwiedert der Ketzerrichter, daß er folglich glaube, es seien vier Götter da? und der Laie erschrickt und sagt auf das Gegentheil aus". — Wenn dieses Schreiben auch blos nach Nimes und nicht zugleich nach andern Städten gesandt worden sein sollte, so ist es doch in dem Sinne verfaßt, daß die Bedrückung der einen Stadt der andern nicht gleichgültig sein könne, daß ihre Verwaltungssachen von den Kirchensachen unabhängig seien, daß die bischöfliche Gewalt sich nicht auf Aenderung der Gemeindeverfassung erstrecke, und daß die geistliche Gerichtsbarkeit beschränkt, auch der gemeine Mann mit spitzfindigen und verfänglichen Fragen der Ketzerrichter verschont werden müsse. Die Stadtobrigkeit zu Toulouse suchte gleichfalls dem Unfuge der Ketzergerichte zu steuern; auch kamen dieselben eine Zeitlang in Languedoc in Stillstand, aber sie wurden wiederhergestellt, um das unruhige Land und den immer dem Hofe abgeneigten Grafen von Toulouse in Schrecken zu halten. Die Ketzerrichter verbreiteten Todesfurcht nicht ohne Gefahr des eigenen Todes, den einige mit Muth erlitten. Sie führten die Verhöre mit der Kunst des Beichthörens, und wenn sie die Folter auch nicht anwandten, deren

in ihren allgemeinen Anweisungen und in den Verordnungen der damaligen Kirchenzusammenkünfte in Languedoc nicht erwähnt wird: so werden doch mehrere andere Zwangsmittel angeführt, wie z. B., daß die Gefangenen von Niemandem als von Vertrauten besucht, daß ihnen zugeredet und gedroht, auch die Speisen entzogen werden sollten. Auf diese Weise erlangten die Ketzerrichter in dem vielgeübten Untersuchungsverfahren große Fertigkeit, den Beschuldigten zum Selbstbekenntnisse zu leiten, welcher nicht erfuhr, wer und was gegen ihn ausgesagt, und welche Inzichten wider ihn vorhanden, doch aus Dem, was die Richter ihm sagten, schließen mußte, daß sie um all sein Thun wüßten. Hatten sie sein Geständniß erlangt, so sollte dieses allein zum gerichtlichen Erkenntniß genügen, und alle Einsprache, alle Vertheidigung für ihn unzulässig und selbst sträflich sein. Das weltliche Gericht sollte zwar die peinlichen Strafen erkennen, aber darüber nicht in Untersuchung eingehen. Auf gleiche Weise sollten die weltlichen Behörden den Bannerkenntnissen der Geistlichen ohne Untersuchung Folge geben, und der Erzbischof von Rouen hatte selbst der Königin Blanche Rechenschaft über ein Bannerkenntniß verweigert. In der Normandie wurden Beschlagnahme der bischöflichen Güter und Bannerklärungen über die Normandie einander entgegengesetzt; doch ist uns der Ausgang des langen Streites nicht aufbewahrt. Die Rückwirkung des Gewaltmisbrauchs der Geistlichen war die Verbreitung der Rechtskenntniß. Die Söhne der Fürsten *), des Adels und der städtischen Rathsmänner

*) Ein Anverwandter des Grafen Thibaud von Champagne und Königs von Navarra blieb in einem Streite zwischen Studenten und Bürgern zu Orleans.

drängten sich auf die Universitäten, um das Recht zu lernen, welches die Geistlichen nicht verleugnen und selbst nicht entbehren konnten, das aber den Laien wider sie kräftige Vertheidigungsmittel anbot, übrigens auch im südlichen Frankreich noch als geschriebenes Gesetz vonaltersher betrachtet wurde. Es war das römische Recht, woraus die jungen Rechtsgelehrten ihre Bildung schöpften: die Einen nahmen daraus die ursprüngliche Vorstellung des Staates als Gemeinwesen, und das Benehmen der südlichen Städte als Freistaaten *) mag davon die Folge gewesen sein, welches jedoch die neuen dortigen Landesherren: die Brüder des Königs, Charles als Besitzer der Grafschaft in der Provence und Alfonse als Nachfolger des Grafen von Toulouse, nicht duldeten; die Andern nahmen aus dem römischen Kaiserrechte die Begriffe der königlichen Gewalt und Machtvollkommenheit, womit die Vorstellung verwandt sein mochte, welche der König aus der heiligen Schrift über seinen Beruf sich gemacht hatte. Welche Vorstellung indeß die Rechtsgelehrten aus den römischen Gesetzbüchern auch schöpften, so trafen sie in der Richtung wider das Kirchenrecht und die Gerichtsbarkeit, welche die Geistlichkeit geltend machen wollte, zusammen. Die neuen Rechtsgelehrten fanden zwar nach der römischen Lehre vom Gerichtsverfahren gar nicht anstößig, daß die Folter als Rechtshülfe zum Geständnisse gebraucht würde, aber es war mit ihren Begriffen wie mit dem Sinne der alten ungelehrten Richter unverträglich, daß die Beschuldigten ohne Kenntniß der Anklage und ohne Ver-

*) Bouche in der „Histoire de Provence" spricht von einem Bunde zwischen Arles, Avignon, Nizza, Narbonne, Genua und Pisa.

theidigung sein sollten. Wie bitter sie übrigens, nach dem oben angeführten Schreiben von Narbonne zu schließen, die Ketzergerichte getadelt haben mögen, so nahmen sie doch das Untersuchungsverfahren (das inquisitorische) von ihnen an. Sie gingen unbeholfen, aber doch rasch vorwärts, da die neueren Verhältnisse in Frankreich zu der neueren Verwaltung drängten. Sie wurden die gefeierten, aber auch bewachten Beamten des Königs, und bald auch Schriftsteller, übersetzten das römische Recht, wollten selbst ihrerseits Gesetzbücher machen und überall neue Einrichtungen und Staatsverbesserungen haben. Einrichtungen (établissemens) ward das Losungs- und Modewort. Sein Bailli Beaumanoir schrieb zwölf Jahre nach Louis über die Landesverfassung *), Boileau, sein Prevot von Paris, entwarf die dortige Gewerbverfassung **), und sein Meister (oder Parlementsrath) Jean von Montluçon oder Montluc sammelte die Gerichtssprüche (olim). Die Verordnungen folgen sich Schlag auf Schlag, und die Wünsche gehen noch weiter. Vieles, was damals bedacht, ist erst später ausgeführt worden, oder auch nur dem Zeitalter des heiligen Louis zugeschrieben. Es ist ein Befehl von ihm vorhanden, wie die Rechtsgewohnheiten durch Zeugen beurkundet, und die Berichte darüber ans Parlement gesandt werden sollen ***). Es kann

*) Coutumes de Biauvoisins.

**) Etablissemens des métiers de Paris.

***) On appellera plusieurs hommes sages — le serment prêté, ils se retireront à l'écart, délibéreront, et feront le rapport de leur délibération; ils diront comment ils ont vu s'établir cette coutume, par quelle cause, dans quel tems, s'il fut jugé conformement; aucune circonstance ne sera omise, on rédigera ce tout, qui sera clos du sceau des enquesteurs et envoyé au parlement.

Dieses nur die Vorschrift für die Form sein, welche zum Beweis einer Rechtsgewohnheit gebraucht werden soll, da gerade damals das römische Recht mit dem herkömmlichen Recht in Streit gerieth; es kann aber auch die Sammlung der Rechtsgewohnheiten bei dem Parlemente zum Zwecke haben, wie Beugnot meint *), welcher es auf die Bearbeitung eines Gesetzbuches bezieht. Ferner bleibt ungewiß, ob das sogenannte Gesetzbuch, „Die Einrichtungen nach dem Herkommen von Paris und Orleans und dem Baroniehofe", wirklich von Louis gegeben **), oder auf ähnliche Weise wie unser „Sachsenspiegel" entstanden ist, welches Montesquieu glaubt, und welches auch wahrscheinlicher ist. Ein allgemeines französisches Gesetzbuch konnte daraus nicht werden, und es hat sich nur in den dortigen Gerichten wie der „Sachsenspiegel" in den unsrigen geltend gemacht. Es ist aus römischem, kirchlichem und herkömmlichem Rechte zusammgesetzt und erhellt mit Beaumanoir das dunkle Werden der Verfassung. Die Freiheit wird als das Gesetz, die Leibeigenschaft als die Ausnahme erkannt; der Leibeigene scheidet sich von dem Bauer, der serf von dem vilain durch die Ungemessenheit seiner Dienste und Lieferungen. Der Bauer hat seinen Hof erblich unter bestimmter Dienst- und Rentenpflicht, und der Edelmann hält es nicht für Schande, Bauer

---

*) Essai sur les institutions de St. Louis. 308.

**) Les établissemens selon l'usage de Paris et d'Orleans et de court de baronie, mit dem Anfange: „L'an de grace 1270 li bons roys Loeys fit et ordena ces établissements avant ce que il allast en Tunes, en toutes les cours layes du royaume et de la prévosté de France". Ein Manuscript davon auf dem Rathhause zu Amiens hatte den Titel: „Les établissemens de France confirmés en plein parlement par les barons du royaume".

zu sein. Die Arbeit ist in den Städten mehr als zuviel getheilt, wie auch in Boileau's „Gewerbeinrichtungen von Paris" mehr als 150 Gewerbe vorkommen; wenn sie Vertrauen erfordern, wie das Gewerbe der Schlosser, Waffenschmiede u. s. w., so hängen sie von königlicher Verleihung ab. Steuerpflichtig sind sie sämmtlich, und auch Edelleute betrieben sie. Die Bürgerschaften wählten Achtsmänner zur Anlage der Taille *) und sollten nur diese Schätzung zu ihrer Schuld- und Zinszahlung aufbringen, die übrigen Ausgaben durch ihre Gemeingutseinkünfte und Verbrauchsteuern decken. Ihr Ausschuß wählte jährlich vier Rathsmännner in den königlichen Hauslanden, wovon der König einen zum Maire ernannte, welcher jährlich zu Paris Rechnung ablegen sollte. Ohne königliche Genehmigung durften keine Geschenke, außer in Wein bestehende, und keine Darlehen gegeben werden. Die Städte hatten entweder eigene Gerichtsbarkeit, oder standen, wie selbst Paris, unter landesherrlichen Richtern **). Der Prevot zu Paris war bisher auch Erheber der königlichen Gefälle gewesen, und seine Stelle durch Kauf an eine Genossenschaft gekommen, welche sie misbrauchte. Louis gab sie an Boileau, mit erweiterter Gerichtsbarkeit, und trennte das Domainenamt davon. Aber es heißt ausdrücklich, daß die dortige Gewerbordnung mit wohlerfahrenen achtbaren Erbbürgern (des plus sages, des plus beaux et des plus anciens hommes) berathen worden. Und die Münzverordnung vom J. 1262 scheint zu Char-

*) Das pariser Tailleregister hatte gerichtliche Beweiskraft.

**) Das bedeutet die Benennung villes en commune et non en commune, welches sich allenfalls durch Reichsstadt und Landstadt übersetzen läßt.

tres mit Bürgern von Paris, Provins, Orleans, Sens und Laon berathen zu sein, wenigstens ist sie von ihnen mit unterschrieben *) und war ohne gutwillige Mitwirkung der Bürgerschaften nicht auszuführen. Hielt sich in einer bürgerlichen Familie der Wohlstand, so trat sie fast von selbst unter die Adligen, denn die ritterbürtige Mutter übertrug ihren Stand auf die Söhne, und der dritte Erbbesitzer eines Lehnguts ward gleichfalls für ritterbürtig gehalten; das Lehngut durfte aber von dem bloßen Bürger nur durch Erbschaft oder Verleihung, nicht durch Kauf, erworben werden. Der Lehnsmann ist mit dem 21. Jahre volljährig und leistet ohne die Mitbelehnten, aber zugleich für sie, den Lehnseid. Eine vertragsmäßige Bevorrechtung der Erstgeborenen kommt noch nicht vor, aber ein Mitbesitz des Lehngutes ohne dessen Theilung, und die ausschließliche Vererbung des beweglichen Gutsvermögens auf den ältesten Sohn mit der Verpflichtung für die Schulden. Die Lehnbesitzer theilten sich in Ober- und Untergerichtsherren, oder in Barone **) und Vavasseurs. Neben ihnen standen die königlichen Provincialrichter (baillis, sénéchaux), welche vor den Landgerichten beeidigt wurden und von den Patrimonialgerichten alle die Fälle ansichzogen, welche Kronrechte betrafen (cas royaux) oder betreffen sollten. Von den Aussprüchen jener beiden Gerichte ging der Anruf an die großen Gerichtstage von Isle de France, Normandie, Champagne und Languedoc; in diese

*) Cui faciendae interfuerunt iurati (Geschworene, Aeltermänner) Clemens de Visiliae, Joannes dictus Rigidus (also noch ohne bestimmten Zunamen), Joannes Hermann (ein deutscher Name, auf die Einwanderungen deutend), Cives Parisienses etc.

**) Tout homme qui a haulte justice et ressort se peut nommer baron.

Gerichtstage kam nun mehr Ordnung, und die Hoflager waren zugleich einer Tagsatzung ähnlich *). Hier standen die Barone zu Recht; der Erzbischof Theobald von Rouen verweigerte, sich vor dem Echiquier der Normandie gerichtlich einzulassen, stellte sich aber bereitwillig vor dem Könige auf dem Tage zu Vernon. Das Verfahren ist mündlich, aber es sind Sachwalter zulässig, und es mischt sich das schriftliche Verfahren ein. Nach dem angeführten Befehle wegen Beurkundung der Rechtsgewohnheiten sollen die Achtsmänner sich berathen, über eine bestimmte Meinung sich vereinigen und diese schriftlich abfassen. Das Verfahren ist ferner öffentlich, und in peinlichen Fällen urtheilen die Geschworenen. Auf Mord, Verrath, Nothzucht, Brandstiftung, Straßenraub, Haus- und Pferdediebstahl und Ketzerei steht der Tod; aber die Edelleute **) werden selten peinlich gestraft und behalten auch den Nothbedarf an Sachen, wenn ihr bewegliches Ver-

*) Nach einer Verordnung in dem „Cartulaire historique du St. Louis" von dem Abbé de Camps, welche so anfängt: „C'est l'ordenance du parlement dou royaume et de l'eschiquier, et des jours de Troies et des autres choses qui sont accessoires à ces trois articles", wäre das Parlement schon von Louis zu Paris ständig gemacht. Sie scheint aber entweder nicht echt, oder jünger zu sein. Häufig ward ohne Zweifel und gewöhnlich zu Paris Parlement gehalten, die geistlichen und weltlichen Herren urtheilten, und Rechtsgelehrte mußten ihnen Bericht und Gutachten geben.

Es kommt auch landschaftliches Tagen der drei Stände vor: so 1269 zu Carcassone, unter dem Senechal, von den Bischöfen, Aebten, Comthuren, Grafen, Freiherren, Rittern und den Consuln von 22 Städten wegen der Getreideausfuhr, die gestattet wurde.

**) Der König wollte einen Couci hinrichten lassen, welcher zwei Studenten die Wilddieberei mit dem Tode hatte büßen lassen Es konnte aber nicht geschehen, doch ward ihm der Blutbann genommen.

mögen eingezogen wird. Es halten die Familien so fest an ihren Erbgütern, daß die im Albigenserkriege eingezogenen Güter immerfort wieder von den Erbberechtigten in Anspruch genommen und ihnen auch zum Theil zurückgegeben werden, oder Stoff zu Fehden bleiben. Der gerichtliche Zweikampf soll nicht mehr als Beweismittel gelten *). Das Recht soll verliehen, aber nicht verkauft werden; doch wird der unterliegende Theil in die Gerichtskosten, oder in Geldbuße, wie man es nennt, zu einem Zehntel des Sachwerthes verurtheilt. Die Gerichte haben zur Vollziehung ihrer Befehle Gerichtsdiener (sergens judiciaires) und bewaffnete Macht (sergens d'armes, wie die Ritter, denen die Richter gleichtreten). Die Verkäuflichkeit der Stellen blieb üblich, wenn auch Aemter, welche Vertrauen erforderten, wie die der Baillis und Senechaux, unentgeltlich verliehen wurden; es scheinen aber nicht sowol die Richterämter als die dabei bezogenen Domainialgefälle verkauft worden zu sein. Die freiwillige Gerichtsbarkeit kam an die Notare, deren 60 zu Paris ernannt wurden. Die geistlichen Gerichte blieben zwar in einigen bürgerlichen Sachen, und namentlich über die bürgerlichen Beziehungen der Eheverlöbnisse und vor den Kirch-

*) Mit dem Aufhören des gerichtlichen Zweikampfes änderte sich das Gerichtsverfahren; dem Richter mußte nun bewiesen, und derselbe überzeugt werden, und sein Ansehen stieg dadurch. Der Ritter war über das Beweisverfahren durch Zweikampf der beste Richter gewesen, er ward der schlechteste in Bezug auf die andern Beweismittel, und der Rechtsgelehrte wurde geltender. Beaumanoir nennt als Beweismittel, außer dem Zweikampfe, das Geständniß des Beklagten, seine Handschrift, die Zeugen, die Gerichtsbücher, die Angabe des Klägers, die der Beklagte nicht geleugnet hat, den Augenschein, die (gesetzlichen) Vermuthungen. Der Eid ist nicht dabei, er ward aber nur zu gebräuchlich.

thüren geschlossenen Ehen, spruchfähig, doch ließen sich die weltlichen Gerichte von den Entscheidungen darüber nicht ausschließen. Der Papst willigte ein, daß die Priester wegen Mord und anderer schwerer Verbrechen von den weltlichen Gerichten verhaftet werden durften, daß sie wegen Verehelichung von denselben gerichtet werden sollten, und daß handeltreibende Priester vor ihnen zu Recht stehen müßten, wenn sie dem Handel nicht entsagten. Die Beamten nahmen aus dem römischen Rechte vor Allem die Idee der Gewalteinheit auf. Beaumanoir schreibt: „Der König ist das Haupt Aller und hat von Rechtswegen die Obhut des Königreichs, er macht nach seinem Gefallen Einrichtungen zum gemeinen Besten, und was er einrichtet, darauf muß gehalten werden"; und ebenso schreibt Pierre von Fontaines, sein Bailli zu Vermandois *). In diesem Sinne ward noch mehr gehandelt als geschrieben **). Da der König von England sich als Herzog von Guyenne dem Anrufe seiner Hintersassen an Louis fügte, so wagte kein anderer Landesherr, ihn zu verweigern, und die Gerichtsverfassung in ihren Landen bildete sich der königlichen in den Hauslanden nach. In diesen kam die Domainenverwaltung unter der Rechnungskammer auf festen Fuß, und wenn in landesherrlichen Ehestiftungen eine Bewirthschaftung der Forsten nach pariser Gebrauche bedungen wird, so ist die Ordnung in den königlichen Forsten und

*) Le conseil que Pierre de Fontaines donna à son amy.

**) Auch ins Lied, ins Gebet kam die Idee der Gewalteinheit:

„Ayde diex sainte trinite,
Une gloire, une majeste,
Uns diex, uns roys, une puissance,
Une deite, une essence".

nicht in dem Gemeindeholze gemeint. In den Hauslanden ordnete sich ferner das wüste städtische Leben mit Hülfe der Zucht, welche die Zünfte kraft ihrer königlichen Vorschrift und Einrichtung über die Genossen üben sollten und konnten; und hier mußten die Beamten über den Zustand der Bauern und Leibeigenen, und bei Noth auf Abhülfe oder Unterstützung berichten und sich ihrer annehmen; hier ward der Landfrieden streng, doch immer noch mit Unterbrechungen, gehandhabt. Die Städte aus allen Landen suchten königliche Freibriefe für Messen und Märkte und Waarenvertrieb und kauften sich auch manches andere Recht. Mit ihrem Handel verbreiteten sich ihre Marktordnungen über Maß, Gewicht und Geld in den Landen, und die städtischen Währungen wurden landübliche, da die allgemeine Münzordnung frommer Wunsch blieb. Der König that Alles, was er konnte, damit es in der Verwaltung ehrlich und ordentlich zuginge; was ein Jeder zu geben und zu leisten schuldig war, sollte er geben und leisten; eröffnete Lehne wurden eingezogen und gleich den andern Domainen in Verwaltung und Pacht gegeben. Es war besonders durch die Wechselwirkung zwischen großen Landhaushaltungen und großer städtischer Bevölkerung Geld genug, darunter auch viel englisches wegen des Weinabsatzes, in Umlauf, um die Naturallieferungen in Renten zu verwandeln, insofern man ihrer nicht bedurfte, und überhaupt nahm und gab man jetzt Renten, wo man früher Lehne gegeben und genommen hatte. Man lieh und verlieh kein Geld auf Zinsen, sondern kaufte und verkaufte mittelst des Geldcapitals Renten, man gab das Land statt auf Pacht auf Renten aus, die Hörigen kauften ihre Leistungen, die Städte die herrschaftlichen Ein=

nahmen von Gerichtsbußen durch Renten ab *) u. s. w. Man hat nicht blos hinreichendes Geld in Umlauf, sondern auch gutes Geld. Es achtete der König auf das Münzwesen, nahm das Münzrecht Denen, welche es misbrauchten, verbot, daß die Münzberechtigten ihren Münzen gleiches Gepräge mit den seinigen gäben, und daß ihre Münzen außerhalb ihres Gebietes, also am wenigsten in seinen Kassen, angenommen würden, und das Parlement machte die Verfolgung der Münzvergehen zum ausschließlichen Kronrechte. Das Rentenwesen ward allerdings wol zu Staatsanleihen gebraucht, indem Renten auf bestimmte Domainen verkauft wurden; es vermehrte aber im Allgemeinen durch Rentenerwerb die königliche Geldeinnahme **), und Louis IX. sammelte nicht blos nach damaligem Gebrauche, sondern auch

*) Von diesem Rentenwesen erhält man die leichteste Uebersicht aus den Testamenten der damaligen Zeit. Eine Sammlung von Testamenten befindet sich in den sogenannten Mazarin'schen Manuscripten auf der wolfenbüttelschen Bibliothek. Diese Manuscripte haben Pithou, de Thou und die Gebrüder du Puis gesammelt und in 777 Bänden hinterlassen, von denen i. J. 1652 dem Herzog August 396 Bände Abschriften verschafft und in 239 Büchern zusammengebunden worden. Einiges davon ist französische Kriegsbeute geblieben. Der Inhalt der Manuscripte fängt in der Hauptsache mit dem 13. Jahrhundert an.

**) Wenn man die Testamente (106 der Mazarin'schen Manuscripte) liest, so sollte man glauben, daß die vornehmen Leute damals Unsummen baaren Geldes bei sich gehabt hätten. So arg ist es aber nicht gewesen. Die Geistlichen schrieben die Testamente und bekümmerten sich nicht, ob und wo das viele Geld zu den frommen Vermächtnissen vorhanden; wenigstens war doch immer ein Anspruch der Kirche an die Erben gewonnen, und dieser Anspruch ward in der Folge auf jeden Nachlaß und gegen alle Erben ausgedehnt, weil nach dem Willen der Geistlichkeit Niemand ohne Testament sterben sollte. Arrêt vom 1. März 1401 und 19. März 1409.

zu einem noch geheimen Gebrauch einen Schatz. Obgleich der Geldverkehr zunahm, behielt das königliche Schloß zu Paris das Ansehen eines Meierhofes: Mastvieh war aufgestellt, Korn aufgespeichert, Garten- und Handwerksgeräth bereit. An dem königlichen Hofe herrschte Sparsamkeit und Sittenstrenge. Es durfte nicht geflucht, und weder Minnespiel und Sang noch Gaukelei gemacht werden; Louis wußte selbst gegen seinen Bruder Charles, diesen rauhen Soldaten mit gelbem gallichtem Gesichte, worauf man niemals ein Lächeln gesehen, den König geltend zu machen und warf ihm einst Würfelspiel und Becher um; aber er entzog wiederum sich selbst nächtlichen Gelagen nicht und sagte einst scherzend zu dem aufstehenden Könige Heinrich III. von England: „Bleibe, damit ich doch einmal sehe, daß ich Dein Herr bin". Er hätte Diesem gern die Normandie wiedergegeben, konnte ihm aber mit Recht versichern: „Meine Barone leiden es nicht". Er ist sogar bis jetzt von den Franzosen darüber getadelt, daß er dem Könige von England gegen Verzichtleistung auf die Normandie und die übrigen Eroberungen Limousin und Perigord abtrat und mit Guyenne als französisches Lehen und Herzogthum vereinigte *), wobei von englischer Seite das obenerwähnte Recht des Anrufs anerkannt wurde. Uebrigens wollte er auch den gewöhnlichen Stoff zu Streitigkeiten, den Besitz der Lehne, von der einen und der andern Krone fortschaffen und ließ den Lehnsleuten die Wahl zwischen beiden, nicht ohne Entschädigung. Auch stand er bei den Engländern in solchem Vertrauen, daß er zum Schiedsrichter zwischen dem König und dem Adel er-

*) Vertrag von 1259.

wählt wurde. Mit den Königen von Navarra und Arragonien sorgte er gleichfalls für gutes Vernehmen, und den Antrag des Papstes zu der Krone von Neapel für einen seiner Söhne auf Kosten des Hohenstaufenschen Hauses wies er mit Unwillen zurück. Aber sein Bruder Charles nahm den Antrag an, rüstete in Anjou und dem Erbe seiner Gemahlin, der Grafschaft von Provence, ward durch den eben angekommenen Kreuzfahrer von Valery der Sieger Konradin's, und ohne ihn *) Jenes Henker. Während so Charles Neapel gewann, ging unvermerkt französisches Gebiet des deutschen Reichs an Frankreich, allmälig dann auch deutsches Sprachgebiet an die französische Sprache verloren, und Deutschland blieb nach dem Sturze der Hohenstaufen sichtbar gegen Frankreich zurück, welches letztere nun Jahrhunderte hindurch von seinem mächtigsten Nachbarvolke nichts zu fürchten hatte. Seinen Hauptfeind, seine kriegerische Einbildungskraft und Schwärmerei, trug es in sich, und Das brachte auch dem Könige Louis IX. den Tod, nachdem er demselben schon so oft und in so vielfacher Gestalt nahe gewesen war. Des Königs Seele lebte in Hoffnungsbildern von Siegen über die Ungläubigen; zum Kriege wider sie hatte er Schätze gesammelt, und zum neuen Kreuzzuge erhob sich auf seinen ersten Wink **) die Blüthe Frankreichs. Er zog auf seines

---

*) Valery schlug das reiche Geschenk von Charles an Land und Leuten aus und kehrte heim, indem er sagte: „Was ich that, das that ich meinem frommen Könige Louis zur Liebe, und meinem Vaterlande zur Ehre".

**) Louis IX. kündigte, eine Dornenkrone in der Hand, seinen Entschluß zu einem neuen Kreuzzuge in einem großen Parlemente zu Paris am 25. Mai 1267 an. Bis dahin hatte er ihn geheim gehalten, und selbst sein alter Waffengefährte Joinville erfuhr ihn

Bruders Charles Rath nach Afrika, wo Kaiser Friedrich II. seine sarazenischen Soldaten, die nun dem Könige Charles dienten, geworben hatte, wo Jener Schutzherr gewesen war, und Dieser es werden wollte, und wohin die Fahrt von Marseille und Neapel am leichtesten war. Ohne Zweifel hätte eine französische Colonie zu Tunis sehr vortheilhaft werden können, sowol für den Handel als für die italienischen Besitzungen; auch hatte man bereits einen Gesandten von Tunis zu Paris gehabt. Louis IX. schiffte sich zu Aigues-Mortes, das er gegründet hatte, ein, landete und lagerte in der brennendsten Hitze der afrikanischen Sonne bei Carthago und erlag mit einem großen Theile des Heeres den Seuchen *); einen andern begrub auf der traurigen Heimkehr der Sturm in dem Meere. Nur wenige kamen mit den Gebeinen ihres Königs und mit seinem ältesten Sohne Philipp nach Frankreich zurück.

Louis hinterließ auf seinem Sterbelager eine Anweisung für den Erben seiner Krone: „Gewähre Gerechtigkeit kräftig und bieder, ohne abzuweichen rechts oder links, und halte auf die Klage der Armen, bis die Klage aufgeklärt ist. Wenn Jemand mit Dir etwas hat, so sei immer für ihn und gegen Dich, bis Du die Wahrheit weißt. Denn so werden Deine Räthe desto dreister urtheilen, wie es recht ist.

---

erst in dieser feierlichen Sitzung. Joinville hatte zum Parlement aus der Champagne kommen müssen, obgleich er (sowie noch mehr der König) kränklich war.

**) Louis IX. verließ am 1. Juli 1270 Frankreich und starb im Lager bei Carthago am 25. August 1270. An seinem Todestage kam sein Bruder Charles an, gab aber bald die Hoffnung auf, Tunis zu nehmen; und es ward Friede geschlossen, wonach die Christen Handel und Kirchen zu Tunis haben sollten.

Kriege und Streitigkeiten, wie sie sein mögen, lege bei, soviel Du kannst". Er ward von der Kirche heilig gesprochen, und sein Andenken ist noch jetzt im französischen Volke treu bewahrt. Seine Begeisterung, wie jegliche, neigte sich zur Schwärmerei; aber ein seelenvolleres Leben, eine bestimmtere Harmonie der Empfindung, des Verstandes und der Willenskraft möchte wol kaum in der Geschichte zu finden sein. Für ihn spricht der vollgültigste Zeuge, das Volksgefühl, welches schnell und unwandelbar für den heiligen Louis stimmte, die kräftigste Stütze seiner Regierung ward und Jahrhunderte mit sehnsuchtsvoller Liebe an seiner Regierung hing. Von seinen Misgriffen vermeidet die Geschichte zu sprechen, außer von seinem Kreuzzuge, der nicht sowol im Plane als in der Ausführung fehlerhaft war. Auch das harte Ketzergesetz vom J. 1228 kommt nicht auf seine Rechnung. Seine Verwaltungsfehler müssen fast nur aus leisen Andeutungen errathen werden: er begünstigte das Spionwesen und gebrauchte dazu seine lieben Bettelmönche, welche er auch gewöhnlich zu den Untersuchungsbeamten über die Verwaltung der Baillis machte. Die Gegenwirkung des Spionwesens, das Heuchelwesen, blieb nicht aus. Er ließ die Beamten im Interesse seines Dienstes so eigenmächtig und schonungslos verfahren, daß laute Klagen darüber entstanden, und daß er Abhülfe verheißen mußte. Sein harter Steuerzwang glich der Plünderung und traf den Kopf, wenn er nichts weiter fand (taille réelle et personnelle). Die Geistlichen mußten in 6 Jahren 10 Zehnten geben. In seinem Starrsinne schien der König völlig gefühllos zu werden: einst strafte er einen Fluch mit dem Martertode, und aus seinem Ketzerhasse scheint auch Groll auf Languedoc durchzublicken, das unruhig blieb.

Hierzu kommt das kärgliche traurige Klosterleben an seinem Hofe und das Ceremonienwesen, das die Kunst verscheuchte und Lust und Spott zu Heimlichkeiten machte, auf welche Weise sich auch vielleicht die Tempelherren für den äußern Zwang entschädigten. Aber die Fehler des Königs glichen doch nur Sonnenflecken. Es fehlte vor und nach ihm nicht an guten Gesetzen, und die seinigen sind nichts weniger als musterhaft, aber der Sinn seiner Verwaltung ist es: jener Sinn, welcher durch und aus ihm ins französische Leben getreten ist, dem echten französischen Stamme Haltung und Festigkeit gegeben hat und unter seinen Nachfolgern verstanden wird, wenn von den Einrichtungen des heiligen Louis die Rede ist. Wider die Münzverfälschung unter Philippe le Bel, wider den Aemterverkauf unter Louis X., wider die Vergeudungen unter Charles IV., wider den Steuerdruck unter Philippe de Valois, wider den Bruch und für die Gewähr des öffentlichen Treuglaubens berief man sich auf die Einrichtungen des heiligen Louis.

Unter dem Könige Philipp III. und seiner liebenswürdigen Gemahlin Marie von Brabant, einer Dichterfreundin, wenn nicht selbst Dichterin, ward der Hof zum Sitze der Kunst und Lebensfreude, aber auch finsterer Umtriebe. Man beschuldigte die Königin des Meuchelmordes an ihrem Stiefsohn und befragte darüber eine Wahrsagerin durch den Abt von St. Denis und den Bischof von Baieux. Nachdem Diese verschiedene Antwort zurückgebracht, und dem Ritter, welchen der Graf von Brabant zum Gottesurtheile für die Königin gestellt hatte, sich Niemand entgegenstellte, ward der Oberkammerherr de la Brosse, sonst Wundarzt, als ihr Verleumder hingerichtet. Viele Leute hielten ihn für ein Opfer

des Adelshasses wegen seines Emporkommens und seiner Ministergewalt. Sein Fall schreckte indeß von dem Aufdringen zum Adel nicht ab, und auch Handwerker bekamen Adelsbriefe, welche unter Philipp III. ihren Anfang nehmen. Die Dörfer, die Edelhöfe, die Waarenlager, die Handelsschiffe mehrten sich; achtbare, wackere Familien, ein Mittelstand gedieh: Das waren die Wirkungen der Einrichtungen des heiligen Louis. Nur ein großer Friedensbruch kommt vor, der Graf von Foix büßt dafür in den Eisen, erhält aber doch sein Land zurück, indem nur in seinen Grenzfesten an den Pyrenäen königliche Besatzungen bleiben. Je mehr die Wachsamkeit und Strenge der rechtsgelehrten Richter von Fehden abhielt, desto mehr kamen die Rechtsstreitigkeiten an die Gerichte, und je weniger die Gerichte den Zweikampf als gerechtliches Beweismittel zuließen, wenn es auch, wie eben erzählt, für die Königin geltend gemacht wurde, je schulgerechter sie das Beweisverfahren haben wollten, desto nothwendiger ward für beide streitende Theile der Beistand von rechtsgelehrten Anwalten. Aber es mochte sich nur zu oft ereignen, daß die Anwalte durch die Einmischung des künstlichen, nur gelernten und nicht begriffenen römischen Rechts in das einfache herkömmliche Recht die klarsten Sachen und Beweise, die Richter selbst verwirrten und den streitenden Theilen mehr als die Fehden kosteten. Es ward verordnet (23. Octbr. 1274), daß die Anwalte beeidigt werden sollten, um keine Sache zu vertheidigen, die sie nicht für gerecht hielten: sie unterschieden dann ihre Ueberzeugung von einer rechtlichen und von einer gerechten Sache; und sie sollten in keinem Falle für eine Sache mehr als 30 Livres (über 700 Franken) nehmen. Es ward der Uebergang der Lehngüter in bürgerliche

Hände bemerklich, und im Parlemente (1275) beschlossen, daß der Bürger sich wegen eines gekauften Lehngutes mit drei obern Lehnsherren seines Verkäufers abfinden solle. Die schon erwähnte Auswirkung eines königlichen Adelsbriefes bot ihm jedoch ein leichteres Auskunftsmittel dar. Der Adel muß in drückendem Schuldverhältnisse zu den Städtern gewesen sein, denn es ward verordnet, daß der Theil der Schulden, der den Bankhäusern oder den sogenannten Lombarden und Cahorsinern *) statt der Zinsen verschrieben worden war, aufgehoben und nichtig sein sollte. Die Juden waren schon unter Louis IX. entgütert und vertrieben, und auch die Lombarden zu seinen Kreuzzügen hart beschatzt, ihr Geldleihegeschäft, als Wucher, ihnen bei Strafe der Verweisung untersagt, und dessenungeachtet dasselbe durch den Drang der innern und äußern Volksthätigkeit und des Geldbedarfs immer größer geworden. Die Städte bereicherten sich unter dem Landfrieden durch das Werk ihrer Hände und liehen ihr Geld den Fürsten und Edelleuten zu den Ausgaben auf auswärtige Unternehmungen, das sie eben durch diese Ausgaben für gelieferte Arbeit zurückerhielten. Die Herrschaft des Königs Charles in Italien und in der Provence war dem Seehandel günstig, Mannschaft ging aus Frankreich zu ihm nach Neapel, und Geld von dort nach Frankreich. Günstig war auch die Freundschaft, welche mit Philipp III. der König von Majorka und Herr von Montpellier aus Feindschaft gegen seinen Bruder, den König von Arragonien, hielt. Beaumarchais bewahrte nicht blos Navarra, welches

*) Auch der Name Cahorsin ist wahrscheinlich italienischen Ursprungs, von einem Handelshause zu Florenz; nicht von der Stadt Cahors.

mit der Grafschaft Champagne die Erbtochter Jeanne ihrem Gemahl, dem französischen Thronerben Philipp, zubrachte, sondern machte auch in Castilien Einfluß und Waffen geltend. Wenn in den spanischen Verhandlungen die Dominikanermönche mit Erfolg gebraucht werden, und wenn zu Lyon auf einer zweiten Kirchenversammlung (1274) von päpstlicher Seite das Wort für Kirchenverbesserung, wofür jedoch nichts geschah, genommen wird: so darf man es den Rechtsgelehrten und dem Wunsche nach Staatsverbesserung zuschreiben, daß in Guyenne der Landesherr, der König von England, nur der Herzog, der König von Frankreich dagegen der König genannt wird. Es war in Frankreich sichtbares Streben nach der Statseinheit, und dazu der kinderlose Tod des Grafen von Valois, mehr noch des Grafen Alfonse von Poitou und Toulouse förderlich. Die Ansprüche der Krone und des Königs Charles von Neapel auf die eröffnete Grafschaft Poitou entschied das Parlement zu Gunsten der Krone *), welche von der angefallenen Grafschaft Toulouse dem Papste Venaissin zurückgab, dem es von dem Grafen Raymond VII. abgetreten, doch mit seiner Einwilligung nicht zugekommen war. Die Eroberung von Neapel trug zwar doppelte blutige Früchte durch den Meuchelmord an den Franzosen in Sicilien und durch den Krieg zwischen Neapel und Arragonien, worin Frankreich Hülfe leistete; aber das Parlement, eine sehr zahlreiche Versammlung der geistlichen und weltlichen Herren, erklärte, daß die päpstliche Verleihung des Königreichs Arragonien anzunehmen sei, und schneller als zuvor, in Jahres-

*) Unter Louis VIII. ward ausdrücklich bei der Verleihung von Apanagen ihr Rückfall an die Krone in Ermangelung von Erben bedungen.

frist, war ein großes Heer, man sagt 20,000 Reiter und 80,000 Mann Fußvolk, versammelt. Es drang wol durch die Pyrenäen und die Wehren des grimmigen Bergvolks nach Girona, schmolz dann aber wie der Schnee zusammen. Catalonien ward geräumt, und mit dem Opfer des Heeres, der jungen Flotte auf dem Mittelmeere und des Königs (1285) selbst, — um diesen Preis! — Roussillon erworben. Der König Philippe IV. le Bel erbte nicht die Tugend, aber die volle Frucht der Einrichtungen seines Großvaters, des heiligen Louis. Eine neue Erscheinung entwickelte sich nach der andern aus dem steigenden Einkommen von Gewerben und Handel; die Normandie bezog den Wein aus Guyenne auf mehren hundert Schiffen; die Tuchmacher trugen auf ein Verbot der Wollausfuhr gegen Besteuerung der Tücher an; die Handwerker, vollberechtigte Bürger, erscheinen in langen Reihen mit fliegenden Fahnen vor dem Hofe bei den Feierlichkeiten; der Kleideraufwand und das Wohlleben nahm so zu, ward sich bei Edelleuten und Bürgern so gleich, daß man Verordnungen dawider machte. In den Friedensverträgen ward ein gleichberechtigter Handel ausdrücklich bedungen, und er war nicht bloß mit den Nachbarländern, sondern auch mit Afrika und Asien lebhaft, wobei man die Münzen jener Länder nachprägte. Wenn man die Tracht und Weise der französischen Ritter um den Bruder des Königs Philippe le Bel in Italien so artig fand, daß man sie nachahmte, so war der französische Mittelstand schon so gebildet, daß bald nachher (1324) sieben Bürger von Toulouse eine Dichtergesellschaft (jeux floraux, oder la gaie société des sept trobadors de Tolosa) stifteten, welche die Form von der pariser Universität annahm und ihr das

Beispiel zur Ertheilung von Dichterkränzen gab *). Die Städte erhielten königliche Verordnung darüber, daß Bürger werden und sich im Winter in der Stadt aufhalten mußte, wer Güter in der Stadtgemeinde erwarb. Die Macht und der Geldreichthum der Städte gab dem Könige augenblicklich die Mittel zum Kriegführen und zum Herrschen, und da weder Geistlichkeit noch Adel die Bürgerschaften in diesem Geben und Gebenwollen vertreten konnte, so traten sie ins Staatsrecht, oder wurden zum Parlemente berufen und durch ihre selbsterwählten Abgeordneten vertreten. Die Abgeordneten erschienen hier allerdings sehr demüthig, verhandelten nicht sowol über die königlichen Anträge, sondern sprachen nur in schnell geendigter Sitzung ihre Zustimmung aus, und manche Städte wären gern, der Kosten wegen, mit der Beschickung des Reichstags verschont gewesen. Auch der Adel gab zum Theil königlichen Räthen seine Vollmacht. Der König benutzte die Gesinnungen der Städte, welche als Folge der Liebe zu dem heiligen Louis für das königliche Interesse waren, da sie unter seiner Leitung die Gegner des hierarchischen und aristokratischen Interesses sein konnten, was sie auch wollten, und eben dadurch beförderte der Reichstag, daß Adel und Bürgerschaft sich in zwei besonderen Classen abschlossen, als sie sich einanderzunähern, und nur der natürliche Unterschied zwischen Reichen und Armen, und in seiner Abfolge zwischen dem gebildeten und ungebildeten Volksstande, zu bleiben schien. Auf dem Reichstage stimmte, wie es scheint, jeder Stand für sich; und stimmte der Bürgerstand für die königlichen Anträge, so kam der König mit den beiden an-

*) Die toulouser Gesellschaft verlieh ein goldenes Veilchen und die Würde eines docteur dans la gale science.

dern Ständen leichter und mehr zu seinen Zwecken als sonst. Er verwickelte sich in mehr Kriege und bürdete den Bürgerschaften größere Lasten auf als er sonst hätte thun können. Aber auf den Landtagen machten die Beschwerden, die Verwaltungskenntnisse, die Staatsgrundsätze von Steuerverwilligungen u. dergl. sich geltend, die Gesetzgebung und ihre Vollziehung ward gleichmäßiger, und in Vielem das praktisch geordnete städtische Verfahren nachgeahmt, welches aus den Landtagsverhandlungen, namentlich von Languedoc, in die Anträge auf dem Reichstage übergegangen zu sein scheint. In den Städten hatte man ein gemischtes, durchgreifendes Steuerwesen und einen umfassenden Geldhaushalt. Der Reichstag scheint zu den bestehenden unmittelbaren Steuern auch noch Verbrauchsteuern bewilligt zu haben. Es mag sein, daß die Besteuerung des beweglichen Vermögens, als Zugabe der Einkommenssteuer, mehr aus der Beschreibung der Vermögenssteuer der Römer im Livius als aus dem städtischen Verfahren bei dem Schoßwesen geschöpft ist, aber die Abschätzungsweise des Einkommens, die Entwerfung der Steuerrollen, die Steuererhebung von den Hintersassen der Grundherren durch königliche Beamte, die Aufbringung der Geldabgabe für den Lehndienst durch Verbrauchsteuern, die Verwandlung des Herrndienstes in Geldzins ließ weder aus dem römischen Rechte noch der römischen Geschichte, wol aber aus dem Stadtkämmereiwesen und von den Maires sich lernen; und die Städte lieferten die zur Steuerverwaltung geschickten Leute *). Die neuen Gerichtsbeamten waren

*) Die Grundherren fühlten bald, wie viel sie durch die unmittelbare Besteuerung ihrer Hintersassen von königlicher Seite verloren, und

zugleich Steuerbeamte und schärften die Beitreibung der Abgaben. Zwei florentinische Kaufleute, die Gebrüder Franzesi, besorgten fortdauernd am Hofe des Königs die Waarenlieferung, die auswärtigen Zahlungen, die Anleihen und die Schatzgeschäfte. Die Rechnungen wurden auf kleine Holztafeln geschrieben, denen ein Ueberzug von schwarzem Wachse das Ansehen von Schiefertafeln giebt. Zur letzten Verrechnung der Staatseinnahmen waren schon Rechnungsmeister angestellt, welche die Rechnungskammer bildeten. Doch hatte das Steuerwesen noch viel von der Natur des Raubwesens an sich, d. h. man nahm viel und gab dem Könige Philippe le Bel auch etwas davon. Er nahm seinerseits Alles, was sich nehmen ließ; er verschlechterte auch die Münze, verbot die Waarenausfuhr, um Ausfuhrbewilligungen zu verkaufen, u.s.w. Nach seinen Ausgaben zu rechnen, müssen seine Einkünfte groß gewesen sein. Er hatte wol hinundwieder 80,000 Mann unter den Waffen, von denen 50,000 Mann Soldaten waren, und ein völlig ausgerüsteter, tüchtiger Mann kostete im ersten Monate beinah 100 Rthlr. unsers Geldes; doch im Kriege vertrat die Plünderung die Stelle des Soldes. Seine gewöhnliche Einnahme schätzt man auf eine Million Thaler, und davon konnte er füglich einen Stamm stehender Truppen, seine Gensd'armen, unterhalten, weil der größte Theil der Staatsausgaben noch dem königlichen Schatze nicht zur Last fiel; die Vertheidigung jeder Landschaft war ihre eigene

erhielten, daß ihre Beamten bei der Entwerfung der Steuerrollen zugezogen wurden.

Die Taille kommt als grundherrliches Gefälle 1265 in dem Testamente des Ritters und Herrn von Laval Guy vor: „Je prens ma taille des chevaliers de Laval et ma prouuouté si comme elle est accoutumée à bailler". Mazarin. Mnscr. 106.

Sache, die Befestigung und Besatzung der Städte geschah von ihnen selbst mit argwöhnischer Abweisung aller Einmischung, der größte Theil der Verwaltungsangelegenheiten war in den Händen der Körperschaften. Das Beziehen von Geldgehalte war erst in seinem Anfange, aber große stehende Kosten machte das Bestechungswesen im Auslande. Die Hauptausgabe war der Truppensold, weil die französischen Landesherren sich und ihre Ritterschaft zu den Fehden des Königs nicht brauchen lassen wollten, weil sie, wenn sie es thaten, dem Könige verdächtig waren, und weil er bei der aufdrängenden Bevölkerung so viele Soldaten haben konnte als er bezahlen, oder auf Kosten seiner Lande leben lassen wollte. Uebrigens wurden die Soldaten keinesweges auch in Friedenszeiten zur Spielerei gehalten, und dazu gründete der Reichstag ein neues und baares Staatseinkommen nicht, sondern um die königliche Gewalt zur Handhabung des Landfriedens, des Rechts und der Ordnung im Reiche zu erkräftigen. Das Gebot des Landfriedens wird über den Süden und die landesherrlichen Gebiete erstreckt, das oberste Gericht *) erhält seinen festen Sitz zu Paris, heißt Parlement und besteht, um für Alle ohne Ausnahme zu sein, aus den Pairs des Reichs, als durch sich selbst berechtigten Beisitzern, aus weltlichen und geistlichen Herren und aus vortragenden Rechtsgelehrten. Es bildet zwei Abtheilungen, die eine für Klage-, die andere für Untersuchungssachen. Der Parlementspräsident ist nur kurze Zeit ein Geistlicher; die Gehalte und Kosten des Gerichts trägt der königliche Schatz. Es hat

*) Cour souveraine, auch chambre: que nul maitre ne s'absente de la chambre sans le congé de son souverain. Ord. de Philippe le bel.

mit der Verwaltung nichts zu thun, insofern sie nicht Gegenstand eines Rechtsstreites wird, aber dazu macht man noch jede Verwaltungsverfügung, namentlich die Steueransagen. Damit das Parlement nach den Verordnungen erkenne, werden diese ihm zugefertigt und bei ihm zu Buche getragen (einregistrirt). Das ist in der Ordnung, nicht so, wie es später geschah, daß das Parlement über die Verordnungen erkennen und die ihm misfälligen nicht einregistriren wollte. Auch die Verträge wurden ihm zugefertigt, um über alle Gerechtsame der Krone Kunde und Obacht zu haben. Zugleich erhielten die Parlemente von Toulouse, von Rouen und das Landesgericht zu Troyes ähnliche Einrichtungen, das Letztere für die an Frankreich gefallene Champagne. So hatten die alten und die neuen Hauslande ein jedes sein Obergericht, und man sieht hieraus deutlich, daß ein jedes Land seine besondere Einrichtung behielt, wenn es auch keine eigenen Landesherren mehr hatte. Die Obergerichte gaben nun ihrerseits den Untergerichten Ordnung und Verfassung; der Stand der Rechtsgelehrten machte sich geltender, und das französische Recht faßte Wurzel. Die oberste Staatsverwaltung war noch mit der Hofverwaltung verbunden, die ersten Hofbedienten waren nächst dem Kanzler die Minister; der Oberkammerherr Enguerrand von Marigni der Erste an der Spitze der Finanzverwaltung, doch hatte er, wie schon bemerkt, bereits eine Verwaltungskammer unter sich. Der Kanzler hatte gleichfalls königliche Räthe um sich und führte nicht blos die Feder, sondern auch den Degen: Pierre Flotte blieb in der Schlacht. Wir sehen also die neuere Staatsordnung in allen Theilen im Werden. Die Machtvollkommenheit, ein baares Staats-

einkommen, eine gesetzgebende Versammlung, höchste unabhängige Gerichte, Staatsminister, Verwaltungsräthe, besoldete Staatsbeamte, stehende Truppen machen eine Gesammterscheinung gleich nach dem Zeitalter des heiligen Louis, nachdem die jungen Leute Hausväter und Beamte geworden sind, welche nach dem Vorbilde seines häuslichen Lebens und unter dem Schutze seines Friedens erzogen wurden. Die neue Staatsordnung kam in ihrem Werden mit dem Triebwerke der hierarchischen Universalmacht in ähnlichen Streit wie die Staatseinrichtung von Kaiser Friedrich II.; aber sie bestand ihn und entwickelte sich eben während desselben, weil das Volk die Sache seines Erbkönigs zu der seinigen machte.

Der Papst Bonifacius VIII. und Philippe le Bel waren Beide zu stolz, um Freunde zu sein. Sie beleidigten sich: der Papst verbot der Geistlichkeit, ohne seine Einwilligung irgend eine Abgabe zu zahlen *); der König verbot **) dagegen die Geldsendungen nach Rom, welche besonders die Juden und die Tempelherren besorgten. Eine misglückte Aussöhnung erbitterte Beide noch mehr. Der Papst erließ im väterlichen, aber strengen Tone eine weitläufige Vermahnung ***) an den König, in deren Anfang er sagte: „Gott hat uns, obgleich unwürdig, über die Könige

---

*) Den 18. Aug. 1296. „Ni dixième, ni vingtième, ni centième, ni aucune autre taxe sous le nom d'aides, de prêts, de don gratuit, de subvention d'octroi, de subside".

**) Den 17. Aug. 1296. Die Gleichzeitigkeit beider Verordnungen läßt fast nicht zweifeln, daß der eine Theil von der Berathung des andern Kunde hatte. Bei einem andern Vorgange machte ein Eilbote des Königs Philippe le Bel den Weg von Rom nach Paris in neun Tagen; geschwinder geschieht es fast jetzt nicht.

***) Die Bulle „Ausculta fili" (Höre mein Sohn). 1301.

und die Reiche eingesetzt und uns das Joch der apostolischen Dienstbarkeit auferlegt". Für den König aber hieß es: „Möge doch Niemand Dich bereden, mein lieber Sohn, daß Du keinen Obern habest, daß Du keine Ergebenheit dem Oberhaupte der Kirche schuldig seist; denn unsinnig ist Der, welcher in solche Meinungen seine Weisheit setzt, und wenn er in solcher Behauptung verharrt, so ist er bundbrüchig und ausgestoßen aus der Heerde des guten Hirten . . . Wir dürfen Dir nicht verschweigen, wie sehr Du uns beunruhigst, indem Du die göttliche Majestät beleidigst durch die Bedrükkung Deiner Unterthanen, der Laien und der Priester". — Es folgte eine sehr dunkle Schilderung seiner Regierung, und es ward zugleich die französische Geistlichkeit nach Rom zu einer Versammlung berufen. Der König hatte von diesem päpstlichen Verfahren desto mehr zu fürchten, je härter und gewaltthätiger seine Regierung und das Betragen seiner Beamten gewesen war. Doch hatte er schon das neue Gerichtsverfahren gegen den Bischof von Pamiers bewährt gefunden, gegen welchen eine Menge Zeugen über schwere Verbrechen aufgestellt, und welcher verhaftet worden, um, wie es hieß, hingerichtet zu werden. Der König sah, daß die Mehrzahl der Geistlichen eingeschüchtert ward, als seine Gerichtsbeamten wider einen Bischof Untersuchung wegen Ketzerei verhängten und gerade so wie die Ketzergerichte gegen Laien wider einen hohen Geistlichen verfuhren; er sah ferner, daß viele Geistliche eine Kirchenverbesserung wünschten, wie denn auch bereits auf der Universität Paris ein Anfang gemacht geworden war, die Glaubenslehren aus Vernunftbegriffen zu erklären. Wenn einige Bischöfe der Berufung nach Rom folgen wollten, so verweigerten es andere, und er durfte

hoffen, daß die Stimmung im Allgemeinen für ihn und für die Beschränkung der Kirchengewalt durch ihn sein werde. Er berief die geistlichen und weltlichen Herren und Abgeordnete der Städte zu einer Versammlung, und sein Kanzler Pierre Flotte trug auf diesem Reichstage vor, daß die Franzosen den Schimpf nicht dulden dürften, ihr freies und unabhängiges Reich in päpstliche Dienstbarkeit gebracht zu sehen, laut folgender Bulle: „Bonifacius, Bischof, Knecht der Knechte Gottes, an Philipp, König der Franken: fürchte Gott und thue seine Befehle. Wir wollen, daß Du wissest, daß Du uns in dem Weltlichen und in dem Geistlichen unterworfen seist, daß die Verleihung der Kirchenämter und Pfründen Dir nicht gehöre, daß Du nur die Verwahrung der erledigten Pfründen habest, um die Früchte davon den Nachfolgern zu überliefern, daß wir die Verleihung von Pfründen für nichtig erklären, die Du ertheilt haben magst, und die Vollziehung widerrufen, die erfolgt sein mag; erklären Alle für Ketzer, welche anders denken." In dieser vom Papste verleugneten Bulle gab der Kanzler wol nur der langen Bulle kurzen Sinn, und es verlautete auch, wie derb der König die päpstlichen Anmaßungen in einem Schreiben abgefertigt habe, welches jedoch nicht erlassen zu sein scheint. Die drei Stände thaten nach dem Willen des Königs, und ein jeder schrieb an den römischen Hof, daß die französische Krone unabhängig sei und bleiben solle. Auch diese mehr oder weniger gewundenen Schreiben scheinen zuvor entworfen zu sein, und die Sitzung der Stände nur einen Tag gedauert zu haben (10. April 1302). In einer folgenden Versammlung der beiden ersten Stände sprach der königliche Rath, früher Rechtslehrer, Guillaume de Nogaret, predigt-

mäßig über den Spruch der Schrift: „Es werden falsche Propheten unter dem Volke sein", und beschuldigte den Papst, den Lügenmeister, der Ketzerei und der Schacherei mit Kirchenämtern, weshalb Derselbe verhaftet und von einer Kirchenversammlung gerichtet werden müsse. Der Papst ließ dem Könige wissen, daß er ihn unter dem Banne mitbegreife, welchen er über Diejenigen ausgesprochen habe, die den französischen Geistlichen verwehrten, ihrer Einberufung nach Rom zu folgen, und daß der königliche Beichtvater, ein Dominikaner, sich sofort zu Rom stellen sollte. Der König antwortete durch feierliche Anklage des Papstes vor einem Parlemente, bestehend aus seinem Bruder Louis d'Evreux, aus den Grafen St. Paul und Dreux und dem rechtsgelehrten Ritter Guillaume de Plasian, von albigenser Abkunft wie Nogaret. Der Papst, hieß es darin, glaube nicht an die Unsterblichkeit der Seele, denn er habe gesagt, daß er sich mehr aus einem Hunde als aus einem Franzosen mache, welches er nicht hätte sagen können, wenn er den Franzosen mit unsterblicher Seele begabt hielte. Er habe einen dienstbaren Geist um sich, denn er habe gesagt, daß kein Mensch ihn betrügen könne. Die Anklage beschuldigte ihn der schmuzigsten Laster und ward von Plasian öffentlich beschworen. In der Folge verschaffte man sich viele Zeugenaussagen, aber man trieb es damals so wild, überhaupt mit Rechtsverdrehungen, mit Zeugenbestechung und verfälschten Aussagen, mit dem Unterschieben und Unterschlagen von Urkunden, mit erzwungenen Geständnissen und Trugschlüssen, mit jeglichem Versuche, der Gewalt den Schein des Rechts zu geben, daß überall Bedenken und Zweifel bleiben. Was die Sache mit dem Papste betrifft,

so kündigte er endlich die Bannerklärung über den König in sehr abgewogenen Ausdrücken an (15. Aug. 1303), und sie war in der Ausfertigung. Philippe le Bel hatte aber die Anklage wider den Papst in Abschrift an die geistlichen und weltlichen Herren, die Stifter und die Städte gesandt und begehrt, daß sie seiner Forderung einer Kirchenversammlung, auf welche er sich berufe, beipflichteten; und er hatte mehr als 700 beifällige Antworten erhalten. Es war indessen Nogaret mit seinen Vollmachten (7. März 1303), auf Verhandlungen zu einer Versöhnung mit dem Papste, wie es hieß, lautend, und mit unbeschränkter Anweisung auf ein Wechselhaus zu Florenz, in Begleitung eines der schon erwähnten Franzesi und zwei Rechtsgelehrten, nach Italien gegangen. Er verschaffte sich Einverständnisse zu Anagni, wo sich der Papst aufhielt, und überfiel ihn dort. In Eisen, drohte er, sollte der Papst nach Lyon gebracht und dort von einer Kirchenversammlung gerichtet werden. Der Greis ward zwar befreit (10. Septbr. 1303), nachdem er in Todesangst geschwebt und drei Tage gefastet hatte; er starb aber bald nachher (11. Nov. 1303). Doch König Philippe le Bel verfolgte ihn noch im Tode und wollte ihn noch lange Zeit auf einer Kirchenversammlung anklagen lassen. Er stellte den Ritter Plasian bei dem neuen Papste an und bekam nach dessen Tode, welcher kurz darauf, als er den Bannspruch über die Rädelsführer bei dem Aufruhre zu Anagni ausgesprochen, erfolgte, den folgenden Papst Clemens V., den Grafen Bertrand de Goth aus Gascogne, in seine Gewalt. Dieser leistete ihm Versprechen und Bürgschaft vor der Wahl und blieb nach derselben in Frankreich, wo nun die Geistlichen ruhig dem Könige gehorchten.

Es besprach zu Poitiers (Juni 1307) der König mit diesem Papste, sich auch, als er Härteres über die Tempelherren beschlossen als von ihm die Juden durch Vermögensverlust und Verweisung auf geheimen Befehl des königlichen Rathes plötzlich erduldet hatten. Der Großmeister des Ordens, Jacques de Molay, war von Cypern auf königliche Einladung gekommen und fand freundliche Aufnahme, während den Gerichten schwere Anklagen und böse Gerüchte wider die Tempelherren zukamen und begründet gefunden wurden. Der Orden war ein Staat für den europäischen Adel, die Tempelherren besaßen ein grundherrliches oder fürstliches Gebiet von mehren tausend Balleien, sie waren aus den ersten Familien und in den Lehnhöfen jedes Landes, und gewöhnlich an der Spitze seines Kriegswesens und seiner Finanzen, da sie sich zu Beiden durch die Kenntniß eines regelrechten Geschäftsbetriebes und durch den Vortheil ihrer Ordensverbindung empfahlen. Der Orden führte beständig Krieg mit den Sarazenen, nahm an der Verwaltung in allen Landen Theil, besorgte die Geldsammlung und Geldsendung zum Sarazenenkriege und trieb auch Handelsgeschäfte; er war also zugleich die Schule und der Verein vielseitig gebildeter, erfahrener und aufgeklärter Männer, die, selbst ehelos und ohne Familie, aber in den mächtigsten Familienverbindungen, ohne eigentliche Unterwürfigkeit, aber von dem wirksamsten Einfluß in den Ländern, wol streben konnten, ihren Staat nicht blos in den Staaten, sondern über die Staaten zu erheben. Allein in dieser unnatürlichen Stellung konnte der Orden, einer vorschreitenden Staatsgewalt gegenüber, nicht von Dauer sein, während er sich selbst unter einer gelähmten Staatsgewalt nur durch künstliche und geheimnißvolle Mittel halten konnte.

Zu diesen letzteren gehörte seine Dienstfertigkeit gegen den römischen Hof, dessen bewaffnete Macht er war, die aber doch wieder staatsklug abgewogen sein wollte; seine Verbrüderung bis zu den niedrigsten Ständen herab, oder mit allen seinen Dienstleuten; seine Verschwiegenheit; seine geheime Einweihung der Ritter oder Regierungsglieder. Dieses heimliche Wesen des Ordens, lautete die Beschuldigung in Frankreich, verberge Abschwörung des Glaubens und die ärgsten Laster; und an einem Tage (13. Octbr. 1309) wurden durch das ganze Reich die Ordensritter verhaftet, als Ketzer mit aller Hülfe von Nogaret und Folterknechten in Untersuchung genommen und großentheils hingerichtet. Sie waren nirgend mächtiger und reicher als in Frankreich, auch die königlichen Schatzmeister gewesen. Der Papst Bonifacius VIII. hatte sich in seinem Streite mit dem Könige nicht über sie, desto mehr aber über den Beichtvater des Königs, einen Dominikaner, beklagt; und der Beichtvater Guillaume *) betrieb nun die Untersuchung wider sie auf das eifrigste, welche der Papst Clemens V., obgleich ungern, genehmigte, der Reichstag billigte und hauptsächlich Bettelmönche führten. Der Orden ward aufgehoben, seine Güter kamen an die Johanniter, insofern sie die Familien nicht zurücknahmen, welche sie verliehen. Der König erhielt, wenn nicht mehr, wenigstens das Besitzthum zu Paris, den Temple und die Vergütung der Gerichtskosten **).

---

*) Nach dem Testamente des Königs, Mazarin. Mnscr. 106, hatte ihm Guillaume einen Geschichtsspiegel geschenkt, wahrscheinlich einen Theil der Encyklopädie, welche Vincent zu Beauvais († 1264) in vier sogenannten Spiegeln: Naturspiegel, Lehrspiegel, Geschichtsspiegel und Sittenspiegel, verfaßte.

**) Nach der Rechnung von Philippe le Bel betrugen seine Kosten

Philippe le Bel benahm sich gegen den König von England und den Grafen von Flandern auf die Weise, die wir schon kennen, und sein Krieg mit ihnen hatte das Gehässige eines Hofkrieges und das Verderbliche eines Bürgerkrieges. Philippe le Bel hatte auf dem französischen Gebiete des Königs von England allen Einfluß, den der Hauptstaat eines Volkes auf einen Nebenstaat desselben Volkes ausübt. Es schien auch nur des Wortes zu bedürfen, daß Guyenne und Gascogne der Krone verfallen seien, um beide Lande bis auf ein paar Seestädte fast ohne Blut in Besitz zu nehmen. Aber man fühlte dort bald, daß der König unter dem Scheine der Rechtsordnung den Gewaltmisbrauch verberge, daß man nichts gewinne, aber den einträglichen Verkehr mit England verliere; und die Lande kehrten unter die englische Hoheit zurück, obgleich der König von England vergeblich gehofft hatte, durch rings um Frankreich gestiftete Verbündungen dieses Reich in einen allgemeinen schweren Krieg zu verwickeln, indeß er hingegen sein Leben lang mit den Schotten zu kämpfen hatte, die Philippe le Bel aufregte. Der König von Frankreich hatte auch Einverständnisse in den gewerbreichen und wehrhaften Städten des Grafen von Flandern und bekam mehr dadurch als durch seine Waffen das Land, und durch Wortbruch den Grafen selbst, Englands Verbündeten, in seine Gewalt. Aber die dortigen Bürgerschaften ertrugen nicht lange, daß sie herrisch behandelt, daß die Vorstellungen der Zunftmeister wider Unfug mit Verhaftungen beantwortet, und ihre Klagen bei dem Par-

---

200,000 Livres (Traité de 1315 entre les gens du roi et les hospitaliers).

lemente zu Paris Jahre lang spruchlos gelassen und dann verworfen wurden. Zu Brügge, wo die Zunftmeister der Zimmerleute und Schlächter angeführt, selbst die Frauen geholfen hatten, ward die Besatzung erschlagen, auch den Gefangenen das Todesurtheil gesprochen. Von Brügge zog man zu den benachbarten Städten und befreite auch Courtray. Der König in seinem Grimme sandte den Grafen Robert von Artois mit mehr als 7000 Reitern, 10,000 Bogenschützen und 30,000 Mann Fußvolk wider sie, die etwa 20,000 Mann stark sein mochten. Hinter einem Graben stehend, der von fern nicht gesehen werden konnte, fielen sie von beiden Seiten auf die Franzosen, welche sich in und vor dem Graben aufgedrängt hatten, und rieben sie auf (11. Juli 1302). Nun erhob sich der König selbst mit doppelter Heeresmacht, verlor aber in vielen unglücklichen Gefechten die Hoffnung auf eine glückliche Schlacht und kehrte zurück. Auch die Flamländer, welche ihrerseits in Frankreich einfielen, wurden zwar geschlagen (1304), aber nicht entmuthigt, und der König machte mit ihnen Frieden. Die völkerschaftliche Absonderung, die Grenze der Sprachgebiete hatte sich in diesem Kriege geltend gemacht: je nachdem in den Ortschaften französisch oder flamländisch gesprochen wurde, waren sie französisch oder flamländisch gesinnt gewesen. Der König gewann Lille und Douay, wandte aber Flandern von sich und von dem Verkehr auf seinem Gebiete ab, worauf dasselbe nun desto eifriger auf englischem Gebiete Handel trieb. Nicht mit Blut, sondern nur mit Geld erkaufte der König Rechte über die Stadt Lyon und gewann solche gleichfalls über Montpellier, indeß die Herrschaft in der Franche Comté die Gräfin Jeanne seinem zweiten Sohne zubrachte.

Schon hielt es Genua mit Frankreich, und der König hatte italienische Soldaten im Dienste, um seiner eigenen Soldaten desto sicherer zu sein, wenn er sie gegen die Bürgerschaften seiner Städte gebrauchte. Das Soldatenhandwerk ward in Frankreich das einträglichste Handwerk auf Kosten der andern, das Kriegsvolk brachte aus dem Felde Liederlichkeit und Raubsucht zurück und überließ sich dem frechsten Leben. Die Minnehöfe wurden die Vereine von Freudenmädchen und von der Pest aufgelöst; zwei Schwiegertöchter des Königs gaben sich Liebhabern hin, welche lebendig geschunden wurden; Reihen von Hingerichteten moderten vor den Städten. Alles scheint sich in Widersprüche zu verwickeln. Der Verstand blickt aus neuen Staatseinrichtungen hervor und dunkelt wieder in Wahrsagerei und Aberglauben zu; die Schwärmerei ist allgemein um diese Zeit, wo zu Paris Marguerite Porrette als Schriftstellerin zur Verkündigung der Offenbarung auftrat, daß eine in der Liebe Gottes vernichtete Seele Alles der Natur verwilligen dürfe, und bei verweigerter Abschwörung auf den Scheiterhaufen gerieth. Und doch erkaltet das Gefühl, und Niemand erhebt, begeistert sich gleich einem Bernhard; die Bettelmönche kommen zu Gunst und Gewalt, zur Herrschaft auf den Universitäten, aber statt dort die guten Köpfe zu unterdrücken, bilden sich aus ihnen die besten; die Inquisition ist in voller Thätigkeit, und aus der Ketzerei wird eine Ehrensache gemacht. Nach einem ausdrücklichen Kirchenverbote sollen die Schriften von Aristoteles nicht gelesen werden, und sie werden zum Gesetzbuche des gesunden Verstandes gemacht; die Wahl war glücklicher als der Gebrauch: man lernte von Aristoteles nicht das kalte praktische Den-

ken, worin er nicht übertroffen, sondern das Bilden leerer Begriffe, worin er gefehlt, um mit ihnen dann das Beliebige zu beweisen; ja seine Ausschließung der Kaufleute, Handwerker und Bauern von der Verwaltung eines glückseligen Staates scheint zur Ausschließung des Adels von den Gewerben, zur schärferen Absonderung der Stände und zur Herabwürdigung des Bürgerstandes geführt zu haben (jetzt nennen sich indeß neben Fürsten und Bischöfen Mitzeugen derselben unter königlichen Familienurkunden noch ohne Weiteres pariser Bürger); es entsteht ein gelehrter Beamtenstand, welcher die alten Römer und ihre Sprache liebt und seine Landsleute und seine Sprache verachtet, und doch kommt eben jetzt die erste Bildung unter die niedern Stände, erheben sich überall französische Volksredner, und gründet der Predigerorden die französische Beredsamkeit. Die Regierung vermehrt ihre Gewalt und den Steuerzwang, und eben dadurch schreitet die bürgerliche Freiheit vor. Bei aller Verwirrung ist doch (was die französische Geschichte jener Zeit so angenehm macht) sichtbarer Fortgang.

In Jahresfrist nach der Hinrichtung des Großmeisters Molay starb Philippe le Bel (1314), und in Jahresfrist, also ging die Sage unter dem Volke, sei der König von dem sterbenden Großmeister vor Gottes Richterstuhl gerufen. Drei Söhne von Philippe le Bel, junge, ausgezeichnet schöne Männer, bestiegen hinter einander den Thron, ohne ihn zu vererben: Louis X., Hutin, König von Navarra († 1316), und nach seines Sohnes Jean I. Tode Philipp V. le Long († 1322), und Charles IV. le Bel († 1328). Unter einem so schnellen Königswechsel ward die Regierung schwankend

und schwach, aber die Verfassung befestigte sich, die landschaftliche Verwaltung stärkte sich, das Regieren, sonst eine undankbare Pflicht, war durch Steuernehmen und Stellengeben ein angenehmes Recht geworden; dagegen leisteten Hohe und Niedere mit großem Widerwillen Steuerzahlung und Dienstgehorsam. Ihr Haß brach gleich nach Philippe's le Bel Tode gegen die Beamten los, und sein Bruder Charles von Valois, ein herrischer und im Kriege gewaltiger Mann, fuhr im königlichen Rathe wild wider den Finanzminister Enguerrand von Marigni auf, und da sich der starrsinnige Normann auch seinerseits nicht hielt, ward kaum verhindert, daß sie sich in des Königs Gegenwart schlugen. Louis Hutin hätte Enguerrand gern geschützt, vermochte es aber nicht, und der erste französische Finanzminister starb eines gewaltsamen Todes, wie Viele seiner Nachfolger gleichfalls. Er ward des Unterschleifs sowie auch der Zauberei angeklagt und gehangen *), jeder gehässige Beamte gefoltert, ihr Vermögen eingezogen, aber begreiflich der Schatz nun noch leerer als er zuvor schon gewesen, da die Finanzleute so eingeschüchtert wurden. Sie beschränkten sich auf diejenigen Erhebungen, wobei keine Gefahr war, und gaben dem Rentenwesen noch größere Ausdehnung. Aus der freiwilligen Ablösung der bäuerlichen Dienste und Lieferungen

*) Sein Ankläger legte den Spruch zum Grunde: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb die Ehre"; und der Fortsetzer von Nangis sagt: „Endlich ward Marigni vor den Rittern verurtheilt und an den Galgen gemeiner Missethäter gehangen, ohne jedoch ein Verbrechen gestanden zu haben, außer daß er mit Andern zu den Besteuerungen und den Münzveränderungen beigetragen habe".

ward eine gezwungene *). Die Italiener, welche die Pächter, Rechnungsführer und Rentmeister der Gefälle und zugleich die Geldwechsler gewesen, wurden mit Einziehung ihres Vermögens vertrieben, die von Neuem zugelassenen Juden aber, als sie sich bereichert hatten, und als ein heißer Sommer in den übervölkerten, dumpfen und schmuzigen Städten eine Seuche erzeugte, der Brunnenvergiftung durch bestochene Aussätzige beschuldigt und unter Marter und Mord fortgejagt. Das Hauptmittel, den Schatz wieder zu füllen, waren die Beisteuern zum neuen Kreuzzuge, welchen Philippe le Long auch dann noch vorhatte, als der Papst selbst davon abmahnte. Die Reichsbesteuerung entwickelte sich ungeachtet der Reichstage nicht, sondern man verhandelte über Beisteuern und Anleihen gegen Zugeständnisse mit den einzelnen Landschaften **). Dagegen entwickelte sich jetzt das Staats-

*) „Nach dem Naturrecht", hieß es in der Verordnung vom 3. Juli 1315, „soll Jedermann von Geburt frei sein; und durch alte Gebräuche und Herkommen .... sind viele Leute unsers gemeinen Volkes in das Band der Leibeigenschaft von verschiedener Art gefallen, welches uns sehr misfällt".

**) Der Normandie ward (19. März 1315) verbrieft, daß sie mit neuen Abgaben, und mit Lieferungen, ohne höchste schriftliche Anweisung an das Hoflager nicht beschwert, die Berufung von ihrem Echiquier an das pariser Parlement nicht gestattet, und die Folter nur bei den schwersten Anzeigen von Hauptverbrechen und ohne Gefährde für Leib und Leben angewandt werden solle. Gleichzeitig ward das Fehderecht des Adels von Bourgogne und der Zweikampf als gerichtliches Beweismittel anerkannt. Der Adel von Champagne erhielt Zusicherungen für seine Gerichtsbarkeit und Afterbelehnung, wider Vermehrung des dortigen Kronguts und zur Beschränkung der Folter. Aus der Picardie sprach man die alten Gewohnheiten, Fehde, Zweikampf, Turnier, nicht ohne Gewähr an. In Languedoc sollte Niemand seinem ordent-

recht über Erbfolge, Volljährigkeit und Vormundschaft. Louis X. hatte eine Tochter und eine schwangere Gemahlin hinterlassen. Charles von Valois wollte sich die Regentschaft anmaßen; die Pairs entschieden aber wider ihn, den Oheim, und für den Bruder des Königs, also wider den Geschlechtsältesten, wie gleichfalls wider die Mutter, und für den nächsten Agnaten, oder den ersten Prinzen vom Geblüt. Sie ernannten Philipp zum Regenten, wenn die Königin einen Sohn gebären würde *). Dieser starb gleich nach

---

lichen Richter entzogen werden, Verhaftung, außer in peinlichen Fällen, bei Bürgschaft nicht Statt finden, und Rathsverwandte gar nicht gefoltert werden.

*) Der gleichzeitige Domherr St. Victor erzählt: „Die Barone des Reichs waren zusammenberufen, und es ward beschlossen, daß der Graf von Poitiers der Reichsverweser von Frankreich sein, die Einkünfte erheben und der Königin ihren Bedarf zukommen lassen solle. Wenn sie einen Sohn gebären würde, sollte der Graf die Verwesung des Reichs 24 Jahre haben, den Krieg und die andern Angelegenheiten besorgen und der Königin 24,000 Livres reichen, wovon ihr 4000 als Erbschaft verblieben. In dem 25. Jahre sollte er das Königreich dem königlichen Kinde als dem wahren Erben überantworten und sodann ihm als seinem Herrn gehorchen. Wenn dagegen eine Tochter geboren würde, sollte sofort der Graf als König von Jedermann anerkannt werden, und Derselbe für die Ausstattung des Fräuleins sorgen, wie nach Recht und Herkommen sich gebühre. Nachdem diese Sachen verabredet und versprochen worden, huldigten die Prinzen und Barone ihm als angenommenen Reichsverweser, mit Ausnahme des Herzogs von Bourgogne, welcher unter seiner Obhut haben wollte, aus Furcht, daß sie Fallstricken ausgesetzt sein möchte, seine Nichte, die Tochter seiner Schwester, der verstorbenen Königin von Navarra, welche König Louis sein Leben lang als seine echte Tochter angesehen habe" (ihre Mutter, Louis's Gemahlin, war, wie schon erzählt, des Ehebruchs beschuldigt und nach seiner Thronbesteigung, als Vorbereitung zu seiner zweiten Vermählung, erstickt worden). Sie ward ihm auch in der That zur Erziehung übergeben.

der Geburt, und nun ward Philippe le Long als König ge-
krönt und von einer Reichsversammlung anerkannt, also die Tochter des Königs Louis X. von der Thronfolge ausgeschlossen. Doch waren Mehre darüber unzufrieden, weil das Königreich Navarra durch weibliche Erbfolge an das Haus von Champagne und von Frankreich gekommen sei, weil das Haus von Hugo Capet in dem Besitze von vielen andern Landen sei, worin die weibliche Erbfolge üblich gewesen, weil diese Erbfolge in vielen andern Königshäusern üblich sei, und weil ihr in dem französischen Königshause noch kein Gesetz entgegenstehe. Diese Meinung bestritt man zwar durch das salische Gesetz und durch das Herkommen, wonach nur Könige und keine Königinnen auf dem französischen Throne gewesen seien, aber die Vertheidiger derselben, Charles von Valois und der Herzog von Bourgogne an ihrer Spitze, waren so mächtig, daß der König sie und die Machthaber überhaupt sehr schonen mußte und mit den königlichen Rechten nur leise verfahren durfte, um sein Kronrecht nicht wieder in Frage zu bringen. Desto mehr wurden die sogenannten Landesbeschwerden zur Sprache gebracht, desto eifriger und stärker forderten von ihm die Landesherren, der Adel, und die Städte die Gewährung ihrer Rechte und Freiheiten. Die Gerichts- und Verwaltungsbehörden bewegten sich kräftiger, selbständiger; und wie die Geistlichen aus dem pariser Parlemente verschwanden und die auf den Universitäten gebildeten Rechtsgelehrten an ihre Stelle traten, so beschränkte sich überall ihre Einwirkung auf die Verwaltung. Das Parlement machte den Grundsatz geltend, daß die Apanagengüter nur auf den Mannsstamm vererben; und nach seinem Spruche fiel Poitou nicht an den Herzog von Bourgogne, sondern

an die Krone. Es hielt das Krongut zusammen *) und fand auch bei seinen Strafurtheilen so bereitwillige Hülfe zur Vollstreckung, daß der Landfriedensbruch und andere Missethat an einem der vornehmsten und begütertsten Herren aus Languedoc, ungeachtet dessen päpstlicher Verschwägerung, mit dem Galgen bestraft wurde. Derselbe hatte den ersten Gerichtsboten mit eigener Hand niedergehauen. Wenn solche öffentliche Greuel nicht selten waren, so entwickelten sich auch mit dem Verstande die geheimeren Verbrechen: besonders wird über Giftmischerei geklagt **). In Hofränken sucht Isabelle, die Schwester des französischen und die Gemahlin des englischen Königs, ihre Meisterin; sie ward ihrem Gemahle zu Paris noch gefährlicher als zu London und endigte mit seiner Entthronung. Es gab auch in diesem Zeitraume Fehden mit Guyenne und mit Flandern, welche aber keine Folgen hatten als daß die Franzosen sich plünderten und entsittlichten und an die Engländer Schiffe verloren. Pastoureaux zogen wieder in großem Schwarme durch Frankreich, mordeten Juden und kamen meist bei Aigues-Mortes um, da sie sich nach ihrem verheißenen Jerusalem nicht einschiffen konnten und ins Land nicht wieder zurückgelassen

*) Die verschenkten königlichen Güter wurden wiedereingezogen, namentlich auch von den Familien Nogaret und Plasian.

**) Die verwilderte Phantasie bemächtigte sich der Künste der Zauberei und Geisterbeschwörung (wol aus Spanien von den Sarazenen stammend). Man machte von gehaßten Leuten sich Bilder, taufte dieselben, salbte sie, sprach die Zauberverwünschung darüber aus und glaubte, daß den Leuten selbst geschehen würde, was man ihren Bildern thäte (le volt oder voeu). Man dachte auch Geister in dem Zauberkreis erscheinen lassen und selbst lebende Personen bannen zu können.

werden sollten. Ein Zug Philipp V. vor seiner Thronbesteigung nach Oberitalien und Charles IV. Absicht (von kostspieliger Ausführung) auf die deutsche Krone gingen bedeutungslos vorüber. Aber bedeutungsvoll schien zu werden, daß in der Schweiz Landesgemeinden zu alter Unabhängigkeit und neuem Staatenbunde gelangten, während Lyon und andere arelatische Städte unter der französischen Krone ebenso frei als unter der deutschen bleiben wollten und an ihrer Verbindung und Verwandtschaft mit den rheinischen Städten festhielten, während Guyenne unter dem Namen des englischen Königs sich selbst regierte und an den Flamländern, auch ohne ihren Landesherrn, zum Kampfe wider den französischen Hof immer bereite Verbündete hatte. Die Hofstätte erschien als die Marktstätte, wohin man sich, bei dem herrschenden Urkundenrecht, aus den Städten, von dem Lande begab, um Rechtskrämerei und Urkundenschacherei zu treiben. Mit dem Schrecken vor dem Könige verschwand unter den drei jungen Nachfolgern von Philippe le Bel die Ehrfurcht vor dem Könige, und es hatte um den Thron sich die Feier des Ritter- und Dichterwesens in leeren Prunk mit immer zahlreicherem und glänzenderem Hofgesinde verwandelt, während die Kunst sich verbürgerte und schon in den Städten eine neue Waffe, das Feuergewehr, bereitete, während die Wissenschaft unabhängige, wohlversorgte Sitze auf den Universitäten hatte, von denen namentlich Paris alle Gerichtsbarkeit über seine Angehörigen ansprach und trotz aller Drohungen des Papstes ihm misfällige Meinungen und Lehren beibehielt, und während das eben jetzt sich ausbildende kirchliche Ceremonienwesen starke Widersacher, zwar nicht an den Brüdern und Schwestern des freien Geistes, aber

an den Bettelorden hatte, welche Letztere in ihren Klosterbrüderschaften, besondern und allgemeinen Versammlungen unter ihren Klostervorstehern, Landmeistern und dem Großmeister vor aller Welt ein demokratisches Gemeinwesen zeigten. Daneben gab es Brüder= und Schwestervereine, worin alles Eigenthumsrecht verleugnet und verbannt wurde, in dem Glauben, daß der Heiland selbst das Gelübde der Armuth abgelegt habe, daß der Papst der Widersacher der Kirche, und alle Cardinäle Ketzer seien; obgleich Viele diesen Glauben auf dem Scheiterhaufen büßten. Unter allen diesen Umständen schien der Thron dem Untergange nahe, als der Mannsstamm von Philippe le Bel mit Charles IV. unterging.

C.

Von Philipp VI. bis Louis XII.

Von 1328 bis 1515.

Das Königsgeschlecht war auf dem Throne erloschen, aber es hatte viele und große Wurzeln und Zweige in Frankreich, und mehr Macht als die landesherrlichen Familien zusammengenommen: am nächsten dem Throne stand Philipp von Valois, nach ihm Bourbon (es kam durch die Gemahlin von Robert, des heiligen Louis Sohn, an das Königsgeschlecht), dann Artois, Dreux, Courtenay und zuletzt der Aelteste, der Herzog von Bourgogne. Sie hatten und machten jetzt alle gemeinschaftliche Sache für Philipp von Valois und

wider Eduard III. von England, welcher, als Neffe des verstorbenen Königs durch seine Mutter Isabelle (die Mutter der Zwietracht), ein Näherrecht an die Krone Frankreich vor Philipp von Valois, und dadurch zugleich wider alle Prinzen vom Geblüt ansprach und behauptete, daß die Königstöchter zwar nicht selbst den Thron bestiegen, aber das Recht dazu ihren Söhnen vererbten. Die Pairs und die Stände stimmten für Philipp VI. Dessen Regierung fing mit der Hinrichtung des Finanzdirectors an, und er selbst war bei Jenes Verurtheilung zum Galgen mit 25 Prinzen und Landesherren und 18 Rittern im Parlemente gegenwärtig. Sodann erhob sich ein Rechtsstreit über die Huldigung, welche Eduard III. für Guyenne zu leisten hatte. Französischerseits ward sie mit allen Zeichen vollkommener Lehnsunterwürfigkeit gefordert, englischerseits nur als eine einfache eidliche Anerkennung des Lehnsverbandes zugestanden, doch eingewilligt, daß französische Rechtsgelehrte in den englischen Archiven (die französischen müssen in schlechtem Zustande gewesen sein) nachsehen sollten, welche Huldigungsweise hergebracht sei. Diese Untersuchung und selbst der Ausspruch des englischen Parlements fiel zu Gunsten der französischen Behauptung aus, und Dem gemäß stellte Eduard III. eine Erklärung aus. Indessen hatten die Edelleute in Guyenne und die Handelsleute in Flandern, wo man dem eigenen französisch gesinnten Landesherrn absagte, die Gelegenheit benutzen wollen und Fehde mit Philipp VI. gehabt; auch verschwand nur zu bald die Eintracht Desselben mit den Prinzen vom Geblüt. Sein Schwager, Robert von Artois, hatte bei der Thronbesteigung wichtige Dienste geleistet, aber seine Forderungen dafür und seine ganze Aufführung wurden un-

erträglich. Nachdem das Parlement von ihm eingereichte Urkunden für falsch erkannt und zuletzt seine Verbannung und Einziehung seiner Güter ausgesprochen hatte, begab er sich zu Eduard III. und reizte mit dem genter Bürger Artavelle Diesen zum Kriege wider Frankreich. Der ritterliche König im ersten Gefühle seiner Selbständigkeit und Thatkraft bedurfte kaum des äußern Anreizes, um sein Recht zum französischen Throne, vor dem er als Lehnsmann knieen sollte, geltend zu machen. Das englische Volk liebte ihn und hatte bei eben aufblühendem Gewerbe und Seehandel genug kriegslustiges Land- und Schiffsvolk zu seinem Dienste. Er rüstete, sowie er auch mit dem Kaiser Ludwig und den niederländischen und rheinischen Herren unterhandelte. Philipp VI. verschaffte sich Geld, Waffen und Mannschaft durch das Aufgebot zum Kreuzzuge, welches wir als Finanzmittel schon kennen; gewann die Geistlichkeit durch Beschützung derselben gegen die einschreitenden Gerichts- und Verwaltungsbehörden und verbündete sich mit König Johann von Böhmen, vielen deutschen Fürsten und dem Grafen von Savoyen. Beide feierten den Papst. Endlich erließ Philipp eine Verordnung, worin Robert von Artois für einen Majestätsverbrecher erklärt und allen französischen Lehnsleuten innerhalb und außerhalb des Reichs, ihm Beistand oder Aufenthalt zu geben, bei Verlust von Freiheit und Gütern verboten wurde (1336). Das hieß den König von England mit dem Verluste von Guyenne drohen, welcher Drohung auch sofort der Befehl, seine Lande in Beschlag zu nehmen, folgte, und endlich der Krieg selbst. In diesem immer erneuerten Kriege fing der Haß zwischen Franzosen und Engländern an; die englische Flotte feierte ihren ersten Sieg über die französische, welche letztere

großentheils aus genuesischen Schiffen bestand; und in Folge dieser Ueberlegenheit zur See hob sich die englische und niederländische Schiffahrt auf Kosten der französischen. Der Landkrieg zog sich verwüstend durch Guyenne, Bretagne, die Normandie und Flandern; große Heere fochten wider einander, die französischen am unglücklichsten in der Schlacht bei Crecy (1346), worauf nach langer Belagerung Calais fiel. An jenem Schlachttage zeigte ein Jüngling, der Prinz von Wales, den Ueberblick und die Ruhe eines bejahrten Feldherrn. Man nannte ihn von seiner braunen Rüstung und dem schwarzen Reiherbusche den schwarzen Prinzen. In der Bretagne ermuthigte eine heldenmäßige Frau die Männer zum Widerstande gegen die französische Heeresmacht und den Ausspruch des Parlements, welches wider das salische Gesetz dieses Herzogthum nicht ihrem Gemahle, dem Grafen von Montfort, sondern dem Grafen von Blois zuerkannt hatte. Sie war eine Gräfin von Flandern und bot in Helm und Harnisch allen Gefahren Trotz, verstand sich aber zugleich auf die Kunst, zu überreden und zu verhandeln. In dem ganzen Kriege waren noch die Ritter entscheidend: Philipp VI. machte sich den Adel abgeneigt durch Verwaltungsstrenge, und noch mehr durch die rechtswidrige Hinrichtung von zwölf Bretagnern, welche in einem Waffenstillstande nach Paris zum Turniere gekommen waren; Eduard III. machte sich dagegen bei den Rittern beliebt *), und diesem entgegengesetzten Verfahren scheint er zum Theil sein Uebergewicht zu verdanken. Es nahm an ihrem Kriege unter beiden Fah-

*) Er hatte auch den Namen König von Frankreich angenommen, um von sich und den ihm anhängenden französischen Lehnsleuten den Vorwurf des Treubruchs abzuwenden.

nen die europäische Ritterschaft, selbst der blinde König Johann von Böhmen Theil, aber Philipp VI. hatte nicht allein die sämmtlichen Engländer, sondern auch viele französische Ritter gegen sich, und waren seine Ritterscharen gesprengt, so konnten sich weder seine italienischen Söldlinge noch die Schlachthaufen seiner Bürger halten, sondern wurden, wie die Brabançons bei Bouvines, niedergeritten. Die Franzosen verloren indeß mit den Schlachten den Muth nicht und erhoben sich nach jeder Niederlage mit neuer Kraft zur Vertheidigung ihres Thrones. Dazu trug Vieles bei, daß der päpstliche Hof zu Avignon und französisch war. Er wirkte auf die Geistlichkeit, die Geistlichkeit auf das Volk, und das Volk gab willig sein Geld und sein Blut. So bewilligte die Reichsversammlung die Trank- und Salzsteuer (1343) auf die Dauer des Krieges, ohne weder ihren Ertrag noch dessen Verwendung für den Unterhalt der Truppen zu bestimmen; nur bedung sie überhaupt, daß ohne ihre Verwilligung keine Steuern erhoben werden sollten (1338). Da die Regierung also Steuerrecht hatte, solange sie Krieg hatte, so lag es in ihrem Finanzinteresse, Krieg und nicht Frieden zu haben. Indeß waren die Unfälle zu schwer, um den Krieg aushalten zu können; doch wenn man in der größten Noth war, kam der Papst zu Hülfe und vermittelte Waffenstillstand, in welchem man zugleich Ruhe und Steuern hatte. Man mußte freilich den Engländern das Eroberte in Besitz lassen, gewann aber durch die Gunst des Günstlings von dem Dauphin Humbert, des Ministers Amblard von Beaumont, und durch den französischen Sinn der Einwohner das Dauphiné. Humbert hatte keine Kinder und ward besonders durch Beaumont bewogen, zu seinem Nachfolger

den zweiten Sohn von Philipp VI. zu ernennen, doch unter der Bedingung, daß das Land nie dem Königreiche einverleibt würde, wenn Dieses nicht mit dem Kaiserreiche ein Oberhaupt erhielte. Durch diese Erwähnung des Kaiserreichs suchte man die Ansprüche zu umgehen, welche von deutscher Seite wider die Verfügung über das Land als Reichslehn gemacht werden konnten. Aber von dem deutschen Kaiser war weniger als von der Unbeständigkeit Humbert's zu befürchten, welcher, statt den Vertrag zu erfüllen, lieber eine Vermählung vollziehen wollte. Geschah dies Letztere, so würden Kinder wol nicht ausgeblieben sein, da junge Fürstinnen damals selten Witwen wurden, ohne schwanger zu sein. Der Papst hatte den Erbfolgevertrag in seiner Gegenwart unterhandeln lassen und blieb auch jetzt nicht unthätig; die Herren aus dem Dauphiné verhandelten von Neuem mit königlichen Räthen und wurden von den Dominikanern wirksam unterstützt: denn kaum war der Belehnungsvertrag für Charles, den ältesten Sohn des französischen Kronprinzen, unterschrieben, wofür Humbert ein Jahrgehalt von 20,000 Livres mit einem Capital von 200,000 Gulden, mit einem Palast und mehren Gütern sich zusichern ließ, so ging er in das Dominikanerkloster zu Lyon. Bei diesen Verhandlungen war der Kronanwalt im pariser Parlemente, Pierre von Cugnieres, zugegen; Derselbe ist einer der Gründer des französischen Staatsrechts, und namentlich der Lehre, daß bei dem Parlemente Berufungen von den Entscheidungen geistlicher Gerichte wegen gefährdeter Staatsrechte (appel comme d'abus) angenommen wurden. Die obersten Gerichtshöfe unterwarfen dadurch die Kirchengewalt ihrer Aufsicht, erklärten die Urtheile geistlicher Behörden, wenn die Befugnisse

überschritten, oder bürgerliche Gesetze verletzt waren, für nichtig, und bischöfliche Anordnungen und päpstliche Bullen für unverbindlich, wenn sie sich mit den Rechten der Krone und des Staates nicht vertrugen. Indem das Parlement und die französischen Rechtsgelehrten überhaupt dieses Recht, und in ihm ein neues Recht, geltend machten, beurkundeten sie, daß sie zu einem Systeme des Staatsrechts gelangt seien unter der leitenden Idee des selbständigen und unabhängigen Königthums. Es ist erzählt worden, auf welchem Wege und unter welchen Umständen sie seit der Zeit des heiligen Louis zu dem Systeme gelangten, bei welchem sie weder ein herkömmliches französisches Staatsrecht, wegen seiner Unbestimmtheit selbst in Betreff der Thronfolge, noch das römische Kaiserrecht, als die gemeinste Herrscherwillkür, zum Grunde legen konnten. Sie bildeten sich das System aus allgemeinen Rechtsbegriffen und aus den Erkenntnissen der zuträglichsten Bestimmung für das Reich unter seinen gegebenen Verhältnissen. Da sich diese Verhältnisse ändern konnten, so hütete sich das Parlement vor einer vollständigen Erklärung über sein System; es entschied auch in diesem Sinne gleiche Fälle auf entgegengesetzte Weise. Machiavelli hat es mit gutem Grunde die Hauptstütze der französischen Monarchie genannt.

Kaum war das französische Volk durch Waffenstillstand aus den Schrecken des Krieges gekommen, so versank es in größeres Entsetzen. Sein Boden erbebte, die Thürme stürzten zusammen, auf dem erhitzten Boden blühten um Weihnachten die Bäume, Regen und Kälte verdarben drei Jahre hindurch die Ernten, und giftig ward die Nahrung für Menschen und Vieh. Der Pesthauch durchdrang alle Städte,

alle Dörfer mit unsichtbarer, unwiderstehlicher Gewalt und schwächte sich nicht, wie sonst, durch Wald und Meer und Kälte. Er tödtete schnell, und in volkreichen Städten täglich Tausend und aber Tausend, er machte das Land zur Grabstätte und raffte nach den geringsten Angaben ein Drittel der Bevölkerung hinweg *). Es starben verhältnißmäßig mehr Arme als Reiche, und da der Reichthum blieb, so stieg die Arbeit im Werthe: die Bauern konnten nun soviel Land haben als sie wollten und ihren Gutsherren die Bedingungen bei den Landverleihungen machen, das städtische Gesinde diente nun um höheren Lohn, die Arbeitshand hatte Goldeswerth, und kaum reifte der Jüngling heran, so standen ihm Werkstätten und Landgüter offen, und er konnte sein eigener Herr werden. Da viele bürgerliche und adelige Familien ausstarben, so kam größeres Vermögen in einzelne Hände. Die Volksmenge war bald wieder auf dem alten und dann auf einem höheren Stande, und das Fortkommen ward wieder schwer; aber das freiere, genußsüchtige Leben blieb, und der Prachtaufwand, von den Neureichen gesteigert, blieb gleichfalls; Beides spornte den Arbeitsfleiß, um dem Lande mehr und mannigfaltigere Früchte, der Werkstatt größere und mannigfaltigere Waaren abzugewinnen. Wol hatte man sich bei dem Ausbruche der Pest, des sogenannten schwarzen Todes, in die Kirchen geflüchtet und in unübersehlichen Feierzügen an den Gräbern der Heiligen gebetet; aber durch die Menge der hier Sterbenden waren die Lebendigen von dannen gescheucht worden und überließen sich mit

*) J. J. 1349. Es würde i. J. 1817 bei ähnlichen Naturereignissen ebenso gegangen sein, wenn man sich nicht besser dawider zu schützen verstanden hätte.

gieriger Hast nun den Freuden. Der alterthümliche Ernst wich dem Leichtsinne; nur Wenige bewahrten in jenen Tagen des Schreckens und Vergnügens den Gleichmuth und ihre gewohnte Ordnung. Diese Sittenveränderung, die mit der Pest sich in Europa ausbreitete, das Zusammenstoßen der beiden Gegensätze, entweder angstvoll in Entsagungen oder sorglos in Genüssen zu leben, und der Verein der fürchterlichsten Schrecknisse und wildesten Ausgelassenheit im Volksleben blieben auf die schulgelehrte Sittenlehre nicht ohne Einfluß. Wie die damalige Kirchengelehrsamkeit überhaupt war die Sittenlehre aus biblischen und kirchenväterlichen Aussprüchen und Aristotelischen Begriffen zusammengesetzt, und man fühlte zwar dunkel, daß sie dem Bedürfnisse des wirklichen Lebens fern lag, vermochte sie ihm aber nicht näher zu bringen; doch galt auch ihr bereits der Streit zwischen den Thomisten und Scotisten. Jene, sogenannt von dem heiliggesprochenen Thomas von Aquino, dessen Gebeine zu Toulouse ruhen, neigten sich zu einer strengen, auf und durch den Verstand wirkenden Sittenlehre, Diese, von dem Schotten Duns benannt, zu einer gefälligen, die das Gefühl anspricht.

Ein Jahr nach der Pest erbte König Jean II. *) die väterliche Krone. Sein Wahlspruch war: „Wenn Recht und Treuglauben nirgend auf Erden sonst, so müssen sie sich in den Herzen der Könige finden"; er kannte den Krieg und die Geschäfte, hatte ein freundliches, einnehmendes Wesen und erweckte als reifer vierzigjähriger Mann Vertrauen und die Hoffnung einer glücklichen Zukunft. Aber schon auf dem Reichstage zeigte sich Erbitterung unter den drei Ständen,

*) Philipp VI. † 1350.

und man endigte mit Beschwerden über die schlechte Verwaltung statt mit ihren Verbesserungen. Sodann ließ der König den Connetable Raoul de Brienne ohne alles gerichtliche Verfahren hinrichten, was den Adel aufbrachte. Der Waffenstillstand mit den Engländern hielt beide Theile nicht von Fehden ab, und kaum hatte man sich von der Pest erholt, so war man wieder im Kriege begriffen, wozu der König Charles von Navarra (le mauvais) das Seinige beitrug. Er war der Liebling des vergnügungssüchtigen Hofes und Volkes zu Paris gewesen und mit der Tochter des Königs vermählt worden, forderte dann als Erbgut seiner Familie ein Land nach dem andern und schloß sich zugleich an die Misvergnügten und an den König von England; ja, er gewann endlich selbst den Dauphin. Dies Letztere gereichte jedoch zu seinem Unglücke: der Dauphin, mit seinem Vater wieder einig, ladete ihn zum Gastmahl ein und lieferte ihn als Gefangenen ab, indeß Die, welche um ihn waren, durch willkürliche Hinrichtungen fielen. Inzwischen ward jene Reichsversammlung (1355) zu Paris gehalten, welche bis zu der vom J. 1789 am meisten besprochen worden. Sie hielt ihre Sitzung in dem Parlementshause, wobei der Kanzler die Bedrängnisse und die Bedürfnisse des Staates vortrug, und sie verhandelte in drei Kammern, oder die Abgeordneten der Städte mit gleichem Rechte neben den geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren. Der Reichthum und die Macht der Bürgerschaften — die pariser wird zu 50,000 Mann geschätzt — und die Verwaltungskenntnisse ihrer Abgeordneten, den Gildemeister der pariser Kaufleute Etienne Marcel an der Spitze, machten sich geltend. Bei der Unbekanntschaft mit der Staatswissenschaft, welche damals untergeordneter Theil der Jurisprudenz war, und

bei der juristischen Form des damaligen Geschäftswesens trat die Versammlung zu der Regierung nicht in die Stellung einer Theilnehmerin an der Gesetzgebung, sondern einer Partei, welche für Forderungen Gegenforderungen, für Verwilligungen Gegenverwilligungen, für die Mittel zur Verwaltung die Verwaltung selbst in Anspruch nahm. Es wurden etwa 10 Millionen Franken zum Unterhalte für 30,000 Gensd'armen, ohne den Beizug der städtischen Mannschaft, bewilligt, und Ort, Maß und Dauer der Auflagen bestimmt; aber zugleich ständische Beamte ernannt, um die verwilligten Steuern zu erheben, zu verwalten und zur Truppenverpflegung zu verwenden. Man erbot sich zu den größten Anstrengungen im Kriege; zugleich sollte aber einer langen Reihe von Landesbeschwerden abgeholfen werden, und man schrieb die Weise vor, wie es geschehen sollte. Der König verpflichtete sich, keine willkürlichen Leistungen aufzulegen, die Lieferung von Lebensmitteln, Vorspann und Quartier zu vergüten und den Münzfuß nie zu verschlechtern. Dieses und Mehres sollte er und der Dauphin beschwören. Eine neue Reichsversammlung ging noch weiter, nachdem der König im folgenden Jahre von dem schwarzen Prinzen geschlagen und gefangen worden war, als er ihn bei Poitiers mit vierfach überlegener Macht eingeschlossen hatte. Sie hätte den Dauphin zum Reichsverweser in Abwesenheit des Königs ernennen sollen, aber statt Dessen drang sie ihm neue Minister auf und schwächte das wenige Ansehen, das er noch hatte. Um die Verwirrung zu vollenden, ward Charles von Navarra seiner Haft frei, trieb die alte Ränkelust mit neuem Groll und warb sogar als Volksredner um die Gunst des pariser Pöbels. Auch der Dauphin ließ sich zu

diesem Mittel herab. Die nothwendige Folge von einer leidenschaftlich aufgereizten Volksmenge, Gewaltthaten, ließen nicht lange auf sich warten. Ein Bürger tödtete den Schatzmeister und floh in die Kirche; der Dauphin ließ durch zwei Hofmarschälle ihn von dort zum Galgen führen; der Bischof eiferte wegen entweihter kirchlicher Freistätte, der Gildemeister Marcel klagte über verletztes Bürgerrecht, die Menge tobte auf und erschlug die Marschälle vor den Augen des Dauphins, der zu seiner Sicherheit den Hut mit Marcel wechselte. Hiernach gedachte man zu Paris einen Städtetag zu halten, worauf eine Regierungsbehörde niedergesetzt, und die königliche Gewalt in eine bloße Würde verwandelt werden sollte; aber die übrigen Städte wiesen den Vorschlag mit Unwillen ab, und das Parlement kam dem Dauphin zu Hülfe, welcher darin zum Regenten erklärt ward. Er fand auch guten Willen und Beistand auf den Landtagen in der Champagne und Picardie und konnte sich auf das südliche Frankreich verlassen, wo die Stände von Languedoc Ordnung hielten; aber plötzlich vermehrte ein neues unerwartetes Ereigniß die Verwirrung. Die Bauern waren, wie erzählt, in einen besseren Zustand gekommen und aufgeklärter, aber auch ausgelassener geworden; ihre Grundherren, die sich an unmäßigen Aufwand gewöhnt und großentheils schwere Lösegelder für die Gefangenen in der Schlacht von Poitiers u. s. w. zu bezahlen hatten, nahmen mit Härte das Geld von ihnen, oder, wie sie es nannten, von Jaques le bon homme. Einige Bauern um Beauvais klagten einander ihre Noth, entflammten gegenseitig ihren Zorn und schwuren ihren Herren den Tod. Gesagt, gethan. Dem Gerüchte folgt die That von Dorf zu Dorf, von Land zu Land. Greuel sonder

Gleichen kommen zum Vorschein: Kinder müssen von dem gerösteten Fleisch ihrer Väter essen. Aus den Bauerrotten werden Heerzüge, gegen welche man Kriegsheere aufbietet; Charles von Navarra schlägt, der Dauphin schont sie. Jenen will Marcel in Paris aufnehmen, und Diesen läßt nach Marcel's Ermordung die Bürgerschaft ein. Jener zieht dennoch gegen die Hauptstadt und verleugnet die Familie Valois als die königliche; Dieser hat den überlegenen Feind vor, Marcel's Genossen neben sich. Doch plötzlich kommt es, Manche sagen durch Zauberei, zum Frieden. Die Verleugnung der königlichen Familie wandte von Charles von Navarra zugleich die Engländer ab, welche durch die Entthronung des gefangenen Königs um die Vortheile seiner Auslösung gekommen wären, und die französische Ritterschaft, welche mit ihm den Freiheitsschwindel der Bauern und Pariser, aber nicht den Thron brechen wollte; und er sah sich plötzlich nur an der Spitze von Hauptleuten der Freicompagnien, oder als den Obersten von Räuberhauptleuten. In England schloß man mit dem gefangenen König einen Frieden, aber der Dauphin und die Reichsversammlung genehmigten ihn nicht, weshalb ein großes englisches Heer nun die Empörer wider beide Könige strafen sollte. Dieses fand kein gegenüberstehendes Heer im Felde, die Städte (zu Paris ward die Vorstadt St. Germain abgebrochen) dagegen wohlverwahrt, verlor in der Ueberschwemmung nach einem Wolkenbruche die meisten Ritterpferde, und mit ihnen seine Stärke. Man unterhandelte unter päpstlicher Vermittelung durch den Abt von Clugni und schloß endlich zu Bretigny Frieden (1360). Der Lehnsverband über die englischen Besitzungen in Frankreich ward aufgehoben, und Poitou mit andern

22

Landen und allen Rechten abgetreten; 3 Millionen Goldgulden sollte Jean II. bezahlen und Geißelgewähr, auch aus den Bürgerschaften *), stellen. Die abgetretenen Lande wollten nicht abgetreten sein, und der König Jean II. hatte Mühe, sie zu übergeben. Die Stände des Herzogthums Bourgogne waren glücklicher: sie machten gegen die schon vollzogene Einverleibung des eröffneten Landes (1361) in das Kronland so nachdrückliche Vorstellung, daß der König ihnen seinen Sohn Philipp zum Herzoge gab, welcher auch durch die Vermählung mit der jungfräulichen Witwe seines Vorgängers in der Folge Flandern und Artois als Deren Erbschaft bekam. Uebrigens endete der Frieden mit England den Krieg in Frankreich nicht. Die Freicompagnien hausten nun, sich selbst überlassen, wilder als sie unter den Fahnen der Könige, Landesherren und Städte gedurft hatten, sie blieben, ihren Vortheil kennend, in Heerhaufen zusammen, gaben sich Feldobersten, welche sie auch wol Könige hießen, und einer ihrer Hauptleute nannte sich selbst Gottes Freund und aller Welt Feind. Sie siegten in offener Feldschlacht über den Connetable Jaques von Bourbon. Einer dieser Feldobersten, Arnold von Cervela, französischer Kammerherr und Statthalter von Berry, kam aus der verheerten Pro-

*) Namentlich Bürger von Paris, Rouen, St. Omer, Arras, Amiens, Beauvais, Lille, Douay, Rheims, Chalons, Troyes, Chartres, Toulouse, Lyon, Orleans, Compiegne, Caen, Tours und Bourges.

Der Friedensvertrag ist mitunterzeichnet von den Meistern Guillaume de Dormans, Jean Desmarets, und Jean Maillart, Bürgern von Paris. Die Unterschriebenen waren nach damaligen Begriffen berechtigt, dem Könige abzusagen, wenn er den Frieden brach.

vence, ward von dem Papste bewirthet und beschenkt, focht die Fehde des Grafen von Blamont in Hochburgund, stürmte vergeblich auf Besançon und rächte sich an Metz; selbst die Deutschen und die Schweizer schreckte er auf und fiel endlich durch die Faust eines seiner Kriegsgesellen. Die Rotten wälzten sich so hin und her, ohne andern Plan als durch die Waffen zu leben und nur mit ihnen in der Hand zu sterben, und verliefen sich zum Theil nach Italien. Man hätte sie gern als Kreuzfahrer den Türken zugeschickt.

Es hatte dem Könige zu London so wohl gefallen, daß er sich mit einem Geleitsbrief *) und, wie Einige glauben, wegen der Gräfin von Salisbury wieder dorthin begab, wo er starb (1364). Der Dauphin, nun Charles V. le Sage, erbte von ihm nur den Königsnamen: die Geschäfte hatte er schon, die königliche Gewalt aber stand noch zu erwerben. Er brachte aus dem Unglücke Gleichmuth und Menschenkenntniß auf den Thron, und bewährte Freunde, herrliche Köpfe für Kriegs- und Friedenssachen in seinen Dienst. Sein Bertrand du Guesclin gab sofort den königlichen Fahnen Siegesglanz wieder, dadurch aber den Franzosen neuen Muth, und desto größere Freude, da der Schlag den verhaßten König von Navarra traf. Du Guesclin machte seinen Scherz wahr, daß er wegen seiner Häßlichkeit bei den Frauen kein Glück haben werde, aber hoffentlich desto mehr bei den Feinden des Königs. Er hatte seine körperliche Stärke und Gewandtheit so geübt, daß er schon im siebzehnten Jahre den Preis in einem Turniere gewann, und beginnt, obgleich

*) Der Geleitsbrief widerlegt die Behauptung, daß er sich für seinen entflohenen Sohn dort als Gefangenen wieder gestellt habe.

er weder schreiben noch lesen konnte, die Reihe der französischen Feldherren seiner Nachfolger würdig. Die Lust Desselben an großen Schlachten hielt der König, dem vor solchen Tagen wie von Crecy und Poitiers graute, zurück. Nach dem Frieden mit Charles von Navarra (1365) gelang es du Guesclin, Frankreich von dem müßigen Kriegsgesindel zu befreien. Er kannte die Hauptleute, warb sie zur Kreuzfahrt gegen die Mauren in Spanien, besteuerte dazu den Papst und die Cardinäle zu Avignon, zog nach Castilien, focht für Heinrich von Transtamare und erwarb in Diesem dem Könige einen treuen und sehr nützlichen Bundesgenossen. Auch die Bretagne ward beruhigt, und Montfort als Herzog belehnt, aber nicht für das königliche Interesse gewonnen. Der päpstliche Hof bewährte seine französische Gesinnung und hatte die Vermählung des Herzogs von Bourgogne mit der Erbtochter von Flandern begünstigt. Von der flandrischen, der gefährlichsten Seite war seitdem nichts zu befürchten. Die schöne und verständige Königin Jeanne unterstützte die Eintracht, welche Charles V. mit und unter den Prinzen von Geblüt und mit dem verwandten Kaiser Karl IV. erhielt. Bei Besuchen von Diesem und bei andern feierlichen Gelegenheiten herrschte an dem Hofe glänzende Pracht, sonst Häuslichkeit. Der König stand früh auf, aß um 11 Uhr zu Mittag, war nie müßig; doch trieb er Alles mit solcher Ruhe, daß er träge zu sein schien. Den Kriegsleuten waren die vielen Gelehrten bei ihm nicht recht; er meinte aber, es werde in Frankreich nur gut gehen, wenn die Wissenschaftlichkeit geachtet werde. Von ihm ist auch die königliche Bibliothek gegründet. Wenn er den Zweikampf verbot, so wollte er doch den kriegerischen Sinn keinesweges

unterdrücken, und er sah mit Misfallen, daß Karten und Würfel den Waffenspielen vorgezogen wurden. Er gab strenge Zucht- und Aufwandsgesetze, da er zu bittere Erfahrungen von den Folgen des zuchtlosen, wüsten Lebens gemacht hatte. Das Geld liebte er sehr, weil sein Mangel ihm beinahe den Thron gekostet hatte *). Nach einer Bestimmung auf dem Landtage zu Compiegne, wodurch er sich die freie Verfügung über ein Zehntel der bewilligten Steuern vorbehielt, scheint er die Ausgaben seines Hauses von den Staatsausgaben getrennt, oder die Idee zur Festsetzung einer Civilliste gehabt zu haben. Die Beamten setzte er gut und sagte: „Wer schlecht bezahlt, wird schlecht bedient". Er war in ihrer Wahl sehr vorsichtig, wechselte aber dann auch nicht. Nach dem Tode seines altbetrauten Kanzlers Beauvais ließ er über seinen Nachfolger abstimmen, auf welche Weise es Pierre von Orgemont ward. Charles enthielt sich auch der Entscheidung in Geschäften ohne vorgängige Berathung und besprach die Sachen auch noch, wenn er schon zum Entschlusse gekommen war. Seine Gemahlin war im Rath und in dem Geheimnisse des Dienstes, auf welches er hielt, wie er hingegen Das, was offenkundig sein sollte,

*) Man schätzt sein Einkommen:

aus den Domainen auf	450,000 Livres
aus den Steuern auf	300,000 —
Im Ganzen auf	750,000 Livres.
Die Hofausgaben auf 1500 Mark Goldes, die Mark zu 61 Livres, also	91,500 —
bleiben	658,500 Livres,

(6,240,000 Franken, zu $5\frac{1}{2}$ auf die Mark). Der pariser Scheffel Weizen (240 Pf.) kostete etwa 8 Franken.

hatte er Einverständnisse *) auf dem englischen Gebiete, Magazine und eine Reserve im Rücken; er ward berühmter durch glückliche Feldzüge als durch große Schlachten. Die vereinte castilianische und französische Flotte schlug die englische. Das englische Gebiet ward meist auf die Umgebung von Bayonne, Bourdeaux und Calais beschränkt; und auch die Bretagne zum Theil erobert, da der Herzog die Lehnsfolge verweigerte. Doch verstand man sich noch so wenig auf schnelles, übereinstimmendes Zusammenziehen der Truppen, daß englische Heere ungestraft von Calais nach Guyenne zogen und Frankreich in allen Richtungen durchkreuzten, wie denn auch ein Zug derselben von 6000 Mann unter dem tapfern und edelmüthigen Couci, Grafen zu Soissons, das östreichsche Gebiet in Elsaß und Schweiz verwüsten half. Solange es Krieg giebt, macht sich der Widerspruch geltend, daß auch die sanftesten Fürsten Grausamkeiten geschehen lassen müssen. Indessen hielt man es um diese Zeit nicht mehr für nothwendig, den Fürsten selbst an der Spitze des Heeres zu sehen: die Handhabung der nun entscheidenden Soldatenmassen war eine zu schwere Kunst geworden. Die obenbeschriebenen Compagnien waren eine Art Erwerbscapital ihrer Hauptleute oder Obersten, welche sie warben und bezahlten und sich mit ihnen dort verdungen, wo das Erwerbscapital am meisten Sicherheit und Gewinn versprach, also wo der bewährteste Feldherr war. Daher gingen viele Compagnien von dem kränklichen schwarzen Prinzen zu dem Connetable du Guesclin, gleich im Anfange des Krieges.

*) Die letzte That des schwarzen Prinzen in Frankreich war die Hinrichtung der Einwohner von Limoges.

Jener hat das große Verdienst, den Dienstgehorsam, seinen Wahlspruch, erkräftigt zu haben; aber an unsern jetzigen unbedingten Dienstgehorsam darf man bei den damaligen Obersten nicht denken. Der gemeine Soldat war der Auswurf der Völker und ward auch in königlichen Verordnungen den Räubern gleichgestellt, die scheußlichsten Strafen hielten ihn von der Verheerung des Landes nicht ab; dadurch entstanden große Verlegenheiten des Feldherrn sowol für Lagerung als Bewegung. Aus den elenden Dörfern konnte er das Heer nicht unterhalten, und die Burgen und Städte verweigerten die Lieferung und noch mehr das Einlager. Die Brandmeister trieben wol aus der Ferne Zufuhren bei, die Bedeckungen derselben schwächten aber das Heer. Es wird auch schon ein Zwist zwischen den Kriegs- und Verwaltungsbehörden sichtbar. Der Bischof von Amiens, Minister des Innern, wie man es jetzt nennt, zerfiel mit dem Connetable, welcher seinen Abschied nahm, dadurch jedoch seine Unentbehrlichkeit und das Uebergewicht der Kriegsleute über die Geschäftsleute fühlbar machte; er kam fast wie Wallenstein zurück, endigt aber anders: das belagerte Chateau neuf de Rendan legt an seiner Todtenbahre die Stadtschlüssel nieder, und er ruht († 1380) an der Seite seines Königs zu St. Denis. Im herrlichen Glanze erscheint das Ehrgefühl, die Gewissenhaftigkeit: der Cardinal Beauvais giebt seine Ministerstelle auf, weil er damit seinen Beruf als päpstlicher Rath nicht zu vereinigen weiß. Captal von Buch entsagt dem königlichen Geschenke des Schlosses Nemours, als der schwarze Prinz an ihre alte Freundschaft mahnt. Andrerseits bleiben die Ruchlosigkeiten so herrschend, daß sich glauben ließ, Charles von Navarra habe den König ver-

giften lassen. Das Parlement verhing eine Untersuchung darüber, demzufolge mehre Hinrichtungen und die Einziehung der Besitzungen Charles's in Frankreich Statt fanden. Der König fühlte, daß er sein Alter nicht hoch bringen werde und machte in einem Lit de Justice zum unverbrüchlichen Hausgesetze (1374), daß die französischen Könige mit dem Anfange ihres vierzehnten Jahres volljährig sein sollen. Er hatte dadurch verhüten wollen, daß sein Sohn unter Vormundschaft, und sein reicher Schatz in fremde Hände gerieth. Aber bei seinem Tode (1380) war sein Sohn erst zwölf Jahre alt, ein herrlicher Knabe, außerordentlich stark (sodaß er nachmals Hufeisen zerbrach), muthvoll und wahrhaftig.

Die Regierung für den jungen Charles VI. übernahm der älteste Oheim, der geschäftskundige Herzog von Anjou, und für seine Erziehung sorgten der prächtige Herzog von Bourgogne und der biedere Herzog von Bourbon; der ehrgeizige Oheim von Berry ward durch die Statthalterschaft von Languedoc beruhigt, der tapfere Clisson zum Connetable ernannt, und von den alten Ministern und den Behörden auf Ordnung in den Geschäften gehalten, auch die Besteuerung ermäßigt. Mehr als je herrschten Lust und Glanz am Hofe, dessen Ausgaben verfünffacht wurden, und nach Paris zog aus Frankreich und dem Auslande wer in Vergnügen und von ihnen lebte. Die Lust und die Kunst Italiens war nach Frankreich gekommen. Neben den armseligen Bürgerhäusern zu Avignon und neben dem Schutt aus dem Albigenserkriege erhob sich nun auf einem Felsen über der Rhone die päpstliche Hofburg, und weitumher sah man die Werke römischer Baukunst, Prachtwohnungen und Kirchen,

Stadtthore und Gartenanlagen. Hier hatte unter Papst Clemens VI. die Prachtliebe, der er ergeben war, und die Schönheit, besonders einer Aureime, geherrscht. Hier waren die Gesandten aus allen katholischen Ländern und die geistvollsten Italiener zusammengetroffen: Männer, wie sie Italien seitdem nie größer gehabt hat. Auf die Höhe, zu den Alten hatte Dante gerufen und die Donner der Gefühle gerollt und die Blitze der Gedanken geschleudert; Petrarca die süßesten Laute für die Liebe gefunden, und Boccaccio das Wollüstigste zu schön und zu witzig erzählt, um nicht auch königliche Zuhörerinnen zu haben, deren Ohr übrigens nichts weniger, als verwöhnt war. Der Letztere hat auf die Bildung der italienischen Sprache den entscheidendsten Einfluß gehabt, obgleich eigentlich das Französische seine Muttersprache gewesen, da er, der natürliche Sohn eines florentinischen Kaufmanns, zu Paris geboren und dort auch erzogen worden. Dante war gleichfalls dort, und Petrarca lebte lange Zeit in der Provence, sah in der Kirche zu Avignon zuerst seine Laura und nahm von den Troubadourliedern manchen Anklang. Mehr noch als der Umgang und die Geschäfte am Hofe zu Avignon führten solche Dichter und die Tonkunst zur Bekanntschaft mit der italienischen Sprache in Frankreich, während sich die französische Sprache durch die Familienverzweigung aus der Provence nach Neapel, und des dortigen königlichen Geschlechts nach Ungarn, nicht blos in Italien, sondern auch am ungarischen Hofe Gunst erwarb. Dante's Lehrer, Brunetto Latini, schrieb sein gelesenstes Buch, eine Art Encyklopädie, französisch, weil diese Sprache, wie er sagte, die gangbarste sei, und ein anderer Italiener äußerte sich ebenso bei der Uebersetzung von Ge-

schichtsbüchern über Venedig ins Französische. Doch war das Französische noch viel zu unbeholfen, um dem Aufschwunge des Italienischen durch Dante, Petrarca und Boccaccio zu folgen; und wenn zwischen Beiden das Provençalische niedergedrückt ward, so blieb doch das Lateinische der Vermittler der beiden Sprachen. Lateinisch wird auch die schöne Königin Johanne von Neapel sich wegen der angeschuldigten Ermordung ihres Gemahls Andreas, von der sie ohne weitere Untersuchung freigesprochen, vor dem Papste in feierlicher Versammlung vertheidigt haben. In der Geschäftsbehandlung ihres Kanzlers von der Provence, des Dichterfreundes Nicolaus Acciajuoli, darf man wol eine der Spuren suchen, daß an dem französischen Hofe Dichterei und Witzspiele in die Geschäftssprache kamen, und wie wunderlich Das auch bei dem damals noch überdies singenden Tone sein mochte, so hat es doch wol auf die Leichtigkeit und Gewandtheit eingewirkt, welche später die französische Umgangssprache erlangte. Darauf hat auch eingewirkt, daß die Frauen nichts Unanständiges zu sagen glaubten, wenn sie es mit Boccaccio's Worten sagten. Der Roman der Rose, ein Liebesunterricht, hatte bereits schlüpfrige Bereicherungen erhalten, und den Schauspielen der Geistlichen waren die verwandten Mysterien der Passionsbrüder gefolgt, denen sich sodann die Moralitäten, Lustspiele der Anwaltschreiber zu Paris, oder des sogenannten Königs Bazoche, und diesen die Sottisen, Possenspiele junger vornehmer Leute, der sogenannten Kinder ohne Sorgen, oder des Narrenfürsten, an die Seite stellten. Von dieser Bühnenkunst und Dichtung wird man sich keine hohen Begriffe machen, aber man darf sie sich auch von dem größten Prunke nicht machen. Unsere Frachtwagen nur mit

durchsichtigem Ueberzuge (Gaze) oder mit bunten Farbenanstriche waren die damaligen Staatswagen; unsere Cuirassiers würden die glänzendsten Ritter verdunkeln, deren Anzug desto abenteuerlicher war, je kostbarer die einzelnen Stücke waren, je weniger die einheimische Arbeit zu der auswärtigen, das gar nicht oder schlecht gefärbte niederländische Tuch zu den Lichtfarben der Seide und Baumwolle paßten; und die reichsten Frauen nahmen, wegen der Unscheinbarkeit ihres echten aber schlecht gearbeiteten Schmuckes, Goldpapier zu ihrem Putze zu Hülfe. Theuer war Alles, was das Ausland lieferte, und die einheimische Serge blieb die gewöhnliche Tracht, während in der Fülle und Menge kostbaren Zeuges, der langen Schleppe *), der größte Kleiderprunk bestand. Der Hauptzierrath in den Zimmern waren silberne Geschirre auf dem Borde; aber reinliche Häuser hatte man damals noch weniger als nachmals. Man entfernte sich auch im Uebrigen von dem niederländischen und näherte sich dem italienischen Geschmacke. Die Kunst, welche Charles V. gepflegt hatte, trug zwar ihre stillen Blüthen, gestaltete sich aber auf neuem Felde ganz anders. Seine Maler hatten Heiligenbilder und seine Familie, wahrscheinlich auch das Gemälde von Jean II. in schlichter bürgerlicher Kleidung (jetzt auf der k. Bibliothek) gemalt; die vornehmen Herren befaßten sich nun wol selbst mit der Malerei, aber sie malten Köpfe ihrer Liebchen, oder ließen solche malen. Wenn Charles V. eine Capelle für Kirchenmusik gebildet hatte, lehrten jetzt die Flötenspieler Ständchen bringen. An seinem Hofe hatte man sich

*) Aus der Schleppe ist das Sprichwort entstanden „Tirer le diable par la queue“.

mit Aesopischen Fabeln unterhalten, aus denen viele französische Sprichwörter stammen; jetzt unterhielt sich der Hof mit Boccaccio's Erzählungen. Die Herren dort, die Fürsten voran, versagten sich nichts, keine Wollust, keinen Muthwillen *) und keinen Spott; sie umgaben und rissen den König in ihren Strudel.

Der Herzog von Anjou nahm den Schatz und was er sonst nehmen konnte, um den Thron der erwürgten Königin Johanne von Neapel zu besteigen; er stieg aber dort in ein frühes Grab. Der Bischof von Amiens flüchtete sich und seine Reichthümer nach Avignon. Der öffentliche Dienst gerieth in Verwirrung, das Volk murrte über neuen Steuerdruck und trug doppelte Lasten, da die unbezahlten Beamten sich von ihm bezahlt machten. In Languedoc widersetzte man sich mit gewaffneter Hand dem neuen Statthalter, die Bretagne war voll Fehde, und bis zur offenen Feldschlacht trieben die flandrischen Bürgerschaften unter Artavelle's Sohne ihren Widerstand gegen ihren Landesherrn und das königliche Heer, welches siegreich nach Paris, aber auch hier zum Blutgerichte zurückkehrte. Die Wüstlinge um den König, seinen Bruder Orleans und seine Oheime Bourgogne und Berry trieben nun ihr Unwesen in Kriegskameradschaften mit soldatischer Verwegenheit, und mit der jungen reizenden Königin (1385) trat das Unglück dem Throne näher. Sie, Isabelle von Baiern, war zur Brautschau des Königs gekommen, von ihm liebgewonnen und, wie der gleichzeitige Froissart meint, üblicherweise ganz ent-

*) Zu solchem Muthwillen scheint zu rechnen zu sein, daß Montmorency zu Creve-Coeur den Wundarzt Loys Barin mit der Schur des Weiberschooßes belehnt.

kleidet von den Frauen geprüft und bewährt erfunden worden. Die Pariser boten den höchsten Glanz und Geschmack bei ihrem Einzuge auf: in der Straße St. Denis war ein Triumphbogen errichtet, ein reichgestirnter Himmel, in dem die heilige Dreieinigkeit in dreifacher Majestät thronte, und wo bei ihrer Durchfuhr ein Engelchor von Kindern sang, zwei Engel zu ihrem offenen Baldachin sich niederließen und eine goldene Krone mit Edelsteinen ihr auf das Haupt setzten, singend:

„Dame enclose entre fleurs de lys,
Reine êtes vous de Paradis
De france et de tout le pays;
Nous remontons en paradis“.

Ihr Vater liebte das Freudenleben zu Paris, und sie konnte den Hof nicht prächtig genug haben. Sie brachte soviel Kleinodien und Geld an sich als sie konnte und versteckte es dann, einige Zeit mit Hülfe ihres Bruders Ludwig, dem sie sich selbst, nach Andeutungen in seiner Geschichte von Lang, hingab; sie war durch ihre Reize wie durch ihre Ränke gefährlich. Bald stand sie an der Spitze des glänzendsten Minnehofes und mit dem Herzoge von Orleans, dem kühnsten und glücklichsten Eroberer hübscher Frauen, auf dem vertrautesten Fuße. Diesen liebte die schöne Valentine von Mailand, seine Gemahlin, so, daß auch sein natürlicher Sohn, der Bastard Orleans, eine zärtliche Mutter in ihr fand. Ihre Herzensgüte machte die Letztere vor Allen dem Könige theuer, und er kannte sie allein, als er in Wahnsinn verfiel (1392). Die frühe Ueberreizung seiner starken Nerven durch Wein und Wollust, seine Ehrlichkeit im Sturm aller Bosheiten, seine Willenskraft im Kampfe mit überlegenen Gewaltmenschen, die Brandung der mannigfaltigsten Leiden-

schaften um und auf ihn, der fast vor seinen Augen an dem Connetable Clisson versuchte Meuchelmord *), sein unglückseliges Leben an der Seite einer Isabelle — dies Alles wirkte unheilsam auf das Gemüth Charles VI. und zerrüttete es desto heftiger je fester sein Körper war. So wird der Thron dem vierten Valois schon verderblich: die Geschlechter von Klodwig und Karl hatten ihn länger ertragen. Als der König auf dem Zuge nach Bretagne sich befand, fiel ihm plötzlich eine Schreckensgestalt mit dem Rufe: „Halt, wohin gehst Du, Du bist verrathen", in den Zügel; auch ward er nächstdem von der klirrenden Lanze eines von der Sonnenhitze müden Edelknaben aufgeschreckt. Bei diesen Vorfällen brach seine Wuth zuerst aus. Er hieb mehrere nieder und wollte auch an seinen Bruder Louis von Orleans. Sein Bewußtsein kehrte nur zurück, um von neuem Entsetzen wieder niedergedrückt zu werden: er ward zuerst still und traurig, dann immer unruhiger, und wieder ruhig. Aus seinem königlichen Hofe ward ein kärglicher Haushalt, aber die Königin und die Herzöge von Orleans, Berry und Bourgogne hatten jeder einen glänzenden Hofstaat, bemächtigten sich, besonders durch Entfernung des Connetable Clisson, der Gewalt und machten sich gegenseitig dieselbe einander strei-

*) Clisson ward von seinem Todfeinde, dem Herzoge von Bretagne, mit der vormundschaftlichen Regierung dieses Landes beauftragt und handelte an Dessen Kindern als Vater; seiner eigenen Tochter schleuderte er einen Wurfspieß nach, als sie ihm den Meuchelmord derselben antrug und bei dem Anblicke seines aufflammenden Zornes floh. An ihn wollte Craon zum Meuchelmörder werden, weil er ihm seine Verabschiedung als Kammerherr von Louis Orleans zuschrieb. Diese hatte Derselbe bekommen, weil er der Herzogin den Liebeshandel ihres Gemahls mit einer Jüdin verrathen, und Valentine dem liebkosenden Gemahle den Angeber entdeckt hatte.

tig. Das Parlement blieb beisammen und suchte wenigstens den Schein von Ordnung zu erhalten. Man vereinigte sich endlich über eine gemeinschaftliche Verwaltung der Prinzen vom Geblüt, in Abwesenheit des Königs, wie man es nannte; aber nach dem Tode von Philipp von Bourgogne stieg mit jedem Tage die Erbitterung zwischen seinem Sohne Jean und Louis Orleans. Sie waren in Leidenschaft, Uebermuth und Macht zu gleich, in Interesse zu verschieden, um sich durch den Angriff gemeinschaftlicher Feinde versöhnen, durch den Krieg wider England beruhigen zu lassen; dabei schob die Schuld des Misgeschicks der Eine auf den Andern. So kamen sie nach Paris zurück. Louis soll sich darauf der Gunst der Herzogin von Bourgogne gerühmt, ihr Bildniß in der Gemäldesammlung seiner Schönen gehabt und in Gegenwart ihres Mannes von ihr gesungen haben. Als er eines Abends, wie er pflegte, bei der Königin Isabelle war, berief man ihn zum König. Er ritt auf einem Maulesel dahin, einige Fackelträger vor sich, und zwei Stallmeister auf einem Pferde hinter sich. Da stürzt ein normännischer Edelmann mit Meuchelmördern auf ihn, haut ihm die Hand ab, schreit, auf seinen Ruf: „Ich bin der Herzog von Orleans", „„Dem gilt es"", und spaltet ihm den Kopf (1407); sein deutscher Stallmeister wirft sich auf ihn und wird gleichfalls getödtet. Der Gerichtsschultheiß von Paris sucht die Mörder vergebens auf und verlangt von dem Staatsrathe die Ermächtigung, seine Nachforschungen auf die Hofstätten der Prinzen erstrecken zu dürfen. Bei diesem Antrage wird Herzog Jean bleich, gesteht, da man es bemerkt, die That und entweicht. Er wird nicht verfolgt. Der Herzog von Bourbon verläßt in Unwillen darüber Paris.

Vor allen Städten und Burgen Frankreichs fliegen die Zugbrücken auf, man läßt nur die Landleute ein, die für ein Jahr Lebensmittel mitbringen, und rüstet sich. Jean ist zuerst fertig und zieht im Triumph in Paris ein, läßt vor dem König und Hofe durch den Rechtsgelehrten Jean Petit den Meuchelmord rechtfertigen und wird feierlich von aller Schuld losgesprochen. Er geht zurück, und die Anhänger des Hauses Orleans kommen nach Paris und lassen den Herzog von Bourgogne als öffentlichen Feind erklären. So geht es im Wechsel weiter, bald friedlicher, bald feindlicher. Alle Gelobungen sind nur Betrug, alle Verhandlungen nur Vorbereitungen zu verstärkten Ausbrüchen des Bürgerkrieges. Mit Ausnahme des Südens ist Frankreich zwischen den Bourgignons und den Armagnacs (von dem Schwiegervater des Herzogs Charles von Orleans, dem Grafen Armagnac, hieß die Partei Orleans so) getheilt, und die Fehde hebt an von Dorf zu Dorf, selbst von Haus zu Haus. Die Bourgignons sind demokratisch gesinnt; ihr Herzog hat in seinen Niederlanden gelernt, mit den Bürgerschaften umzugehen, und treibt es so weit, nicht blos mit den pariser Fleischern gut Freund, sondern auch mit dem vielbeschäftigten Scharfrichter Hand in Hand zu sein. Graf Armagnac ist aristokratisch gesinnt und entwaffnet, wenn er kann, die Bürger. Der Hof hält es bald mit den Bourgignons, bald mit den Armagnacs, trägt mit dem pariser Pöbel weiße Mützen, und mit den Banden, wie die Armagnacs auch heißen, das Feldzeichen, ein rechtwinkliges Kreuz. Die Engländer mischen sich ihrerseits auch ein. Mit ihnen hatte man nicht zum Frieden kommen können, weil sie zuerst den Friedensschluß von Bretigny zur Grundlage forderten, jetzt aber selbst

damit sich nicht begnügten. Die Schlacht von Azincourt (1415) glich der von Crecy: sie hatte keine Folgen; und Frankreich fühlte nicht einmal, daß Tod und Gefangenschaft es dort von vielen Unholden befreit hatte. Graf Armagnac wird Connetable, auch Finanzminister, und der Schreckensmann für Viele. Auf seinen Betrieb wird ein Günstling der Königin ersäuft, wobei der Sack, der denselben umschloß, die Aufschrift hatte: „Laßt der Gerechtigkeit des Königs ihren Lauf"; er selbst aber wird im Ueberfall und Aufruhre zu Paris mit dem Kanzler, vielen Bischöfen, den Vornehmsten des Landes und der Stadt, überhaupt mit mehr als 4000 Menschen erwürgt, und der Dauphin Charles, in kurzer Zeit der dritte Dauphin, kaum und ohne Kleidung aus dem Getümmel gerettet. Charles schwört dem Herzoge von Bourgogne Freundschaft und verabredet mit ihm eine Zusammenkunft auf der Brücke zu Montereau. Jean wird gewarnt, sich Tannegui du Chatel und andern Freunden des ermordeten Louis, welche sich um den Dauphin befänden, nicht anzuvertrauen, aber von seiner Geliebten dazu aufgemuntert. Noch an der Brücke zaudert er in dem Argwohne, der ihn wie Louis's Schatten begleitet, doch schreitet er hin und beugt das Knie vor dem Dauphin, die Hand an den Degen gelegt. In diesem Augenblicke winkt Tannegui, ruft „Nun!" und haut ihm das Kinn ab, worauf der Mord vollendet wird (1419). Sofort erhebt sich ein Rachebund der Städte zu Arras. Die Königin Isabelle unterhandelt mit dem Könige Heinrich V. von England, und mit dem jungen Herzoge von Bourgogne. Heinrich V. kommt nach Troyes, verlobt sich mit der französischen Prinzessin Catherine, und Charles VI. erklärt im offenen Briefe (21. Mai 1420), daß

er in seinem Rathe diese Vermählung beschlossen habe; daß nach seinem Tode Heinrich V. die Krone und das Reich Frankreich erben und sofort die Staatsverwaltung haben solle, mit der Verpflichtung, die Rechte und Freiheiten des Adels, der Städte und Gemeinheiten aufrechtzuerhalten; daß Frankreich und England ungetheilt unter einem Könige beisammenbleiben sollen, und daß mit dem sogenannten Dauphin Charles wegen seiner entsetzlichen und ungeheuren Verbrechen weder verhandelt noch abgeschlossen werden solle, es sei denn mit gemeinschaftlicher Einwilligung der beiden Könige, des Herzogs von Bourgogne und ihrer Stände. Troyes leistete dem Könige Heinrich V. auf der Stelle den Eid; die meisten Städte folgten nach; das Parlement zu Paris berief den Dauphin vor seine Schranken und erklärte ihn, nach abgelaufener Frist, für einen Majestätsverbrecher, deshalb der Thronfolge unwürdig und verlustig, und alle Unterthanen ihrer Eidespflicht gegen ihn entbunden. Der Reichstag zu Paris war eben so fügsam. Indessen erklärten sich die Prinzen vom Geblüt und die Lande jenseits der Loire für den Dauphin, und Graf Buchan führte ihm eine Hülfe von 6000 Schotten zu. Der Tod Heinrich V. befreite ihn von dem gefährlichsten Gegner, und gleich darauf hinterließ ihm Charles VI. die zerbrochene Krone (1422).

Charles VII. war kaum zwanzig Jahre alt, und sein kleines Häuflein hatte nur eine Fahne mit dem französischen Wappen, worunter dem Könige gehuldigt ward. Er nahm die Umstände und die Menschen wie sie waren, und wußte sich darein zu fügen. Sein gefälliges Wesen, sein guter Verstand, und, wenn er denselben zeigen mußte, sein Muth erwarben ihm Liebe und günstige Erfolge; aber bei seiner Vergnügungs-

sucht, seiner Arbeitsscheu, seiner Sorglosigkeit konnte er aus eigener Kraft Frankreich nicht aus dem Unglück emporheben. Er konnte nicht einmal verhindern, daß die Gewaltmenschen, welche unter seinem Namen die Geschäfte, und mehr noch ihre eigene Sache, besorgten, sich unter einander würgten, und nach der Niederlage seines Heeres bei Verneuil (1424), wo auch der Marschall de la Fayette in Gefangenschaft gerieth, ward seine und Frankreichs Lage verzweiflungsvoll. Das platte Land war eine weite wüste Lagerstätte; Bluthunde spürten die Bergeörter der Landleute in den Felsenschluchten und Wäldern auf; die Wölfe verschlangen die Leichen in den Städten; alle Volksbande drohten zu zerreißen; der Gehorsam ward Empörung, und in dem Bereiche der festen Städte und Burgen weder das Gebot des französischen noch des englischen Königs gethan, um dadurch nicht in des andern Acht zu verfallen. Aber die Mauern schützten nicht mehr wie sonst, und je größer und reicher eine Stadt war, desto eher hatte sie die Kriegswuth zu befürchten. Die Angriffskunst eilte der Vertheidigungskunst voraus: das Feuergeschütz drohte den höchsten Festen Zerstörung. Nirgend konnte man sich mehr auf sich selbst, und noch weniger auf Andere verlassen. Die Majestät war tief herabgewürdigt, und die Regierung an die Soldaten gelangt, da der Reichstag dem Reichstage, das Parlement dem Parlemente, das Steueramt dem Steueramte entgegenstand. Ein Hof verspottete nicht blos den andern, sondern die Engländer sagten auch der Königin Isabelle geradezu, daß Charles VII. nicht der Sohn ihres Gemahls sei, und die Dichter machten lustige Lieder auf Thron und Altar. Das Kriegsvolk verlachte den Bann, und die Verbündeten der wildesten Rotten

verschwuren sich dem Teufel. Es schien für nichts und für Niemanden mehr Sicherheit zu geben. In dieser allgemeinen Angst und Noth für Gut und Leben ward man ernst und andächtig, wie man bei dem schwarzen Tode durch die überwundene Todesfurcht leichtsinnig geworden war; und der französische Volksglauben, das französische Volksgefühl brach plötzlich in wundergleichen Thaten hervor.

Die aufgeklärten Männer in Europa hatten seit der Zeit der Pest die Nothwendigkeit einer Sittenverbesserung und der Kirchenverbesserung als den Anfang dazu gefühlt: dieses Gefühl gewann durch die kühnen Untersuchungen von Wiclef über die päpstliche Gewalt noch mehr Kraft; die Aergernisse der Doppelpäpste und die Liebe des Kaisers Sigismund zu großen Feierlichkeiten wurden entscheidend, wie denn zur Kirchenversammlung nach Constanz an 400 Bischöfe und Aebte, unter einem Zusammenflusse von 100,000 Fremden, kamen (1414—1418). Die Franzosen, unter welcher Herrschaft sie sein mochten, vereinigten sich unter ihrem Landsmanne Pierre Ailly, der auch als Cardinal nicht aufhörte wider die Verunstaltung der Kirche zu eifern, und unter dem frommen Jean von Gerson, Kanzler der Universität von Paris, der seinen klaren Verstand und seine Beredsamkeit zur Vermittelung benutzte. Die Versammlung entschied, daß sie nach vier Abtheilungen stimmen wollte. Sie nannte dieselbe Nationen: Deutsche, Italiener, Franzosen und Engländer, zwar nicht nach genauer völkerschaftlicher Abschichtung, denn die Griechen waren auch einbegriffen, und zu den Engländern wurden auch die Dänen und Schweden gerechnet, aber doch nach den damals vorherrschenden Völkern und ihren Meinungen. Sie wollte sich durch diese Stimm-

ordnung vor dem Uebergewichte der Mehrzahl der italienischen Bischöfe bewahren, von denen sie Behinderung ihres Zwecks, der Kirchenverbesserung, befürchtete. Aber indem sie zur Einheit der Kirche in Lehre und Verwaltung durch Abstimmung nach Völkern zu gelangen glaubte, offenbarte sie zugleich, daß bereits eine wesentliche Verschiedenheit in dem Kirchenwesen der Völker bestehe, daß der Volksglauben und die gelehrten Forschungen, die Gefühle und die Meinungen, die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen ihre eigenthümlichen Richtungen genommen hatten und im Interesse der Franzosen anders als in dem der Engländer, und im Interesse der Deutschen anders als in dem der Italiener u. s. w. behandelt sein wollten. Indeß erleichterte man durch die Abtheilung nach Nationen die gegenseitige Verständigung und vermochte dadurch einer jeden klarer zu machen, was die andern wollten, als bei der Verschiedenheit der lateinischen Aussprache sonst geschehen konnte. Sonach trug Pierre von Ailly vor, die Kirchenverbesserung müsse durch die Tilgung aller parteiischen Rücksicht, durch die vorläufige Absetzung aller drei Päpste angefangen werden. Die Vertreter der Gläubigen, ein jeder für sein Volk, seien aus den entferntesten Ländern zusammengekommen, die Alles zusammenhaltende Ordnung der Gemeinde Gottes, welche durch Schuld und Unordnung aufgelöst, ohne andere Furcht als vor dem Heilande, dem einigen Hohenpriester, ohne anderen Einfluß als den des heiligen Geistes gereinigt herzustellen. Sein Antrag ward mit allgemeinem Beifall angenommen. Der anwesende Papst Johann XXII. entging zwar der Untersuchung seines Lebenswandels, mußte aber schriftlich, wenngleich bedingt, der päpstlichen Würde entsagen und entfloh.

Darauf wäre fast der Antrag von Gerson durchgegangen, die Väter möchten das Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlung für höher als die päpstliche Macht erklären. Sie beschlossen: die gegenwärtige Kirchenversammlung solle fortfahren, die Kirche in Glauben und Verfassung zu vereinigen und in Haupt und Gliedern zu verbessern, und für die allgemeine Stimme derselben gehalten werden. Gerson setzte auch durch, daß der Meuchelmord, in namentlicher Beziehung auf Louis von Orleans, verdammt wurde; doch ward seiner Mörder nicht erwähnt, während Huß den Flammentod starb. Der Friedensruf der französischen Geistlichen zu Constanz für ihr Vaterland und der Bannspruch des Papstes Martin V. wider den Grafen Armagnac wurden in Frankreich zum Mordrufe, welcher Paris, wie erzählt worden, zum Leichenfelde machte. Die Gewaltmenschen und ihre Banden verhöhnten das Heilige noch vorsätzlicher, verfolgten die Geistlichen noch emsiger als zuvor; aber Diese hielten nach der Rückkehr von der Kirchenversammlung mehr zusammen, verfuhren planmäßiger und erhoben die Gemüther der Bauern und Bürger zu Gott. Es drang auch um diese Zeit die starke, herzergreifende Stimme eines Bußpredigers aus den Niederlanden durch Frankreich. Thomas von Kempen lehrte durch Beispiel und durch Schrift unsträflichen Wandel und begeisterte dafür durch Lieder und durch Reden. Einen Nachhall der Mahnungen dieses Seelenforschers und Weltbeobachters haben wir in unserer Zeit gehört; der schwärmerische Klang seiner Klagen und seiner Hoffnungen traf damals den Grundton des Gefühls. Seine Schriften verbreiteten sich schnell durch Abschreiben und das damals sehr übliche Hersagen; sie wurden übersetzt und

auch früh gedruckt. Mit der Begeisterung durch Wunderglauben verband sich kriegerische Begeisterung. Aus den Klöstern, wohin die edelsten Jungfrauen sich und ihre Trauer über die erschlagenen Geliebten geflüchtet hatten, erschollen Kriegslieder, und der Heldengesang Clotilde's von Vallon Chalys begleitete ihren Gemahl Berenger von Surville zu den Fahnen des Königs. Unter dem Wehklagen über das tiefe Elend Frankreichs, unter den heißen Gebeten zu der göttlichen Barmherzigkeit um Hülfe und Rettung, unter begeisternden Predigten und Heldengesängen ergriff der Wunderglauben Jeanne d'Arc *) bis zur Verzückung. Es war ein mannstarkes Bauermädchen aus Dom-Remy bei Vaucouleurs, von hohem Wuchs und im blühendsten Alter, in den harten Landarbeiten und im verwegenen Reiten sehr geübt, der Krankheit ihres Geschlechts nicht unterworfen, in ihren Neigungen ein Mann. Die Kriegslust flammte in ihr auf, wenn sie Waffen sah; und in sich versenkt wandelte sie einsam zu dem Feenbaum und der Heilquelle bei ihrem Dorfe, sprach die Engel Michael und Gabriel und weihte

---

*) Ein Brief, wahrscheinlich an Franz Sforza, Herzog von Mailand, und übersetzt für den deutschen Orden in dem königsberger Archive befindlich, besagt von der Jungfrau von Orleans: „Sie ist einer angenehmen Gestalt, übet männliche Werke, redet wenig, wunderbare Klugheit sie zeiget, in der Sprache und Gesprächen hat sie eine feine Stimme nach Art eines Weibes. Sie ißt wenig, sehr mäßig genießt sie den Wein, in der Pracht der Pferde und der Waffen ist sie ...., die gewappnete Manne und Edlen sie großlich liebet, vieler Reden sie ist verdrossen, das Wort ihr überflüssig fleußt, ein fröhliches Angesicht liebet sie, sie erduldet unerhörte Arbeit und ist im Tragen der Waffen und Enthaltung so beständig, daß sie sechs Tage lang Tag und Nacht vollkommen gewappnet bleibt".

der heiligen Katharina Blumen, Locken und Kerzen. Ihr Dorf war für die Armagnacs, nun für den jungen König; das benachbarte Marcey für die Bourgignons; blutige Fehde zwischen ihnen. Der große Krieg stand zur Entscheidung. Das phantasievolle Mädchen brütete, betete über den Ausgang. Und siehe! es trat vor Robert von Baudricourt, den Befehlshaber zu Vaucouleurs, und begehrte, zum Könige Charles VII. gesandt zu werden, weil ihr Engel offenbart hätten, daß es die Stadt Orleans retten und den König nach Rheims zur Krönung führen solle. Robert weigerte sich, Jeanne d'Arc kam aber zum zweiten Male und mahnte, zu eilen, weil der König eben großen Verlust erlitten. Nun ward sie in Mannstracht zum Könige nach Chinon geführt (24. Febr. 1429), in der Schau der Frauen ihre Jungfräulichkeit erkannt, und der König von ihr unter seinen Hofleuten herausgefunden, auch an ein Gebet erinnert, welches er in der Stille, doch an eines Andern Seite, gethan hatte. Der Hof, das Parlement zu Poitiers, die Geistlichen erklärten sie für eine gottgesandte Retterin, und sie gab dem neuen Versuche, Orleans zu versorgen, eine neue Gestalt. Die Engländer hatten die Stadt nach damaliger Belagerungsweise mit Festen, 6 Hauptfesten und 54 Schanzen, umgeben, aber ihr doch nicht alle Zufuhr und Verbindung abschneiden können. Der jetzige Zug dahin geschah unter St. Severe mit auserlesener Mannschaft. Jeanne beichtete zuvor, freiwillige Scharen strömten ihr zu, das Gesindel ward entfernt, Ernst und Andacht herrschten, heilige Gesänge, der Segen der Priester, das Gebet der Menge auf dem Wege erhöhten Muth und Vertrauen, ein kräftiger Ausfall von Orleans unterstützte das Unternehmen — es gelang. Das

Volk hielt seine Sache für Gottes Sache und machte den Fürstenkrieg zu seinem Kriege. Die Engländer verloren Gebiet, langsam, wie tapfere Männer, aber fortdauernd. Jeanne d'Arc focht heldenmäßig, ward mehre Male verwundet und wollte sich nach des Königs Krönung zu Rheims, bei der sie mit ihrer Fahne stand, zurückziehen, ließ sich aber überreden, zu bleiben, und ward bei einem Ausfalle von Compiegne gefangen. Die Engländer kauften sie den Bourgignons ab, und der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, gab sich her, mit Zustimmung der pariser Universität, über sie als Ketzerin und Zauberin Gericht zu halten, wobei der Dominikaner, Generalvicar der Inquisition, le Maitre, und 60 andere Beisitzer waren. Aber selbst unter ihnen erregte das Heldenmädchen Theilnahme, und sie ward zwar als Ketzerin und Zauberin, aber weil sie sich dem Urtheilsspruch unterwarf, den Irrthum in den gehabten Erscheinungen und Offenbarungen zugab und keines Betruges gezeiht ward, nur zum Schmerzensbrot und Angsttranke, d. h. zum lebenslänglichen Gefängnisse, verurtheilt. Doch nach einigen Tagen sollte die Gefangene ihre Mannstracht wiederangelegt haben und ward sofort als rückfällige Ketzerin dem weltlichen Gericht übergeben und zu Rouen verbrannt *). Bei dem französischen Volke ist das Heldenmädchen und sein wundergleiches Werk in dankbarem Andenken geblieben. Der König Charles VII. und seine Ritter hatten der vornehmen

*) 30. Mai 1431. Der Anschlag lautete: „Jeanne qui s'est fait nommer la Pucelle, menteresse, pernicieuse, abuseresse du peuple, dévineresse, superstitieuse, blasphémeresse de Dieu, présomptueuse, malcréante de la foi de J. C., idolâtre, cruelle, dissolue, invocatrice du diable, apostate, schismatique et hérétique".

englischen Kriegsgefangenen Viele zur Auswechselung für die kriegsgefangene Jungfrau anzubieten, sie konnten Jene, gleich der Anklagten, vor das Ketzergericht stellen und sie gleichen Schrittes mit dem Verfahren gegen Diese dem Martertode entgegenführen. Aber solche Rettungsversuche für sie blieben fromme Wünsche, und erst zwanzig Jahre nach ihrem Tode fing man eine Durchsicht der Gerichtsverhandlung an und fand endlich das Urtheil nichtig, und sie unschuldig (1456). Als sie zum Opfer ihres Vaterlandes hingegeben ward, opferten sich die Machthaber um Charles VII. noch einander auf. Der Connetable Richmont, Bruder des Herzogs von Bretagne, hielt sich nur, weil er am verwegensten war, und hob um diese Zeit den Minister Trimouille, nicht ohne blutigen Widerstand, neben dem Gemache des Königs auf, welcher Letztere es bei allem Unwillen darüber hingehen und selbst seine Billigung auf dem Reichstage zu Tours äußern lassen mußte. Der Connetable hatte sich mit dem Grafen von Maine, Bruder der sanften und beliebten Königin Marie, verbunden, welcher die erledigte Ministerstelle erhielt; und ihre Eintracht wirkte vortheilhaft auf die Verwaltung und den Krieg. Das königliche Heer war noch immer nicht zahlreich, aber das ihm überlegene englische in den gefährlicheren, überall geheimen und oft offenen Kampf mit dem Volke verwickelt, und der Herzog von Bourgogne ward ihm ein ungewisser Freund. Vergebens bot der Herzog von Bedford alle seine Geschicklichkeit als Feldherr und Staatsmann auf, um die englischen Fahnen vorwärts zu bringen und die Einwohner zu gewinnen oder zu schrecken. Es wurden, unter Vermittelung des Papstes und der Kirchenversammlung zu Basel, Friedensverhand-

lungen zu Arras eröffnet, welche sich an dem Lehnsverbande von Guyenne und Normandie, der von französischer Seite gefordert und von englischer Seite nicht zugestanden wurde, zerschlugen. Aber mit dem anwesenden Herzoge von Bourgogne kam es zum Frieden, indem folgender Vertrag mit ihm geschlossen wurde (21. Sept. 1435): Der König Charles VII. erklärt, um den Mordanschlag auf Herzog Jean nicht gewußt zu haben, da er damals jung und von geringer Einsicht gewesen sei, und er wolle die Schuldigen verfolgen und bestrafen lassen. Er tritt außer Anderem das ganze Gebiet an der Somme rückkäuflich für 100,000 Goldgulden ab und entbindet den Herzog für seine Person von aller Lehnspflicht wegen seiner alten und neuen Lande; Beide verpflichten ihre Lehnsleute, wider Denjenigen von ihnen zu dienen, welcher diesen Vertrag und Frieden brechen würde. Also ward der Herzog ein völlig unabhängiger Fürst, nun auch dem Rechte nach, da er der That nach in seinen Landen von den Alpen bis zur Nordsee schon königliche Gewalt und Macht geübt hatte. Sein Besitzthum hatte deutsche Lande zum Hauptbestande; es erstreckte sich über die reichen, kunstfleißigen und kriegerischen Niederlande und hatte desto lebhafteren Verkehr mit Deutschland, jemehr dieser mit Frankreich durch den Krieg verstört war. In dem neuen burgundischen Staate herrschte deutsche Sprache, Art und Weise, welche sich damals vervollkomneten, vor. Der Hof war prachtvoll, und das goldene und silberne Geschirr desselben mehr als eine Grafschaft werth. Der Zutritt und die Etiquette bei ihm, die Ehrengehalte und der Orden des goldenen Vließes machten den Adel fügsam und geschmeidig, und strenge schnelle Strafen schreckten ihn von Meutereien ab, wie denn

der Ritter Jean von Granson, der Verwandte vieler Fürstenhäuser, wegen aufrührerischer Umtriebe zu Poligny erwürgt wurde. Die Vermischung der Stände sollte verhindert werden; es wurden Adelsbücher geführt, und Wappenherolde zur Beachtung der Rang- und Standeszeichen gehalten. Aber für die Verwaltungsämter entschied die Diensttüchtigkeit, und der Kanzler selbst, Nikolaus Raulin, war bürgerlicher Herkunft. Der Herzog Philipp von Burgund regierte in dem Geist und der Ordnung niederländischer Städteverwaltung, sprach mit den Bürgern und Bauern selbst von ihren Sachen, und sie nannten ihn den Guten. Nachdem er mit Charles VII. Frieden geschlossen hatte, trat sein Anhang zu Paris auf die Seite des Königs, und die Engländer konnten sich dort nicht länger halten. Aber die königlichen Behörden, und besonders der Connetable Richmont, wollten nun Alles auf ein Mal durchsetzen: die Engländer vertreiben, die gallikanische Kirche unabhängig vom römischen Stuhle machen, die Kriegsverwaltung von Grund aus ändern und die grundherrrliche Gewalt brechen. Während man sich so der Reaction überließ, stellten sich Prinzen vom Geblüt und der Bastard Orleans an die Spitze der misvergnügten Hauptleute und Adligen; der Dauphin selbst gab seinen Namen her, und die Fahnen der Armagnacs hielten wieder, wie unter Charles VII. als Dauphin, den königlichen gegenüber. Doch die Städte, die Geistlichen blieben dem Könige treu, und Philipp von Burgund handelte als ein guter Nachbar; der Bastard Orleans fühlte die Nichtigkeit und Schmach der Empörung, und er sowie der Dauphin Louis suchten sich im Dienste des Königs mit Feindes Blut von der Schuld rein zu waschen. So versank man zwar nicht wieder völlig

in Bürgerkrieg, aber die königliche Gewalt erhob sich auch nicht völlig, und der Frieden mit England verzögerte sich. Rücksichtlich dessen versuchte und verwarf man oft die ergangenen Anträge. Die Hauptschwierigkeit bestand von beiden Seiten darin, was man mit den Armagnacs machen solle; und der Waffenstillstand kam zu Stande, als der Ausweg gefunden war, das ledige Kriegsvolk von beiden Seiten nach der Schweiz und zur Unterdrückung der dortigen Eidgenossenschaft und Kirchenversammlung zu schicken. Es versprach der Papst Eugen IV., die oben erwähnte Bestimmung über die Rechte der französischen Kirche, die pragmatische Sanction des Königs zu bestätigen, wenn er die Kirchenversammlung zu Basel zerstreue. Sie hatte ausgesprochen, daß in der Kirche die höchste Gewalt bei den, mit oder ohne Willen des Papstes versammelten, Bischöfen sei, und durch die Beschlüsse über die päpstlichen Gebühren und die Aufrechthaltung der Kirchenordnung und Kirchenzucht in jedem Lande vermittelst Kirchentagen zu der pragmatischen Sanction geführt. Die Räthe des Kaisers Friedrich III. wünschten eine Hülfe von 5000 Mann wider die Schweizer. Diese kam, dem Wunsche zuvor: die Armagnacs schwärmten schon am Rhein, und die Könige von Frankreich und England, auch Philipp von Burgund, sandten statt 5000 mehr als 50,000 Mann. Charles VII. führte den einen Zug nach dem Elsaß, der Dauphin 30,000 Mann auf Basel. Eine Bekanntmachung verkündigte, daß der König von dem Kaiser gegen die Schweizer, geschworene Feinde aller von Gott veranstalteten Gewalt, besonders des Hauses Oestreich und des gesammten Adels, um Hülfe ersucht worden, und diesem Begehren desto eher nachgegeben worden, je länger

die Krone Frankreich der natürlichen Grenze des Reichs, welche der Rhein sei, unbillig beraubt gewesen. So hatte sich Frankreich kaum der Eroberung erwehrt, als es seinerseits erobern wollte. Der Dauphin fand die Stimmung des Adels günstig und drang in die Ebene vor Basel. Sein Vertrauter, Jean von Bueil, führte 8000 Mann in das Wiesendorf Prattelen am Fuße der Hügel, der Marschall Dammartin, voll Einsicht und Ungestüms, folgte mit der doppelten Anzahl von Muttenz, und der Dauphin selbst hatte Hans von Rechberg, obersten Hauptmann von Zürich, und die auserlesenen Scharen zu Burg Pfeffingen um sich. Morgens acht Uhr (26. Aug. 1444) stoßen 1500 Schweizer auf den Feind bei Prattelen, ordnen sich und stürmen im Schlachtzorn ein; sie werfen und sprengen die Haufen, welche vor ihnen stehen und aus den Verstecken zur Seite kommen; sie nehmen das Geschütz, und vorwärts geht es auf Muttenz. Ihre Müdigkeit, die ungeheure Ueberlegenheit des frischen Feindes, seine vortheilhafte Stellung, — nichts hält sie ab. Die Höhen werden gewonnen, und die Feinde über die Birs geworfen, wo die Schlachtordnung des Dauphins steht. Die Schweizer auf der Höhe an der Birs hören nicht auf die Warnung der Hauptleute, nicht auf die Botschaft aus Basel, daß ihr Rückzug dahin schon bedroht sei: sie stürzen durch die Birs. Das Geschütz schmettert sie nieder, 8000 schwere Reiter brechen ihre Reihen, die ganze feindliche Macht liegt auf ihnen. Sie winden sich in zwei Haufen hervor, von denen der eine zwischen Gewässern auf der Aue, der andere im Garten und Siechenhause bei St. Jacob festen Fuß faßt, und sterben, wo sie standen. Das Feld aber von

Prattelen bis zum Orte ihrer letzten Noth war mit 8000 erschlagenen Feinden bedeckt. Nach einem solchen Siege stand der Dauphin von dem Vordringen in die Alpen, auch von dem Huldigungsvorschlage, welchen er an Basel gethan, ab und schloß, nicht ohne geheime Einwirkung Philipp's von Burgund, mit den Schweizern Frieden. Nicht lange darauf kam es, aus Furcht vor Burgund selbst, zum Freundschaftsvertrage mit ihnen, nach welchem die Schweizer ungestört mit Vermögen und Waffen sich nach Frankreich hin- und zurückbegeben und Handel treiben durften (1452).

Das endlich vor der schwäbischen Landwehr und der Rüstung im deutschen Reiche zurückgezogene Heer bekam die schon früher versuchte neue Einrichtung. Es ward nur der Kern davon beibehalten; die entlassenen Hauptleute erhielten Ruhegehalt; die Soldaten wurden einzeln mit der Warnung verabschiedet, daß sie als Aufrührer würden bestraft werden, wenn sie sich mit Waffen befinden ließen. Ihre alten Waffenbrüder, welche fortdienten und, im Gegensatze der Freicompagnien, Ordonnanzcompagnien hießen, gaben dieser Warnung Nachdruck, da sie im Lande verlegt und zur Aufgreifung der Landstreicher gebraucht wurden. Zugleich ließ durch diese dem Soldatenhalten des Adels sich steuern, welches als Zusammenrottirung verfolgt wurde, da man den Lehnsdienst nicht mehr forderte. Das nun stehende Heer betrug 9000 Reiter und 16,000 Mann Fußvolk. Die Reiterei ward in Rotten von 5 Mann, unter einem Gensd'armen, eingetheilt, und 100 Gensd'armen hatten einen Hauptmann. Der Sold des Hauptmanns betrug jährlich etwa 10,000 Franken, des Gensd'armen über 2000, und des gemeinen Reiters unter 300; denselben Sold hatten 4,500 Bogenschützen, welche

man bei dem neuen Ausbruche des englischen Krieges hielt. Die bewaffnete Macht würde im Friedensstande mehr als zwei Drittel des Staatseinkommens von etwa 10,000,000 Fr. verschlungen haben, wenn sie nicht zum Theil von den Bürgerschaften als städtische Truppen bezahlt worden wären.

In dem langen Kriege war die Hauptlast der Besteuerung, wie in allen Kriegen, auf das sichtbare, unbewegliche Eigenthum gefallen, und das Grundsteuerwesen (taille) mit der mannigfaltigsten Vermischung von Gewerb-, Kopf- und Vermögenssteuern unverhältnißmäßig gegen die Verbrauchssteuern erweitert worden. Der Reichstag zu Bourges, bei allen Klagen über Willkürlichkeiten und Uebersteuerung, hatte, in der Unmöglichkeit der Aenderung des Steuerzustandes, bei fortdauerndem Kriege auch die Forterhebung der Grundsteuern bewilligt. Indessen hatte sich der Steuerbetrag nicht nach der Bewilligung, sondern nach Charles VII. Geldnoth und der Unterthanen Zahlfähigkeit gerichtet, und ebenso ging es da, wo die Engländer standen. So hatte man, als es zum Waffenstillstande kam, von Stadt zu Stadt und fast von Dorf zu Dorf andere Steueranlagen, welchen Charles VII. ihren Gang ließ. Sein Finanzintendant Jaques Coeur sorgte für gute Verrechnung des Ertrages *) und öffnete neue Geldquellen. Er war der Sohn eines Kaufmannes zu Bourges, Inhaber eines reichen Handelshauses, und Theilnehmer an der dortigen Münze, als ihn Charles VII. noch als Dauphin kennen lernte und zu sei-

*) Er hat eine (verlorene) Schrift hinterlassen: „Le dénombrement de la valeur et du revenu public du royaume de France; des memoires et instructions pour policer l'état et la maison du roi et même tout le royaume."

nem Zahlmeister machte. Jaques Coeur benutzte den Befehl der englischen Regierung zu Paris, das Geld an die Münze zur Umprägung zu liefern, um es an die Münze zu Bourges zu ziehen, indem er es zu erhöhtem Preise annahm und in der geringhaltigsten Scheidemünze, 270 Livres die feine Mark, ausgab. Er verstand sich auf die Scheidekunst und gab seiner Münze, durch das Hervortreiben des Silbers auf die Außenseite, ein täuschendes Ansehen. Doch bei diesem Verfahren, welches die Kassen des Dauphins anfüllte, scheint es nicht geblieben, sondern falsches Geld, türkische und andere fremde Gold- und Silbermünze in vergoldetem und versilbertem Kupfer nachgemacht und nach der Levante vertrieben worden zu sein. In der gerichtlichen Untersuchung wider Jaques Coeur lautet wenigstens der dritte Anklagegrund, daß er eine große Menge Kupfer nach der Türkei versandt und 20,000 Mark geringhaltiges Barrensilber mit einer Lilie bezeichnet habe, wodurch der französische Namen im Auslande verrufen sei. Auch wurde bereits erzählt, daß man zu Montpellier asiatische Münzen nachprägte: und Jaques Coeur hatte eben dort einen Hauptsitz seines Handels. Ueberdies bemerkt ein arabischer Schriftsteller, daß um diese Zeit die Franken viel Kupfer eingeführt und Gold- und Silbermünzen ausgeführt hätten. Das europäische Bergwesen kam damals in Aufnahme; Jaques Coeur hatte Silber- und Kupfergruben in eigenem Betriebe. Er ward so unermeßlich reich, daß man ihn für einen Goldmacher und Schwarzkünstler hielt. Ein Wechselgeschäft, welches von dem Münzwesen unterstützt wurde, ein Handel in Frankreich, welchen der Finanzminister mit den Kenntnissen und Verbindungen seines Amtes führte, ein Seehandel mit

zwölf Schiffen, wobei die Wechselcomtoire in den Hauptmärkten des mittelländischen Meeres zu Hülfe kamen, ein Geschäftsgeist für den Großhandel in einer Zeit, worin man sich über Krämerei nicht erhob, und die gleichzeitige Verwirrung in den drei größten Handelsorten, Genua, Venedig und Constantinopel, welche Jaques Coeur zu seinem Vortheil in der Levante benutzen konnte, verschafften ihm nicht blos ein Vermögen von 20 Millionen, und die Mittel, vier Heere für Charles VII. zu bezahlen, sondern machten Frankreich in dem Augenblicke zum Hauptsitze des Handels, in dem es aus seiner tiefsten Erniedrigung emporstieg. Aber auch nur einen Augenblick sah es, welche Macht in seinem Handel verborgen lag. Jenes Zeitgenosse, Jean Chartier, sagt, das große Vermögen von Jaques Coeur erregte Neid; seine Darlehen an die Großen, obgleich ohne Zinsen, selbst seine Freigebigkeit schadeten ihm, und er ward dem Könige Charles VII. als Anhänger des Dauphins verdächtig gemacht, verhaftet (1451), und sein Vermögen eingezogen. Der König nahm davon zum Zuge nach Guyenne 100,000 Goldgulden und gab davon seinen Hofleuten, sowie auch der Nachfolgerin von Agnes Sorel, der geliebten Antoinette von Maignelais. Darauf erst ward Jaques Coeur angeklagt und zum Verluste seines Vermögens, zur Buße von 400,000 Thlrn. und zur Landesverweisung verurtheilt *). Er entkam

*) Die gerichtlichen Verhandlungen befanden sich unter den Mazarin. Manuscripten und befinden sich noch auf der königlichen Bibliothek zu Paris. Sie sind flüchtig, aber mit Anstand geführt und enthalten die Zeugenvernehmungen nur in kurzen allgemeinen Erklärungen. Bekannt ist daraus, daß Jaques Coeur wegen der Verschiffung von Kriegsgeräth nach Aegypten sich auf päpstliche Genehmigung berief. Unbekannt dürfte sein, daß, nach einer Zeugen-

von Beaucaire, sah zu Rom den Papst Nicolaus V., seinen Freund, und starb auf Skios.

Während in Frankreich Alles besser ward, verschlimmerte es sich in England, wovon die Folge war, daß, bei dem Ablaufe des Waffenstillstandes, die Einwohner von der Normandie und Guyenne den französischen Truppen die Eroberung beider Lande leicht machten (1449—1451), und die Engländer, obgleich sie in Guyenne siegreich waren, doch bald wieder weichen mußten. Die Franzosen waren im Kampfe gegen sie zu sehr eines Sinnes, sowenig sie sich an die Ruhe und Einigkeit unter sich selbst gewöhnen konnten. Diejenigen, welche über den geringen Hofaufwand *), über den Geschäftseinfluß schöner Frauen, die Härte des Connetable, und besonders über die Beamtenwillkür misvergnügt waren, suchten den Dauphin von Neuem an ihre Spitze zu stellen. Er, voll Phantasie und Kraft, hatte sich Karl den Großen zum Vorbilde genommen, und wie er an der Spitze der Armagnacs mit den Staaten und selbst dem Kaiser verhandelt hatte, so setzte er sich als Landesherr des Dauphiné mit allen benachbarten Fürsten in Briefwechsel. Seine Verwaltung war eine Rüge der königlichen Verwaltung, und was hier tadelnswerth, war dort lobenswerth. Der Dauphin trieb die Geschäfte und enthielt sich der Vergnügen, soweit es der Anstand erlaubte; er forderte unbedingten Gehorsam und wollte nur gut berathen, nicht geleitet sein; er wich

aussage, ein deutscher Geistlicher auf der Wallfahrt ergriffen und, wie Andere, auf seine Galeeren geschleppt wurde, auch vergeblich die Freiheit forderte und den Tod im Meere suchte und fand.

*) Etwa 490,000 Livres; der burgundische Hof kostete 600,000 Livres.

wol der Gewalt, verfolgte aber seinen Vorsatz bis an die Grenzen der Möglichkeit. Er machte sehr gute Einrichtungen aber zu großartig für sein Land, und mußte ihm neue Steuern und Lasten auflegen. Er betrug sich auch so rücksichtslos als unabhängiger Fürst und Beschützer der misvergnügten Unterthanen seines Vaters, daß der König es nicht dulden konnte, und daß der Dauphin endlich zwar nicht mit dem Vater Krieg führte, aber zu dem Herzoge von Burgund floh. Selbst nach dem Tode des Vaters (1461) blieb er unversöhnt mit ihm; denn auf die darüber erhaltene Nachricht verleugnete er die Verstellung, die er von der Großmutter Isabelle mit manchem Andern überkommen hatte, und zeigte sich hocherfreut vor Jedermann.

Dem Königswechsel folgte ein allgemeiner Beamtenwechsel am Hofe und im Rathe, bei dem Heere und bei den Behörden, zu Gunsten der Feinde des verstorbenen Königs sowie der Familie Armagnac, und noch mehr zu Gunsten geschickter Leute ohne Familie und Vermögen. Man hatte die Wahl unter großen Mengen, da der Trieb nach Bildung immer tiefer in die Volksmasse drang und von dem Geiste des Christenthums genährt ward, nach welchem die Schulen in den Städten und in den Klöstern, und die Universitäten Jedermann, und mit Unterstützung für die Armen, offen standen; da die Ruhe im Innern sich befestigte, und die Thätigkeit aus dem Kriege, wie gewöhnlich nach einem großen und glücklichen Vertheidigungskriege, auf Landbau und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft überging und zu neuen Entwickelungen des Fleißes und Verstandes führte. Das Bauervolk vermochte zwar nicht emporzu-

kommen, weil es in dem hundertjährigen Kriege zu sehr zertreten war, weil seine Gutspflichten desto schärfer und fester angezogen wurden, jemehr sich die gutsherrliche Verwaltung und das Gerichtswesen ordnete, und weil sich auch sein Zustand auf den Domainen, welche großentheils veräußert wurden, nicht verbessern konnte. Dagegen blühten die großen Güter herrlich auf. Der Buchweizen ward was jetzt, im erhöhten Maße, die Kartoffeln sind; der Bau der feinen Gemüse und die Veredelung des Obstes verbreitete sich. Das Getreide fiel um die Hälfte im Preise, und der reiche Vorrath von frischen Nahrungsmitteln veränderte die Lebensart: man aß weniger trockene Früchte und gesalzenes Fleisch, zum Vortheile der Gesundheit. Das Leinenzeug ward häufiger und bewahrte gleichfalls vor Krankheiten. Der steigende Weinbau verstattete auch dem gemeinen Mann einen Labetrunk, der ihm bei fröhlichem Liedchen die Arbeit und Lebensmühe leichter machte und wesentlichen Einfluß auf sein munteres, gewandtes Wesen hatte. Frankreich lernte zwar nun auch bald den Branntwein kennen, blieb aber vor dessen körperlichen und geistigen Verheerungen großentheils durch seinen Wein geschützt. Es ward desto nüchterner, je weinreicher es ward; aber in der Wollust verstand es sich nicht zu mäßigen, und Jean von Armagnac ergab sich ihr mit seiner eigenen Schwester. Den Sitten war überhaupt nicht förderlich, daß die Gerichtsbarkeit in die weltliche und kirchliche getheilt war, weil die weltlichen Obrigkeiten sich nicht beeilten, die Aussprüche der geistlichen Gerichte zu vollziehen. Sie hatten mit den Verstößen wider die bürgerliche Ordnung zuviel zu thun, um sich mit den Verstößen wider die sittliche Ordnung zu befassen, und sie waren

überdies auf die Kirchengewalt eifersüchtig. Sie mußten mit den reichen, wehrhaften Bürgern in den Städten vorsichtig umgehen (Paris zählte ihrer 80,000, und darunter 30,000 Mann in vollständiger Rüstung), wenn Leichtfertigkeiten oder leidenschaftliche Ausbrüche nicht in Aufruhr ausarten sollten. König Ludwig XI. selbst ging mit den Parisern sehr artig um: er lud die Angesehensten zu seiner Tafel ein; wenn sich dieselben aber adeln ließen, geschah es nicht mehr, denn er sagte alsdann: „Bisher betrachtete ich Euch wie die Ersten Eures Standes, nun seid Ihr aber die Letzten des neuen Standes geworden". Der Bürgerstand hob sich zusehends: die Handwerker hatten reichen Absatz bei steigendem Bedarf und Wohlstande, und gutes Recht für ihre Schuldforderungen bei den städtischen Gerichten; die Kaufleute gewinnvolle Fahrten zu den Binnenmärkten auf sichern Heerstraßen, und leichten Briefwechsel durch die errichteten königlichen Posten; der Seehandel nach der Levante stieg durch den Sturz des griechischen Reichs, und die Rhone lieferte nach Constantinopel was die meist gesperrte Donau sowie das feindliche Venedig nicht mehr liefern konnten; der Verkehr mit Spanien und den Goldschätzen von Lissabon belebte sich, und die Städte am Canal entschädigten sich durch die Freundschaft mit den Hansestädten *) für die Feindschaft

*) Der erste in Frankreich bekanntgemachte Vertrag ist vom J. 1483 und bestimmt, daß fortwährend Friede und Freundschaft mit den Hansestädten sein, deren Kaufleute in Frankreich nicht mehr als die einheimischen beschwert, in der Verfügung über ihr Vermögen nicht beeinträchtigt werden (auch nicht durch das droit d'aubaine), und ihr Handelsgericht (conservateurs, die alten Hansegrafen) vor dem Admiral und den Gouverneurs der Provinzen haben sollen. Es ist ausdrücklich bedungen, daß Jeder mit den Feinden des Andern handeln dürfe.

mit den burgundischen Städten. Die Handwerke, die Gewerbe, der Handel waren als dingliche Rechte mit den Häusern verbunden; man mußte, um Innungsmitglied zu werden, Hausbesitzer sein, und wenn man als solcher zugleich auch von dem Erwerbe in der Taille besteuert ward, so nahm man wiederum als solcher an dem Stadtrechte Theil. Die Bürger trieben selbst Ackerbau; die Bürgerschaften waren die Grundeigenthümer auf ihrer Landwehr oder Bannmeile, und hier blühte der Landbau; die großen Städte bewirkten in ihrer Nähe die Theilung des Grundeigenthums, die Freiheit der Bauern, das Gedeihen der kleinen Landwirthschaft. Da sich in den langen Kriegen die Bevölkerung in die Städte geflüchtet hatte, und das Landvolk in dem Frieden nicht zu Kräften kommen konnte; da sich auch weder von Innen noch von Außen eine außerordentliche Gelegenheit zu schneller Bereicherung darbot, und der Städte zu viele geworden waren: so stand die städtische Bevölkerung im Misverhältnisse zu der ländlichen, und die Gewerbe kamen nur im stillen, ruhigen Gange vorwärts. Das Grundeigenthum blieb daher auch in den Städten entscheidend; sein Interesse war, wie eben gezeigt, mit dem Gewerbinteresse verbunden, und die städtische Verwaltung im Besitze von Erbgeschlechtern. Die Bürgerschaften hielten sich in Ordnung, so vielen Unfug auch einzelne Leute begingen, und König Louis XI. schlug die erste stürmische Bewegung mit Schnelle und mit Strenge nieder. Es war zu Rheims, wo, gleich nach seiner Krönung, Unruhen wegen der Abgaben ausbrachen, und 24 Bürger hingerichtet wurden. Der König war überhaupt für die Bürgerschaften, und sie für ihn. Sie hatten fürstenmäßige Rechte und wurden von der Regierung in ihrer Gesetz-

gebung, in ihrer Selbstverwaltung, und in ihrem Wehrwesen nicht gestört; aber die Regierung bot alle Mittel auf, daß die Gewalt in den Städten bei königlichgesinnten Männern war und blieb, und daß die Bürgerschaften im Voraus für die königlichen Anträge auf den Reichstagen gestimmt wurden; und der König besprach sich selbst darüber mit den städtischen Abgeordneten, welche anderer Meinung waren. Diese Selbständigkeit der Bürgerschaften in ihren Stadtsachen, und dieser Antheil an den Reichssachen trieb und reizte die fähigen Köpfe zu wissenschaftlicher Bildung, und dadurch erklärt sich sowol der außerordentlich zahlreiche Besuch der Universitäten als die eigenthümliche Verfassung jeder Stadt, mit dennoch unverkennbar vorschwebendem allgemeinem Verfassungsbilde, und die veränderte Geschäftsbehandlung bei der Staatsverwaltung. Das Verfahren ward durch den vorherrschenden Einfluß der Juristen schriftlicher, aber auch versteckter; wie der Maire ohne den Stadtrath die Bürgerschaft nicht verpflichten konnte, und wie diese zu neuen Lasten stimmen mußte: so erforderte man in Reichssachen die Berathung mit dem königlichen Rathe, durch die Ausfertigungen unter dem Reichssiegel beurkundet, und die Berathung mit den Ständen; man entladete sich von den kirchlichen Redensarten, Vorbehalten und Formen, beladete sich aber mit der Ruhmredigkeit, den argwöhnischen Maßregeln und den Ausflüchten, die man aus den Verordnungen der römischen Kaiser lernte; man erhob die Steuern nicht mehr im Namen des heiligen Vaters, für Kreuzzüge, zur Ehre Gottes, sondern im Namen königlicher Majestät, die Louis XI. zuerst beigelegt wurde, und zum Staatswohle; man nahm nicht mehr Ketzergerichte zu Hülfe, um die Mis-

vergnügten in Aufsicht zu halten und Majestätsverbrecher zu richten; und man rechtfertigte den Treubruch nicht sowol mit dem Heile der Kirche, sondern auch mit dem Staatswohle, wenn ihn diese erheischten. Das Parlement von Paris wagte gradezu den Kampf mit der päpstlichen Macht. Es verweigerte, die Aufhebung der pragmatischen Sanction in sein Gesetzverzeichniß einzutragen, und legte dem Könige Louis XI. eine Berechnung des Geldes vor, welches nach der Aufhebung aus Frankreich jährlich nach Rom gehen würde; hatte auch bei diesem Widerspruche die allgemeine Stimmung so für sich, daß die pragmatische Sanction mit Modificationen *) hergestellt, und dann alle Geldsendung nach Rom verboten wurde **). Dieser Ausgang beweist den geringen Einfluß, den der päpstliche Hof durch sich selbst hatte; er beweist aber nicht, daß die Juristen mächtiger als die Geistlichen waren, da die Letzteren hierin großentheils aus eigenem Interesse dem Parlemente beistimmten. Sie schwächten sich aber durch ihre getheilte Stellung zwischen dem Bürgerstande und dem Adel. Die Predigerstellen fielen an jenen, während die Prälaturen nur zum Theil an diesen kamen; sie konnten sich als Körperschaft durch geistige Ueberlegenheit nicht mehr über beide Stände stellen und wurden an ihrer freien körperschaftlichen Bewegung dadurch behindert, daß die Interessen, welche jene Stände trennten, in ihrem Stande vereint sich vorfanden. — Die unglückliche Scheidewand zwischen den Bürgerlichen und dem Adel war nun unbezwinglich gegründet; die aristotelische Lehre, daß bür-

*) Vertrag vom 31. Octbr. 1472.

**) Edict vom 16 Aug. 1478.

gerliche Gewerbe für den Edelmann nicht passen, zum Gesetze geworden, und der lange Streit zwischen persönlicher Selbständigkeit und selbständiger Gemeinheit durch die Absonderung des Landinteresses und des Stadtinteresses entschieden. Der Adel sollte, im seltsamen Widerspruche, den Krieg zu seinem natürlichen Berufe haben und sich doch nicht bewaffnen dürfen, er sollte mit Glanz leben und sich doch nicht mit Erwerbsarbeiten abgeben dürfen; das Naturgefühl hielt ihn zwar bei der Landwirthschaft, aber sie liefert nur die erste Verwerthung und verhält sich zu der Verwerthung des Kunstfleißes wie die Saat zur Ernte. Auf diese Weise entging dem Adel das größere Vermögen, und es kam, nebst der Macht, welche es verleiht, an die Bürgerschaften. Von der Grundherrlichkeit des Adels nahm die Krone die Hoheitsrechte zurück, und sein Grundeinkommen verminderte sich durch die Vermehrung des Staatseinkommens, während die richtenden und verwaltenden Behörden auch wol manche Gutsverbesserung behinderten. Der Ritterdienst war nicht mehr einträglich, und wenn es auch der Officierdienst ward: so waren doch der Stellen noch nicht viele; bei den zahlreicheren Staats- und Kirchenämtern aber hatte der Adel bürgerliche Bewerber zur Seite, welche König Louis XI. begünstigte, wie er denn eines Handwerkers Sohn, la Ballue, selbst zum Cardinalhute verhalf. Die alten Erbgeschlechter, der edelste Theil des Volkes, hätten in dieser eingepreßten Stellung zwischen der königlichen Gewalt und den Bürgerschaften die Güter an die ältesten Söhne vererben und die übrigen Söhne in die Bürgerschaft zurücktreten lassen müssen; aber statt Dessen hatten sie versucht, sich noch mehr gegen den Bürgerstand abzuschließen, ihre Güter unveräußerlich,

und so viele Pfründen und Aemter als möglich erblich zu machen. Dazu kamen die Vorrechte der Erstgeburt. Diese verhinderten, daß die adeligen Familien zahlreich und ausgebreitet wurden; aber sie wandten die Gefahr der Verarmung von ihnen nicht ab und setzten dieselben der Gefahr des Aussterbens noch mehr aus. Der Kammerherr Comines mag in seinen (den ersten französischen) Denkwürdigkeiten die Schilderung des jungen Adels übertrieben haben, welcher nur erzogen sein soll, um in Tracht und Unterhaltung den Narren zu machen, ohne alle wissenschaftliche Bildung, aber mit Vornehmthun selbst in Armseligkeit; indeß läßt sich doch daraus ein Zeugniß für die falsche Stellung entnehmen, in welche der Adel gerathen war, als die neuen Geschäfte ihren Anfang nahmen. Der untere Dienst war nicht für die jungen Herren, und sie waren nicht für den oberen Dienst, daher gleichsam zum Müßiggange verdammt, wenn sie nach Paris und an den Hof zu du Plessis, bei Tours, wegen Anstellung kamen. Die landesherrlichen Höfe und inneren Unruhen boten ihnen auch keine Aussicht mehr dar. Der burgundische Hof war im Auslande, und nur die Zuflucht für Die, welche mit dem königlichen gebrochen hatten; der Titularkönig von Sicilien hielt in der Provence einen kunstreichen, aber geldarmen Hof; und nur der Herzog von Bretagne und der Graf von Foix nannten sich noch Landesherren und von Gottes Gnaden. Auf sie, und noch mehr auf den Herzog von Burgund, blickte die Opposition, oder die Menge der Beamten, welche Louis XI. als die Anhänger seines Vaters entließ; und sie schöpfte Hoffnung, da das Einverständniß des Königs mit Lüttich dem Herzoge von

Burgund unangenehm sein, und seine Forderung völliger Lehnshuldigung den Herzog von Bretagne aufschrecken mußte.

Louis XI. war nach Bretagne gewallfahrtet und hatte zugleich Land und Leute erforscht. Er meinte es mit seiner Andacht ehrlich, machte sie aber zugleich zum Staatsmittel und handelte nach dem herrschenden Glauben, der zum französischen Sprichworte geworden: daß man sich mit dem Himmel abfinden könne. In der Bretagne schien Alles nach Wunsche zu gehen: seine Frömmigkeit nahm das Volk ein, die Räthe des Herzogs ließen sich seine Geschenke gefallen; und auch von den Nachbarn schien nichts zu befürchten. Die Könige von Arragonien und Castilien blieben auch nach seiner Vermittelung entzweit, aber ihre beschenkte Umgebung ihm zugethan, und er hatte Roussillon und Cerdaigne als Pfand gewonnen. Der Herzog von Savoyen verdankte ihm die Rückkehr in sein Land, und die Verhaftung seines aufrührerischen Sohnes, und hielt mit der Schweiz die Pässe von Italien für ihn offen, wider ihn verschlossen *). Deutschland war in voller häuslicher Emsigkeit und richtete seine Waffen, und zwar matt, nur gegen die Türken. Philipp von Burgund wollte in seinen alten Tagen Ruhe haben und seinen einzigen Sohn, jetzt Graf Charo-

*) Genua hatte sich schon mehrmals an Frankreich gegeben. Louis XI. hielt nichts von auswärtigen Besitzungen und antwortete den Genuesern auf einen neuen Antrag: „Ihr wollt Euch mir übergeben, und ich übergebe Euch dem Teufel". Er verlieh die Stadt Savona und seine Ansprüche auf Genua dem Herzoge Sforza von Mailand i. J. 1463.

Später trat Mailand und selbst Savoyen unter seiner Schwester Jolande, die ihm glich, auf die Seite Karl des Kühnen.

lois, nachmals der Kühne genannt, den Gefahren des Krieges nicht aussetzen. Der junge Herr, mit dem schwarzen Flammenauge, der vollen Körperkraft und großartigen Seelenbildung, hatte den Ungestüm vom Großvater geerbt und Alexander den Großen sich zum Muster gewählt. Louis XI. fühlte und fürchtete in ihm seinen Gegner und versuchte, ihn aufheben zu lassen; hatte aber, als es misglückte, die Annahme seiner Gesandtschaft vom Herzoge Philipp erlangt und sich unter den burgundischen Staatsmännern Freunde gemacht. In England hielt Graf Warwick, der sogenannte Königsmacher, den König Eduard IV. auf dem Throne, und den König Heinrich VI. im Gefängnisse. Louis XI. hatte zwar die kriegerische Gemahlin des Letzteren, Marguerite von Anjou, unterstützt, aber auch an dem Hofe von Eduard IV. Einfluß gewonnen, und konnte wegen Englands ruhig sein. Unter diesen Umständen ließ er Truppen an die Grenze von Bretagne rücken und forderte, daß der Herzog der Landeshoheit entsage. Der Herzog bat und erhielt Frist, um die Zustimmung der Stände zu erlangen, und sein Gesandter bei Louis XI. versicherte öffentlich und insgeheim den erwünschtesten Erfolg. Indessen ahnten der König und der Cardinal Ballue Umtriebe durch Frankreich, obgleich weder die Beamten noch die Spione irgend etwas Zuverlässiges berichteten. Erst durch die Flucht des Herzogs von Berry mit dem bretagner Gesandten, und durch seine Bekanntmachung über die schlechte Regierung des Königs entdeckte sich der Bund des Staatswohls (ligue du bien public), und sein Haupt, der Graf von Charolois, brach gegen Paris auf. Die Räthe des Herzogs von Bretagne hatten sich nicht verführen lassen, sondern die Kriegslust und Er-

bitterung des Grafen benutzt, und Beide sich mit der französischen Opposition verbündet. Der Bund begriff wol 500 Eingeweihte und ward doch nicht verrathen: so vorsichtig war gewählt und gehandelt worden! Die Verbündeten hatten sich nicht heimlich, sondern an den besuchtesten Orten versammelt und erschienen nun unter den alten Parteihäuptern, den Grafen von Armagnac, in Verbindung mit den alten Kriegsgefährten von Charles VII., den Grafen Dunois, Chabannes, Dammartin u. A. Der Adel war gegen den König, die Bürgerschaften für ihn; und Paris entschied, indem es sich, gegen die Hoffnung des Grafen von Charolois, in Vertheidigungsstand setzte. Wenn der Graf auch die Ehre des Schlachttages von Montleheri hatte (1465), so konnte er doch den Sieg nicht verfolgen; wenn das Heer des Staatswohlbundes auch 100,000 Mann stark war, so bestand es doch großentheils aus Freicompagnien; und wenn Louis XI. auch nach Italien zu flüchten gedachte, so arbeiteten die Bürgerschaften indessen an ihren Festungswerken. Der König erhielt von dem Grafen, den er fragte: „Verbürgt Ihr mich, Bruder?" dessen Wort, überließ sich ihm darauf, und der Frieden war bald geschlossen (5. Octbr. 1465). Der König trat Land ab und nahm nicht lange darauf den burgundischen Bevollmächtigten, den Grafen von St. Paul, als Connetable in seine Dienste. Der Bund des Staatswohls ward nun fügsamer und schloß folgenden Vertrag (27. u. 29. Octbr. 1465.): „Es sollen zwölf Abgeordnete von jedem der drei Stände des Reichs auf den 15. Decbr. zusammenberufen werden, um alle Fehler der Regierung abzustellen; der Herzog von Berry erhält die Normandie zur Apanage; und die Verbündeten treten in die von Charles VII.

ertheilten Amts- und Würdeverleihungen zurück". Louis XI. legte sofort Widerspruch gegen beide Verträge bei dem Parlement ein, zog Mehre der Verbündeten an sich, griff andere an, besonders seinen Bruder, welcher nach Bretagne floh und, weil er kein Land mehr besaß, Monsieur genannt wurde. Der König vertauschte darauf die Rolle mit dem Bunde des Staatswohles insofern, daß er dessen Losungswort zu dem seinigen machte und ein außerordentliches Gericht niedersetzte, um die Gerichtsverwaltung von Misbräuchen zu reinigen. Das Gericht zog begreiflich nicht die königlichen Gerichte, sondern die straflos gebliebenen Verbrechen, auch diese nur bei misfälligen Personen, in Untersuchung; aber es untersuchte scharf, fand leicht schwere Schuld und ihre offenkundigen Beweise, da die Unthaten noch mehr in Folge überspannten starken als in Folge überreizten schwachen Gefühles verübt worden waren, und da man nicht die Kunst angewendet hatte, den Schein und den Verstoß wider die Formen zu vermeiden. Die Strafen waren übrigens nicht sowol der Tod als die Haft in eisernem Käfig, auch trafen sie noch mehr Hohe als Niedere, sodaß der König durch dieses Gericht seine Widersacher züchtigte, den Adel demüthigte und sich dem Volke gerecht und gewaltig zeigte, indeß er die Beamten durch die Erklärung gewann, daß Jedermann seinen Dienst lebenslang behalten solle, die Verwirkung durch Verbrechen allein ausgenommen. Als Herzog Philipp von Burgund gestorben, und Karl der Kühne mit dem Herzoge von Bretagne im Bunde wider Louis war, versammelte er zu Tours einen Reichstag (1467). Dieser vernahm, wie unablässig Se. Majestät mit dem Wohle seiner Unterthanen beschäftigt, und wie sein Wunsch sei, dabei

durch Rath und That der Stände unterstützt zu werden und die Verwaltung durch einen Ständeausschuß untersucht zu sehen. Der Reichstag dankte und genehmigte alle Anträge. Die Normandie sollte bei der Krone verbleiben, und der König der Treue und des Beistandes der Stände gewiß sein. Die französischen Waffen waren auch so mächtig, daß der Herzog von Bretagne zum Frieden gezwungen wurde, und Karl der Kühne nicht vorrücken konnte. Letzteren rieth nun Dammartin mit ganzer Macht anzugreifen, während der von Jenem gewonnene Ballue den König zu Friedensverhandlungen stimmte. Louis XI. machte es wie früher und begab sich nach Peronne zu dem Herzoge, ohne Bedeckung, aber mit vielem Gelde. Hier ging Alles nach seinem Wunsche, bis Karl den Bericht von dem Aufstande in Lüttich durch französische Aufreizung erhielt und in fürchterlichen Zorn gerieth. Der König ward Gefangener, im Angesichte des Thurms, in welchem Karl der Einfältige so lange gesessen hatte, und mußte auf das Holz des Kreuzes einen Vertrag (14. Octbr. 1468.) beschwören, wodurch er seinem Bruder Champagne und Brie abtrat und sich allen Kirchenstrafen sowie dem Richterspruche des Papstes unterwarf, wenn er den Vertrag brechen würde; desgleichen mußte er Zeuge bei der Einnahme von Lüttich sein. Die Todesfurcht des Königs und die Todesstrafen zu Lüttich schreckten Andere von Ränken und Umtrieben nicht ab. Louis XI. entdeckte die Verrätherei Ballue's und ließ ihn auf päpstliche Verwendung nicht hinrichten, sondern nur in den eisernen Käfig sperren. Er befreundete sich mit Graf Warwick, welcher Heinrich VI. auf den englischen Thron brachte; und Karl der Kühne sah nun, nach einem gefangenen, einen flüchtigen König, Eduard IV.,

bei sich, während sein Vertrauter Comines in französische Dienste trat, sich mit dem königlichen Golde das Gut Argenton kaufte und das Misvergnügen in Burgund, wo die abgetretenen französischen Städte nur den Wink zum Abfall erwarteten, nährte. Louis hatte gefürchtet, daß Champagne in seines Bruders Hand neben Burgund ein zweites Burgund werden würde und ihm, statt dessen, Guyenne zur Apanage gegeben; auch hatte er in einer Versammlung von Notablen den Vertrag von Peronne mit allen darüber geschworenen Eiden für nichtig erklärt, und in Burgund glaubte man, daß er Karl den Kühnen habe vergiften lassen wollen. Es kam zum Kriege. Karl der Kühne enttäuschte sich über die Absicht des Grafen von St. Paul bei der Besitznahme von St. Quentin durch den Abfall anderer Städte, und Louis XI. über die Zuverlässigkeit seines Bruders in Guyenne durch die Nachricht von dessen Bewerbung um die burgundische Erbtochter Marie. Sie näherten sich einander, aber es trennte sie, nach der Kriegserklärung Karl des Kühnen, die Rache wegen Vergiftung des Herzogs von Guyenne durch Louis XI. wieder; doch blieb es bei Grenzfehden. Karl half dem König Eduard IV. von Neuem auf den englischen Thron und wollte sich selbst einen mächtigeren Thron errichten; am Rheine, wo er schon kriegte, herrschen; Frankreich theilen, worüber er mit Eduard abschloß; die Schweizer, mit denen er durch verpfändetes östreichisches Land zusammengrenzte, unterwerfen und dann erst seinen Lieblingsplan, den frommen Krieg mit den Türken, ausführen. Louis hatte zu Bern einen geheimen Bund (10. Jan. 1474.) mit den Schweizern schließen lassen, ihnen Beistand wider Burgund gelobt und, unter Zusicherung von Sold, eine genügende

Mannschaft von den Schweizern zugestanden erhalten; er hatte ferner mit dem Kaiser Friedrich III. Bündniß, und den Herzog von Lothringen, wo man deutsch und französisch sprach, von Karl dem Kühnen abgewandt, den englischen Kriegsherold aber gelassen empfangen und reichlich beschenkt. Die Städte waren wohlbewehrt; die Beamten gut gewählt und bewacht; der Adel in Furcht vor Spionen und Käfigen; die Soldaten reichlich, wenn auch nicht ordentlich, bezahlt: — so erwartete Louis die Ereignisse. Eduard und sein Heer sahen Frankreich ganz anders von Calais als von London aus; St. Paul bewillkommte sie vor St. Quentin nicht mit den Stadtschlüsseln, sondern mit Kanonenschüssen, und Karl der Kühne ließ seine Truppen in den deutschen Landen stehen. Da zog Eduard und seine Umgebung vor, aus der Kriegssache mit Louis XI. ein Geldgeschäft zu machen. Der König nahm ein französisches Jahrgeld von 50,000 Thalern, wovon auch die Höflinge ihren Theil bekamen, indem nur der Oberkammerherr Hastings sich weigerte, über sein Jahrgeld Quittung zu geben. Es ward kein Hauptvertrag, sondern über jedes Uebereinkommen besondere Urkunde abgefaßt und bestimmt (zu Amiens, 29. Aug. 1475), daß ein siebenjähriger Waffenstillstand bestehen, Frankreich 75,000 Goldstücke als Kriegskosten bezahlen, und die beiden Könige sich gegenseitig selbst, im Falle der Vertreibung, aber nicht ihre aufrührerischen Unterthanen, aufnehmen sollten; außer jenem Jahrgelde des Königs, worüber die Engländer als Tribut stolz waren, und Louis XI. spöttisch lachte. Eduard offenbarte den mit St. Paul geführten Briefwechsel, worauf sich Jener zu Karl dem Kühnen flüchtete, von Diesem in seinen Waffenstillstand mit Louis XI. nicht begriffen, sondern an ihn ausgeliefert

und, nach dem Urtheilsspruche des Parlements, enthauptet wurde. Louis XI. nahm seinerseits in den neunjährigen Waffenstillstand (13. Septbr. 1476) mit Burgund den Herzog von Lothringen nicht auf, sagte ihm aber, auf die Meldung von dem Vordringen der Burgunder auf Nancy: „Unmöglich! sonst würde ich selbst hinziehen!", während er sich auf die burgundische Erbtochter für den Dauphin Hoffnung machte. Er rieth Karl dem Kühnen von dem Kriege wider die Schweizer ab und vertheilte unter sie einen Schatz an Jahrgeldern, so Beide verschieden und doch gleich aufreizend. Schwärme von Handwerksburschen, Bettlern und Pilgrimen durchzogen Lothringen, Elsaß und die Schweiz und brachten von allen Orten schnelle Kunde nach Lyon, wo der König die Berichte vernahm und von dem Siege der Schweizer bei Granson urtheilte: „Gut, aber nicht genug". Er warnte Karl den Kühnen vor Campobasso, und seitdem war Niemand in höherem Vertrauen bei ihm als dieser Italiener, welcher dem unglücklichen Fürsten den Rückweg vor Nancy versperrte. Als Louis XI. Nachricht erhielt, daß dort (5. Jan. 1477) die treuesten, bewährtesten Burgunder alle gefangen oder getödtet, Karl selbst vermißt worden, gab er seinen Höflingen große Tafel, und der Feinste von ihnen, Comines, bemerkt, daß sie vor Freude die Eßlust verloren hätten. Sie hatten die Zuflucht verloren, wenn sie bei dem König in Verdacht fielen. Derselbe besetzte ungesäumt Bourgogne und Artois und fand in diesen französischen Landen Geneigtheit, nicht so in Franche-Comté, und noch weniger in den Niederlanden, wo die Stände mit dem Richterschwerte französischen Ränken steuerten, der König bei dem mächtigsten burgundischen Herrn, Johann von

Oranien, wie gewöhnlich mit Fürsten, kein Glück hatte, und nicht sein Dauphin, sondern der Erzherzog Maximilian, die Hand der Erbherzogin Marie erhielt. Am wirksamsten war des Königs Einfluß auf die Schweizer und ihr Bundeswesen. Als ihre Wehrmannschaften den Herzog Karl und seine Soldaten erschlagen hatten und für unbezwinglich gehalten wurden, als in Burgund der Hof und die Regierung in der entsetzlichsten Verwirrung waren, als die Städte und die Lande dort überall tagten und sich mit Bitten und Gelobungen an die Schweizer wandten: gedachten Manche, daß der Schweizerbund sich ausdehnen müsse und wol von den Alpen bis zum deutschen Meere gelangen könne. Das Volk in der Schweiz war den Burgundern geneigt, durch Sprache und Sitten verwandt, die Verfassung der Städte sich ähnlich, der Adel mit einander in vielfacher Familien- und Lehnsverbindung. Aber das französische Gold verblendete die Machthaber in der Schweiz: sie verkauften dem Könige das Eroberte, sie verkauften ihm junges Kriegsvolk und straften es mit dem Blutbeile, wenn es, wider ihr Gebot, doch seinem Herzen folgend, zu den Burgundern gezogen und heimgekehrt war. Die Geldgier richtete sich bald nicht blos auf die fremden Schatzkammern, sondern auf die Sparpfennige der eigenen Landsleute, welche durch wucherliche Benutzung, die man von Aemtern, Gewerben und Gütern zog, gedrückt wurden; das wüste Soldatenleben im auswärtigen Dienste wirkte auch auf das Land zurück, machte leichtsinniger, genußsüchtiger; die schlechte Wirthschaft hatte die Bereicherung der Juden zur Folge und konnte mit deren Vertreibung nicht aufhören, wennauch die ernste, karge Natur ihr allerdings Schranken setzte und Arbeitsfleiß und Sparsamkeit gebot; — seit dem Tage von Nancy hat

es wol einzelne herrliche Schweizer, aber keine herrliche Schweiz gegeben, und der Denkstein für Karl den Kühnen ist es zugleich für ihre Freiheitsbünde.

Louis XI. erhielt an dem Gemahle der Herzogin von Burgund, dem ritterlichen, thatenlustigen, geistvollen Maximilian, einzigem Sohne und wahrscheinlichem Nachfolger des Kaisers Friedrich III., einen mächtigeren Nachbar als Karl der Kühne gewesen, wenn er auch die eingezogenen Gebietstheile von Burgund behielt, und wenn er auch, durch den gewonnenen Minister des letzten Besitzers, die Grafschaften Provence und Anjou erwarb (1481). Er schärfte noch das Verfahren zum strengsten Dienstgehorsam für Hohe und Niedere. Von Allem mußte berichtet werden, auch ganz insgeheim, zu seiner stillen Benutzung, über die Einrichtungen zu Venedig und Toscana; er untersuchte auf seinen Wallfahrten die Verwaltung an Ort und Stelle, sah die Rechnungen selbst nach, erließ aber Günstlingen bei offenem Geständnisse Nachzahlungen. Der Graf Jaques von Armagnac ward wegen Umtriebe enthauptet, sein Blut bespritzte die Kinder. Die Königin selbst zitterte vor dem Grimm ihres Gemahls, und Louis XI. ging in seinem Argwohne so weit, daß er den Dauphin ohne wissenschaftliche und sogar ohne gesellschaftliche Bildung aufwachsen ließ. Die Beamten kannten und thaten seinen Willen, seine Vertrauten hatten sich im langen Dienst und allen Prüfungen bewährt, und das Land blühte trotz dreifach vermehrten Abgabenertrages. Das Staatseinkommen war auf 4,700 Millionen Livres, etwa 27 Millionen Franken, gestiegen; es gab kein reicheres in Europa, und daher auch keinen mächtigeren Fürsten als den König. Da Maximilian nicht säumte, die Bourgogne zurück-

zufordern; so gab Louis XI. die Sache des zu ihm geflüchteten Königs Alphons von Portugal auf und suchte gutes Vernehmen mit Spanien, mit den nun vermählten Kronen von Arragonien und Castilien; zugleich schloß Charles von Martigny, sein Gesandter, mit dem englischen Hofe neue Verträge, ward aber wegen überschrittener Vollmacht vor das Parlement gestellt, vor dem er sich damit vertheidigte, daß er nach bester Ueberzeugung gehandelt habe. Mit Burgund kam es, nach einem Schriftwechsel und dem Ausspruche des französischen Staatsrathes, daß der Rückfall der Reichslehne an die Krone bei erlöschtem Mannsstamme Gesetz sei, welches Charles V. nicht erst gegeben, sondern nur bestätigt habe, und welches auf den burgundischen Fall seine völlige Anwendung finde, nur zum Grenzkriege, worin die französischen Bürgerschaften ein schlechtes Fußvolk stellten, weil sie sich unter den argwöhnischen Augen des Königs, und unter der Polizeigewalt ängstlicher Beamten, der Waffenübungen enthalten hatten. Um ein tüchtiges Fußvolk zu haben, nahm Louis XI. 6000 Mann Schweizer *) in Sold und hielt 10,000 Mann Franzosen unter den Waffen. Seine normännischen Caper thaten der burgundischen Schiffahrt großen Schaden, und die burgundischen Stände nöthigten Maximilian zu Friedensverhandlungen. Es ward zu Arras beschlossen, daß Maximilian's Tochter Margarethe den Dauphin heirathen und ihm namentlich Artois und Franche-Comté zubringen solle; wolle man in der Folge französischerseits die Ehe nicht, so solle Herzog Philipp von Burgund unter franzö-

---

*) Lettres patentes vom Septbr. 1481 begründen die Rechte der Schweizer im französischen Dienste.

fischer Lehnsherrlichkeit jene Lande besitzen. Die burgundischen Stände forderten über diesen Friedensvertrag (23. Decbr. 1482) nicht blos die Eidesleistung des Königs und Dauphins, sondern auch die Unterschrift der Pairs, die Verbürgung der vornehmsten Städte und pariser Universität, und die Einschreibung bei den Gerichtshöfen. So schimpflich behandelte man den Thron, weil man den Treuglauben nicht auf ihm fand; und trotz dieser öffentlichen Züchtigung und anderer ließ die falsche Diplomatik sich in ihrem angefangenen Gange nicht stören. Die Anweisung Louis XI. an die Gesandten Bouchage und Solliers: „Werden Sie belogen, so belügen Sie noch mehr", scheint für eine allgemeine diplomatische Anweisung gelten zu können, als die Gesandtschaften ständig wurden. Das französische Verwaltungsgetriebe war nun in solcher Ordnung, daß sich in den Geschäften die Kränklichkeit des Königs nicht bemerken ließ, woraus denn klar genug ist, daß viele Schuld seinen Namen trägt, die er nicht trägt. Er zog sich, bei wiederholten Schlaganfällen, noch mehr in die Einsamkeit zurück, welche er, wie Tiberius und solche Charaktere, liebte; suchte bei Aerzten und Einsiedlern, im Blute von Kindern, und im Gebete zu St. Claude am Jura Hülfe und hielt sich mit Gewalt empor, bis er die Unmöglichkeit fühlte. Da ließ er den vierzehnjährigen Dauphin kommen und ihm vor den versammelten Prinzen vom Geblüt und ersten Staatsbeamten geloben, seine Regierungsanordnungen unverbrüchlich zu halten; und als er sich dem Tode nahe fühlte, übergab er Demselben die Reichssiegel, nannte ihn König und verschied nach wenigen Tagen (30. Aug. 1483). Seine

ordnung, durch das Einschreiten der königlichen Gewalt, verhüten und die richtenden und verwaltenden Behörden in ihrer Amtsführung, innerhalb der gesetzlichen Schranken, völlig selbständig machen. Er hatte durch die Dienstgewalt die Adelsgewalt gebrochen. Die lebenslängliche Verleihung der erstern war der nächste Schritt zu ihrer Erblichkeit, auch der neue Dienstadel bereits in vollem Werden. Die Staatsverwaltung hat ihre großen collegialischen Körperschaften um den Thron; in den untersten Behörden, bei den Stadtschultheißen und den Landrichtern vereinigt sich das Richten und Verwalten, aber es ist schon fächlich bestimmt als Justiz und Polizei*) geschieden; die Polizei in unserem Sinne hatten die Gerichte, und die geheime die Vertrauten des Königs. Dessen letzte Verordnung ist zwar von dem Erzbischofe von Narbonne mit unterschrieben, aber der Geistlichen erwähnt sie mit keinem Worte, obgleich die Geistlichen an Papst Sixtus IV. ein seelenvolles und geschäftsthätiges Oberhaupt hatten und mit dem Könige, wie sie mit starken Königen pflegen, gut standen. Louis XI. und seine Staatsmänner beschränkten sie auf den Kirchendienst und zogen sie nicht in Staatssachen; sie ergaben sich meist dem Genußleben, während manche selbst in die Spottlieder darüber einstimmten, und Mönche sah man öffentlich um Buhldirnen sich schlagen. So richtete sich denn der französische Muthwillen vorzugsweise gegen sie. Dieser Muthwillen brach, so unglaublich es scheint, gerade unter diesem Könige recht aus,

*) Den Namen Polizei hat die Verwaltung von der Aristotelischen Schrift „über die Staatslehre", und von den akademischen Vorlesungen darüber, im Gegensatze der Vorlesungen über Justinian's Gesetzbuch, erhalten.

welcher ihn gegen sich selbst bildete, weil die Volkslust Bürge der Ruhe, des Gehorsams ist; und welcher selbst in seinem Grimme wider die Hohen den Niedern freundlich erschien, wie der Sturm, der die Eichen bricht, dem unteren Gesträuche die Sonne giebt. Hume bemerkt, daß Louis XI, der die Großen niederdrückte, als das Schreckbild eines Wüthrichs dargestellt wird, während andere Könige, welche die Vornehmen begünstigt und die unteren Stände zertreten haben, gute Fürsten genannt werden. Und Duclos urtheilt am Schlusse seiner Lebensgeschichte: „Alles zusammengenommen, war er ein König“.

Da der König Charles VIII. schon bei des Vaters Tode sein vierzehntes Jahr angetreten hatte, so konnte von einer vormundschaftlichen Regierung nicht die Rede sein; aber bei seinem schwächlichen Aussehen und völlig haltungslosen Benehmen konnte ihm doch nicht einmal der Schein des Regierens gegeben werden, ohne die bisher so gefürchtete königliche Gewalt dem französischen Muthwillen preiszugeben. Seine Schwester Anne, obgleich kaum zwanzig Jahre alt, war dagegen ebenso fähig als bereit, ihn zu vertreten, und die Minister und Staatsbehörden sahen sie lieber an der Spitze der Verwaltung als die älteren Prinzen vom Geblüte: den kräftigen und beliebten Herzog von Orleans und den ernsten, angesehenen Herzog von Bourbon, dessen Bruder Beaujeu ihr Gemahl war. So dunkel das Gewirre der Umtriebe dieser Parteien bleibt, so läßt sich doch der vorherrschende Einfluß der Behörden und Geschäftsmänner deutlich erkennen. Die Prinzessin Anne gewann die öffentliche Meinung, indem sie der Rückwirkung wider den väterlichen Gewaltmisbrauch nachgab und an seinen gehaßtesten Werkzeugen Rache nehmen ließ.

mehr zu befehlen, so wird der Hof gehorchen". — Die Gerichte folgten der Stimme des Parlements.

Die Finanzbehörden sahen, wie durch Erbgang, die oberste Stelle an Guillaume Briçonnet wiederkommen. Dieser verband große Fähigkeiten mit noch größerer Feinheit, setzte sich mit der öffentlichen Stimmung für Recht durch seinen Wahlspruch: „Worthalten macht reich", in Einklang und schloß sich an die Geistlichkeit. Letztere blieb ruhig, obgleich, mitten unter den Umtrieben des Herzogs von Orleans, der Cardinal Ballue als päpstlicher Legat erschien, um die Abstellung der pragmatischen Sanction zu bewirken, welche auf den Antrag der Stände wieder, wennauch nur stillschweigend, in Kraft gesetzt worden war. Der Hof erkannte zwar den Legaten an, das Parlement sah aber in seinem Auftreten als Gesandter in Frankreich, wo er noch unter dem Straferkenntnisse gefänglicher Haft stand, eine Verletzung des Rechts der gallikanischen Kirche und der Reichshoheit, und er mußte sich entfernen.

Indeß fing der junge König Charles VIII. an aufzuleben und gab sich, zur Hoffnung der Misvergnügten, Verführern hin; die Regentschaft war noch schwächer als es eine jede nach ihrer Natur ist; Gewaltstreiche wären nie gehässiger, und das Zeitalter konnte derselben noch nicht entbehren. Die Lüsternheit der Prinzen und des Adels wuchs mit jeder neuen Gabe und Gnade, womit man sie zu befriedigen glaubte; und die Leidenschaft ließ ohne Waffengewalt sich nicht niederhalten, da sie noch selbst am Hofe zu thätlichen Mishandlungen fortriß, wie denn der Herzog von Lothringen dem Herzoge von Orleans Ohrfeigen gab. Die Misvergnügten hatten in der Bretagne einen bereiten Stütz-

punkt, in England und den Niederlanden Einverständnisse und traten nach halbstrengen Maßregeln des Hofes, wie die Einsperrung von Comines in einen eisernen Käfig, nur noch kühner auf. Aber sobald in Bretagne die Waffen entscheiden sollten, zeigte sich die Ueberlegenheit des Hofes in der schnelleren Rüstung, in der besseren Mannschaft, und vorzüglich in dem Geschützwesen, dessen Vervollkommnung das Fortschreiten der französischen Kunst beweist. Nach der Schlacht von St. Aubin *) hätte wol die ganze Bretagne erobert werden können; der Kanzler Gui von Rochefort vermochte aber den Staatsrath zu der Entscheidung, die Besitznahme zur rechtlichen Erörterung zu bringen, weil das Erobern ohne Recht nicht christlich, sondern barbarisch sei, und weil nach erwiesenem Rechte zur Besitznahme das Erobern desto leichter werde. Man schloß unter der Bedingung Frieden (20. Aug. 1488), daß der Herzog von Bretagne seine Töchter nicht ohne Genehmigung des Königs vermählen solle. Der Herzog starb schon im folgenden Monate, und das englische Parlement hielt den Besitzstand der jungen Herzogin Anne keinesweges durch das Rechtsgefühl des französischen Kanzlers verbürgt, sondern ließ ihr 6000 Mann zum Schutze senden. Dieselbe vermählte sich mit dem römischen Könige Maximilian durch Vollmacht. Als aber darauf französische Truppen in die Bretagne, als der Krone anheimgefallen, einrückten, vermählte sich die Herzogin, auf Zureden des

*) 28. Juli 1488. Tremouille brachte den gefangenen Herzog von Orleans und Prinzen von Oranien in Todesangst, indem er bei dem Nachessen einen Beichtvater eintreten ließ, der zwar nicht sie, aber doch mehre geringere Gefangene zur Hinrichtung vorbereiten sollte.

Herzogs von Orleans, mit dem Könige Charles VIII. (1491). Das junge Paar hatte von Seiten der Kirche keine Ungelegenheit wegen seines Beilagers, indeß König Maximilian seine sogenannte Gemahlin, und seine Tochter Margarethe ihren gleichfalls schon sogenannten Gemahl durch jene verlor; aber es ward mit den Nachbarn in Krieg verwickelt. Die Engländer fühlten den Nachtheil, die alte Gemeinschaft in Krieg und Verkehr mit der Bretagne aufgeben zu müssen, und sie bewilligten freigebig ihrem Könige Heinrich VII. die Kosten zum Kriege. Die Niederländer hatten mit ihnen gleiches Interesse und waren den bretagner See- und Marktleuten noch mehr befreundet; sie zeigten daher dem Könige Maximilian mehr Bereitwilligkeit als sonst die französischen Umtriebe zuließen. Der König Ferdinand von Arragonien wußte seinen Vortheil zu gut zu berechnen, um die günstige Gelegenheit zu verkennen, sich auf Kosten Frankreichs zu bereichern. Sie alle rüsteten, während König Charles VIII. mit seiner jungen Gemahlin und andern hübschen Frauen tändelte und die Schweizer zu schlecht bezahlte als daß sie sich nicht auch unter die feindlichen Fahnen begeben hätten. Indessen erlitten die Franzosen nur schweren Verlust im Seehandel, und der Krieg ward blos eine Grenzfehde. Ihr mächtigster Gegner, Heinrich VII., hatte am Herrschen in England und nicht am Erobern in Frankreich Lust: er verleidete seinem schönen Heere den Krieg durch die Belagerung von Boulogne und verkaufte dem Könige von Frankreich den Frieden *). Für

*) 3. Nov. 1492. Nach dem Vertrage vom 13. Dec. 1492 versprach Frankreich an Rückständen 125,000 Goldkronen, und an Kriegskosten 620,000 Goldkronen zu bezahlen.

Maximilian allein war die Last des Krieges zu schwer, und er gewann in dem Frieden (zu Senlis, 23. Mai 1493) durch Hochburgund, Artois, Charolois und Noyers mehr als er durch die Bretagne erworben hätte. Ferdinand erhielt kurz vorher die Abtretung von Cerdagne und Roussillon bei dem Abschluß eines Bündnisses mit dem Könige Charles VIII. (19. Jan. 1493), dadurch, wie man sagt, daß er die Beichtväter am französischen Hofe gewann. Die Mönche waren zwar damals in Frankreich wol nur die Zielscheibe des Muthwillens, und kein nothwendiges Regierungsmittel, aber sie hatten in der Stille einen bedeutenden Einfluß an dem Hofe, wo die Frauen herrschten. In Spanien wurden sie eben damals das gebrauchteste Regierungswerkzeug, und es trat aus ihnen der gewaltigste Spanier, Ximenes, hervor.

Ein langer Frieden schien nun für Frankreich verbürgt; Bretagne hatte, mit den Abtretungen verglichen, Aufopferungen gekostet, aber zur Abfindung mit Burgund geführt, und es war nun nicht mehr der Herd innerer Unruhen. Der König trat mit seiner natürlichen Gutmüthigkeit zwischen die Parteien, welche sich unter der Regentschaft gebildet hatten, und gewann die Menge durch das freundliche Gehör, welches er Jedermann wöchentlich zwei Mal gab; überdies liebte er die Behaglichkeit und die Vergnügen zu sehr, um den Krieg zu lieben. Aber dennoch überließ er und der Hof sich den kühnsten Berechnungen, nicht blos Neapel, sondern auch Griechenland zu erobern und ein Kaiserreich zu gründen. Auf Neapel hatte man aus der Erbschaft des Hauses Anjou Ansprüche, und Ludwig Sforza suchte zum Zuge dahin aufzureizen, um in der Verwirrung

Italiens das schon verwaltete Herzogthum Mailand ansichzubringen. Briçonnet stimmte dafür, und ein Türkenzug, wie es hieß, konnte noch immer als ein Finanzmittel in der Geldverlegenheit gebraucht werden, in welcher man sich jetzt befand, da Kriegskosten und Verschwendung, mitten im Reichthume, bis zur Armseligkeit versetzt hatten. Die Frauen und die jungen Leute um den König folgten ihren Rittergesängen und nicht der Meinung seiner Räthe und entschieden seinen Entschluß. Das Heer und die Flotte waren schnell gerüstet. Und abgesehen von der Geldnoth des Königs, der auf dem Zuge erborgtes Geschmeide versetzte, ging es im Siegesfluge nach Neapel, wie wenn ihn der durchdachteste Plan vorbereitet hätte. Auch schien darauf zu deuten, daß der Papst den Bruder und Nebenbuhler des Sultans Bajazet ausliefern mußte, daß Andreas Paläologos seine Ansprüche auf das griechische Kaiserthum abtrat (6. Septbr. 1494), und daß der König Charles VIII., im kaiserlichen Purpurmantel, die Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel und Scepter in der Hand, seinen Einzug in Neapel hielt. Die Wahl des Gesandten zu Venedig konnte gleichfalls nicht glücklicher sein: es war Comines. Aber so fein Dieser war, und so vielen Anhang er hatte: so hatte er doch in das Geheimniß der Verbündung zwischen Venedig, dem Kaiser, Papst, und Könige von Arragonien nicht zu bringen vermocht und ward durch die Eröffnung des Dogen und dessen Frage nach Anträgen von seiner Seite überrascht, antwortete aber: „Sie sagen mir nichts Neues, ich habe es schon gestern Abend dem Könige gemeldet. Da Sie den Krieg wollen, so sollen Sie ihn haben; er wird aber Italien Ströme von Blut kosten". Auf seine darüber mitge-

theilte Nachricht verwandelte, sich die Ausgelassenheit der Franzosen zu Neapel in Bestürzung, und sie hatten nur den Ruhm, ihren König durch einen vierfach überlegenen Feind nach Frankreich durchzuschlagen. Es mag zwar in tugendhaftem Sinne geschehen, wenn Briçonnet die Hauptschuld des französischen Misgeschicks in Italien beigemessen wird, ist jedoch der Wahrheit wol nicht angemessen: Briçonnet handelte hier, wie auch sonst, nichts weniger als nach seinem Wahlspruch und ward von dem Papste durch den Cardinalshut gewonnen; aber die Franzosen überhaupt, den König an der Spitze, wetteiferten in der Vertilgung des Glaubens, der sich durch Italien verbreitet hatte, daß sein Heil von Frankreich kommen werde. Man fühlte sich dort bereits zu schwach, durch eigene Kraft sich aus der sittlichen Versunkenheit zu erheben, und blickte, in dem Schmerz über den verwahrlosten Volkszustand, bei dem Andenken des heiligen Louis und bei dem Anblicke des aufblühenden Frankreichs, auf seinen König, als den von Gott berufenen Retter. Man sah sich nun zwar betrogen, hielt sich aber doch nicht für immer betrogen, sondern glaubte, Gottes Hand habe den König nach Neapel geführt und ihn strafend zurückgeschleudert, weil er Gottes Willen nicht gethan.

Der König hielt nach seiner Rückkehr meist in dem südlichen Frankreich Hof, welcher aller Lustbarkeiten Tummelplatz war. Hier glänzte auf den Turnieren der Adel mit dem Reichthume, den er unter Louis XI., in stiller arbeitsfleißiger Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, erworben hatte; der Witz errang seine Meisterschaft im Possenspiele des Advocaten Patelin, und fröhlichen Muthes sang man neue lustige Lieder auf allen Gassen. An dem Hofe ward an Geschäfte

wenig gedacht, und geschah es, so fanden seine Verfügungen bei den Behörden Widerspruch, wodurch z. B. die Vereinigung des Parlements von Dijon mit dem pariser unterblieb. Auf diese Weise kamen die Staatsbehörden zu Paris und der Beamtenstand in eine unabhängige Stellung, und es trat der Dienstadel dem Erbadel zur Seite, welcher letztere selbst am Hofe den Sohn eines Schneiders von Besc als ersten Günstling dulden mußte. Da der Hof nicht einschritt, so schritt die Selbstverwaltung der Körperschaften vor, und in jeder Provinz befestigte sich die Ordnung für Rechtspflege und Besteuerung, für die Gerechtsame ihres Adels, sowol auf dessen Gütern als hinsichtlich der Aemter und Pfründen, sowie für die Rechte der Bürgerschaften in Rücksicht auf Gewerbszwang im Lande und auf Gemeindeverfassung in der Stadt, und für den Rechtszustand der Bauern. In Frankreich war Leben und Gedeihen: neue Früchte, wie Buchweizen und feine Gemüse, neue Handwerke und Gewerbe verbreiteten sich. Das Land war reich, der Hof arm, und desto ärmer, je ängstlicher jede Provinz sich vor Uebersteuerung verwahrte. Der Geldmangel des Königs war seinem Ansehen nachtheilig, und der Macht des Adels vortheilhaft. Da der König seine Kriege nicht zu Volkskriegen machte, so focht sie eigentlich der Adel aus und warb die geringe Mannschaft dazu meist in der Schweiz, die der öffentliche Soldatenmarkt für Jedermann ward. Er bemächtigte sich dadurch der Waffen wieder, die Louis XI. ihm verschlossen hatte, und machte den König von sich abhängig. Dieser ward, wegen seiner Geldnoth, von den gemeinen Söldnern verspottet, ja Einer derselben drohte ihm sogar; und das kleine Zug wollte, wegen der Forderung eines Hammer=

schmids, gegen Bourgogne nöthigenfalls Gewalt brauchen. Wie sehr aber der König in der Gewalt der kriegslustigen Herren war, geht daraus hervor, daß er in ein neues Unternehmen auf Italien willigte, obgleich jetzt auch Briçonnet davon abrieth, obgleich er selbst bei seiner Kränklichkeit daran nicht theilnehmen konnte, sondern häuslich und dem Lande nützlich sein wollte, und obgleich die vom ersten Zuge Heimgekehrten größtentheils in scheußlicher Entstellung, als warnende Schreckbilder vor einem zweiten, umherschlichen. Sie sollen jene Krankheit nach Frankreich gebracht haben, die bei uns, aus einer gegründeteren Scheu als bei den Römern der Tod, nicht öffentlich genannt wird, und welche das Blut entzündet, die Säfte vergiftet und lange unheilbar zur Erbkrankheit ward; ja deren Heilmittel, Quecksilber, wiederum Gift ist, welches den Eisengehalt der Knochen verzehrt und die Nerven überreizt. Die Krankheit drang desto schneller durch alle Stände, in Paläste, Klöster und Hütten, je allgemeiner die Wollust war, und sie machte in ihrer finsteren Schmerzensgewalt die Reizbarkeit zum Wahnsinn, und die Gutmüthigkeit zur Bosheit. Sie ist der geheime Grund von vielen wichtigen Ereignissen geworden. Als sie nach Frankreich kam, hatte man zwar gesündere und reichlichere Kost als früher, aber künstliche Getränke wurden auch schon üblich und verderblich. Es genügte nicht mehr, das Feuer zu trinken, welches die Sonne in der Traube weckt, und welches die Lebenswärme erhöht, sondern man trank auch die zehrende Gluth gebrannter Wasser. Und als wenn keine der für die Kraft und Seele des Volkes verderblichsten Leidenschaften fehlen sollte: so reizten und verführten nun auch die Karten, seit Charles VI. Zeiten, zu

neuen und höchst gefährlichen Geldspielen, und die Spielwuth hauste mit wilder Gier. Unter diesen Giften, welche die Leidenschaften gemischt, senkten viele Geschlechter, welche den Kampf mit der Natur und Mann gegen Mann herrlich bestanden hatten, ermattet das Haupt. Auch der König sah seine welken Kinder vor ihm sterben, und er selbst beschloß sein Haus (1498).

Der französische Volksstamm bestand diese Zerstörungen, wie die Eiche herrlich aufblüht, wenn der Sturm ihr trocknes Gezweig herabschleudert. Der Herzog von Orleans, jetzt König Louis XII., welcher selbst den Gewaltmisbrauch Louis XI. gefühlt und Alles von ihm gefürchtet hatte, rächte sich durch edle Rückwirkung. Eine seiner Verordnungen gebot sogar allen Gerichten, nach dem Rechte zu verfahren, wenn ihm auch eine von den Umständen abgenöthigte Erklärung des Königs entgegenstehen sollte. Das Recht ward schnell und streng gehandhabt *), bis zu den Bauern herab, welche bald Einquartirung gern hatten, weil Alles bezahlt, und Plünderung mit dem Tode bestraft wurde. Die Beamten behielten ihre Stellen, aber mußten auch im äußeren Betragen sehr vorsichtig sein; die Verwaltung wurde wieder in Ordnung gebracht, und die einfache Finanzkunst geübt, we-

*) Aber man muß die gute Rechtspflege so verstehen wie sie unter den Umständen sein konnte. Die Verhandlungen von den Kirchenrechtssachen wurden lateinisch geführt, und bei ihnen herrschte das schriftliche Verfahren; bei den weltlichen Gerichten vermischte sich die lateinische und französische Sprache, wie das schriftliche und mündliche Verfahren; und alle Beurkundungen der Parlemente waren lateinisch. Das Recht war eine Art Geheimniß, die Zahl der Richter gering, und der Mächtige im Vortheil über den Unmächtigen.

niger auszugeben als einzunehmen, auf die Richtigkeit von Beidem zu sehen und den Schatz in ehrliche Hände zu geben. Die Taille ward gleich im ersten Jahre und allmälig um ein Drittel vermindert; in Geldverlegenheit half der Verkauf von Grundrenten und Domainenländereien, sowie die Aufnahme von Anleihen zu Paris, und die käufliche Verleihung der Finanzämter. Das Kriegswesen trat aus seiner Verwilderung und kostete doch nicht viel. Die Zahl der stehenden königlichen Truppen war gering, aber gut und pünktlich bezahlt, und das Ehrgefühl fing an, die Kriegszucht zu unterstützen; die Städte sorgten selbst für ihre Besatzung und Vertheidigung; und für den Adel ward es Ehrensache, dem Könige zu folgen, wenn er ins Feld zog. Auch ward das Seewesen nicht vernachlässigt, sondern gewann auf beiden Meeren Bedeutung. An der Spitze der ganzen Verwaltung stand des Königs alter Freund, der Cardinal George von Amboise, mit Umsicht und Thätigkeit, dem Könige treu, sonst nicht gewissenhafter als manche Staatsmänner seiner oder späterer Zeit. Obgleich er nicht mehr als eine Kirchenpfründe besaß und das glänzendste Haus machte: hinterließ er doch ein Vermögen von 55 Millionen unsers Geldes. Die hohe, das ist adelige Geistlichkeit sah sich in seiner Macht und Gewalt, ohne ihre Kosten, verherrlicht und war überall auf seiner Seite; sie ließ den Neuerungsgeist der niederen Geistlichkeit nicht so öffentlich hervortreten, wie es in den Niederlanden und dem Elsaß, dort praktischer, hier speculativer, geschah; und sie half auf der Universität Paris Ruhe halten und die Bettelmönche in Zucht nehmen. Sie handelte in dem welt-

klugen Sinne, worin Erasmus von Rotterdam schrieb, dessen, auch vielwissender und geschäftslustiger, italienischer Freund Aleander (Landri) an die Universität Paris als Lehrer der griechischen Sprache kam und die Gunst des Königs erlangte. Eine so verständig geordnete Staatsverwaltung gewann das Volk, und der König, voll Ehre, Muth und Herzensgüte, that es noch mehr. Statt seine bisherigen Feinde zu verfolgen und mit Spionen zu umgeben, kam er ihnen mit Vertrauen entgegen, und als man wegen Tremouille zweifelte, sagte er: „Es schickt sich für den König nicht, die Händel des Herzogs von Orleans auszufechten". Die Pariser brachten seine Sparsamkeit auf die Bühne, und er meinte: „Besser, daß sie über meine Knickerei lachen, als über ihre Steuerzahlungen weinen". Er liebte, im königlichen Sinne, die Majestät des Einfachen, denn er sah mit Wohlgefallen den Prachtaufwand der Königin und seiner Freunde. Er hatte keinen Sohn, aber ein Vaterherz für seinen Schwestersohn, und erzog in Gaston von Foix einen Lieblingshelden Frankreichs. Er lebte für sein Volk, trauerte, wenn es Aufopferungen machen mußte, und äußerte mismüthig über seinen Nachfolger, François: „Der dicke Bursche wird Alles verderben". Auch wäre er gern mit seinen Nachbarn ehrlich und nach der Lehre in seinem Lieblingsbuche, „Cicero, von den Pflichten", umgegangen und klagte dem spanischen Gesandten Quintana, daß Ferdinand von Arragonien ihn zwei Mal betrogen; Dieser antwortete aber dem Gesandten: „Der Trunkenbold ist irre, ich habe es mehr als zehn Mal gethan". Indeß ward doch in der diplomatischen Sprache die

Ehrenversicherung als gleichgeltend mit Eidesgewähr aufgenommen *). In Frankreich trat die Idee der Ehre in die lebendigste Wirksamkeit. Der König Louis XII. umgab sich mit den großartigsten Männern Frankreichs, unter denen Bayard als die glänzendste europäische Rittergestalt gefeiert wird: ein vollendeter Kriegsmann, mit hochgewölbter Brust, starker Faust, von gedrungenem Wuchse, breitem, biederem Gesicht, und ruhiger, fester Haltung. Er allein focht auf der Brücke am Garigliano wider Zweihundert; er hielt vor jedem Kampfe seine Andacht; er schenkte 2000 Goldstücke, die er von einer beschützten Familie in dem geplünderten Brescia erhalten, den Kindern zurück und that nichts, was wider die Ehre war; doch Manches aus Aberglauben. Die jungen Edelleute waren zwar keine Bayard's, aber sie versagten sich doch zum kühnsten Angriffe nicht und stürmten die Felsenfeste bei Genua, den Schweizern, welche scheu zurückgetreten waren, voran. Der junge Bürgerliche war wol nicht so federfertig als Florimond Robertet, mit dem die französischen Staatssecretaire anfangen, aber hatte, unter Begünstigung der Posten, seine Liebhaberei am Briefwechsel, und in seiner Emsigkeit für Bildung und Geschäfte konnte er doch kaum zum Schreiben, am wenigsten zum Bücherschreiben kommen. Es ward mit der ganzen französischen Lebhaftigkeit nach dem Antheil an den Preisen gestrebt, welche der menschliche Verstand eben errang, — höhere Preise als die feurigste Einbildungskraft weder für Kunstsinn und Wissenschaftsliebe, noch

*) In dem Vertrage vom 7. Aug. 1514 versprechen sich die Könige Louis XII. und Heinrich VIII. Beistand mit gesammter Macht, wenn einer von ihnen auf Ehre versichert, daß er wegen des Vertrages angegriffen sei.

für Habsucht und Schwelgerei geahnt hatte. Vom Rhein war einst die Zerstörung über die Bildungsanstalten der Vornehmen gekommen, und vom Rhein hatte man nun, in der Buchdruckerei, die Gewähr für die Volksbildung erhalten. Es gehörte nicht mehr Reichthum, kaum Wohlstand dazu, Bücher zu haben; Druckschriften, Lieder, Holzschnitte verkauften und verbreiteten sich reißend durch das Land, und wer nicht lesen konnte, hörte vorlesen; aber es ward nicht ungewöhnlich, daß Handwerker Latein verstanden. Währenddessen schloß zauberartig ein unbekannter Theil der Welt nach dem andern sich auf: gegen Norden das Meer mit seinem Fischreichthum; in dem fernsten Süden die afrikanische Küste mit ihren Gaben, und die Gewürzinseln, wo die Portugiesen die europäische Herrschaft, und mit China den Handel eröffneten; und endlich gegen Abend ein neues Morgenroth und America mit seinen bekannten und unbekannten Erzeugnissen, woher die Spanier nun schon jährlich 15 Millionen Franken baares Geld als Eroberungszins empfingen. Indem der Hauptmarkt des europäischen Handels von den italienischen Städten nach Lissabon und Cadix verlegt ward, in den Niederlanden aber seine alten Stätten nicht blos behauptete, sondern, durch die Vereinigung des spanischen und burgundischen Hauses, noch erweiterte: kam Frankreich in die Mitte und vortheilhafteste Stellung zwischen den Weltmärkten. Auf seinen Straßen zog die spanische Wolle nach den Niederlanden, das niederländische und eigene Tuch nach Spanien. In seinen Häfen legten die Schiffe mit Gewürzen von Lissabon an, und Marseille bemächtigte sich des Zwischenhandels damit nach der Schweiz und den Städten des Oberrheins. Französische Oele und Weine, Ge-

wehre und Schmucksachen waren köstliche Waaren, um dafür einen guten Theil der indischen und amerikanischen Schätze theils in der pyrenäischen Halbinsel, theils in den Niederlanden zu empfangen. Die Gewerbsamkeit beflügelt sich, des Geldes wird immer mehr, sein Werth geringer, der Landwerth größer, der Gutsverkauf leichter, und siehe! da bildet sich ein neuer bürgerlicher Stand: die Staatsgläubiger. Es waren pariser Bürger, welche durch Handel und Kriegslieferungen reich geworden; und die Schuld von 9 Millionen Franken unsers Geldes, welche der König hinterließ, war zur Bezahlung von Kriegskosten gemacht worden und ward auf dem Rathhause zu Paris aus angewiesenen königlichen Gefällen verzinst. Der Schatz verkaufte wiederkäuflich der Stadt Gefälle, und die Stadt den Bürgern Renten.

Die erste auswärtige Verhandlung des Königs fand mit dem Papste, über seine Ehescheidung von der verwachsenen Tochter des gehaßten Königs Louis XI., Statt. Der Papst ordnete eine Commission an, vor welcher Louis XII., durch ein Schreiben seines Schwiegervaters an Dammartin und durch Zeugen, bewies, daß er von ihm bedroht worden; auch beschwor der König, daß ihr fehlerhafter Bau die Vollziehung der Ehe unmöglich mache. Die Königin widersprach Dem zwar, wollte sich aber der Frauenschau nicht unterwerfen *), — und die Commission sprach die Scheidung aus. Ihr folgte unverzüglich seine Vermählung mit der verwitweten Königin Anne. Hierauf trieb den König eigene Neigung, der kriegslustige Adel, aber zugleich auch der Drang

*) Die französischen Gerichte erkannten während eines Jahrhunderts auf den sogenannten Congreß, oder auf den Versuch der ehelichen Umarmung vor den Augen der Richter.

eines kräftigen, unter sich einigen Volkes nach äußerer Verbreitung zu neuen Eroberungsversuchen in Italien; und mit seinem Aufbruche nach Mailand, wegen Ansprüche seiner Großmutter Valentina, gerieth er in einen fortdauernden Strudel des wechselndsten Kriegsglücks und der verwickeltsten Verhandlungen. Er gewann Mailand, theilte Neapel mit dem Könige Ferdinand von Arragonien und schloß zu Cambray *) den berüchtigten Theilungsvertrag über Venedig mit dem Kaiser Maximilian, welcher auf die, ihm früher (30. Octbr. 1501 und 22. Septbr. 1504) als Mitgift der königlichen Prinzessin Claude für seinen Enkel Karl, der spanischen Erbtochter Sohn und reichsten Erben der Welt, zugesagte, Bretagne verzichtete. Das richtige Volksgefühl der Franzosen hatte sich wider diese Verbindung erklärt. Zwar bot sie Frankreich die Aussicht, seine Königstochter auf dem Throne des Kaiserreichs, ganz Spaniens, Burgunds und einer neuen Welt zu sehen; aber dieses Reich begriff die gefährlichsten Nachbarn Frankreichs und mußte deswegen von ihm gefürchtet werden; auch würde die Bretagne nothwendig der Herd innerer Zwietracht, und weit fürchterlicher als zuvor, geworden sein. Die Bretagner hätte das Unheil am schwersten getroffen: sie hätten spanisch sein sollen und es doch nicht sein können. Daher sprachen sie auch am ersten und heftigsten wider die beschlossene Vermählung und ihre Abtrennung von den übrigen Franzosen;

*) 10. Decbr. 1508. (Ein ähnlicher Plan war schon 1504 verabredet.) Der Papst, der Kaiser, die Könige von Frankreich und Arragonien sollten, nach einem entworfenen Verzeichnisse, die Lande theilen, deren sich Venedig bemächtigt hätte; auch England wollte man in den Bund aufnehmen.

sowie auch diese erkannten, daß die Bildung eines Reiches rings um sie bevorstebe, daß Frankreich bedroht werde, ein Theil desselben zu werden, und daß sie fest zusammenhalten müßten. Sie drangen auf die Versammlung eines Reichstages, welchen der König zu Tours hielt, obgleich er sonst nicht für die Reichstage war und auch diese Ständeversammlung nur auf die Frage, oder vielmehr auf die Bitte (die fußfällige nach damaliger Höflichkeit) wegen Widerrufs der Vermählungszusage beschränkte. Der König erfüllte ihren und auch seinen eigenen Wunsch; und Claude, gegen den Wunsch der Königin, ihrer Mutter, aber doch mit deren Zustimmung, ward mit dem Grafen von Angouleme (als König François I.) verlobt *). Indessen verbreiteten die Franzosen seitdem die Furcht vor einem allgemeinen Reiche und selbst oft dann, wenn sie selbst das herrschende Volk zu werden schienen. Auch in Italien dachte man sich zu einigen und der Fremden sich zu entledigen; der Papst Julius II. bot dazu jedes Mittel, auch türkische Hülfe, und die kühnsten Combinationen auf, nur nicht das einfache und sichere Mittel, den Italienern einen ehrlichen, zuverlässigen Mann zu zeigen; und Italien gehörte nur Denen, welchen sich eben die Schweizertruppen verkaufen wollten. Julius II. hatte, im Gefolge des Theilungsvertrages von Cambray, und mit französischer Hülfe, den Kirchenstaat auf Kosten von Venedig

*) „Obtemperant et inclinant aux très instantes et humbles prières, supplications et requestes, qui nous ont été faites tant de la part des susdits princes et seigneurs de notre sang, que des députez déléguez des provinces et grosses villes et cités de notre royaume, qui pour ce se sont tirez vers nous en notre bonne ville et cité de Tours" heißt es in dem Ehevertrage, dessen Haltung der König auf seine Ehre versichert. Mazar. Mnscr. 100.

vergrößert und rechnete nun, mit dem Gelde, das immer reichlicher aus dem immer reicheren Europa ihm zufloß, den Schweizermarkt zu beherrschen und, mit Hülfe von Schweizertruppen, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Er wandte in der That die Schweizer von Louis XII. ab, welcher um diese Zeit, nach dem Tode des Cardinals Amboise (25. Mai 1510), den Betrieb der Geschäfte selbst übernehmen, mit den fremden Gesandten selbst verhandeln und den eigenen ihre Anweisungen selbst ertheilen wollte. Dadurch kamen die Geschäfte aus ihrem Takt, obgleich sie anfangs den kräftigsten zu haben schienen, als der Kirchentag zu Tours die Bekriegung des Papstes billigte, Beisteuer dazu gebot und alle Zahlung nach Rom verbot, als den kirchlichen Waffen des Papstes, durch die Kirchenversammlung zu Pisa, zuletzt zu Lyon, begegnet wurde, und als die französischen Fahnen durch Schweizer und Spanier sich die Bahn nach Ravenna brachen, wo der Sieg im Sturmschritt ihnen voranging (11. April 1512). Aber hier fiel Gaston von Foix. So wie er, konnte kein anderer General bei dem Könige für die Soldaten sprechen, weshalb diese, welche Das merkten, nun für sich selbst sorgten, da man kein Geld aus Frankreich erhielt und zu schwach und ungeübt war, um ein ordentliches Verpflegungswesen für das Heer, auf Kosten Italiens, einzurichten. Wer ferner der frommen Königin Anne gefallen wollte, durfte nichts für den Krieg mit dem Papste thun; und wer dem Könige die Laune nicht verderben wollte, vermied, Ausgaben vorzuschlagen. So gerieth von französischer Seite der Krieg, die Verhandlung, die Bestechung *)

*) Die Bestechung in Deutschland war dem Absatze französischer Waa-

ins Stocken, während sich eine größere Verbündung als gegen Venedig wider Frankreich bildete. Tremouille ward von neugekauften Schweizern aus Italien getrieben und verzweifelte schon, Dijon zu halten, als sich jene dort von ihm erkaufen ließen (im Septbr. 1513); von einem andern Geiste beseelt, würden sie wol die Bourgogne für die Eidgenossenschaft gewonnen haben, da der König von Arragonien Navarra jenseits der Pyrenäen erobert, der König Heinrich VIII. von England mit dem Kaiser Maximilian bei Guinegate (18. Aug. 1513) gesiegt und Tournay genommen hatte. Selbst der Sieg der französischen Flotte ward zur Trauer durch den Tod des Siegers, des Bretagners Porsmoguer. Doch König Louis XII. verlor unter allen Unglücksfällen so wenig den Muth, daß er den Vertrag von Tremouille mit den Schweizern nicht genehmigte; und seine Franzosen übten an allen Höfen ihr Unterhandlungsgeschick so glücklich, daß er in Jahresfrist allgemeinen Frieden *) und überdies eine junge Gemahlin, Marie von Eng-

---

ren, Weine, Schmucksachen u. dergl. förderlich, in welche sie sich zum Theil versteckte. Die englischen Hülfsgelder hatten später gleiche Folge.

*) Der Frieden mit England, vom 7. Aug. 1514, begriff von französischer Seite den Papst Leo X., die römische Kirche, das deutsche Reich, die Könige von Ungarn, Schottland, Portugal und Navarra, die Herzöge von Savoyen, Lothringen, Geldern, den Freistaat Venedig, ferner Florenz, Lüttich, Montferrat, Mantua und Sedan als Verbündete; von englischer Seite den Papst, die römische Kirche, den Kirchenstaat, das deutsche Reich, den Erzherzog Karl, Margarethe (Statthalterin der Niederlande), die Herzöge von Cleve und Jülich, Venedig, Florenz, die Hanse, den Fürsten von Ligne und die Schweizer. Eine solche gegenseitige Aufnahme der befreundeten Staaten in die Friedensverträge ward

land, erwarb. Er wollte sich verjüngen, aber nach wenigen Monaten erscholl der Trauerruf durch Paris: „Louis, unser guter König, unser Vater, ist gestorben!" († 1. Jan. 1515).

Zu seiner Zeit war das französische Volk in voller Regsamkeit der Arbeitskraft und Verstandesentwickelung. Es bewahrte noch die alterthümliche Sitteneinfachheit und rang zugleich nach dem Wohlstande der neuen Zeit. Es hat schon die Empfindungen und die Gedanken, für welche es die schönen Worte erst später fand, wie der seelenvolle Jüngling sich erst auszusprechen vermag, wenn er zum Manne geworden. Der Staat hatte eine Ordnung, welche die Freiheit gewährte, und in welcher das Eigenthum, die Betriebsamkeit, und der Geist gedeihen konnte. Die italienischen Züge befreiten die aufdrängende Bevölkerung von der überzähligen Menge, und Frankreich selbst ward von dem Kriege nur im Fluge und nur auf der Grenze berührt. In seinem Innern waltete steter Frieden und sein Segen: herrliche Saaten, stattliche Werke, schöne Geschlechter mit unverkennbaren Familienzügen und mit gediegener Kraft, das Unglück und das Glück zu bestehen.

* * *

Die Natur weiß zu schützen was sie erhalten will. Diese altbekannte, schon von Aristoteles benutzte Erfahrung bewährte sich an dem französischen Volke. Es kämpfte die drei Jahrhunderte von dem heiligen Louis bis François I. mit allen Gefahren, durch welche Völker zu Grunde gehen; es rang sich mit seiner natürlichen Kraft durch, und es gewann

---

gebräuchlich und beurkundet die eingetretene diplomatische Gemeinschaft.

Einheit, Ordnung und Macht vor dem übrigen Europa, während das seelenvollste Volk der alten Welt, die Griechen, ihren letzten Lebensathem unter den türkischen Dolchen auszuhauchen schienen, während die Italiener vergebens sich zu einigen und zu erheben strebten, und während die Spanier sich nur einigten und erhoben, um wieder zu versinken. Es scheint auch, daß die Franzosen nicht durch die Erhabenheit Einzelner *), sondern durch die Gediegenheit der Masse sich gehalten und emporgebracht haben. Ihr heiliger Louis gehört zu den seelenvollsten Menschen in seinem Streben nach dem Idealen, und zu den herrlichsten Königen in seinem thatkräftigen Walten; aber eben zu seiner Zeit wuchern Spione und Heuchler und heimliche Lastergenossen auf. Clisson ist der strengste Mann im Worthalten, und seine eigene Tochter will ihn zum Meuchelmorde verführen; die begeisterte Jungfrau Jeanne d'Arc lehrt die Männer wieder siegen, und sie machen ihre eigenen Schwestern zu Freudenmädchen; einen Bayard haben die Ritter zum Vorbilde und brauchen doch, statt der Schwerter zur Schlacht, die Sporen zur Flucht bei Guinegate. Eine rettende Riesengestalt erscheint nicht, das Volk muß seine Gefahren selbst durchkämpfen; und wenn sie ihm sichtbar werden, so hilft es sich durch sein natürliches Gefühl und seinen natürlichen

*) Viele sind in Frankreich berühmt geworden, ohne mehr als Glückskinder zu sein und ohne mehr als den Verstand zu haben, den Verstand und die Leistungen der übrigen für sich geltend zu machen; und es findet auch hier das Sprichwort Anwendung: Kein großer Mann besteht vor seinem Kammerdiener. Aber die folgende Geschichte sagt und erklärt, wie die Franzosen nicht von selbst, sondern von einem großen Manne über ihnen ihr Glück, ihren Ruhm, ihre Hoffnung abhängig machten.

Verstand. Es erhebt sich aus dem Aberglauben zum Selbstdenken, als seine Wunderhoffnungen hinsichtlich der Kreuzzüge in Landtrauer verwandelt werden. Es schwebt in Gefahr, sich in allerlei Staaten und Bunde aufzulösen; aber sein Einheitsgefühl widerstrebt und duldet die Trennung nicht. Es stürzt aus Leichtsinn sich in jedes Verbrechen und giebt sich dem Feinde preis, kämpft sich unter dem Feinde zwar wieder hervor, versinkt jedoch darauf unter häuslichen Gewaltmisbrauch. Wer diesem dient, der kann nicht treu sein; und der grimmigste Rächer der Dienstuntreue, Louis XI., hatte die ungetreuesten Diener. Die redlichen Leute hielten sich fern, und ihr Abscheu vor dem Gewaltmisbrauche führte zu der Rückwirkung wider ihn unter Louis XII.: zu der Herrschaft des Rechts, und eines guten Rechts. Die bestehende Volksordnung ward geschützt, und ihr Fortgang nicht gefährdet. Das Königthum war gewaltig und von ständischer Einwirkung frei, wenn es nicht in die Noth gerieth, neuer Steuern zu bedürfen, oder Lande abzutreten, oder Thronstreitigkeiten zu verfechten. Das Volk liebte die Macht und den Glanz seines Königthums; wenn es dieselben, bei seiner Lebhaftigkeit, seiner Reizbarkeit, seiner Prachtliebe und seiner Ruhmbegierde, nicht gar für unentbehrlich hielt. Das Königthum hatte seine Wurzel tief herab bis zum Ursprunge des Volkes, und in der Volksreligion, in den Volkssitten, in allen Volksverhältnissen seine Verzweigung. Der König war die allerchristlichste Majestät, der erstgeborene Sohn der Kirche, welcher seine Gewalt unmittelbar von Gott hatte und nur unter ihm stand. Der Hof hatte seine größten Feierlichkeiten in der Kirche, und die Kirche die Ehrenstelle bei Hofe; der französische Erfindungsgeist

ergötzte sich an der Bereicherung ihrer Ceremonien, die sich, so vereint, die übrigen Städte bei ihren Feierlichkeiten nicht aneignen konnten, ohne sich ein Nachbild vom Hofe zu machen. Bei diesem noch so uneigentlichen Vorstellen des Hofes richteten sich von allen Seiten die Augen auf den Hof, und es hat beigetragen, das höfische Wesen und die pariser Moden unter den Franzosen zu verbreiten. Die Formen der Höflichkeit waren noch knechtisch, aber ihre Allgemeinheit führte zur Gleichheit zurück, welche sich schon im gesellschaftlichen Umgange geltend machte. Man nannte sich im gemeinen Leben Herr und Sie. Die Franzosen hatten auch schon durch die Anmuth ihres Betragens, ihre Unterhaltungskunst, ihren Beobachtungssinn und ihren Geschäftstakt im Auslande Glück. In Kunst und Wissenschaft waren sie zwar noch in ihrer Lehrzeit, aber sie brachen sich rüstig die Bahn. Sie traten aus dem Zeitalter des Gemüths und der Begeisterung in das Zeitalter des Verstandes und Bewußtseins. Das zahlreiche Volk, in seinem schönen Lande, von Meeren und Bergen und Festen umgeben, seiner Einheit, seines Muthes, seiner Seelenkraft sich bewußt, aus den ungeheuersten Gefahren durch sich selbst gerettet, unter festgegründetem Königthume mit der Verwaltungsordnung für die neueren Geschäfte, hatte von Außen Niemanden mehr auf Erden zu fürchten; es sah die höchsten Preise des menschlichen Verstandes vor sich, aber auch die Unholde Habgier, Wollust und Ruhmsucht neben sich am Abgrunde des Verderbens.

D.

Von François I. bis Henri IV.

Von 1515 bis 1610.

Der König François I. liebte die Ritter und die Frauen, und sie hätten, wenn er auch nicht König gewesen, den stattlichen herzvollen Jüngling geliebt, der sich den Freuden und Gefahren leidenschaftlich hingab und zu großer Anstrengung ebenso tüchtig als aus Ruhmliebe bereit war. Eine sorgfältige Erziehung, nicht für den Thron, sondern für dessen Dienst, hatte seinen Sinn für Kunst und Wissenschaft entwickelt: er vermochte Kunstwerke zu würdigen, versuchte sich selbst in der Dichtung und nahm Kenntniß von den schwersten Untersuchungen seiner Zeit. Er war aber zu sehr Gefühl und Phantasie, um zur Gedankenklarheit zu kommen, und hatte weder in der Arbeit, noch in den Plänen, noch selbst in der Freundschaft Stetigkeit. In den Staatsgeschäften war anfangs seine Mutter, Louise, Herzogin von Angouleme, aus dem Hause Savoyen, entscheidend, und ihr Leben lang mächtig. Diese schöne und feine Italienerin hatte schon unter Louis XII. an dem Hofe zu herrschen gestrebt und bildete ihn nun nach ihrem Wohlgefallen, doch allerdings auch mit Rücksicht auf die Familien der Geliebten des jungen Königs. Die Gesellschaft am Hofe war gemischt,

da bei dem Hofstaate der Königin vornehme Frauenzimmer eine feste Anstellung hatten, und der König schönen Frauen den Hof machte. Man darf von dieser Zeit die Entstehung des Hofadels rechnen, da die Namen sich großentheils an dem Hofe gehalten haben, welche damals vorkommen. Die Etiquette ward so streng, daß auch die Prinzen vom Geblüt den König nur Sire nennen durften, und daß der achtzigjährige General Trivulzio sich den Zugang zum Könige nicht eröffnen konnte, sondern sich ihm auf der Straße vorstellte. Die französische Lebhaftigkeit brach aber noch durch die Etiquette hervor: der Ritter Bayard machte freudige Luftsprünge, als er den König zum Ritter geschlagen hatte; der Marschall Enghien blieb in der Lustbarkeit eines Raufgelages; und die Söhne des Königs hatten ihren Spaß, Abends auf der Gasse mit dem bewaffneten Bediententrosse handgemein zu werden. Der König selbst war kaum auf den Thron gestiegen, als er mit seinen jungen Rittern fort ins Feld, nach Italien, brauste; und im Felde entschädigten sich Officiere und Soldaten für den Zwang daheim und erlaubten sich Alles, was nicht im Kriegsgesetze verboten war*); sie konnten sich, bei den fortdauernden Kriegen, nicht wieder verbürgern, und die unglückliche Scheidung des Kriegsstandes und Bürgerstandes ward vollendet. Der König wurde, sogleich im ersten Jahre, als der Held in der Riesenschlacht wider die Schweizer, und als der Sieger in Italien

*) Der spanische General Pescara sagte dem Cardinal von Medici geradezu: „Mars und Christus sind offenbare Feinde". Der französische Marschall Strozzy sagte, tödtlich verwundet: „Ich weiß nichts von Gott — mein Feuer ist aus — ich werde da sein, wo alle Andere sind, die seit sechstausend Jahren gestorben".

gefeiert, dort von den Schmeicheleien der Großen, von den Huldigungen der Künstler umgeben, und in Frankreich von seinem entzückten Volke umrauscht; aber nun konnte er, in jugendlicher Lebhaftigkeit, nirgend ausharren, sondern schwärmte durch das Land von Lust zu Lust, und seine noch blühende Mutter mit ihm. Die alten Geschäftsmänner klagten wol, daß der König nirgend zu finden sei, die dringendsten Verfügungen nicht erlassen, die nothwendigsten Kriegsgelder zu Vergnügungen verwandt würden; aber das Volk liebte seinen prächtigen König und hielt das Genußleben des Hofes ebenso in der Ordnung als sein eigenes Arbeitsleben. Es ließ für den Hof eine andere Sittenlehre, eine andere Lebensansicht als für sich selbst gelten. Die Tugend eines heiligen Louis ward von dem Throne in dem Himmel versetzt, und die Sehnsucht nach einem idealen Leben, nach dem Leben in Gott verlor sich unter den Freuden der Behaglichkeit, des Reichthums und der Künste. Man hatte sich über den Wunderglauben an einen Götterstaat auf Erden enttäuscht und hoffte und erwartete das Höchste von dem Throne in seiner Machtvollkommenheit und in dem Schmucke des Ruhmes und der Künste.

Der Glanz des Thrones schützte aber doch den König nicht vor einer nachtheiligen Vergleichung mit dem Herzoge Charles von Bourbon *), welcher ihm als Connetable zunächst stand. Er war leidenschaftlich wie François I., blieb aber Herr über sich und gab sich den Weibern nicht hin; er liebte, wie François I., den Ruhm, rang aber darnach

*) Bourbon hatte, wie der König, eine Italienerin, Clara von Gonzaga, zur Mutter.

mit ernster Ausdauer, und er liebte, wie François, die Pracht, konnte ihr aber auch entsagen und sich als ein gemeiner Soldat behelfen. Ueberdies war er reicher als der König und verdunkelte auch durch den Glanz seines Hofes zu Moulins den königlichen. Nach dem Tode seiner Gemahlin *) richtete die Mutter des Königs, Louise von Angouleme, die Augen auf ihn und durfte hoffen, daß er eine ältere Frau ebenso wenig verschmähen würde als eine kränkliche, mit welcher er sich, um sich den Besitz des Erbes von dem älteren Hause Bourbon zu sichern, vermählt hatte. Dieses Erbe: Bourbon, Auvergne und Chatellerault, hatte ihm, als nächstem männlichem Seitenverwandten, das Parlement zwar zugesprochen, aber es hatte dasselbe auch die frühere Verordnung des Königs Louis XII. zur weiblichen Erbfolge in diesem Besitzthum einregistrirt; der Herzog hatte die Erbtochter geheirathet, und nach ihrem kinderlosen Tode war, in weiblicher Erbfolge, die Mutter des Königs an der Reihe. Dieser jedoch spottend, wünschte er sich die Hand der zweiten Tochter des Königs Louis XII., mit welcher er die Hoffnung auf Bretagne an sein Haus gebracht hätte. Aber statt einer Gemahlin bekam er einen Rechtsstreit mit der Herzogin von Angouleme. Er und seine Schwiegermutter, Tochter des Königs Louis XI, die Herzogin von Angouleme, der König selbst erschienen vor den Schranken des Parlements: die Frauenzimmer erschöpften ihre Redseligkeit, die berühmtesten Rechtsgelehrten, Montholon für den Herzog, Poyet **)

---

*) Susanne, die Tochter des Herzogs Pierre von Bourbon, dessen Schwester, Marguerite, die Mutter der Herzogin Louise von Angouleme war.

**) Er war indeß in freiem Vortrage nicht geübt, und Jean du

für des Königs Mutter, boten ihre Kunst im schriftlichen und mündlichen Verfahren auf, der Kronanwalt nahm das Erbe für die Krone in Anspruch. Das Parlement wählte einen Mittelweg: es erkannte der Krone die Schenkungen von Louis XI., die Grafschaft la Marche, als heimgefallen zu und belegte das übrige Erbe mit Beschlag bis zu ausgemachter Sache. Der Herzog rüstete dessenungeachtet viele Mannschaft, auf eigene Kosten, zum Kriege in den Niederlanden, erfuhr aber die neue Kränkung, daß er den Befehl der Vorhut, der dem Connetable gebührt, abgeben mußte. Nun hörte man ihn öffentlich das bekannte Sprichwort: „Nicht drei Königreiche, aber eine Beschimpfung", sagen, die geheimen Agenten des Kaisers Karl V. umschlichen ihn, und er schloß, um nicht geringeren Preis als die Hand der kaiserlichen Schwester, der Königin Eleonore, ab. Sein Rechtsstreit und das Schauspiel des Königs, der vor dem Parlemente Recht nimmt, hatte Frankreich angezogen, und alle Misvergnügten hatten sich auf die Seite des Herzogs gestellt, unter dem Scheine, sich blos über die Rechtsfrage zu seinen Gunsten auszusprechen. Der Anhang des reichsten Fürsten und beliebtesten Feldherrn reichte bis in die Umgebung des Königs und verzweigte sich durch alle Lande; der Herzog hoffte und gedachte, zu thun was einst der Herzog von Bourgogne gethan; und der Bürgerkrieg schien unvermeidlich. Aber die Gefahr war zu groß, um Geheimniß bleiben zu können, von allen Seiten schreckten ihre Vorzeichen. Der König übertraf in diesem Augenblick alle Er-

Bellay half ihm aus der Verlegenheit, als er eine auswendig gelernte Rede vor dem Papste, wegen gemisbilligter Ausdrücke, nicht halten konnte und nicht Zeit genug hatte, eine andere zu lernen.

wartung: er stellte sich an die Spitze des Heeres, gewann die Misvergnügten durch Huld und Freigebigkeit, ließ den Haß wider die auswärtigen Feinde aufregen, die Furcht vor Empörung lächerlich machen; und der Herzog mußte mit einem einzigen Begleiter, Pomperant, nach Hochburgund fliehen.

Das Parlement beeilte sich indeß nicht, in der Klage auf Hochverrath wider ihn zu sprechen, und erließ erst nach seinem kinderlosen Tode das Urtheil. Nur sein vertrautester Freund, der Graf von St. Vallier, ward hingerichtet, aber gegen den Willen des Kanzlers Duprat wollte ihn das Parlement nicht foltern lassen, weil er krank war. Gegen die übrigen Angeklagten ward langsam und milde erkannt. Schneller verfuhr ein außerordentliches Gericht mit dem Finanzsecretär Semblançay. Dieser, welcher als Diener des Königs Louis XII. die Vermuthung eines ehrlichen Mannes für sich hat, behauptete, in Gegenwart des Königs, wider die Herzogin von Angouleme, daß er ihr 400,000 Kronen habe abliefern müssen, welche nach Italien an den Marschall Lautrec gesandt werden sollten, aber nicht angekommen wären. Der König sah auf diese Weise, daß die Herzogin dem Marschall heimlich die Kriegsmittel entzogen habe, begnügte sich aber zu sagen: „Wir wollen nicht mehr daran denken und in Zukunft einig sein". Als die Herzogin dagegen, während des Königs Gefangenschaft, Regentin war, ließ sie Semblançay wegen Unterschleifs anklagen, und der König das Urtheil an dem unglücklichen Greise vollziehen: es lautete auf den Strang. Der Kanzler Duprat trieb die böse Kunst sehr fertig, Gewaltstreiche unter rechtlichen Formen zu begehen, und sein Nachfolger Poyet verstand noch besser,

das gerichtliche Verfahren zu misbrauchen. — Der König drohte auch mit Verklagen, bald im Scherz und bald im Ernst, und als ihm einst der Admiral Brion erwiederte, daß er sich davor nicht fürchte, ward sofort Poyet entboten. Der Kanzler berief aus mehren Parlementen Untersuchungscommissäre zusammen, und Brion ward wegen 25 Verbrechen angeklagt, verhaftet und nicht blos zu einer Strafe von anderthalb Millionen Livres, sondern auch zu lebenslänglicher Landesverweisung verurtheilt. Der König ließ zwar das Urtheil nicht vollziehen, der Admiral starb aber bald darauf, und wahrscheinlich aus Aerger, wie denn damals Todesfälle nach heftigen Gemüthsbewegungen häufig vorkommen. Uebrigens übte die Herzogin von Etampes die Wiedervergeltung an dem Kanzler, welcher wegen Unterschleifs in Untersuchung und in die Bastille kam. Während die Gewalt der königlichen Gerichte so das Maß überschritt und zum Mittel der Willkür gemisbraucht wurde, sah man in der Champagne eine Erscheinung aus der Fehdezeit: es war der Ritter Busanci, welcher, von seinem Schlosse Lumes, allen Gerichten und dem Könige selbst Trotz bot; aber das Geschütz brach schnell seine Feste und lehrte ihn um Gnade bitten, die ihm auch bewilligt ward. Uebrigens aber wurde ein Meuchelmörder aus dem hohen Adel mit dem Schwerte bestraft; Feigheit durch Verlust des Adels gebüßt; auf Raub die Strafe des Rades gesetzt. Die Richter wurden vermehrt, wider langwieriges, schriftliches Gerichtsverfahren und wider eine unverständliche Gerichtssprache Verordnung erlassen, wodurch indeß die Gebrechen der Rechtspflege mehr bezeugt als gehoben wurden. Aber die Landgerichte in ihrer neuen Gestalt, oder das Gerichthalten umreisender

Parlementsräthe über Frevel und gemeine Verbrechen wurden eine wahre Wohlthat für Frankreich: sie reinigten, allerdings mit Hülfe der stets bereiten Folter, das Land von dem Gesindel, mit welchem es der Krieg überschüttete, handhabten die Polizei und verschafften den Parlementen eine anschauliche Kenntniß von den Zuständen im Lande. Die Bretagne hatte vertragsmäßig ihre Verfassung und ihre eigene Regierung behalten; der Kanzler Duprat wußte aber, nach langen Verhandlungen und durch das liebenswürdige Benehmen des Königs bei dessen dortiger Anwesenheit, durchzusetzen, daß die Bretagner der besonderen Regierung entsagten, wogegen indeß ihre Verfassung dauerhaft verwahrt wurde. Frankreich gewann auf diese Weise Verwaltungseinheit.

Der König gab Gesetze aller Art, ohne Zuziehung der Stände, und befahl dem Parlemente ihre Einregistrirung, wenn es sich weigerte; auch geschah es nach seinem Wunsch und Willen, wenn die Parlemente und die Notablen sich wider die Veräußerlichkeit der Kronlande, ohne die Zustimmung des Reichstages, erklärten.

Die Steuern verdoppelten sich beinahe, aber die Getreidepreise stiegen noch höher, und mit ihnen die Preise aller Dinge. Das gesammte Staatseinkommen *) betrug mehr als 60 Millionen Franken, aber es reichte zu den Kriegen und dem Prachtaufwande nicht hin. Man half sich, auf Duprat's Rath, der selten um Rath verlegen war,

*) Die Einkünfte der Domainen beliefen sich etwa auf 2,000,000 Livres, die Steuern auf 14,000,000 Livres. Auf die Mark gingen 13 Livres. Der Scheffel Weizen kostete 10 Livres, unter Louis XII. noch nicht 5 voll.

mit dem Verkaufe von neuen Parlementsstellen *), welche sonach nur an reiche Leute kamen, doch ohne ausgezeichneter Rechtsgelehrten zu ermangeln. Ueberhaupt hat man seitdem Aemter nicht für den Dienstbedarf, sondern für den Geldbedarf gemacht, Frankreich mit Beamten überladen und sich die Hände zu Verwaltungsveränderungen gebunden. Das Amt ward zum Eigenthume des Beamten, häufig zum Familieneigenthume, mit Vorrechten verbunden; die Finanzämter aber gaben ihren Besitzern den reichsten Gewinn und ließen dem Schatze nur auch Etwas zukommen. Außer dem Amtsverkaufe half man sich ferner durch Veräußerung von Kronländereien und Gefällen; durch Einziehung von Gold- und Silbersachen, welche zum Kirchenschmucke verliehen waren, wie das silberne Grabgitter zu Tours; durch Vorschüsse von den Finanzbeamten, und durch Anleihen bei der Stadt Paris, reichen Stiften u. s. w. Aber der Schatz war, trotz aller dieser Hülfen, in beständiger Geldverlegenheit, und aus Geldmangel hatten die glücklichsten Unternehmungen im Auslande, die nützlichsten Einrichtungen im Innern keinen Fortgang. Niemand war seiner Bezahlung gewiß, und wer sie empfing, sah sie als einen Glücksfall an. Das änderte sich gegen das Ende der Regierung, als die Herzogin von Angouleme nicht mehr in dem Schatze wirthschaftete, und der König, durch das Gift der damals unheilbaren Krankheit, den Freuden abstarb. Nun wurden die Schulden bezahlt, und die Ausgaben gehörig bestritten; aber die Verwilligungen, die

---

*) Die neuen Parlementsräthe schwuren unbedenklich den Eid der Alten, in welchem die Versicherung enthalten war, daß man die Stelle nicht gekauft hätte.

Aufmunterungen hörten auf, und es ward soviel Geld als nur immer möglich beigelegt. Dieses Sparwesen hielt jetzt Alles zurück, was für den Staat unternommen zu werden pflegt, während unter der früheren Verschwendung wol nirgend volles Gedeihen, aber doch überall Aufreiz gewesen war. Das Diensteinkommen der Beamten ward von der Verschwendung oder Sparsamkeit bei dem Schatze wenig berührt, weil der Gehalt dabei gering, der Bezug von Gebühren und unmittelbaren Hebungen desto größer war. Der Gehalt eines Staatssecretärs betrug nur etwa 4000 Franken. Dagegen hatte der Herzog von Bourbon, als Connetable, Statthalter von Languedoc und Kammerherr, über 100,000 Franken. Indeß war der Hof nicht blos für solche vornehme Herren, sondern für jeden ausgezeichneten Mann eine reiche Goldgrube in seiner glänzenden Zeit. Der vielgereiste geniale Pierre du Chatel war Vorleser; der gelehrte Grieche Laskaris Bibliothekar, sowie auch Budé, welcher unter den alten Griechen und Römern lebte, nachdem er der Welt gelebt hatte; und der Volksdichter Marot Kammerdiener. Mouton stand an der Spitze der Hofcapelle, welche sich mit der päpstlichen vereinigte, solange François I. und Leo X. zu Bologna zusammenwaren. Die Hofschule (collége royal) für alte Sprachen, doch auch für die Muttersprache und neue Wissenschaft, kam zwar nicht zu Stande, und ihre Lehrer hatten Mühe, bei der Universität zugelassen zu werden; aber dieselben hatten doch Schüler wie den berühmten Wundarzt Ambroise Pare, den Schutzengel der Verwundeten bei der Belagerung von Metz. Diese Lehrer gehörten, nach Berufung und Bezahlung, zum Hofe, von welchem nicht minder viele andere Gelehrte durch Gnaden=

gehalte abhängig waren, sowie auch ein Künstlerverein von Leonardo da Vinci und dem Hofmaler Rosso (Maitre Roux) bis zum Scharlachfärber Gobelin herab. Es wurden seltene Bücher und Handschriften gekauft; statt finsterer Burgen eine geschmackvolle Königswohnung, das Louvre, vor Augen die Stadt, den Fluß und die Landschaft, angelegt; freundliche Landsitze, wie zu Fontainebleau, gebaut und mit Glas- und Frescomalereien und Tapetengeweben geschmückt; durch Kunstsammlungen der Grund zu dem Museum gelegt, wozu schon Jean Cousin, der erste in der Reihe berühmter französischer Maler, Beiträge lieferte, während der Bildhauer Jean Goujon an seinem herrlichsten Werke, dem Nymphenbrunnen auf dem Markte des Innocents, arbeitete. Die Schlösser wurden neu meublirt, die Tafel mit kostbaren Schaugerichten und Aufsätzen verziert, wennauch der Fuchsbraten darauf blieb. Die Kleidung des Hofgesindes strotzte von Gold und Silber; die Lieblingskleidung des Königs war himmelblauer Atlas mit Lilienstickerei; die Beinkleider gingen in die Schuhe herab, da man noch keine Strümpfe (aber wol die feinsten Spitzenkragen) hatte. Die Zierde des Marstalles war nicht mehr das schwere Schlachtroß, sondern das arabische Pferd. Auf Lust- und Feierzügen ritt der ganze Hof, Männer und Frauen. Der König, in seinem fröhlichen Umherschwärmen von Werkstätten zu Hetzen, von Bauten zu Possenspielen, von gelehrten Sachen zu Turnieren, und in seiner Lust, überall zu kaufen und zu schenken, Arbeiten zu bestellen und anzuordnen, gab mehr aus als er hatte und beflügelte den Leichtsinn und die Genußsucht, als diese des Zurückhaltens am meisten bedurften; aber es flammte zugleich der französische Geist im hellen Lichte

auf, wenn auch der König in mürrischer Zurückgezogenheit dasselbe wieder durch den Dampf von Scheiterhaufen verdunkelte, und die seelenvollsten Männer als verscheuchte Ketzer umherirrten.

Ehe der König kränklich und sparsam geworden war, mußten seinen Hofausgaben die Kosten des Kriegswesens nachstehen, und als er kränklich und sparsam geworden war, verging ihm auch die Lust, eine Schlacht selbst zu schlagen, und er beschränkte die Kosten in Beziehung auf das Kriegswesen. Der Kern der Truppen war die Gensd'armerie, gepanzerte Lanzenreiter, welche jedoch auch schon zu Fuß fochten. Dieselben sollten zwar Edelleute sein, mußten aber in den Kriegen jeden auf seine Kosten ausgerüsteten Burschen und jeden ihrem schweren Dienste gewachsenen Reitersmann unter sich aufnehmen. Die Verleihung einer Gensd'armencompagnie (von 600 Mann) war eine der größten Gunstbezeigungen; der Inhaber bestimmte ihre Uniform, welches gleichfalls die übrigen Hauptleute bei der leichten, d. h. ungepanzerten, Reiterei und bei dem Fußvolke thaten. Das Fußvolk war mit Schießgewehren oder Armbrüsten oder Lanzen bewaffnet, und in Legionen zu 6000 Mann unter einem Obersten, sechs Hauptleuten, zwölf Lieutenanten und ebenso viel Fähndrichen getheilt *). Man gedachte wol, jede Provinz eine Legion

*) Ein kurzes Beispiel von dem damaligen abenteuerlichen Kriegsleben kann Paulin geben. Er entlief, von seinen armen Eltern zu Garde, mit einem durchziehenden Soldatentrupp, ward Troßbube, dann Bogenschütze. Der herrliche Kopf des wilden Soldaten, von Langey, Befehlshaber in Piemont, entdeckt und gebraucht, ward dem Könige empfohlen, und er erhielt als Hauptmann eine Sendung nach Constantinopel, wußte durch seine Schlauheit glücklich dort anzukommen, nahm die Türken, beson-

stellen zu lassen, konnte aber eine solche Heeresbildung nicht zu Stande bringen, und die Truppenzahl blieb beschränkt. Zum Kriege warb man Schweizer und Deutsche, und aus diesen bestand meist das wenige Fußvolk, welches im Frieden blieb. Das Geschütz war sehr zahlreich und ward in königlichen Stückgießereien verfertigt; zu seinem zusammenwirkenden Gebrauche wie zu der richtigen Berechnung der Minen fehlte aber noch die Hülfe der Mathematik, hinsichtlich welcher Wissenschaft eben jetzt erst Fine und Pasquier die französische Schule eröffneten. Indeß hatte die Angriffskunst der Vertheidigungskunst wieder den Vorsprung abgewonnen. Kugeln und Minen sprengten ohne Abwehr eine Oeffnung in die Festen zum Sturm, und zerstreute Büchsenschützen brachten, aus sicherer Ferne, die gepanzerten Massen in Unordnung, worauf das geschlossene Fußvolk einbrach. Geschütz und Fußvolk waren nun entscheidend, aber jenes blieb in Frankreich, obgleich es einen Großmeister erhielt, mangelhaft, und dieses gar verächtlich. Der Soldat sollte zwar gut bezahlt werden und verkrüppelt seinen Sold behalten; er ward aber unordentlich bezahlt, oft ganz um die Bezahlung betrogen, oder doch entlassen, und die Kriegszucht fehlte. Von einem so ungewissen und schlechten Gewerbe hielten sich alle rechtlichen Leute fern. Die Gensd'armen und Officiere nahmen von den Unterthanen, was ihnen der Schatz vorenthielt. Die Generale wechselten, wie des Königs Gunst

ders einen einflußvollen Aga der Janitscharen, ein, gelangte vor Soliman selbst, der auf François I. zürnte, und machte sich bei ihm so beliebt, daß die Hülfsflotte zum Zuge nach Nizza bewilligt wurde, und Barbarossa nach seiner Anweisung verfahren sollte. Paulin erwarb sich auch Verdienste um das französische Seewesen und ward zum Baron de la Garde ernannt.

unter den Frauen wechselte, und hatten, bei ausbleibenden Zahlungen, nur die Wahl, ihr oder fremdes Vermögen anzugreifen. Vergebens wollte der Gewaltigste unter ihnen, der Connetable Anne von Montmorency, dem Uebel steuern: auch er ward entfernt und hatte selbst nichts weniger als reine Hände.

Wenn das Seewesen auch nicht glänzend war, so hob es sich doch über das englische. Blieb auch das Geld zu fernern Schiffsbauten aus, so verblieben doch die einmal gebauten Geleeren, und die Matrosen verliefen sich nicht beim Abschiede wie die Soldaten, sondern übten sich zum fernern Kriegsdienst auf den Handelsschiffen; ebenso trugen die einzelnen Seeprovinzen die Kosten der Küstenbewachung auf eigene Rechnung und bewahrten diesen Theil des Seewesens vor der Gefährde, mit welcher es, durch die Verschwendung oder die Sparsamkeit am Hofe, bedroht wurde. Ueberdies war jedes Handelsschiff ein Kriegsschiff; sobald man Kanonen auf das Verdeck brachte. Und Handelsschiffe wurden in allen französischen Häfen mit Emsigkeit erbaut, um bei den befreundeten Türken einen begünstigten Verkehr zu treiben und um, gleich den Spaniern, neue goldreiche Länder zu entdecken: — nicht diese fand man zwar, aber doch Canada.

Mehr als Gold gab daheim die freiere, geschicktere Arbeitshand. Sie ward immer geschäftiger bei dem Aufschwunge der europäischen Gewerbsamkeit und der einheimischen Verbrauchslust. Wennauch der Hof großentheils vorzeitig zu Arbeiten für Pracht und Prunk aufreizte, und wennauch der Adel große Summen für Rüstzeug verwandte: so verschaffte Beides doch den Gewerbleuten Arbeit und Ein-

kommen und brachte den Ertrag der Steuern und Grundzinsen in den Verkehr von Arbeit, Waaren und Gelde. Zugleich floß aus dem fast beständig von den Franzosen besetzten Oberitalien Geld nach Frankreich; und wenn der französische Schatz fast beständig nach der Schweiz, Deutschland und England Zahlungen machte, so bezog man von dort wiederum desto mehr Waaren. Unter diesen Umständen stieg der Reichthum und die Bevölkerung der Handelsstädte und wirkte auf ihren Marktkreis so schnell, daß die Vermögensverhältnisse wie die Einkünfte und Ausgaben sich völlig veränderten. Der Adel kam in großen Verlust; er hielt sich von den Gewerben desto ängstlicher entfernt, je unadeliger sie in den Augen des Königs und der Gelehrten waren und machten, und er hatte also an ihrem Gewinne keinen Theil; seine Güter waren unveräußerlich, und er hatte also von ihrem steigenden Kaufpreise keinen Vortheil; seine Gutsgefälle in baarem Gelde entwertheten sich, dagegen vermehrten und vertheuerten sich alle Bedürfnisse, welche die Gewerbe lieferten; der Adel mußte überhaupt, bei geringerem Einkommen, größeren Aufwand machen und verschuldete sich bei dem Bürger. Spöttisch sagte man, er trage mit den goldgestickten Kleidern seine Aecker und Wiesen zu Markte. Die Bauern verbesserten ihr Einkommen durch die steigenden Fruchtpreise und auch wol durch den Ertrag von Nebengewerben; aber sie gewannen erst zuletzt, und auch am wenigsten, da, in umgekehrter Ordnung, der auswärtige Handel die Gewerbsamkeit, und diese den Landbau emporbrachte, wobei das amerikanische Geld der Haupthebel war. In Folge dieser umgekehrten Ordnung gewannen die Städter, häuften Capitale auf Capitale und wurden die Zins-

herren der Gutsbesitzer. Die Regierung hatte diese Wirkung der Gewerbsamkeit vor Augen und sah sie nicht. Gustav Wasa getraute sich kaum, dem Könige François I. einen Handelsvertrag vorzuschlagen, weil es, als zu geringfügig, übelgenommen werden könnte. Doch war es von französischer Seite ein Handelsvertrag, und ein sehr guter, worin man das Bündniß mit den Türken verbarg, oder wenigstens dazu vorbereitete. Die Staatsverträge fingen auch übrigens an, Bestimmungen zum Besten der Unterthanen zu enthalten, aber nicht durch Zuthun, sondern nur durch Zulassen der französischen Gesandten. Der Verkehr hatte vom Staate nichts als einigermaßen sichere Wege und Posten. Er hatte sich ein Wechselrecht gegeben, aber es war besser, über Wechsel- und Handelsstreitigkeiten die Würfel als die Parlemente entscheiden zu lassen, deren Mitglieder ohne alle Sachkenntniß geurtheilt haben würden, wenn sie auch nicht, nach dem römischen kaiserlichen Rechte *), den Betrug gegen den Ausländer gut geheißen hätten. Es wird auch schwerlich nach dem Wunsche und Interesse der pariser Kaufmannsgilde gewählt worden sein, wenn Budé die einträgliche Stelle eines Vorstandes derselben, wegen seiner gelehrten Schrift „über den römischen As“, erhalten haben sollte. Die Münze hatte ihre Richtigkeit nicht, man erfuhr die Demüthigung, ihre geheime Gehaltsverkürzung in der Zahlung an Spanien vergüten zu müssen, und man benutzte auch die Eroberung in Italien, um nach verschiedenartigem Fuße zu prägen. Der innere Verkehr mußte sich durch Zölle Zwang und Sperren durchwinden, und er wand sich glück-

*) L. 4. C. de commerciis.

lich von Stadt und Provinz zu Stadt und Provinz, nach und von der Hauptstadt durch. Er hatte, ohne Zuthun der Regierung, seine Gewichts- und Münzeinheit in der Mark Troyes fein Silber, sein geordnetes Speditionswesen, seine Mäkler und seine Kassenaushülfe bei den Leihhäusern. Je reicher die Gewerbsamkeit die Einen machte, desto ärmer machte sie zugleich die Anderen; die alternden Arbeiter konnten ihr Brot nicht erwerben und, bei ihrer Menge, auch von den kirchlichen Spenden sich nicht ernähren; hieraus entstand die Armenpflege in den Städten.

Der Aufschwung der Betriebsamkeit war schon an sich ein Aufschwung des Verstandes. Wenn er auch nur auf Erwerb und Geldgewinn gerichtet war, so gaben diese doch zugleich den Lohn und die größeren Mittel für Arbeitsgeschick, Kenntniß und Bildung. Die Schreib- und Rechnenschulen genügten dem Mittelstande nicht, die kirchlichen Schulen paßten für seine Gewerbszwecke nicht; es kam daher zwar nicht zu Volksschulen, wie in den Niederlanden, aber doch zu Stadtschulen. Jemehr die Erwerbsamkeit durch große Erfolge aufgeregt ward, desto fühlbarer wurden ihre Hemmungen. Die Gutsherren fanden sich in der Gutsbenutzung durch ihre Bauern, die Bauern durch ihre Gutsherren beschränkt; die Zünfte geriethen über die neuen Arbeitsarten und Gewerbbehandlungen in Streit; die Kaufleute erkannten die Gebrechen der Verwaltung. Es war überall Bewegung und unruhiges Aufstreben. Auf diese Stimmung in Frankreich blieb der Kampf nicht ohne Einfluß, welcher um den Freiheitshimmel für Denken und für Glauben, durch Luther, in Deutschland ausbrach, als in Frankreich der Titanenkampf um den Götterstaat und das Leben der Heiligen auf-

gegeben war *), und ein mächtiges Königthum, im Schmucke der Kunst und des Ruhmes, und der Dienst für König und für Ehre hienieden genügte. Luther bemächtigte sich der Deutschen durch die Gewalt, welche er über ihre Sprache hatte, und ist bis auf diese Stunde der Meister aller deutschen Redner geblieben. In der deutschen Sprache fanden alle damaligen Gedanken, die Tiefe des Gefühls und die Gewalt der Leidenschaft ihre Bezeichnung, sie hatte Klangmaß und Betonung für jede Gemüthsstimmung, die Lieblichkeit gebrach ihr, aber der Blitz der Majestät stand ihr zu Gebote, und sie bedurfte nur des Mannes, der ihn zu schleudern vermochte. Luther that es, und Deutschland stand in Flammen. Er sprach von der Kirchenverbesserung und begeisterte die Gelehrten für das längst Gedachte; er sang vom festen Vertrauen auf Gott und begeisterte das Volk für das längst Geglaubte. Sein Wort ward zum Werk: es entstanden Schulen aus Klöstern und Kirchengemeinden, unabhängig von Papst und Bischöfen, dann, unter langem Bürgerkriege, eine neue Kirche neben der alten, beide in gegenseitiger Beobachtung und Aufstrebung. Die Schwester des Königs François I., Marguerite, war den deutschen Neuerern

*) Lacretelle sagt in der „Histoire de France pendant les guerres de religion; 1, 526: „Il faut bien se garder de croire que les ouvrages de controverse fussent alors lus et recherchés en France, comme ils l'étaient en Allemagne et en Angleterre. Pas un noble, à l'exception de Coligni et de Castelnau, n'avait ni le loisir ni le gout de s'en occuper. Ailleurs le protestantisme était le plus exalté des sentimens; en France c'était un mode." Eine bloße Mode jedoch war der Protestantismus in Frankreich, laut der Geschichte, nicht, wenn es auch dort damit nicht solcher Ernst im Allgemeinen als in Deutschland und England ward.

nicht abgeneigt und wünschte Melanchthon's Bekanntschaft zu machen, und der König war mit Ritter Sickingen befreundet; aber weder ihr und noch weniger ihm kam in den Sinn, sich mit der neuen strengen Sittenlehre zu befassen. Er und noch mehr die Herren bei ihm ließen die witzigen Köpfe mit Allem Scherz und Spott treiben, um lachen zu können. Die Familie Bellay, in den höchsten Würden des Staates und der Kirche, war zugleich eine Schriftstellerfamilie, der Cardinal Jean Bellay hatte den Dichter Rabelais lange im Hause, immer in seinem Schutze. Rabelais ist voll Geist und Laune, aber gemein und schmutzig, wie man damals war; er macht sich über Ritter und Mönche, über Schwärmerei, Aberglauben und Andächtelei lustig und wird dessenungeachtet, nachdem er Franciskaner, Benedictiner und Arzt gewesen, Pfarrer zu Meudon. Während die Dichtkunst leichtfertig wie der Hof war, führte die Gelehrsamkeit zu Vorgrübeleien. Viele suchten zwischen gelehrtem Tiefsinn und ausgelassener Schwärmerei, zwischen Zweifelsucht und kabbalistischer Wissenschaft eine Verbindung zu treffen. So der Mathematiker und Orientalist Postel, ein verlassenes Bettelkind, welches sich durch Unterricht von Bauerknaben forthilft und als Bedienter von Gelehrten emporbringt. Er schwärmte zuletzt von einem allgemeinen Weltreiche, in welchem die Frauen herrschen sollten. Ein Selbstunterricht, wie bei ihm, kommt häufig vor: der schon erwähnte du Chatel lernte Griechisch ohne Lehrer und ward Bischof, nachdem er Corrector zu Basel, Lehrer zu Dijon und auf Cypern, Factor zu Kairo, und Dolmetscher zu Constantinopel gewesen war. So wechselten Viele Ort und Geschäft, aus Lust zugleich nach Abenteuern und nach Bil-

dung. Der Versammlungsort der gebildeten Welt waren die Buchladen. François I. und sein Hof wurden nicht selten in der Buchdruckerei von Robert Estienne (Stephanus) gesehen, welche ihre schönen Lettern auf königliche Kosten erhielt. Hier fand man die neuesten Schriften und hier besprach man die wichtigste Tagesneuigkeit für die Gelehrten, den Protestantismus, in einem Kreise, in welchem alle gebildeten Länder und jede Meinung ihre Vertreter hatten. Man mußte Latein sprechen, um sich unter einander: die Franzosen und die Griechen Laskaris, den Mailänder Vicomerato, welcher Aristotelische Philosophie lehrte, die Ramee schon angriff, den spanischen Mathematiker Poblacion, den niederländischen Sprachforscher Latomus, den florentinischen Arzt und Lehrer der Anatomie Vidus-Vidius, u. s. w., zu verstehen. Hätte der Gelehrtenkreis zu Paris auch nur aus Franzosen bestanden, so würden sie Mühe gehabt haben, die wissenschaftliche Unterhaltung in ihrer Muttersprache zu führen. Seit im Albigenserkriege von der freien Forschung über das Höchste und Heiligste abgeschreckt wurde, scheint die französische Sprache in der Ausbildung für wissenschaftliche Unterhaltung zurückgeblieben, und die deutsche ihr vorgekommen zu sein. Wir lesen noch Luther's Schriften und singen seine Gesänge; die Franzosen lesen und singen nichts mehr aus jener Zeit, aber von ihr an lebt das Wort und die Schrift bei ihnen, und wird ihre Sprache in Europa immer geltender und beliebter. Es lebt ihr Wort und ihre Schrift, seit der Forschungsgeist sich in ihnen bewegte und kühn und frei zu dem Höchsten und Heiligsten aufstrebte. Die Protestanten regten das Interesse bei Vornehmen und Geringen auf: der Bürger sah bei den deutschen Markt-

leuten und Handwerkern, und der Bauer bei den Schweizern, welche nach Frankreich kamen, ein neues Wesen, strenge Sitten, und nach gethaner Arbeit Vereine zu Gebet und herzergreifendem Gesang, und ward davon angezogen. Man hielt mit ihnen Hausandacht, verbrüderte sich und stiftete freie Kirchengemeinden. Die gebildeten Männer mußten die Wissenschaftlichkeit und das Gefühl der protestantischen Gelehrten achten, wenn sie nicht davon eingenommen wurden, und selbst die Universität Paris hörte Cop, als ihren zeitigen Rector, in öffentlicher Rede in diesem Sinne sich äußern. Jean Chauvin *) (Calvin) gab der neuen Lehre ihre französische Gestalt. Bei seinem Scharfsinn und seiner staatswissenschaftlichen Bildung suchte er dem Streit über bloße Begriffe, ohne Einwirkung auf das Leben, auszuweichen und die Möglichkeit einer Ausgleichung der Meinungen darüber offenzulassen; er wollte in seiner Meinung nur folgerecht sein und erklärte sich für das Recht freier Prüfung. Aber in Dem, was auf das Leben wirkt, war er fest, und in der Ausführung blutig streng. Die Taufe und das Abendmahl waren ihm zwar Gnadenzeichen, aber durch die göttliche Gnade auch ohne sie die Seligkeit zu erlangen, nicht mit ihnen ohne ein gottgefälliges Leben. Die Messe erklärte er für Entweihung, die Verehrung der Heiligen für Götzendienst, den einfachsten Gottesdienst für den würdigsten. Er verwarf jedes sichtbare Haupt der Kirche: den Papst wie die Kirchenversammlung, die Bischöfe wie die Priester. Den Kirchengemeinden sollten nur ihre Prediger und Aeltesten

*) Er sagte von Luther: „Wenn er mich auch einen Teufel schelten würde, so werde ich in ihm alle Zeit einen theuern Diener Gottes verehren".

vorstehen, und die Kirchenzucht von einer gemischten Behörde geistlicher und weltlicher Beisitzer gehandhabt werden. Wegen solcher und verwandter freisinniger Gedanken mußte Chauvin aus Frankreich flüchten, als er noch nicht volljährig war, aber sich durch seine Geistesklarheit, unglaubliche Arbeitsamkeit, seinen gediegenen Vortrag, sein dienstfertiges und feines Benehmen und sein musterhaftes Leben schon Ruf und, bis unter den Mächtigsten, Freunde erworben hatte. Selbst der Connetable Montmorency, dessen Lieblingsheld in Amynt's „Plutarch" der Sittenrichter Cato war, sprach ihn, hielt ihn aber für einen Narren. Weniger heftig und starr hätte Chauvin wol der Gesetzgeber für Frankreich werden können; er ward es für die Kirche und die Stadt der Genfer, und seine „Religionslehre" *) demnächst für das protestantische Frankreich die Verfassungsurkunde **). Zugleich hat diese Schrift, in ihrer französischen, jährlich verbesserten und allverbreiteten Ausgabe, zur kunstgemäßen Behandlung der Sprache, nach der Lebhaftigkeit und dem schnellen Fassungsvermögen des Volkes, beigetragen. Die Behauptung, worauf es ankommt, geht voran, der Beweis folgt in kurzen, bündigen Sätzen. Die vereinte Wirkung des Protestantismus und der aufgeregten Erwerbsamkeit ließ einen gewaltsamen Ausbruch befürchten. Bauerrotten aus dem Elsaß kamen mit dem Freiheitsrufe nach Frankreich. Die neue Lehre drang unter das Bergvolk in dem Dauphiné und den Sevennen, und zu den Bürgern der Handelsorte. Städte, die Pfarrer

*) Institutio christianae religionis. 1536.

**) Chauvin nahm auch Theil an der französischen Bibelübersetzung zu Genf, und es erschien auch von katholischer Seite eine Bibelübersetzung.

ganzer Gegenden sagten sich von den Bischöfen in der Stille los; und die Altgläubigsten hielten die gallikanische Kirche, in dem Concordate, von dem Papste und dem Könige verrathen und verkauft. Es hatten François I. und Leo X. durch diesen Vertrag die pragmatische Sanction aufgehoben und sich, auf Kosten der Stiftswahlen und der Kirche, die königliche Ernennung zu den geistlichen Stellen, und den päpstlichen Bezug ihrer Einkünfte in dem Erledigungsjahre zugestanden. Es war auf den Widerspruch der Geistlichkeit, der Universität und der Parlemente nicht geachtet, sondern das Concordat, auf königlichen Befehl, einregistrirt und vollzogen worden; zu welchem Ende auch den Parlementen die Entscheidung über die staatsrechtlichen Sachen in Betreff der Kirche genommen und dem Staatsrathe beigelegt wurde. Die gallikanische Kirche ließ sich daher wol als unterdrückt und rechtlos betrachten, und die Vergebung der Bischofsstellen durch den König für widerrechtlich und ungültig ansehen. Mit dem Rechte dieser Vergebung erwarb die königliche Gewalt eine wichtige Erweiterung: die hohe Geistlichkeit ward vom Hofe und seiner Gunst abhängig, und die Hofgunst verschaffte den vereinten Besitz der reichsten Abteien, Bisthümer und Erzbisthümer *). Die Bischöfe waren mehr zu Paris als in ihrem Sprengel, wo die Pfarrer sich von ihnen unabhängiger fühlten und sich dem Wunsch und Willen der Gemeinden, von denen sie ernährt wurden,

*) Der Cardinal Charles von Guise (oder von Lothringen nach seiner Abstammung) ward Erzbischof von Saragossa, Lyon, Rheims und Narbonne, Bischof von Metz, Toul, Verdun, Terouanne, Luçon, Alby und Valence, Abt von Gorze, Fecamp, Clugni und Marmoutier.

fügten. Chauvin's Lehre schmeichelte ihnen, indem sie die Aussicht gewährte, von der hohen Geistlichkeit, zu der ihnen der Zutritt verschlossen war, frei zu werden, und gewann zugleich die wissenschaftlichen Köpfe unter ihnen. Wie zahlreich aber die Anhänger der neuen Lehre wurden, wie groß ihr Einfluß auf das Volk ward (welches seine Musik veränderte, — immer und überall ein Zeichen allgemeiner Bewegung), und wie rasch damals die That war, da man sich besser auf die Faust als die Rede verstand: so kam es doch zu keinem allgemeinen Ausbruche. Die Sorbonne hatte von Anfang an die Regierung gewarnt und erklärte sich fortdauernd für die bestehende Kirchenordnung, und in diesem Grundsatze sowol wider die Protestanten als die Jesuiten. Sie trug auf ein schärferes Verfahren wider die Ketzer und auf das Schließen der Buchdruckereien an. Die französischen Machthaber wollten für sich und Jedermann volle Freiheit, zu denken und zu lachen, haben, aber Staatsgefahren und Unruhen sollten daraus nicht entstehen. Wer in dieser Rücksicht unverdächtig war, blieb ungestört, oder fand nachsichtige Richter und mächtige Beschützer; aber einige Feuerköpfe wurden vom Hofe verwiesen, die nie erloschenen Scheiterhaufen in vermehrter Zahl angezündet, und in dem Dauphiné wider die Waldenser, von Richtern und Soldaten, alle Wildheit getrieben. Die Verfolgung erhitzte sich, wie gewöhnlich, auf ihrem blutigen Wege, drang an den Hof, verscheuchte die Offenheit und das Vertrauen. Der Geist verbarg sich in der Kunst, daß man Das nicht zu sagen scheint, was man doch eigentlich sagen will; und die Protestanten mehrten sich im Verborgenen.

Uebrigens darf man sich von der Aufklärung der Auf=

geklärtesten nicht zu hohe Begriffe machen. Sie verlor sich in Dunkelheiten und Widersprüche, in den Gauben an Wunder und Zauberei. Man fing erst an, der logischen Kunst und der Handhabung allgemeiner Begriffe mächtig zu werden, und brauchte die Gedanken und Redensarten der Alten zu Krücken. Die Umgangssprache war das abenteuerlichste Gemisch von hochtrabenden, launigen und gemeinen Ausdrücken. Als François I. Vieilleville zum Ritter schlug, sagte er: „Nähert Euch, schönes Licht unter den Rittern! Sonne würde ich Euch nennen, wenn Ihr älter wäret; denn wenn Ihr so fortfahrt, werdet Ihr über alle Andere leuchten. Parirt unterdessen den Streich von Eurem Könige, der Euch liebt und ehrt". Das ritterliche Wesen verliert auch, wenn es in der Nähe betrachtet wird; der König hob und hielt es, er selbst nahm aber doch seine Versicherung „auf adeliges Wort" nicht zu genau; wenn man sich nur dem Zweikampfe nicht versagte, so vertrug sich zuletzt alles Uebrige mit der Ehre. Der König hätte gern das Prügeln unter dem Adel abgeschafft, aber die Hauptleute erlaubten es sich gegen ihre Generale, wenn der Sold ausblieb, oder sonst Unfrieden entstand; sich einander den Dolch zuzuschleudern, die eigenen Gäste zum Fenster hinauszuwerfen, die Fräulein in den erbrochenen Schlafkammern zu überfallen, — Das waren noch gar keine ungewöhnlichen Dinge; und selbst am Hofe fielen Mordthaten vor.

Als König François I. den Thron bestieg, alterte der Kaiser Maximilian I., und Deutschland gewann frische Kraft durch Reichsanstalten. Der prächtige, geistreiche Papst Leo X. strebte, Italien von den Fremden zu reinigen und unter sich zu einigen. Neapel diente dem Könige von Arragonien,

und, mit ganz Spanien, dem Geiste des Cardinals Ximenes, bis bald darauf hier und rings um Frankreich Kaiser Karl V. herrschte und Portugal leitete. Der Cardinal Wolsey verwaltete England, welches von der Bewegung der Gewerbkünste noch wenig berührt ward und seinem Könige Heinrich VIII. so zu gehorchen lernte, daß er sich zum Oberhaupt und Gesetzgeber der Kirche machte. Das noch gewerblosere Schottland, dessen alte Feindschaft mit England fortdauerte, stand fortwährend in Freundschaft mit Frankreich. Die Dänen und Schweden trennten sich von einander und kamen in die diplomatische Verbindung der übrigen Mächte. François I. erste Verhandlungen waren auf Ruhe von Seiten der Niederlande und Englands bei seinem italienischen Feldzuge berechnet; zu diesem rüstete er und sein Adel; die Händel mit den Schweizern, wegen Tremouille's Vertrag, und die Ansprüche auf Mailand gaben der jugendlichen Lust an Waffen, und der Ruhmbegierde den Vorwand. Beides hofften ihm Leo X. und Ferdinand von Arragonien durch die Schweizer zu verleiden, welche sie durch Geld und durch den Volksredner Schreiner, Bischof von Sitten und Cardinal, in ihrer Gewalt hatten. Die Franzosen und die Schweizer trafen bei Marignano zusammen; das Gewürge bei St. Jacob, der Tod schwebte ihnen vor, und sie scheuten einander. Schon wollten die Schweizer französisches Geld nehmen und gehen: — da trieb sie Schreiner's Donnerwort zum Sturme des französischen Lagers (13. Septbr. 1515); da war die Blutarbeit nicht eines Tages Werk; da stand die Schlacht noch am Morgen wie Abends zuvor, François I. selbst dicht neben Schweizern; und da schwankte sie wieder in langen Todesstunden, bis endlich

die Mehrzahl entschied, und die Schweizer festen Schrittes zurückgingen. Mailand, Genua, Parma und Piacenza waren die Frucht des Sieges; und mit der Schweiz ward der beständige Frieden geschlossen (29. Nov. 1516), wonach kein Theil die Feinde des andern aufnehmen, oder ihnen Truppen stellen, Streitigkeiten unter den beiderseitigen Angehörigen durch Schiedsrichter entschieden werden sollen. Diesem Frieden folgten Verträge über Truppenwerbungen in der Schweiz, und er ist die Grundlage ihres Bündnißwesens mit Frankreich. Leo X. begrüßte den Sieger von Marignano zu Bologna (im Decbr. 1515) und verabredete mit ihm das Concordat noch weit günstiger für sich als es durch die Verhandlung des Kanzlers Duprat geworden ist *). Es verflossen hierauf einige Jahre unter friedlichen Verhandlungen, währenddessen nur einige tausend Mann dem Könige von Dänemark zu Hülfe gesandt wurden und ihr Grab in den schwedischen Eisgefilden fanden. Als es aber der französischen Unterhandlungskunst und Freigebigkeit misglückte, dem Könige François I. die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen (1519), ließ Derselbe seine Empfindlichkeit dem Kaiser Karl V. fühlen, der, nun im zwanzigsten Jahre, dem großen Reich ein großer Gebieter zu werden versprach. Er hatte nichts weniger als die körperliche Eisenkraft von François I., besaß aber den Muth der Ehre, diesen natürlichen Muth; er konnte der Lebensfreude nur schwach liebkosen, während Jener in wilden Freuden schwärmte; seine Einbildungskraft brütete schwermüthig, wenn sie vor François I. ihren hei-

*) Das Concordat ward zu Rom d. 18. Aug. 1516 geschlossen, von der Kirchenversammlung des Laterans d. 19. Decbr. 1516 genehmigt und d. 22. März 1518 vom Parlement einregistrirt.

tersten Himmel öffnete; er war zurückhaltend, und Jener offen; er sann und spann immerfort an einem Gedanken, Jener faßte und bedachte schnell; Beide verstanden, Herr zu sein und den Dienst in Aufsicht zu haben *); seines Details und Taktes waren sie jedoch nicht mächtig **). Karl erscheint anders, wenn er in Spanien, und anders, wenn er in Italien oder Deutschland ist; aber immer sann und wirkte er darauf hin, für das Interesse seines Hauses und Reiches die Meinungen seiner spanischen, italienischen und deutschen Staatsmänner zu einem Rathe, die Hülfsmittel seiner Länder zu einer Macht zu vereinigen; und selbst im Unglücke bezeichnen sein Muth und seine Ausdauer ihn wahrlich als großen Mann. François I., in seiner Empfindlichkeit gegen Karl V., suchte Heinrich VIII. von England zu gewinnen, und die Feier ihrer Zusammenkunft (1520) kostete dem französischen Adel mehr als ein Feldzug, ohne jedoch zu nützen, weil Wolsey von Karl V. gewonnen ward. Alsdann kam es vom Wortkriege zu Feldzügen, erfolglos in den Niederlanden, unglücklich in Spanien und Italien. Die größte Gefahr schwebte jetzt über Frankreich (1523): Karl V., der König Heinrich VIII. von England und ihre Verbündeten harrten auf den Ausbruch der Empörung des Herzogs von Bourbon und hofften, Frankreich zu theilen; ihre Truppen standen vor Bayonne, drangen bis 11 Stunden von Paris vor und schwärmten in der Champagne und Bourgogne. Aber Frankreich verrieth sich nicht selbst, sondern

*) Karl V. las nicht vergebens in den Schriften von Thucydides und Macchiavelli.

**) Dem Staatsdienste schadete, daß die Prinzen und Hofherren sich den Geschäftsmännern vordrängten.

entschlug sich des Verräthers Bourbon und seiner Feinde. Seine Schätze, seine Söhne gab es dem König, und ein herrliches Heer von 40,000 Mann zog jubelnd mit Diesem nach Italien, während Bourbon von seinem Einbruch in die Provence, und von Marseille, welches auch weibliche Hände vertheidigten *), schmachvoll zurückweichen mußte. Das französische Heer belagerte den Winter hindurch Pavia, war, auch nach der Entsendung von 10,000 Mann zur Eroberung von Neapel, dem kaiserlichen überlegen und hatte befreundete Lande zur Seite, da der neue Papst Clemens VII. und Venedig auf die Seite von François I. traten. Pavia drohte zu fallen, das kaiserliche Heer zu Lodi, wegen Geldmangels, sich aufzulösen; seine Generale sahen daher nur in der Schlacht Hülfe, und Frundsberg jagte den Bischof von Capua, den päpstlichen Vermittler in Absicht eines Waffenstillstandes, mit dem Schwert aus dem Lager. François I. entschloß sich, wider den Rath von la Tremouille und Palice, die Schlacht anzunehmen. Das Heer stand in einem verschanzten Lager zwischen dem Tessin und den Mauern eines meilenweiten Thiergartens an der Stadt. Die Kaiserlichen machten, nach Pescara's Plan, einen Scheinangriff auf das Lager und drangen indessen in den Thiergarten, wodurch die Verschanzungen für die Franzosen unnütz, und ihre Straße nach Mailand und Piemont bedroht wurde. Die Kaiserlichen zogen in drei Heerhaufen heran, deren zweiter sowie das Geschütz sich auf nächtlichem Wege durch die Enge der niedergeschossenen Gartenmauer dem ersten noch nicht hatten an-

*) Eine Schanze, woran die vornehmsten Frauenzimmer mitarbeiteten, hieß la tranchée des dames.

schließen können, als die Franzosen ihre Schlachtordnung: rechts die Schweizer, in der Mitte die Gensd'armen, links die schwarzen Banden, schon aufstellten und ihr Geschütz voran aufführten. Sie rollten in ungestümem Angriffe den Zug der Kaiserlichen, welchen ihr Geschütz bestrich und zerriß, auf. Die entscheidende Wirkung dieses Angriffes hemmte François I. selbst, indem er mit den Gensd'armen vorsprengte und sich auf die feindliche schwere Reiterei warf. Hier stritt, nach alter Ritterart, Mann gegen Mann, und François I. selbst siegte in manchem Zweikampfe; doch aus einer Wolke von Scharfschützen fiel zugleich ein unaufhörlicher Feuerregen auf seine Gensd'armen. Die schwarzen Banden, welche durch die Mitte der Deutschen brachen, fanden dichtere Reihen vor sich, und den Rückweg verschlossen. Die Schweizer wurden durch eine neue Art des Gefechtes betroffen, sie wurden von Vorn, von den Seiten, im Rücken durch das spanische Fußvolk, in schnell wechselnder Bewegung, angegriffen und konnten es ihrerseits nicht erreichen. Aus dem Lager und aus der Stadt kamen neue Scharen auf das Schlachtfeld, die Fahnen drängten hinundher und durcheinander, ein Jeder hatte den Tod zur Seite. Das gräßliche Getümmel schreckte die Augen der jungen Gensd'armen, sie flohen aus dem Kugelregen, den Herzog von Alençon, des Königs Schwager, an der Spitze, und überritten und verwirrten die Schweizer. Der ungleiche Kampf ward für die Franzosen verzweiflungsvoll, — sie wichen auf allen Seiten. Die kühnsten wollten vergeblich den König retten: er gerieth unter sein Pferd, welches Graf Solms niedergestoßen, arbeitete sich empor, schleuderte den Spanier, der ihn am Helmbusch ergriff, zurück, und ward von dem

geächteten Pomperant geschützt und gebeten, sich an den auch nahen Bourbon zu ergeben. Lieber will er jedoch der Soldatenrotte erliegen und ruft nach dem Vicekönig Lanoy, der sein Schwert empfängt *). Indessen folgen auf dem Schlachtfelde die Grausamkeiten der Habsucht den Gräueln des Grimmes und Blutdurstes. Die gefangenen Gemeinen werden dem Gesindel aus Stadt und Land preisgegeben und wenden sich, im jamervollen Zuge lebendiger Leichen, der Heimath zu. Bei ihrem Anblicke wird in der Schweiz das Werbegeld verflucht, und mahnt Zwingli noch feuriger an einfache Sitte als zuvor, und nun wirksamer.

Frankreich bewies den Flüchtlingen tiefe Verachtung, und Alençon starb aus Gram. Der König meinte und schrieb seiner Mutter, der Regentin: „Alles ist verloren, nur nicht die Ehre" **). Frankreich erschien aber nach diesem Unglück eher stärker als schwächer. Der Dünkel aus dem Siege von Marignano verlor sich; man fühlte, daß im Felde nicht die Ritterkunst, sondern die Kriegskunst entscheide, und daß man daheim einig sein müsse. Die Regentin konnte auf die Prinzen, die Behörden und das Volk rechnen; sie brauchte einen Einbruch der Kaiserlichen nicht zu fürchten, wenn er ihnen selbst auch nicht, wegen ihrer Schwäche, un-

*) Die Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) macht den Wendepunkt der älteren Gefechtsweise in die neuere. Der König François I., hochkenntlich im glänzenden Wappenrocke, ficht in der vordersten Reihe, Pescara, auf leichtem Roß in gemeiner Reitertracht, ist überall gegenwärtig. Die schwere Reiterei steht noch in der Mitte, aber in der Folge nicht mehr. Das Feuergewehr, die Beweglichkeit der Colonnen entscheidet. — Es bleibt der dritte Mann.

**) Sein Brief enthielt: „Tout est perdu, fors l'honneur".

ausführbar geschienen hätte; sie erhielt sofort einen Waffenstillstand, und die französischen Friedensunterhändler, der geistvolle Weltmann François von Tournon und der wissenschaftliche, gewandte und biedere Jean von Selve, führten zu Madrid eine männliche Sprache. „Die Menschen", sagte Selve in der Rede an den Kaiser, „sind nur wahrhaft groß, wenn sie sich höher stellen als es das Glück that: der Himmel hat Ew. Majestät höher gestellt als irgend einen Fürsten seit Karl dem Großen, und Ihnen gebührt daher, der Welt ein erhabenes Vorbild von Gerechtigkeit und Mäßigung zu geben. Europa sieht auf Sie und kennt Ihre Gewalt, aber noch nicht Ihre Würdigkeit; es erwartet zu seinem Urtheil Ihre Entscheidung über das Loos eines Fürsten, der Ihr Blutsfreund ist, der Ihnen im Kindesalter liebkosete, und den Sie Vater und Bruder nannten. Fahren Sie fort, ihm zu seiner Befreiung Bedingungen zu machen, deren Bewilligung nicht von ihm abhängt, und welche die Reichsstände nimmer zugestehen werden: so entzünden Sie einen blutigen Krieg zwischen zwei Nachbarvölkern, in welchem beide sich aufreiben werden. — Erwägen Sie die Umstände, unter welchen ich um Frieden bitte: Polen athmet noch kaum unter den Verheerungen der Feinde des christlichen Namens; Rhodus, das Bollwerk der Christenheit, ist gefallen; Belgrad genommen; der König von Ungarn, Ihr Schwager, wankt auf seinem Throne und kann sich wider verdoppelte Stöße nicht lange halten; Deutschland ist durch eine giftschwangere Lehre berauscht und der Schwindelei, der Wuth hingegeben: die Völker haben zuerst ihre rechten Hirten verkannt und dann Gesetz und Obrigkeit als ein Joch abgeschüttelt. Nur die Eintracht und der Verein der großen Mächte können die

legitime Gewalt sichern und Europa vor einem allgemeinen Umsturze bewahren". — Der Kaiser antwortete: „Ich habe den Frieden vor und in dem Kriege gewollt, der Sieg hat nichts an meiner Gesinnung verändert; aber ich will einen festen und dauerhaften Frieden, und dieser kann nur werden, wenn nichts dunkel und streitig gelassen wird". Hierauf schlug Selve vor, ein Lösegeld für den König zu bestimmen und, wenn Geld nicht genüge, Provinzen zu fordern, die nicht Kronlande seien und sich ohne Zustimmung der Reichsstände abtreten ließen, endlich, wenn noch bedenkliche Punkte bleiben sollten, sie mit Hülfe von Heirathsverträgen (der König war verwitwet) zu beseitigen. Der Kaiser antwortete, daß er des Geldes nicht bedürfe, nur die Lande fordere, welche ihm gehörten und vorenthalten wären, und Heirathsanträge nicht verwerfe, auch zu seiner Zeit darauf hören werde. Für jetzt müsse man auf den Grund des ganzen Zwistes unter beiden Häusern zurückkommen; und in diese Untersuchung könne er selbst sich nicht einlassen, sie möchten sich darüber mit seinen Bevollmächtigten verständigen. Selve bemerkte, daß er sich vor der Verhandlung nicht fürchte, aber gewöhnlich nähere man sich dadurch einander nicht, sondern entzweie sich, eine Unterredung zwischen dem Kaiser und Könige werde in einer Stunde weiter führen als ein Monat von Unterhandlungen zwischen ihren Rechtsleuten; und er endigte mit der Frage, ob er sich an den Kaiser wenden dürfe, wenn Dessen Bevollmächtigte auf seine Gründe nicht hören wollten; worauf der Kaiser keine Antwort gab. Wenn seine Bevollmächtigten auch, nach weitläufigen Erörterungen, die Forderung des Königreichs Burgund, oder eigentlicher des ganzen Küstenlandes von

Narbonne nach Italien aufgaben: so machten sie fortdauernd die Freigebung des Königs von der Uebergabe von Bourgogne abhängig, während man ebenso standhaft von französischer Seite diese vorläufige Uebergabe verweigerte. Das Jahr verfloß unter Verhandlungen, und François I. blieb Gefangener, ungeachtet des günstig gestimmten Beichtvaters von Karl V., der lebhaften Verwendung von Heinrich VIII., der Bitten und Thränen der schönen Marguerite, der wirklichen Krankheit und der vorgeblichen Thronentsagung des Königs. Endlich legte Derselbe, vor Notar und Zeugen, einen Widerspruch gegen den Vertrag nieder, welchen er gezwungen eingehen würde, und welchen seine Bevollmächtigten am folgenden Tage unterzeichneten (Madrid, d. 14. Jan. 1526). Er trat Bourgogne u. a. m. ab, stellte seine Söhne als Geißeln, versprach, selbst in die Gefangenschaft zurückzukehren, wenn der Vertrag nicht vollzogen würde, verstand sich zu einem Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Kaiser, zur Vermählung mit der Königin Eleonore von Portugal, und zur Rückgabe der Güter an Bourbon.

Sobald François I. in seinem Frankreich wieder war, berief er die Notabeln nach Cognac. Sie widersprachen der Abtretung der Bourgogne, deren Abgeordnete gleichfalls erschienen und erklärten, daß sie nicht kaiserlich werden wollten. Es kamen auch die Gesandten vom Papste und von Venedig, und viele andere Italiener, schilderten das dort allgemeine Misvergnügen über die Behandlung des ganzen Landes als eine Eroberung des Kaisers, über die Erpressungen der Generale zur Schadloshaltung wegen des nicht erhaltenen Lösegeldes für den König, und über den schauderhaften Soldatenunfug. Wider diesen greulichen Zu-

stand sei man in geheime Vereine, der Papst und Venedig in Bund getreten; diesem „heiligen Bündnisse" möge der König sich anschließen. Er that es unverzüglich (Cognac, d. 22. Mai 1526), verweigerte gegen die kaiserlichen Gesandten die Rückkehr in die Gefangenschaft und erbot sich, 2 Millionen Gold zu bezahlen zur Auslösung seiner Söhne und der Bourgogne. Hierüber ward eifriger verhandelt als man den Italienern, an denen Bourbon die gräßlichste Rache nahm, Beistand leistete. Der Letztere fiel vor dem erstürmten Rom (6. Mai 1527), in dem seine Soldaten wilder hausten als je die wildesten Horden gethan hatten. In Frankreich und England erregte die Entweihung der heiligen Stätte und die Gefangennahme des Papstes große Theilnahme; sie kamen überein (Amiens, 18. Aug. 1527), daß, während der päpstlichen Gefangenschaft, in beiden Ländern die Geistlichkeit die Kirchenverwaltung ohne alle Verbindung mit Rom führen solle; daß, im Falle der Kaiser die Friedensvorschläge von Seiten Englands verwerfen würde, beide Mächte ihn bekriegen, und die Engländer in Frankreich dieselben Handelsvorrechte haben sollten, welche sie in den Niederlanden hatten; daß endlich Heinrich VIII. allen Ansprüchen an Frankreich, gegen ein Jahrgeld von 50,000 Thalern Goldes, entsagte. Auf fruchtlose Verhandlungsversuche mit Karl V. folgte die Kriegserklärung durch Wappenherolde, und dabei von Karl V. die Herausforderung an François I., der wort- und treubrüchig sei. Zum Zweikampfe konnte es wegen dieser Beleidigung natürlich nicht kommen, weil Jedermann ihn verhindern mußte; sie mochte für den König desto kränkender sein, aber sie konnte nicht ihm, sondern nur dem Kaiser schaden, weil der französische Adel den König wegen des gebrochenen Ver-

trages nicht beschimpft halten konnte, da Jener selbst und das Parlement dazu gerathen hatten, und weil die Erbitterung des Königs dem Kriege desto größere Heftigkeit zu geben drohte. Zur lebhafteren Kriegsführung kam es indessen nicht, sondern zum Waffenstillstande und dann zu dem Frieden, welchen des Königs Mutter und Margarethe von Oestreich machten *), nachdem ein französisches Heer vor Neapel unglücklich gewesen war, weil Andreas Doria, aus einem Freunde, Frankreichs Feind wegen versagter Anerkennung der freien Verfassung von Genua ward, und nachdem ein zweites Heer in Oberitalien verloren ging, weil die Staatsgelder auf Vergnügen und nicht auf den Krieg verwandt wurden. Bei dem Frieden von Cambray ward der madrider Frieden zum Grunde gelegt; statt der Abtretung von Bourgogne ein Lösegeld von 2 Millionen bestimmt; das Heimfallsrecht zwischen Frankreich und den Niederlanden aufgehoben; und beide Friedenschlüsse sollten von dem Dauphin, den Ständen und Statthaltern der Provinzen beschworen und bei den Parlementen einregistrirt werden. François I. vollzog den Frieden, in welchem für seine auswärtigen Anhänger nicht der mindeste, für die kaiserlichen aber der sorgfältigste Bedacht genommen war, und vermählte sich darauf mit der Königin Eleonore.

Aber man glaubte in Frankreich dennoch an einen neuen Krieg und stärkte sich dazu durch vermehrte Verbindungen. Guillaume du Bellay war für Frankreich ein sehr glücklicher Vermittler in dem Streite zwischen Clemens VII. und Hein-

*) Cambray, d. 5. Aug. 1529. Dieser sogenannte Damenfrieden enthält zugleich eine Beispielsammlung von der damaligen Cautelarjurisprudenz.

rich VIII., so unglücklich er auch für Dieselben war. Beide schlossen sich näher an Frankreich, aber der König von England brach mit dem Papst auf immer. Bellay's Verhandlungen in Deutschland waren, unter nicht geringen Gefahren für ihn selbst, auf ähnliche Weise verhängnißvoll: er befreundete sich unter den Protestanten und sagte dem schmalkaldischen Bunde französisches Geld zu; Frankreich mischte sich seitdem in die deutschen Sachen, und Deutschland gerieth in seinen hundertjährigen Bürgerkrieg. In Italien hatte man geheime Agenten, wenn man französische Gesandten, aus Furcht vor dem Kaiser, nicht anzunehmen wagte; auch stieg dort der französische Einfluß durch eine Vermählung in dem Augenblick, als der Kaiser, auf der Zusammenkunft mit Clemens VII. zu Bologna, einen italienischen Staatenbund stiften wollte. Schon die Zulassung der französischen Gesandten Tournon und Grammont war diesem Plane nicht förderlich, und der Kaiser durfte sich davon nichts mehr versprechen, da unter seinen Augen die Nichte des Papstes, Catherine von Medici, mit Henri, dem zweiten Sohne von François I. (nachmals Dauphin), verlobt, und eine Zusammenkunft des Papstes und Königs, bei der Vermählung zu Marseille, beschlossen ward. Catherine war hübsch und war geistreich; sie kam mit dem Himmel, aber auch mit der Hölle der italienischen Kunst nach Frankreich; sie schien die Unschuld und war die Falschheit. Ihre, auf das prächtigste vollzogene, Vermählungsfeier gab Gelegenheit und Vorwand, viele mächtige Italiener für Frankreich zu gewinnen. Die französische Diplomatik drang in ihrer Thätigkeit nach Constantinopel; dort trat der Maltheser la Foret bei dem mächtigen Soliman als königlicher Botschafter auf.

Er schloß einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab (Februar 1535), wonach die Schiffe und Handelsleute des einen Staates in dem andern gleich den eigenen Angehörigen behandelt, die französischen Consuln die Gerichtsbarkeit über ihre Landsleute in der Türkei, mit Ausschluß der dortigen Richter, haben, die Sklaven gegenseitig freigegeben, und in Zukunft die Franzosen nicht von den Türken, und die Türken nicht von den Franzosen zu Sklaven gemacht werden sollten. Diesem öffentlichen Vertrage scheint ein geheimer gefolgt zu sein, zum gemeinschaftlichen Angriff auf Italien.

Nachdem sich Frankreich so mit England und der Türkei, mit Papst und Protestanten befreundet hatte, forderte François I., nach dem Aussterben des Hauses Sforza, Mailand für seinen Sohn Henri von dem Kaiser, auf den Grund eines früheren Versprechens, und ließ Truppen in Savoyen einrücken. Der Kaiser weigerte sich, dem Gemahl einer Medici Mailand zu geben, wennauch Clemens VII. bereits gestorben war; doch machte er dem dritten Sohne des Königs Hoffnung dazu, während er seine Einverständnisse am französischen Hofe vermehrte, auch, nachdem er einen andern Bourbon gesucht und an Saluzzo gefunden, sich rüstete und von François I. die öffentliche Meinung abzuwenden strebte. Die Freundschaft mit Kaiser Soliman ward als ein Bündniß mit dem Teufel, in Predigten und Bildern *), dargestellt; es kam Unruhe unter den großen Haufen in Frankreich; und Karl V. tobte, in feierlicher Versammlung des Papstes und der Cardinäle, wider die französischen Ge-

*) Auf einem Bilde schwingt der kaiserliche Herold ein blutiges Schwert über François I., mit der Unterschrift: „Krieg auf Tod und Leben dem Feinde der Religion!“

sandten grimmig auf: „Der König hat nie Treu und Glauben gehalten: er hat den Frieden von Cambray wie die früheren gebrochen; er versprach, sich in die deutschen Sachen nicht zu mischen, und auf seinen Antrieb, mit seinem Gelde hat der Landgraf von Hessen das Heer geworben, welches meinem Bruder Würtemberg nahm. Als er mich im Kriege mit den Ungläubigen sah, nahm er von dem Rechtsverfahren des Herzogs von Mailand gegen einen elenden Landstreicher (Maraviglia oder Merveilles), als überwiesenen Meuchelmörder, neuen Vorwand zu Zank und bekleidete Denselben nach der Hinrichtung mit der Würde seines Großbotschafters". — Der Kaiser läßt dem Könige die Wahl zwischen Mailand für einen seiner Söhne, nur nicht Henri, nach Räumung und Entschädigung von Savoyen; zwischen einem Zweikampf unter ihnen, oder zwischen Krieg. „Muß es zum Kriege kommen", sprach er, „so sei es der letzte, so werde Einer von uns dadurch der ärmste Edelmann von Europa". Die Versammlung war wie vom Donner berührt; der französische Gesandte wollte das Wort nehmen, durfte es aber nicht, sondern sollte die Rede abschriftlich empfangen. Die Abschrift war sehr gemildert, und der Kaiser in der Unterhaltung am folgenden Tage völlig umgewandelt. „Niemand läßt den hohen Eigenschaften des Königs mehr Gerechtigkeit widerfahren als ich", sagte er nun, „ich halte ihn für einen Fürsten von großer Seele, und für einen tapfern Ritter". Und der französische Gesandte setzte ihn seinerseits durch die Frage in Verlegenheit, ob er nicht von ihm das Versprechen Mailands für Henri erhalten habe. — François I. machte auf die Rede sofort eine Antwort bekannt, worin es hieß: „Wenn wir zusammentreffen, wie

es den Anschein hat: so frage ich den Kaiser nur, ob er noch die Meinung nicht geändert hat; und wenn ich ihm dann nicht Genugthuung gebe, so mag man mich feig und ehrlos nennen, welches ich mehr als den Ausgang des Kampfes fürchten werde". Das diplomatische Gleis war verloren, und der Krieg überhob die Minister der Mühe, es wiederzufinden. Das Unglück bei Pavia war noch in zu frischem Andenken, und die Vorstellung von der kaiserlichen Macht zu groß, um zuzugeben, daß die Kriegsführung ebenso wie die diplomatische Geschäftsführung aus dem Gleise gebracht werde, wogegen die französischen Generale wirkten. Montmorency bekam die Heerführung, mit voller Gewalt, gegen Karl V., legte das Land von den Alpen bis zur Durance wüste und stand im festen Lager bei Avignon unbeweglich. Der Kaiser drang dennoch bis Marseille vor (1536), fand aber hier und überall den Widerstand zu groß, da er auch von wüthenden Bauern umschwärmt ward, und mußte zurückgehen. Hiernach führte man einen Belagerungskrieg auf der italienischen und niederländischen Grenze, welchen ein zehnjähriger Waffenstillstand endigte (18. Juni 1538). Um Waffenruhe zu vermitteln, kam der siebzigjährige Papst Paul III. nach Nizza, worauf sich Karl V. und François I. zu ihm begaben, sich aber nicht sahen; und das gegenseitige Mistrauen verhinderte, Frieden zu schließen. Der Waffenstillstand ließ Jeden in dem Besitze Dessen, was er hatte; Frankreich erhielt Mailand nicht, aber es behielt den größten Theil von Savoyen. Nach abgeschlossenem Waffenstillstande sprachen sich François I. und Karl V. zu Aigues Mortes, und der Letztere äußerte am Schluß einer langen Unterhaltung: „Die Diener sind häufig Schuld,

daß die Herren sich nicht verstehen. Wir wären längst einig, wenn wir unsere Sachen unter uns abgemacht hätten, aber es ist besser spät als gar nicht". In dieser Aeußerung lag indessen wol mehr eine Entschuldigung für die Herren als eine Beschuldigung für die Diener.

Kaum war der Waffenstillstand geschlossen, so wollten die Genter sich unter den Schutz des Königs, welcher wie sein Rath dem Antrage nicht abgeneigt war, stellen; der Connetable Montmorency widersprach aber mit solcher Heftigkeit, daß die genter Abgeordneten mit Bedrohung entlassen wurden, und daß der Kaiser hiervon benachrichtigt und zugleich eingeladen wurde, seinen Weg nach den Niederlanden durch Frankreich zu nehmen. Er that es (im Decbr. 1539), und die schöne Herzogin von Etampes und viele einflußreiche Herren, auch der Hofnarr Tribulet riethen, ihn zu verhaften, aber Montmorency widerrieth und rettete die Ehre des Königs. Als der Kaiser in der Folge sein Wort wegen Mailands nicht hielt, benutzten Montmorency's Feinde die Misstimmung darüber, um ihn von dem Hofe zu entfernen; aber sie entfernten zugleich die Einheit aus den Geschäften, welche er an ihrer Spitze und mit seiner außerordentlichen Geisteskraft *) hineingebracht hatte. Die Spötterei des Königs über die vielen Vermählungen Heinrich VIII. und die Zurückhaltung der Jahrgelder störten das gute Vernehmen mit Jenem und machten ihn den kaiserlichen Anträgen geneigt. Dagegen schloß man um diese Zeit Vertheidigungsbündnisse mit Dänemark (19. Novbr. 1541)

*) Er sagte, wie Cäsar, drei Briefe in die Feder und schrieb dazu selbst.

und mit Schweden (1. Juli 1542) und wollte zwei Gesandte nach Venedig und Constantinopel senden. Sie wurden in Piemont auf verdächtige Weise ermordet, und sofort ließ François I. dem Kaiser durch einen Herold Krieg entbieten. Es ward in den ersten beiden Jahren (von 1542 an) ein Belagerungskrieg, während dessen Nizza, mit Hülfe einer französischen und türkischen Flotte, genommen wurde; die Stadt la Rochelle in Aufruhr gerieth, welcher jedoch ebenso mild als die Strafe des Königs dafür war; und François I. mit seinem Heere sich dem verbündeten Heere unter Karl V. nur näherte, um wieder zurückzugehen. Aber im dritten Jahre gewann der Herzog François von Enghien die Schlacht bei Cerisoles (14. April 1544), welche der König, wider die Meinung eines Kriegsrathes, auf das Wort eines jungen Gascogners, der von Enghien mit dem Berichte gesandt und im Kriegsrathe gegenwärtig war, erlaubte. Enghien verlor die Schlacht als Feldherr und gewann sie als Soldat. Er konnte den Sieg nicht verfolgen, weil die Hauptstadt, zur Vollziehung des Theilungsvertrages über Frankreich zwischen Karl V. und Heinrich VIII., von einem englischen und von einem kaiserlichen Heere bedroht wurde, und er wider sie Truppen abgeben mußte. Die beiden feindlichen Heere sollten, nach dem entworfenen Kriegsplane, geradezu nach Paris gehen, ohne sich mit Belagerungen zu befassen; das eine hielt sich aber vor St. Dizier, das andere vor Boulogne auf, und wenn diese Festungen auch ihre Thore öffneten, so ging darüber der Augenblick verloren, in welchem die Hauptstadt ohne Schwertschlag hätte fallen können. Der Dauphin Henri hatte nur wenige Mannschaft versammelt; die leichten Truppen des Kaisers schwärmten um Paris und tief ins

Land; um den abgespannten, hinfälligen König herrschte Zwietracht und Verrath; die geltenden Männer und Frauen theilten sich, nach ihrem Haß, in die Anhänger des Dauphins und seines Bruders Orleans; einige suchten, zur Sicherheit für den schlimmsten Fall, die Gunst des Kaisers und entdeckten ihm was am Hofe und im Lager vorging; die Bürger flüchteten. Doch ein Wort des Königs ermuthigte die Bürgerschaft, und der Dauphin erhielt ein schlagfertiges Heer. Karl V. fürchtete, in eine ähnliche Lage wie in der Provence zu kommen, hatte den gerüsteten schmalkaldischen Bund im Rücken, und mit den Türken Krieg. Beide Theile wünschten den Frieden, und er ward zu Crespi (18. Septbr. 1544) auf die Bedingung geschlossen, daß Jeder wiederbekam was er vor dem Kriege hatte, daß Charles von Orleans die Tochter oder Nichte des Kaisers heirathen und entweder Mailand oder Franche-Comté und Charolais mit ihr erhalten, und François I. sich den Schiedsrichterspruch des Kaisers, in seiner Streitigkeit mit Heinrich VIII., gefallen lassen sollte. Dieser Letztere trat aber seinerseits nicht bei und sollte daher in England selbst angegriffen werden. Es ward eine Flotte von 150 Segeln zusammengebracht, und der Hof feierte zu Havre de Grace ihre Abfahrt auf dem Carraguon von 100 Kanonen, mußte aber, weil Feuer auf jenem Schiffe ausbrach, von demselben flüchten, worauf es in die Luft flog. Der kühne de la Garde machte sich zwar glücklich an die Engländer, aber die Befehlshaber waren Hofleute und keine Seeleute, und die Flotte richtete, trotz ihrer Ueberlegenheit, gegen die englische nichts aus. Die Belagerung von Boulogne misglückte gleichfalls. Heinrich VIII. schloß Frieden (7. Juni 1546), als ihm Bou-

logne bis zur Bezahlung von 2 Millionen Goldes abgetreten, und die Fortzahlung der Jahrgelder zugesichert ward. Eine besondere Bestimmung beschränkte die Gestattung des Wiedervergeltungsrechtes hinsichtlich der Urheber des begangenen Frevels, und der Rechtsverweigerung gegen sie. Schottland ward in den Frieden aufgenommen.

Der Dauphin hatte gegen den Frieden von Crespi, als dem Königreiche nachtheilig, Widerspruch eingelegt; der Tod des Herzogs Charles von Orleans die Erfüllung wegen Mailands oder Franche-Comté unmöglich gemacht; der Anhang und Einfluß des Dauphins am Hofe aber hatte sich vermehrt, und seine Stimmung für den Krieg ward herrschend. Man forderte vom Kaiser Mailand für den Dauphin; man sandte 200,000 Goldkronen an den schmalkaldischen Bund, und man rüstete. Da starben, fast in Monatsfrist, Heinrich VIII. und François I. (31. März 1547).

Als König Henri II. auf den Thron trat, trat der Connetable Montmorency an die Spitze der Geschäfte. Die fremden Fürsten schrieben nicht an den König, ohne zugleich an den Connetable zu schreiben. Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten erhielt seine Geschäftsverfassung *). Der Dienst kam in andere Hände, wenn nicht die Aemter, und eine hohe Stellung in der Gesellschaft und der Beamtenordnung schützte nicht vor strengem Gerichte; der Marschall von Biez ward zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt, weil er seine Schuldigkeit nicht gethan, und Jaques von Couci hingerichtet, weil er Boulogne übergeben hatte.

*) Man schrieb schon in Chiffren; und die Staatssecretäre fingen unter Henri II. Söhnen an, für den König zu unterschreiben.

Mächtig war der Connetable und fest in des Königs Gunst; aber sein herrisches Wesen, sein trockner, absprechender Ton schadeten ihm und den Geschäften; die Großen, die Behörden waren mächtiger als er und machten sowol die Männer als die Meinungen wieder geltend, welche er hatte verwerfen lassen. Er mußte die Gunst des Königs mit vielen thatkräftigen Männern theilen, vor Allen mit den befreundeten Guise'n oder Lothringern, den Oheimen der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, welche unter ihren Augen erzogen wurde, den Verwandten vieler deutschen Fürsten, und von denen der Cardinal Charles unter den Geistlichen vorherrschte, der Herzog François aber der Liebling des Heeres war. Der König Henri II. überließ noch mehr sich dem Gefühl als sein Vater François I. und hatte zu gern mit Gedichten zu thun, um gern mit Geschäften zu thun zu haben. Er war leicht umgestimmt und hörte am liebsten auf schöne Frauen. Diane von Poitiers, nun Herzogin von Valentinois, die sein Vater in ihrer Jugend bewundert, hatte und behielt den größten Einfluß über ihn. Die Königin Catherine selbst verbarg den ihrigen unter der Freundschaft mit ihr; aber die Herzogin von Etampes *) ertrug den Sieg der alten Feindin nicht, sie ging auf ihre Güter und befreundete sich mit den Protestanten, in deren Sinne sie Stiftungen machte, und deren Marguerite, Königin von Navarra, sich, aus edleren Absichten, nun noch offener als zuvor annahm. Der Gang der Staatsgeschäfte war schwan-

*) Die Herzogin von Etampes ward von ihrem Gemahle, wegen Untreue und wegen seiner Verfolgung, gerichtlich angeklagt, und König Henri II. legte dabei wider sie Zeugniß ab, ohne das Andenken seines eigenen Vaters zu schonen.

lend wie der Sinn des Königs. Heftiger als François I. haßte Henri II. das Haus Oestreich, und eifriger als zuvor wurden die Befestigungen der Grenzstädte, die Rüstungen betrieben; aber statt zum Feldzuge kam es zur Lustreise nach Savoyen, wobei am meisten das Gebrüll und die Sprünge von Vermummten in Bärenhäuten ergötzten. Der Hof ward prächtiger als zu der glänzendsten Zeit von François I., aber der Schatz leerer als zu seiner ärmsten Zeit. Die Gewerbsamkeit bot reichere Mittel zum Aufwand an*), fühlte aber schmerzlicher den Mangel der Hülfsmittel, welche die Staatsverwaltung hätte geben sollen. Diese ward in der Theilnahme an den Schätzen von beiden Indien, durch die Staatshändel mit Spanien und den Niederlanden, beschränkt, während England, nach der Vermählung seiner Königin Maria mit dem Sohne des Kaisers Karl V., dem spanischen Philipp II., leise die Hand daran zu haben anfing. Der französische Beamtenstand schloß an den Adel sich an und sah mit ihm vornehm und verächtlich auf die Gewerbsamkeit herab; selbst Montmorency scheint erst in der Gefangenschaft von den Niederländern staatswirthschaftliche Begriffe bekommen zu haben und wollte Landbau, Handel, Schiffahrt befördern, als der König das Leben, und er die Gewalt verlor. Die Gutsherren bauten Schlösser statt Wirthschaftsgebäude; die Bauern verkümmerten unter willkürlichen Belastungen; bei den Bürgerfamilien hielt sich, wegen ihrer Adelssucht, ein großes Gewerbvermögen nicht, sondern verflüchtigte sich immer wieder, und die Städte übervölkerten sich durch arme Handwerker.

*) Gegen die Ansiedelungen zu Paris wurden Verordnungen erlassen, und strenge Aufwandsgesetze gegeben, aber nicht gehalten.

Die Parlemente hatten weder Zeit noch Sinn, die Betriebsamkeit zu schützen und zu befördern; sie waren mit den Rechtshändeln der mächtigen Familien überladen, welche ihren Haß vor Gericht trugen, da der König, nach Beiwohnung eines feierlichen Zweikampfes wegen angeschuldigter Blutschande mit der Stiefmutter, schwur, keinen Zweikampf mehr zu gestatten. Die Parlemente gingen nicht in die Untersuchung ein, welche Rechtsordnung aus der Natur der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Handels für Landwirthe, Handwerker und Kaufleute sich ergebe; sie hatten nicht die bürgerlichen Zustände Frankreichs vor Augen, um sich ein System seines bürgerlichen Rechts zu bilden, sondern sie suchten es im römischen Recht und verwickelten sich in dessen Spitzfindigkeiten. In dieser Richtung bestärkte und schritt voran Jaques Cujas*). Er war des schriftlichen und mündlichen Vortrags Meister und verwandte viele Zeit, um die Lesart in dem „Corpus juris" aus mehren hundert Handschriften zu berichtigen; er wollte die Dunkelheiten darin aus den römischen Einrichtungen erklären, und er konnte sich von diesen aus den abgerissenen Schriftstücken jener Zeit so wenig klare Kenntnisse verschaffen als irgend Jemand nach ihm **). Er rang

*) Der Sohn eines vermögenden Bürgers (Tuchscheerers) zu Toulouse, geb. 1522, hielt dort i. J. 1547 seine ersten Lehrvorträge, ward zu Cahors angestellt, von dem Kanzler Michel de l'Hopital nach Bourges berufen, dort von Hugues Doneau u. A. angefeindet und, nachdem er sich einige Zeit zu Paris aufgehalten, als Rechtslehrer zu Valence angestellt, hierauf aber nach Bourges zurückberufen, wo er, nach neuen langen Wanderungen und vielen Ehren, aber auch Verfolgungen, i. J. 1590 starb. Vergl. „Jacob Cujas und seine Zeitgenossen, von Spangenberg".

**) Cujas gab aber nichts weniger als das Beispiel, sich damit zu

nach einem Rechtssysteme (das Zeitalter gefiel sich im Systembau) und blieb in den Trümmern römischer Verordnungen befangen, worin Rechtsideen und Kaiserwillkür wild durcheinanderliegen. Er verstand aber, den Rechtssätzen ihre volle Klarheit zu geben, sie zu zergliedern und in ihren Folgerungen zu entwickeln. Seine Erklärung der römischen Gesetze, aus der römischen Geschichte, führte seine Schüler zum Nachdenken über die Ursachen und Wirkungen des Rechts, und, durch die Betrachtung eines todten Rechts, zur Erkenntniß des lebendigen. Die Rechtskunde ward mehr Verstandessache. Schüler aus allen gebildeten Ländern versammelten sich um ihn und schritten zur Rechtswissenschaft vor, doch nur langsam und in dem Widerstreite, daß man das Rechtliche zum Gegensatze des Sittlichen machte und doch ihre innere Verknüpfung fühlte. Das römische Recht ward übrigens in Frankreich nicht gemeines Recht, sondern viele Lande verwahrten sich vor ihm, und Cujas selbst wollte römisches Recht wider französisches Recht und Herkommen nicht geltendmachen. Er verweigerte es, in der Gewalt der Ligue die Gradualerbfolge wider die Linealerbfolge, in Bezug auf den französischen Thron und zum Nachtheile Henri IV., zu vertheidigen. Wohin er strebte, läßt sich daraus andeuten, daß er sich äußerlich zur katholischen Kirche hielt und Glaubensstreitigkeiten vermied, innerlich

brüsten, als wenn man die Bruchsteine aus der tausendjährigen römischen Gesetzgebung wie die Steine eines zerrissenen Schachspieles zu ordnen und zu ergänzen, in ihrem rechten Stande und in ihrer ganzen Bedeutung zu zeigen vermöge. Cujas gestand seinen Schülern ehrlich, was er nicht verstehen und erklären konnte: „Nec plane etiam nunc ausim dicere, eam a me legem intelligi“.

aber Protestant und ein geschworener Feind der Jesuiten war. Seine Schüler folgten theils dieser Richtung, welche nachmals zu der sogenannten Partei der Politiker führte, theils der Willkürlehre des römischen Kaiserrechts *). Es wurden immer mehr Parlementsglieder für das Recht freier Forschung und für Glaubensduldung gestimmt, und das Verfahren der Parlemente gegen die Protestanten, trotz der altrömischen und neufranzösischen Ketzerverordnungen, immer schwankender. Das pariser Parlement ließ den Kronanwalt in der Provence, wegen seiner Blutschuld an den Waldensern, hinrichten und wiederum auch Protestanten den langsamen Flammentod sterben. So wechselten überall Schutz und Verfolgung; und der Meinungszwiespalt unter den Parlementsgliedern lähmte die Geschäfte. Selbst unter den Augen des Hofes, zu Paris, bestand seit d. J. 1555 eine protestantische Gemeinde; der erste Prinz vom Geblüt Antoine von Bourbon, Vater des Königs Henri IV., und sein Bruder Louis Condé waren der neuen Lehre günstig; der Generaloberst Dandelot, Bruder des Admirals Coligny, scheute sich nicht vor ihrem Bekenntnisse dem Könige, der ihn mishandeln wollte, gegenüber. Der Cardinal Charles von Guise hätte gern, nach seinem herrschsüchtigen Sinne, die Jesuiten eingeführt, konnte es aber gegen die Parlemente nicht durchsetzen. Er setzte zwar die Ernennung von drei Großinquisitoren durch, das Parlement einregistrirte aber die Verordnung mit dem Vorbehalte des Anrufs comme d'abus von ihren Entscheidungen und benahm ihr dadurch die Kraft. Er wünschte

*) Zu den Schülern von Cujas gehörten: Jeannin, d'Ossat und de Bellièvre, sowie Auguste de Thou, und die Gebrüder Pithou.

auch, den spanischen Großen, bei der Vermählungsfeier der Prinzessin Elisabeth als ihrer Königin, das Schauspiel des Verbrennens mehrer protestantischer Parlementsglieder zu geben, und hatte bereits von Henri II. das Versprechen gewonnen, ein Lit de Justice zu halten, um über das Verfahren wider die Ketzer berathschlagen und jedem Parlementsgliede seine Meinung sagen zu lassen, damit die ketzerischen Räthe ihre eigenen öffentlichen Ankläger würden; aber Vieilleville stimmte ihn wieder um, indem er es für den König unschicklich fand, sich in Priestersachen zu mischen. Als Henri II. doch endlich dem Cardinal an der Spitze der Geistlichen nachgab und ins Parlement ging, nahm Anne du Bourg vor Allen das Wort für Glaubensfreiheit kühn und kräftig: „Während man" sprach er, „zum Scheiterhaufen Leute schleppt, deren einziges Verbrechen ist, daß sie für ihren Fürsten beten, nährt und vermehrt eine schandbare Leichtfertigkeit die Gotteslästerungen, die Meineide, die Ausschweifungen, die Ehebrüche". Er und ein anderer Parlementsrath wurden noch im Sitzungssaale selbst verhaftet. Aber ein dumpfer Trauerton hallte um den heimkehrenden König durch die Straßen, und er bereute, was er gethan. Das Parlement zu Bourdeaux ward, gleich im Anfange der Regierung, wegen des Aufruhrs in der Guyenne aufgelöst, aber bald wieder eingesetzt.

Dieser Aufruhr und seine Unterdrückung waren schon Steigerungen ins Schlechte von dem Vorfalle zu Rochelle unter François I. Die Bauern fühlten sich in Guyenne, und zugleich den neuen Zwang von ernannten Finanzleuten, welchen man die Aemter verkauft hatte; die Bürger vermehrten, durch den niederländischen Verkehr, ihr Geld und

ihren Freiheitssinn; Beide horchten auf die neue Kirchen=lehre, zu welcher sich auch die Pfarrer neigten; das Parlement und der Adel benahmen sich vorsichtig mit ihren Landsleuten. Die Salzsteuer gab den Anlaß zur Unruhe, die sich schnell über das Land verbreitete, aber ebenso schnell von dem Connetable mit Heeresmacht unterdrückt wurde. Unter andern Greueln wurden königliche Beamte mit den Worten ins Meer geworfen: „Gehet, ihr Herren, und salzet die Fische der Charente"; und das Urtheil zu dem martervollsten Tode für die Rädelsführer lautete: „Gehe hin, Canaille, und brate die Fische der Charente, die Du mit den Körpern der Diener Deines Königs gesalzen hast". Man sah Montmorency seine Andacht halten, Todesbefehle geben und fortbeten. Es sollten viele Güter eingezogen werden; doch weigerten sich mehrere Edelleute, die Schenkungsbriefe davon anzunehmen. Edlere Handlungen als diese Weigerung sind, neben heldenmäßiger Aufopferung, nicht selten. Der Herzog von Nevers führte entlassene deutsche Scharen durch seine Besitzungen, um die Nachbarn von der Plünderung zu befreien. Brissac bezahlte in Savoyen was der Schatz hätte bezahlen sollen. Das Königreich blieb, seit dem Aufruhr in Guyenne, von Unruhe frei, doch in tiefer innerer Bewegung. Die Parlemente registrirten gehorsam die Verordnungen zu Abgabenerhöhung und Amtsverkauf ein; die Notabeln gaben Steuerbewilligung; und nach der Niederlage bei St. Quentin rüstete der Adel und zahlten die Städte, mit herrlichem Gemeinsinne, so sehr sie sich sonst den Staatslasten zu entziehen suchten. Der Schatz war eine Goldgrube für den Hofadel und verschuldete sich über 60 Millionen Franken. Seine Verwendungen auf den Staatsdienst ge=

schahen unordentlich oder stockten ganz. Der Staatsdienst ging indessen fort und machte dem Volke nur noch mehr Kosten. Je weniger abhängig er von dem Schatze war, desto unabhängiger waren die Beamten in ihrer Geschäftsführung. Der Adel führte den Krieg auf eigene Kosten; die Provinzen hatten ihren Landsturm, die Städte ihre eigenen Kriegsschiffe; und diese Kriegsmacht stellte sich mehr neben als unter die königliche Gewalt. Mit der inneren Verwaltung ging es ebenso; die landschaftliche trat der Regierung zur Seite, und die Juristen machten sie als Provinzialrecht geltend. Am meisten schritt das Bildungswesen vor: die herrlichsten Strebungen der Einzelnen wurden ein Gemeingut, das die Sprache Jedem darbot und eben durch die Mittheilung desto sicherer bewahrte. Der Unterricht war Volksdrang zugleich und Mode. Der König selbst schickte seine Söhne in die Schulen, und die besten Schulen, die eifrigsten Lehrer waren erfüllt und erfüllten mit Liebe zum classischen Alterthum, und mit neuen Ideen. Das katholische Lehrsystem war von der Kirchenversammlung zu Trident noch nicht abgeschlossen, wenn sie sich auch aus der Verlegenheit wegen der richtigen Lesart in der heiligen Schrift leichter geholfen hatte als die Juristen mit den geringeren Schreibfehlern im „Corpus juris“ thun konnten. Die Lehre Chauvin's war in Frankreich nur erst Sache der Untersuchung und nicht einer politischen Partei; die Lehrer und die vorsichtigen Männer überhaupt konnten daher dort noch leicht eine Stellung nehmen, daß sie der Kirche keinen Anstoß gaben. Aber die Schüler konnten ungestraft und wollten in jugendlicher Eitelkeit mit ihrer Aufklärung prahlen, trieben mit den lateinischen Gebetbüchern Unfug und verspotteten

die Andachtsübungen als Betschwesterei, der Prinz Henri (als König der dritte) an ihrer Spitze. Die jungen Herren machten es mit der Sittenlehre ebenso, wenn sie aus der Schule an den wollüstigen Hof Henri II. kamen, und sie verunglückten größtentheils in Lüsten und Verbrechen. Die Jünglinge aber, welche, mit sittlichen und wissenschaftlichen Begriffen aus den Schulen, auf ihr stilles Gut, in ein ernstes Dienstgeschäft kamen, ordneten ihr eigenes Leben und ihre Berufsarbeit zu gutem Gedeihen und hörten mit Abscheu von der wilden Verschwendung, dem leichtsinnigen Wesen am Hofe. Das gleiche Gefühl machte eine stille Gemeinschaft unter ihnen und ging in wissenschaftlichen Köpfen zur Sehnsucht nach einer freien Verfassung über. Das Bild eines Freistaates schwebte nicht mehr blos in der armen Schweiz, sondern in den reichsten, ruhmvollsten Staaten des Alterthums vor Augen. Die Männer begriffen nun die alten Griechen und Römer, die sie als Jünglinge blos geliebt und bewundert hatten. In ihrer Nähe, zu Genf, war bereits aus der neuen Kirchenverfassung eine neue Staatsverfassung geworden, und die Verbreitung von Chauvin's Lehre in Frankreich schien den Freistaat vorzubereiten. Das Volk sang schon die Psalmen französisch; die Dichter ahmten den geachteten Marot nach und nannten sich nach ihm; die Gefühle und Gedanken kamen bei dem Volk in höheren Schwung; die französische Kunst und Wissenschaft waren schon mit der Kirche in Streit und wandten sich offenbar von dem Königthume, dem sie ihre Erstlinge: die Maler die Bildnisse von Königen und Großthaten, die Rechtsgelehrten das System des Staatsrechts, dargebracht, zum Bürgerthume. Der Thron drohte in Gefahr zu kommen,

und schützte er sich durch seine Gewaltmittel, so drohte die ganze französische Volksentwickelung verstört und gehemmt zu werden, wie sie um diese Zeit in Spanien verstört und gehemmt ward, welches die spanische Sprache bezeugt, die so geblieben wie sie damals war. Der Cardinal Charles von Guise glaubte, daß der französische Geist sich ebenso zügeln lasse als der spanische, und er war nicht der Mann, vor Gewaltmitteln zurückzubeben; auch erduldete Frankreich mehr Schrecknisse als Spanien. Warum erlag es nicht wie dieses? Spanien hatte fast ein Jahrhundert hindurch nur zwei Könige, Karl V. und Philipp II. *), und in ihnen gewaltige Herren; es war im Besitze des amerikanischen Geldes, wonach seine Nachbarn strebten; es hatte für seine unruhigen Köpfe und arbeitsscheuen Hände einen Ableiter in der neuen Welt und konnte sich hinter den Pyrenäen sorglos der Ruhe und dem Genuß überlassen; also ging in Spanien das Zwangsverfahren durch ein Jahrhundert, in gleicher Kraft und Richtung, fort, und die Spanier ließen es sich gleichsam wie die Gewähr ihres Rentenbezuges aus Amerika, und ihres Genußlebens gefallen; sie konnten über die Meere und die ungewissen Fußsteige der Pyrenäen auf keine auswärtige Hülfe zum Aufstande rechnen, und nicht eine Kriegsnoth hoffen, in welcher, um die Hände und Köpfe desto besser zu gebrauchen, Denkfreiheit

*) Philipp II. war nicht der finstere Wüthrich, wozu ihn die Geschichtsschreiber, und Don Carlos nicht der Tugendheld, wozu ihn der Dichter macht. Der König hatte wahrhafte Frömmigkeit und ward zum Bösen gemisbraucht, indem er glaubte, Gutes zu thun. Er hatte (bei blondem Haar) ein aufrichtiges Gesicht.

gegeben worden wäre; auch waren sie mit Fremden nicht untermischt. Frankreich seinerseits hatte, Karl V. und Philipp II. gegenüber, wankelmüthige schnellwechselnde Könige, auch weibliche Regierung, und mußte durch Gewerbsamkeit seinen Antheil an den amerikanischen Schätzen gewinnen; es hatte ferner für seine Bevölkerung keinen Abfluß, die freien Schweizer neben und unter sich, und gegen das kriegerische Deutschland eine offene Grenze. Daher schwankte das Regierungsverfahren wider die neuen Meinungen und verwickelte in den Widerspruch, daß man sich mit den Protestanten in der Schweiz und in Deutschland befreundete und sie in Frankreich verfolgte; aber man konnte sie auch nicht unterdrücken, ohne die Gewerbsamkeit zu gefährden, denn die Verfolgten hatten leichte Flucht, und die Hoffnung, mit auswärtiger Hülfe wiederzukehren; nicht minder mußte man, wenn man Schweizertruppen haben wollte, dieselben bei ihrem Glauben und Gottesdienste gewähren lassen; und bei der Kriegsnoth konnte man im Lager nicht auf die Meinung, sondern nur auf Muth und Treue sehen; die Freiheit des Kriegslagers ging aber auf das Hoflager über.

Der König Henri II. erneuerte das Bündniß mit der Türkei; sein Gesandter, von Aramont, gab sich vergeblich Mühe, die Türken von der Belagerung von Tripolis, damals im Besitze der Maltheser, abzuwenden, ward aber beschuldigt, sie dazu noch mehr angereizt zu haben. Der König schrieb an den Großmeister und erhielt von ihm, einem Arragonier, das ehrenvollste Zeugniß für den Gesandten, der bis dahin nicht weiter gebraucht worden war. Auf dieses Bündniß mit den Türken beschränkte sich die feindliche Vorkehrung wider Karl V., als der Zwiespalt am englischen Hofe zur

Truppensendung nach Schottland und zur Belagerung von Boulogne, welches England an Frankreich durch einen Friedensvertrag*) verkaufte, reizte. Hiernach begab sich der Herzog von Parma, um eine weitere Besetzung seiner Lande von den Kaiserlichen zu verhindern, unter französischen Schutz (27. Mai 1551), durch dessen Leistung Henri II. zugleich den Papst und den Kaiser zu Feinden bekam. Es wurden alle Zahlungen aus Frankreich nach Rom verboten; der Abt von Bellosane, Jaques Amyot (welcher den Plutarch ins Französische übersetzte) erklärte auf der Kirchenversammlung zu Trident, daß sie von französischer Seite nicht anerkannt werde; und es wurde mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen ein Bündniß (5. Octbr. 1551) geschlossen, vermöge dessen König Henri II. den protestantischen Fürsten, zur Vertheidigung der deutschen Freiheit, Hülfsgelder bezahlen, in die Niederlande rücken, auch Cambray, Metz, Toul und Verdun in Besitz nehmen und als Reichsvicar behalten sollte. Die Guise'n benutzten ihre Verbindungen in Lothringen und im Elsaß, der junge Herzog von Lothringen, die Städte Metz, Toul und Verdun kamen in französische Gewalt und blieben darin, aber Straßburg widerstand den bösen Künsten, und die Schweizer mahnten von weiterem Vordringen ab. Es zog der Kaiser, nach schnellem Frieden mit dem Kurfürsten Moritz, heran, achtete nicht der Pein der damals neuen Krankheit, nicht des grimmigen Winters, und nicht des Todes, der sein Lager vor Metz mit tausendfachen Leichen umgab und erfüllte. Nach der Blutarbeit von zwei Monaten

*) 24. März 1550. Von der Zahlung der Jahrgelder war die Rede nicht weiter, da sie Henri II. gleich zu Anfange der Verhandlung verweigerte.

war endlich eine Sturmlücke geschossen, und der Kaiser besichtigte dieselbe. Als ihm aber dabei, auf seine zürnende Frage: warum nicht gestürmt werde? der Herzog Alba versicherte, daß Dieses, wegen neuer Befestigung jenseits der Sturmlücke, unmöglich sei, willigte er in den Rückzug, indem er sich zugleich mit harten Worten über schlechte Bedienung beklagte und seinen Entschluß ankündigte, die Regierung niederzulegen. Metz war nicht sowol gut vertheidigt als vielmehr schlecht angegriffen. Sein glücklicher Vertheidiger, Herzog François von Guise, griff Thionville eben so fehlerhaft an, hatte aber auch hier sein gewöhnliches Glück. Auf der niederländischen Grenze ward gegenseitige Verwüstung geübt und gemetzelt; in Italien hatten die Franzosen ihr altes Unglück, dem nur der Marschall Cossé Brissac, Gouverneur von Piemont, mit Feldherrnkunst widerstand, fast ohne andere Hülfsmittel, als die er sich selbst schuf, und eher bei Behinderung als vermittelst Unterstützung vom Hofe. Die Unterhandlungskunst von Antoine von Noailles hatte zwar die Vermählung der Königin Maria von England mit Philipp von Spanien nicht verhindern können, aber sie bewirkte die Vermittelung der Königin zu einem Waffenstillstande *), auf den Fuß des bestehenden Besitzstandes. Die Cardinäle Charles von Guise und Turnon misbilligten den Waffenstillstand, und der Connetable seinerseits die Erneuerung des Bündnisses, welches sie vor demselben mit dem Papste, zur Eroberung von Neapel, geschlossen hatten, und welches nun einen neuen Bruch mit dem Könige Philipp II. von Spanien, und einen Krieg mit seiner Gemahlin,

*) In der Abtei Vaucelles bei Cambray, d. 5. Febr. 1555.

Maria von England, zur Folge hatte. Das Reich Karl V. war wieder in das deutsche und das spanische zerfallen; die Ansprüche beider durchkreuzten sich in Italien; die Niederlande waren spanisch, der Elsaß östreichisch: — Das schadete der Grenzvertheidigung gegen Frankreich und erschwerte auch die Truppensendungen aus den Niederlanden nach Italien. Der Familiensinn des Hauses Oestreich blieb sich zwar in Deutschland und in Spanien treu, machte das Hausinteresse zum Staatsinteresse, und Gemeinschaft gegen Frankreich; aber die Pläne wichen aus einander, und in ihrer Ausführung fehlte die Einheit. Wäre Frankreich in Gefahr gewesen, von dem Reiche Karl V. überfluthet zu werden: so war diese Gefahr, nach der Trennung dieses Reichs, nun völlig verschwunden, und es erhob sich aus der Niederlage bei St. Quentin (10. Aug. 1557) kräftiger als zuvor. Dort hatten die Franzosen nicht blos ihr damals gewöhnliches Misgeschick in Feldschlachten, sondern es ward Montmorency selbst gefangen, das Heer vernichtet oder zerstreut; der Weg nach Paris stand den Verbündeten offen; die Deutschen drangen in die Bourgogne, die Spanier von den Pyrenäen herab, und François von Guise mußte tief aus Italien zu Hülfe gerufen werden, da zum Truppenwerben das Geld fehlte. Doch selbst der Verlust der Hauptstadt würde damals nicht entscheidend gewesen sein: sie war die größte und die mächtigste Stadt, aber sie war noch nicht die Beherrscherin aller Staatsverhältnisse, eine jede Provinz noch zu selbständig und in sich selbst stark, und Frankreich noch ungewiß, ob seine völkerschaftliche Ordnung werde von der Hauptstadt beherrscht, oder von mehreren Punkten aus gleich-

mäßig entwickelt werden. Die Verbündeten zogen auch nicht gegen die Hauptstadt, wodurch sie die Gefahr vermieden, nach ihrer Plünderung als ordnungslose Haufen von dem Heere des Herzogs von Guise und von dem Landsturm in die Mitte genommen zu werden. Guise ließ nicht lange auf sich warten und gab als Generallieutenant des Reichs der Vertheidigung Nachdruck; der Adel eilte herbei; der Schatz, reich durch Geldsendungen der Städte, kaufte deutsche Truppen, selbst aus den feindlichen Reihen; die Schweizer bewährten sich als Freunde in der Noth und besetzten die bedrohten Städte in ihrer Nachbarschaft; und Calais, das letzte Besitzthum der Engländer in Frankreich, ward genommen. Die Könige Henri II. und Philipp II. erschienen bei ihren Heeren, aber statt zur Schlacht kam es zum Frieden. Henri II. wollte sich und den Staat nicht gänzlich von den Guise'n beherrschen lassen und wünschte, zum Gegengewicht ihres Einflusses, den Connetable zurück; Philipp II. wünschte, sich Frankreich zu nähern, da seine Verbindung mit England, durch den Tod der Königin Maria und durch seinen Haß gegen die Ketzerei der (wie sie sich gern nennen hörte) Jungfrau Königin Elisabeth, aufgelöst ward. Die Letztere wünschte auch, einen Krieg zu endigen, welcher die Volksstimmung wider sich hatte; und sie übertraf von Anfang an die Männer in dem Takte, nach dem Sinn und dem Geiste des Volkes, das nach den amerikanischen Schätzen lüstern war, zu verfahren. Spanien und England unterhandelten, jedes für sich, den Frieden mit Frankreich, welches durch ihre Trennung in Vortheil kam und wahrscheinlich mit Spanien insgeheim noch eher als mit England ab-

schloß *): — ungünstig genug und, wie es scheint, wegen der Zwietracht an seinem Hofe, und der Sehnsucht des Connetable nach seiner Freiheit, welcher sowie Charles von Guise die Hauptbevollmächtigten von französischer Seite waren. — Die Eroberungen in Italien und den Niederlanden wurden, bis auf Turin und ein paar Städtchen, zurückgegeben, und die Vermählung Philipp II. mit Elisabeth, Henri II. Tochter, und seiner Schwester Marguerite mit dem Herzoge von Savoyen beschlossen. Die Rückgabe der Lande des Letzteren war dem Könige zur Gewissenssache gemacht; Aehnliches geschah nun häufig unter spanischem Einfluß. Elisabeth von England wollte Calais nicht abtreten, und der französische Hof es nicht herausgeben: man traf daher in dem Frieden den Mittelweg, daß Calais acht Jahre im französischen Gewahrsam bleiben, und an England fremde Kaufleute zu Bürgen, für die Bezahlung von 500,000 Rthlr. Goldes, gestellt, alle übrigen Mishelligkeiten aber, auch die mit Schottland, gütlich beigelegt werden sollten. Die Freude über den Frieden vermischte sich in Frankreich mit Trauer; die Feier der Vermählungen zu Paris mit Todtenfeier. Der König Henri II. ward bei dem Turniere von der zersplitterten Lanze des Grafen von Montgomery ins Auge getroffen († 10. Juli 1559) und in die Gruft seiner Väter hinabgesenkt; seine Söhne waren die Letzten seines Stammes, und im schwarzen Dampfgewölke von Flammen und von Blut stürzte sein Haus zusammen. Es scheint ein geheimes Gift in den Adern der unglücklichen Kinder geflossen

*) Chateau-Cambresis, 2. April 1559. mit England, und 3. April mit Spanien.

mord nannten die Protestanten die Hinrichtung von du Bourg, und die gemäßigten Katholiken misbilligten sie, weil nicht von dem Parlemente wider ihn verfahren und gesprochen, und dessen Recht sowie die Form verletzt waren. Die Feinde der Guise'n sahen und benutzten den Eindruck; die Königin Mutter selbst klagte über die Guise'n gegen den Admiral Coligny, und zwischen Montmorency und den Bourbon's hatten Mittheilungen Statt. Es ging ein Gemurmel durch Frankreich: der König sei nicht frei, sondern werde von Fremdlingen, von den Guise'n *) gefangen gehalten. Die Misvergnügten besprachen sich in den Provinzen und am Hofe und beschlossen zu Nantes in geheimer Zusammenkunft, ohne erweisliche Mitwirkung irgend eines der genannten Großen, den König aufzuheben (am 15. März 1560) und den Prinzen Condé zum Generallieutenant des Reichs zu erklären. Unverrathen und ungestört ordneten sich die Scharen in den Landen zum Zuge nach Blois, wo der Hof noch zeitig genug gewarnt wurde, um nach St. Amboise **) zu fliehen, aber nicht, um ohne Kampf den Aufstand zu unterdrücken. Nachdem das Letztere von François von Guise geschehen, wüthete das Blutbeil, und selbst der Prinz Condé gerieth am Hofe in Haft und Gefahr. Indessen mußte der Hof nun ihn und die Misvergnügten schonen, da er seine Schwäche und ihre Stärke fühlte. Viele hatten nur für den Hof gefochten,

*) Man sang unter Anderem:

„François premier prédit ce point,
Que ceux de la maison de Guise
Mettraient ses enfans en pourpoint
Et son pauvre peuple en chemise.

**) Der Aufstand wird die Verschwörung von St. Amboise genannt.

um ihre Mitschuld zu verbergen, und nahmen sich der unglücklichen Genossen an; die Edelleute vereinigten sich in Masse um Montmorency und Coligny; die protestantischen Gemeinden und Städte, die sich in stille Verbindung gesetzt und sich, auf einer Rücksprache zu Paris i. J. 1559, über ihr Kirchensystem vereinigt hatten, bewaffneten sich zur Vertheidigung und hatten in Navarra und Orange Rückhalte; die Königin Elisabeth gab ihnen Hoffnung und selbst Hülfe. Dieselbe hatte, auf die französische Forderung, ihre Truppen aus Schottland zu ziehen, erklärt, daß die französischen Truppen nicht mehr Recht hätten, dort zu sein, als die englischen; und es ward ein Vertrag (6. Juli 1560) geschlossen, wonach die beiderseitigen Truppen von dort abzogen, und wonach das französische Königspaar den Königstitel von England ablegen sollte, welches nicht geschah und ein erster Anlaß zum unglücklichen Loose der Königin Maria ward. Es verstand sich der Hof zur Versammlung der Notablen (21. Aug. 1560), wo der Admiral Coligny eine Vorstellung der Protestanten übergab, welche die Bischöfe Montluc *) und Marillac unterstützten; und wo die Zusammenberufung der Stände beschlossen ward, weil der Hof die Parteien der Bourbon's, Coligny's und Montmorency's, welche sich mit seinen Artigkeiten nicht begnügen wollten, nicht befriedigte und ihren Forderungen, zum Misfallen von ganz Frankreich, auswich. Verbesserungen in Kirche und Staat, aller Wünsche Erfüllung ward von dem Reichstage erwartet. Die Guise'n und die Königin Mutter

*) Montluc richtete seine Meinung nach den Umständen und billigte selbst die Bartholomäusnacht.

richten zu Rom, gelernt, und die französischen Gerichte lernten ihn verstehen, da der neue Meinungsstreit noch mehr als der alte Kampf mit der Kirchengewalt sie im Geschäftstakt und in der Aufmerksamkeit auf Winke und Andeutungen übte; sie lernten, den Schein zu geben und mit der Sache durchzukommen, nach dem Willen der Machthaber zu strafen und doch ungestraft zu lassen. Die Worte und die Sachen gingen auseinander, und es geschah seitdem, daß Verordnungen in der Ausführung Das beförderten, was sie verhindern sollten.

Die Königin Mutter benahm sich bei der Thronbesteigung des kaum elfjährigen Königs Charles IX. mit Vorsicht und stellte sich als Vermittlerin zwischen die Parteien. Die Stände erkannten sie als Regentin an, und der König von Navarra ward Generallieutenant des Reichs. Der Connetable hatte nicht auf sich warten lassen und, kraft seines Amtes, die neue Leibwache, mit welcher die Guise'n den König François II. umgeben hatten, fortgejagt, verband sich aber, nach dem erwähnten Antrage des Königs von Navarra zur Erstattung der unrechtmäßig empfangenen Staatsgelder, mit dem Herzoge François von Guise und dem Marschall André (das Triumvirat). Dagegen näherte sich die Königin Mutter den Bourbon's und Coligny's und ließ, in ihrer und ihres Hofes Gegenwart, das Religionsgespräch zwischen Katholiken und Protestanten, Charles von Guise und Theodore von Beze*) führen (Poissy im Septbr. 1561).

*) Theodore de Beze, aus Bezelay in Bourgogne, war aus einem wollustathmenden und singenden Jüngling ein streng enthaltsamer Mann und Sittenprediger geworden. Er besaß die Freundschaft Chauvin's, und das Vertrauen der französischen Protestanten,

Das Gespräch hatte natürlich keinen Erfolg zur Herstellung der Kircheneinheit, und der Uebertritt des Königs von Navarra zur alten Kirche fand keine Nachahmung. Viele Bischöfe hatten dem Gespräche nicht beiwohnen wollen. Es war in der That dessen Zulassung ein öffentliches Anerkenntniß, daß die katholische Kirchenlehre Zweifel gegen sich habe, daß sie dawider vertheidigt werden müsse, und daß die Zweifel nicht bestraft, sondern gehört und geprüft werden sollen. Diesem Anerkenntnisse folgte auch, nach so vielen Verordnungen wider die Protestanten, das Zugeständniß der Gewissensfreiheit bis zur Entscheidung der Kirchenversammlung zu Trident über die bestrittenen Lehren. Die Protestanten durften sich versammeln und predigen lassen; und nun zeigte und mehrte sich nicht blos ihre Zahl, sondern selbst Bischöfe traten zu ihnen über, Priesterehen, Neuerungen des Gottesdienstes, Umwandelung von Stiftern und Klöstern gaben zugleich Freude und Aergerniß und führten von beiden Seiten zu Gewaltthätigkeiten. Beide Parteien hatten die Waffen in der Hand und auswärtige Verbindungen: die Guise'n mit Spanien, der Prinz Condé mit England und den deutschen Protestanten. Die Verwickelung eines dieser Häupter in ein sonst nicht ungewöhnliches Ereigniß gab die Losung zum Bürgerkriege. François von Guise wollte zu Vassy die Messe hören, und ein Haufen Protestanten dort seine Andacht mit Gesang haben; das, üblicherweise zahlreiche, Reitergefolge des Herzogs versuchte

---

die Keinen glücklicher zu ihrem Wortführer wählen konnten als den schönen, einnehmenden Beze, der die Menge durch seine Beredsamkeit hinriß und sich bei den Staatsmännern, durch einfaches, aber durchdachtes Benehmen, in Achtung setzte.

die Leute fortzujagen, und die Leute ließen sich nicht wie sonst fortjagen. Es kam zum Handgemenge; der Herzog ward verwundet, und die Seinigen mordeten zur Rache unter den Protestanten. Auf die Nachricht von diesem Gemetzel verbreiteten sich blutige Fehden durch die französischen Lande. Die Protestanten tagten zu Orleans eidgenossenschaftlich (11. April 1562) und hatten mächtige Familien an ihrer Spitze, als: den berühmten Vertheidiger von St. Quentin, Coligny, und seinen Bruder Dandelot, die Rohan, Rochefoucault, Genlis, Montgomery, Grammont, Soubise, Menin, Pienne, u. A. Condé ließ eine Bekanntmachung ergehen, daß der Bund, welcher bis zur Volljährigkeit des Königs dauern solle, den König und seine Mutter aus der Gewalt des Triumvirats, und Frankreich von der Fremdherrschaft befreien wolle. Die Gegner erklärten Das für verrätherische Bündnerei. Das Triumvirat führte den König und die Regentin mit Gewalt nach Paris, gewann auch das Parlement, und die Regentin bezeigte sich in Allem ihm geneigt; aber sie hatte zuvor ihre und ihres Sohnes Gefangenschaft an Condé gemeldet, und Condé dieses Schreiben als Beweis des verübten Hochverraths bekanntgemacht. Von beiden Seiten wurden die Gemüther durch Schriften und Predigten erhitzt, der Haß wider die alte oder die neue Kirche, wider den Hof oder wider den Bund entflammt, und Frankreich in sich, bis in die Dörfer herab, nach den Losungswörtern: Lothringer und Hugenotten, getheilt. Es ist aber, in der wilden Gährung *), die gegenseitige Stel-

*) Das Parlement zu Paris erklärte die Ketzer für vogelfrei, und viele Andere sprachen das Schreckenswort: „Courez sus aux héré-

lung der Parteien nicht örtlich nachzuweisen, sondern es war an demselben Orte bald die eine, bald die andere Partei vorherrschend. Paris hielt es mit dem Hofe, die übrigen großen Handelsstädte neigten sich auf die andere Seite. Bei dem Ausbruche der Feindseligkeiten waren namentlich im Besitze der Hugenotten: Orleans, Rouen, Dieppe und Havre de Grace; Tours, Angers, Angouleme, Bourges und Lyon; Nimes, Grenoble und Aiguemortes. Beide Parteien stellten nur eine geringe Macht ins offene Feld, weil sie sich, in ihrer Untermischung, Beobachtung und Abwehr, nirgend gegen einander schwächen wollten. Beide hatten fremde Hülfstruppen, um geübte Feldsoldaten zu haben, und beide räumten den Ausländern Festungen ein: das Triumvirat dem Herzoge von Savoyen Turin, und Condé der Königin Elisabeth von England Havre de Grace (Vertrag vom 20. Septbr. 1562). Der Letztere traf mit etwa 14,000 Mann, bei Dreux, auf das nicht viel zahlreichere Heer des Triumvirats, und in der Schlacht (19. Decbr. 1562), in welcher von beiden Seiten die Heerführer, Condé und Montmorency, in feindliche Gefangenschaft geriethen, siegte der Herzog von Guise, fiel aber bald darauf durch Meuchelmord *). Sein Sohn

tiques" nach. Väter brachten ihre Söhne auf das Blutgerüst; der Graf Sommerive stritt wider seinen Vater; in wenigen Monaten kamen 5000 Protestanten in Toulouse um.

*) Der Mörder des Herzogs François von Guise nannte Coligny und Theodore de Beze als die Anstifter seines Verbrechens in dem ersten Verhöre, widerrief aber seine Aussage vor dem Präsidenten de Thou. Coligny schrieb an die Königin, daß er den Tod von Guise für die größte Wohlthat, zur Beruhigung des Königreichs, halte, aber daß er weder diesen noch irgend einen andern Meuchelmord veranlaßt, sondern von dergleichen immer abgerathen habe, wie sich die Königin erinnern werde. Er ver-

war zu jung, um am Hofe und im Lager zu gebieten; und die Königin Mutter benutzte die Befreiung von dem Triumvirat und die Volljährigkeit Charles IX., um die Gewalt wieder ansichzuziehen; sowie sie auch in dieser Absicht mit den Protestanten Frieden schloß. Derselbe ward mittelst eines königlichen Edicts (19. März 1563) beurkundet, alle Verordnungen wider die Protestanten wurden widerrufen, ihnen freier Gottesdienst gewährt, und was unter Condé geschehen, war von guten Bürgern im Eifer für den König geschehen. So rauh man gegen einander im Felde gewesen war, so artig bezeigte man sich gegen einander am Hofe. Der feierliche Trauerzug der Familie Guise zum Könige, um Gerechtigkeit, wegen des Meuchelmordes an dem Herzoge François, zu fordern, und die vor dem Parlement eröffnete Untersuchung schien zwar über den Admiral Coligny Verachtung und Abscheu bringen zu sollen; aber beide Familien mußten sich vor dem versammelten Hofe versöhnen: Coligny beschwur seine Schuldlosigkeit; und Henri Guise, der Sohn des Ermordeten, umarmte ihn, wenn auch zurückschaudernd. Die Katholiken verloren am Hofe und noch mehr im Lande, mit jedem Tage, Gebiet. Zwischen den Guise'n und Montmorency's brach offene Feindschaft aus. Auf die Kirchenversammlung zu Trident wurden zwei Parlementspräsidenten geschickt (1563), von denen der eine, Arnaud du Ferrier, Protestant ward. Diese forderten, daß die Kirchenversammlung sich vor Allem mit der Abstellung der Misbräuche in der Kirche beschäftige, und daß sie sich vor der Beeinträchtigung

---

langte die genaueste Untersuchung und erbot sich, unter sicherem Geleite zur Vernehmlassung mit dem Meuchelmörder zu kommen.

der königlichen Gewalt und der Freiheiten der gallikanischen Kirche hüte. Gleichzeitig nöthigte eine königliche Gesandtschaft den päpstlichen Hof, die Bulle wider die Königin Jeanne von Navarra, durch welche sie nach Rom, zur Rechtfertigung über Ketzerei, entboten und, im Falle des Nichterscheinens, ihrer Krone verlustig erklärt war, zurückzunehmen. Im Innern, wo man wenige oder gar keine königliche Besatzungen hatte, richteten sich die Protestanten als vollberechtigte Bürgergemeinden ein; sie enthoben sich aller Leistungen an die alte Kirche; machten aus den Stiftsgütern Gemeinde- oder auch Familiengut; brachten die städtische Verwaltung an ihre Angehörigen und ordneten und handhabten die bürgerliche Zucht und Ordnung nach den Grundsätzen ihrer Sittenlehre. Ihre Vornehmen, die Königin Jeanne von Navarra an der Spitze, ließen sich zwar die freie Lebensart nicht nehmen, aber bei dem Volke ward der Ehebruch mit dem Tode bestraft, kein Schauspiel geduldet, und man schien in den Zwang eines finstern Arbeitshauses, der Schwärmerei eines aufsichtslosen Wirthshauses gegenüber, zu gerathen. Doch der Zwang schreckte nicht ab, er reizte ernste Gemüther zum Uebertritt; und die Eintracht unter den Protestanten, ihr Bekehrungseifer, das Aufblühen ihres Wohlstandes, die Lüsternheit nach dem geistlichen Gute *) ver-

*) Die katholischen Kirchenschätze waren im Kriege gute Beute, und man entschädigte sich in den Zeiten des Kampfes durch Ungebundenheit für den Zwang im Frieden, so sehr auch selbst im Felde die Prediger auf Sittenzucht halten wollten. Die damaligen Soldatengebete, wahrscheinlich von Beze, sind Muster. Man höre das Abendgebet an der Wache: „Herr Gott, der Du die Nacht zum Schlafe des Menschen, und den Tag zu seiner Arbeit gemacht hast, uns jedoch, in Deinem Wohlgefallen, ausersiehst, daß wir

größerten ihr Gebiet und ihre Macht. Sie hatten mit den Waffen ihre Anerkennung als Staatskörperschaft erzwungen und die Gewalt noch weniger als zuvor zu befürchten. Ihre Häupter theilten den Einfluß am Hofe mit der Gegenpartei, welche unter sich nicht einig war; und der Hof hatte, bei allem äußeren Glanze, so wenig Geld, daß zuweilen die Kleider der Königin versetzt wurden. Der spanische Hof sah ohne Zweifel, was offen vor Augen lag, daß die französische Kirche in völliger Umwandlung begriffen sei, und kam sie damit zu Stande, so ließ in den Niederlanden sich mit allen Gewaltmitteln die alte nicht erhalten. Er hatte hier geschärfte Ketzerverfolgung beschlossen, und es stand hier ein großes Trauerspiel bevor, als die Königin Mutter von Frankreich mit dem Hofe sich nach Bayonne, zur Zusammenkunft mit der Königin von Spanien, ihrer Tochter, begab.

Das heimliche Wesen zu Bayonne, die langen Unterredungen in der Stille mit dem Herzoge von Alba erfüllten

---

diese Nacht wachen, um die Ruhe der Uebrigen zu sichern, wir beten und flehen zu Dir im Namen unsers Herrn Jesu Christi, Deines Sohnes, Du wollest nicht zulassen, daß einer von uns Wachthabenden durch Unachtsamkeit, Unmäßigkeit, oder andere Fehler in Schlaf verfalle und dadurch Denen schade, die sich auf unsere Treue und Wachsamkeit verlassen; sondern verleihe uns die Gnade, daß wir getreulich unsere Schuldigkeit thun, unter der Obhut und Leitung der Hauptleute und Führer, die Du über uns gesetzt hast. Vor Allem, o Herr, halte Deine Hand über uns, daß der Schlaf der Sünde unsere Seele nicht befalle, und daß wir in dem Schatten und der Hülle nächtlicher Finsterniß keine Feigheit begehen, sondern vielmehr bedenken, wie Dein Licht die dichtesten Finsternisse dieser Welt und die Tiefen des Herzens durchdringt, und daß wir die Furcht Deines Namens immer vor Augen haben".

die Protestanten mit Argwohn *); und es scheint in der That dort verabredet worden zu sein, daß die beiden Höfe gemeinschaftliche Sache zur Zerstörung der neuen Kirche machen wollten, daß französischerseits das Edict vom J. 1563 aufgehoben, und ein allgemeines Gemetzel unter den Protestanten angerichtet werden sollte **). Das Betragen des Hofes ward räthselhaft: er schmeichelte den Häuptern der Protestanten, indeß er den Katholiken den Besitz der Kirchen und der Stadtämter wiederverschaffte; es wurden französische Truppen zur Kostenersparung entlassen, und doch wieder Schweizertruppen geworben; auch schien der Hof den Aufstand der Niederländer unterstützen zu wollen, während er doch die Spanier durch Bourgogne wider sie ziehen ließ. Die Protestanten suchten das Räthsel mit dem Schwerte zu lösen, und Frankreich ward, im dreijährigen Bürgerkriege, wieder verwüstet und noch mehr zerrüttet. Als Louis Condé bei Jarnac (1569) Schlacht und Leben verlor, waren die Heerführer und, dem Namen nach, Häupter der Parteien kaum Jünglinge: Henri, der Bruder des Königs, und der Herzog Henri von Guise auf königlicher Seite, und Henri von Bourbon (Henri IV., wie er künftig genannt werden soll) auf protestantischer Seite; sie waren sehr ungleicher Natur und standen unter ebenso ungleicher Leitung. Die Seele des Hofes war die Königin Mutter, und ihr Sohn Henri desto folgsamer, je mehr er fürchtete, daß sein Bruder, König Charles IX., von der „Thierhetze auf die Menschenhetze verfallen“ und ihm die Gewalt nehmen

*) Man bezog auf die Häupter der Protestanten die Aeußerung des Herzogs Alba: „Ein Lachskopf ist besser als 10,000 Frösche!“

**) Flassan, Histoire de la diplomatie fr. 2, 76.

würde. Charles IX. war nicht ohne Bildung und der Freund des Dichters Ronsard, aber, seit den Blutgerüsten zu St. Amboise an blutige Schauspiele gewöhnt, spielte er mit den Leben; seine Mutter hatte alle Gewalt über ihn, machte ihren Haß zu seinem Zorn und gebot zugleich durch den Zauber ihrer Huld und den Schrecken seines grimmigen Blicks. Die Regierung hüllte sich ins Geheimniß, forderte von Jedem den treuesten Rath und Dienst, verbarg aber ihre eigenen Absichten, Pläne und Entschlüsse. Die Jesuiten (1562) fingen an, Einfluß zu gewinnen. — Ganz anders war es auf protestantischer Seite: Henri IV. und selbst der Admiral Coligny standen unter dem allgemeinen Rathe der Protestanten, der nun seinen Sitz in der reichen und festen Handelsstadt Rochelle hatte; die eidgenossenschaftliche Verbindung der protestantischen Gemeinden unterhielt; nach Rücksprache mit ihnen, und nach ihrem Willen verfuhr, verordnete und verwaltete. Der Grundsatz des Gemeinheitlichen stand so fest, daß Henri IV. selbst später (1579) und in seinem eigenen Lande die harten Verordnungen gegen seine katholischen Unterthanen nicht mildern konnte *). Henri IV. war erst sechzehn Jahre alt, als er das Haupt der Protestanten genannt ward, aber schon ein stattlicher

*) Seiner Gemahlin Marguerite war zu Pau eine Capelle gestattet, in welche den katholischen Einwohnern der Zutritt verboten war; als sich daher Einige, trotz dem Verbote, einst eingeschlichen hatten, wurden sie, in Gegenwart der Königin, hinausgeprügelt und verhaftet. Marguerite flehte zwar bei Henri IV. um ihre Befreiung, statt seiner antwortete aber ein Beamter, daß es bei der Verhaftung bleibe, bis die wohlverdiente schwere Geldbuße bezahlt sei. Der König selbst erwiederte, daß er zuvor sein Parlement darüber hören müsse.

ausgewachsener Jüngling, und lacedämonisch erzogen, sodaß er barfuß mit den bearner Bauerknaben sich in Berg und Thal umhergetummelt; die Soldaten liebten sein sonneverbranntes Aussehen *), seine Kraft und Ritterlichkeit; die Frauen sein feines Wesen und den Feuerblick; die Männer seine Anspruchslosigkeit und Geistesbildung; Jedermann seine Herzensgüte und Fröhlichkeit. Er war in strenger sittlicher und wissenschaftlicher Zucht gehalten worden, aber seine naturkräftige Lebendigkeit brach durch die Schranken, und er schwärmte dahin, schwelgte, borgte, schwur als leichtsinniger Wüstling. Das Unglück und seine bessere Natur erhob ihn wieder. Den Protestanten leistete er noch nicht selbst, sondern nur sein Name große Dienste. Unter diesem Namen verschleierte sich ihr werdender Freistaat, verfochten sie, von Coligny geleitet, ihre Sache als die Sache des ersten Prinzen vom Geblüt, und des Thrones selbst, und schlossen sie Bündnisse mit fremden Fürsten. Sie hielten, soweit sie reichen konnten, alle Staatseinkünfte zurück und verwandten sie zu ihren Zwecken; aber auch in den übrigen Landen wurden die Staatseinkünfte zur örtlichen Vertheidigung zurückgehalten, und der Adel und die Städte beider Parteien benutzten die Hülfsmittel der Lande auf eigene Rechnung. Der Hof kam in immer größere Geldverlegenheit, fing an, in Italien Anleihen zu machen, und mußte sich zum Frieden mit den Protestanten verstehen (8. Aug. 1570). Die Bedingungen desselben waren noch günstiger als die früheren und gaben ihnen das Besatzungs-

*) Er liebte die Bärenjagd in den Pyrenäen, so gefährlich sie war. Ein Bär soll sieben Jäger mit sich in den Abgrund gerissen haben.

recht in den Städten Rochelle, Montauban, Cognac und Charité an der Loire, also Hafen und Flußverbindung. Die Protestanten fanden hiernach am Hofe das freundlichste Zuvorkommen: sie empfingen ungesucht Gnaden und Gaben, und Henri IV. erhielt die Hand der Schwester des Königs, Marguerite. Seine Mutter hatte die Vermählung gewünscht, aber sterbend gerathen, nicht an dem Hofe zu bleiben, der noch schlechter sei als sie sich vorgestellt hätte. Die vornehmen Protestanten waren zu seiner Vermählung gekommen, aber mancher, von heimlichem Schauer ergriffen, zurückgeeilt. Die Gnaden, die Vermählungsfeier verbargen den Plan *) zu einem allgemeinen Meuchelmord an den Protestanten. Herzog Henri von Guise vollzog ihn zu Paris in der Bartholomäusnacht **), nachdem sein Bandit schon früher Coligny verwundet hatte; aber der Vicomte Orthe zu Bayonne schrieb ***), daß die Bürger dort gute Leute und keine Henker wären, und gleichfalls verweigerten sich dem Meuchelmorde Graf Tende in Provence, Graf Charni in

*) Es ist ungewiß, von wem der Plan, der nach den bewährtesten Stimmen, sowie auch nach de Thou, lange vorbereitet war, gefaßt, und wann und wo derselbe berathen ward; aber gewiß, daß die Italiener Gondi und Birague Theil daran hatten. Der Ausführungsbeschluß lautete: „Eh bien! oui, je consens au massacre des hugenots; mais qu'il n'en reste pas un seul pour me le reprocher“.

**) 24—25. Aug. 1572. Kurz zuvor war ein Freundschaftsvertrag mit der Königin von England geschlossen. 29. April 1572.

***) „J'ai communiqué le commandement de V. M. à ses fidèles habitans et gens de guerre de la garnison. Je n'y ai trouvé que bons citoyens et braves soldats, mais pas un bourreau. C'est pourquoi eux et moi supplions très-humblement V. M. de vouloir bien employer nos bras et nos vies en choses faisables“. Orthe und Tende starben bald darauf, man glaubt an Gift.

Bourgogne, St. Heran in Auvergne, Gordes in dem Dauphiné, la Guiche zu Maçon. Auch Bischöfe wehrten dem Meuchelmorde; und François Montmorency mit seinen Brüdern sparte weder Geld noch Mühe, um den Flüchtlingen Unterhalt und Zufluchtsörter zu verschaffen. Doch wurden mindestens 30,000 Menschen gewürgt.

Das entsetzliche Verbrechen war zugleich ein ungeheurer Staatsfehler; es war der Abscheu der rechtlichen Leute in und außer Frankreich. Der Rath der Protestanten bedurfte keines Namens aus dem königlichen Hause mehr, um seinen Abgeordneten bei fremden Höfen Gehör zu verschaffen. England gab Hülfe, die Verzweiflung Riesenstärke; vier königliche Heere verloren in schweren Belagerungen die Kraft zu neuen, und den Protestanten wurden von Neuem die alten Bedingungen zugesichert (11. Juli 1573). Sofort benutzten sie den freien Verkehr, um ihrer Verbindung eine verfassungsmäßige Gestalt zu geben, sich in gemeinschaftlichen Vertheidigungsstand zu setzen, dessen Stützpunkte die freien und festen Städte Rochelle, Montauban und Nimes waren. Daneben hatten sie Einverständnisse mit der misvergnügten Partei am Hofe und hielten öffentlich ihre Urversammlungen und Bundestage.

Indessen eilte König Henri III. von dem ebenbestiegenen polnischen Thron auf den erledigten französischen Thron *), den er durch ein neues Laster, griechische Liebe,

*) Charles IX. starb 30. Mai 1574. Der neue König Henri III. ging aus Polen nicht wieder durch Deutschland, den nächsten Weg. Der Kurfürst von der Pfalz hatte ihm auf der Hinreise die Bartholomäusnacht zu bitter ins Gedächtniß gerufen. Er ließ ihn von Herren empfangen, die sich in jener Nacht gerettet hat-

befleckte und erblos machte. Er fand den Hof in voller Uebung mit Dolchen und mit Giften, in offenem Kampfe mit den Protestanten, und in innerem Streite. Die Guise'n hielten unverändert an ihrer alten Parteifarbe und verfochten, unter spanischer Begünstigung, die Sache der Katholiken, welche sich nun durch die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Trident über den Lehrbegriff von den Protestanten abgeschieden, ein Lehrsystem dem andern entgegengesetzt hatten. Es war aber eben um dieser völligen Trennung und um der Greuel des Bürgerkrieges willen eine Partei stark geworden, welche das kirchliche Interesse auf sich beruhen lassen, sich nur an das Staatsinteresse halten und, mit Aufgebung der kirchlichen, eine bürgerliche Aussöhnung vermitteln wollte. Diese Partei, die sogenannten Politiker, unterhandelte mit den Protestanten und hatte den Bruder des Königs, den Herzog François (von Anjou), für sich. Unter diesen Umständen sah Frankreich hoffnungsvoll auf König Henri III., wandte sich aber schnell verzweiflungsvoll ab, als es den König zu Lyon in der Brüderschaft der Büßenden öffentlichen Umzug halten, seine Lieblinge, so schön und kühn sie waren, von Schande gebrandmarkt, ihren Händen Geld und Gewalt der Krone überlassen, und den König mit seinem Bruder François in gegenseitiger Furcht, daß der Eine dem Andern nach dem

ten, wies ihm bei der Bewillkommnung das Gemälde von Coligny und sprach zürnend von Meuchelmord. An der Tafel umgaben ihn finstere Gesichter, Geflüster, Heimlichkeiten; und seine Lieblinge, die Herzöge von Nevers und Mayne, wurden italienische Schurken, lothringische Henker genannt. In der Nacht vollends schreckte ihn fürchterliches Getümmel auf, das dann als Feuerlärm entschuldigt ward.

Leben trachte, geängstigt sah. Die Protestanten verkündigten den Untergang der Valois und eine Bundesverfassung für Frankreich, und ihr erwählter Regierungsrath schritt in dieser Richtung kühner und dreister vor; die Politiker verbanden sich mit ihnen (Nimes, 10. Febr. 1575), und der Prinz Casimir von der Pfalz führte beiden, auf den wohlbekannten offenen Straßen, Hülfstruppen zu. Das königliche Heer war schwach und ohne seinen betrauten Führer, den verwundeten Herzog Henri von Guise; der Cardinal Charles, nach seiner Theilnahme an der Bußprocession zu Lyon, gestorben; und bei den Katholiken kein Plan, keine Einheit. Die Königin Mutter ging von dem bangen Hofe, um Frieden für Millionen, für Statthalterschaften, Festen und Herzogthümer zu kaufen (6. Mai 1576). Das Glück des Bundes reizte zum Gegenbunde. Die Partei der Guise'n war über den Frieden höchst misvergnügt; der Adel, welcher mit François, nun Herzog von Anjou, sehr unzufrieden wegen Dessen Untauglichkeit zurückkehrte, schloß ihr sich an; zu ihr kam heimlich und berieth sich noch heimlicher der Halbbruder des Königs Philipp II., Don Juan d'Austria; und ihr bot der Papst seinen Schutz. Sonach ergingen Umläufe an dem Hofe, in den Städten und Landen, sich zum Bunde (Ligue) und zum unbedingten Gehorsam an Henri von Guise für die katholische Sache zu verschreiben. Man warb und man drängte sich eifrig zur Unterschrift, und offenkundig ward die Ligue zuerst dort, wo sie sich am ersten bewähren mußte: in der Picardie. Henri von Condé sollte nach dem Friedensvertrage ihr Gouverneur werden, ward es aber nun nicht. Dieser Jüngling, von strengen Sitten, mit dem Ernst und dem Muthe des Alterthums, hatte, als

Gefangener nach der Bartholomäusnacht, auf die Donnerworte Charles IX.: „Die Messe, oder Tod und Bastille", geantwortet: „Das Erste kann ich nicht, das Zweite kann Ew. Majestät, und ich bitte nur Gott, daß Sie das Beste wählen" *); indessen die Schmiegsamkeit Henri IV., welcher sich in der Folge freimachte und durch herrliche Dienste die Wahl zum Haupte des protestantischen Bundes erwarb, damals Mitleid erregte **). Es war jedoch der Bund hinsichtlich der Wahl eines Oberhauptes viel zu eifersüchtig, als daß Condé unbedingt hätte befehlen und mit dem Rathe zu Rochelle nicht blos Meinungsverschiedenheit, sondern auch Mishelligkeiten vermeiden können. Selbst im Felde hatte Derselbe über die Truppen nur zum verabredeten Zuge Gewalt, und nachdem dieser geschehen, ging ein Jeder seine Straße heim. Die Ankunft Henri IV. bei den Protestanten verwickelte die Verhältnisse noch mehr, weil er neben Condé, und seine königliche Gewalt neben die Bundesgewalt trat, weil er sich noch nicht bewährt hatte, und seine Gemahlin am Hofe blieb. Noch weniger traute der Bund der Freundschaft des Marschalls Damville, einem Montmorency, der in Languedoc den unabhängigen Herrn machte. Dagegen erhielt die Gegenpartei durch die Ligue Einheit

---

*) Condé verstand sich jedoch zum Messehören auf den Rath eines protestantischen Geistlichen, der zur alten Kirche übergetreten war.

**) De l'Estoile erzählt: „La veille de la Toussains, je vis le roi de Navarre jouer à la paume avec le duc de Guise, où le peu de compte qu'on faisoit de ce petit prisonnier de Roitelet qu'on gallopoit à tous propos de parolles et brocards, comme on eût fait un simple page ou laquais de cour, faisoit bien mal au coeur à beaucoup d'honnestes hommes qui les regardoient jouer".

und Plan, wie die Ständeversammlung zu Blois (15. Nov. 1576) bewies, welche beschloß, daß nur die katholische Kirche in Frankreich bestehen, und die entgegenstehende Verordnung aufgehoben werden müsse. Aber sie bewilligte kein Geld zum Kriegführen, und wenn der König sich zum Haupte der Ligue erklärte, so ließ diese ihm desto mehr fühlen, daß nicht er, sondern Henri von Guise es war *), je glücklicher sie gegen die Protestanten kriegte, und machte ihn zum Frieden mit ihnen geneigt. Beide Bünde hielten sich in gleicher Stärke und hatten bald Krieg, bald Frieden, immer verwickelte Verhandlungen, bis die spanische Staatskunst, zur Abwehr der Franzosen von dem Erwerbe der Niederlande, die Verwirrung in Frankreich auf das Höchste trieb. Die Königin von Navarra hatte, auf einer Badereise nach Spaa, die Stimmung in den Niederlanden für Frankreich sehr günstig gefunden und noch günstiger gemacht. Der Herzog von Anjou bewarb sich zugleich um den Fürstenhut von Brabant und um die Jungfrau Königin von England. Sie verlobt sich ihm feierlich (1581) und giebt Geld und Hülfe, da-

*) Man fand Maueranschläge: „Henry par la grace de sa mère inerte roi de France et de Pologne imaginaire, concierge du Louvre, marguillier de St. Germain l'Auxerrois, gendre de Colas, gauderonneur des colets de sa femme, et friseur de ses cheveux, mercier du palais, visiteur des étuves, gardien des quatre mendiants et protecteur des blancs-battus". Dagegen liefen heimlich Schriften um, daß die Guise'n von Karl dem Großen stammten und die rechten Thronerben wären; Hugues Capet hätte den Thron gewaltsam sich angemaßt, der Herzog von Anjou, der König von Navarra und der Prinz Condé ihn als Ketzer verwirkt; der König verdiente gleich Chilperich III. ins Kloster gesteckt zu werden, und der Herzog von Guise müßte an seine Stelle treten.

mit er jenen erlange, als er aus den Niederlanden zu ihr kommt; versagt ihm aber darauf, ohne Furcht vor einem Einverständnisse zwischen Frankreich und Spanien wider sie, ihre Hand. Auch in den Niederlanden ist seines Bleibens nicht lange. Spanien hatte den französischen Umtrieben hier, und den Verhandlungen mit Elisabeth über Heirath und Bündniß nicht müßig zugeschaut, sondern an der Auflösung des französischen Reichs gearbeitet: mit Montmorency in Languedoc Verträge gemacht, mit Henri IV., der in Guyenne mächtig ward, freundlich gethan, Bellegarde in Saluces aufrechterhalten. Henri von Guise machte ebenfalls mit spanischem Gelde aus der Champagne seinen Waffenplatz, und als die Niederländer sich dem Könige von Frankreich antragen wollten *), schloß der spanische Hof mit den Guise'n und dem Cardinal Bourbon **) den Vertrag ab: daß er zur Herstellung der katholischen Kirche in Frankreich, vom Anfange des Krieges an, monatlich 50,000 Thaler zahlen, daß, nach des Königs Henri III. Tode, der Cardinal Bourbon den Thron besteigen und keinen ketzerischen Gottesdienst dulden solle (Joinville, d. 31. Decbr. 1584). Der König Philipp II. gedachte die französische Krone zu bekommen, welche Absicht nicht minder Henri von Guise für sich selbst hegte. Auf den Tod des Königs zu warten, schien beiden Theilen nicht nöthig, es ward daher öffentlich gesagt, daß er ins Kloster geschickt werden müsse; auch ihm selbst eine schauderhafte Schilderung von seiner Regierung gesandt.

*) Sie wurden am 13. Febr. 1585 dem Könige vorgestellt und mit freundlicher, aber abschlägiger Antwort entlassen.

**) Dem nächsten Agnaten des Königs dem Grade nach, seit des Herzogs von Anjou Tode.

Die Ligue reizte den Ehrgeiz der Unterbeamten und die Leidenschaften des Volkes auf. Sie sprach von den Lasten und Leiden des Volkes, die gemildert, von der Ketzerei, Heuchelei und Tyrannei, welche ausgerottet, von treulosen Dienern, und, auch auf der Kanzel, von den „Mignons", welche fortgeschafft werden müßten, und bemächtigte sich der örtlichen Gewalt, soweit sie konnte. Ihr Hauptstützpunkt ward Paris; die dortigen Ligueurs machten aus den Bürgerwachen berathschlagende Versammlungen, die Behörden und die Einwohner von ihrem Rathe, der Seize *), abhängig, entwaffneten die königlichen Truppen, und der König flüchtete **). Er hatte vergeblich der Ligue noch königliche Städte zu Sicherheitsplätzen eingeräumt und mit ihr den protestantischen Bund bekriegt, da er nichts gethan, um sich aus der Verachtung zu bringen; indeß der freundliche, kühne, weltkluge Henri von Guise Alles aufgeboten, um sich beliebt zu machen, und von den Parisern in ihrem Aufstande sagen konnte: er habe die entsprungenen Ochsen angehalten. Er hatte sich mit Schlauheit des Königs bemächtigt, obgleich es schien, als hätten Dieses die Umstände bewirkt; auch hatte es den Schein, als habe er die Pariser, unter denen er sich nur im einfachen Reisekleide zeigte, nicht empört, sondern beruhigt; und wenn die

---

*) Es war nicht ein Rath von Sechzehn, sondern er hieß nach den sechzehn Stadtquartieren so.

**) 13. Mai 1588. In dem Volksaufstande ließ Henri von Guise dem englischen Gesandten Grafen Stafford eine Sicherheitswache anbieten; der Graf antwortete: „Wenn ich für mich hier wäre, würde ich es dem Herzoge Dank wissen, als Gesandter kann ich es aber nur von dem Könige annehmen, den ich als den einzigen Herrn in seiner Hauptstadt betrachten muß".

königliche Gewalt nun so ferner auf ihn überging, so war er keinem der übrigen Großen dafür Verbindlichkeit schuldig. Die Flucht des Königs störte den Herzog in seinem Plan, aber er befestigte nach derselben seine Macht zu Paris noch mehr, obgleich die Stadt die Abwesenheit des Hofes schmerzlich empfand. Der König, welcher zur Rückkehr nicht zu bewegen war, veränderte die Staatssecretäre, berief die Reichsstände nach Blois, erklärte in der Thronrede, daß alle Bundesvereine und Truppenversammlungen unter Religionsvorwande verboten sein sollten (die Guise'n verhinderten, daß die Rede gedruckt ward), ließ dann neun Mann von seiner adeligen Leibwache zu sich kommen und vertheilte Dolche unter sie, mit den Worten: „Ihr sollt ein Rechtsurtheil an dem größten Verbrecher im Reiche, den ich nach göttlichem und menschlichem Gesetze tödten darf, vollziehen, und ich berechtige Euch dazu kraft meiner königlichen Macht, da die Vollziehung durch das gewöhnliche Gerichtsverfahren nicht geschehen kann". Es war Henri von Guise zum Staatsrath eingeladen, und der Staatssecretär Revol sollte ihn zum Könige rufen. „Du wirst bleich", sagte Diesem der König, „Du wirst Alles verrathen, reib Dir die Wangen"; und er kniff sie ihm. Revol ging, Henri kam, — und im Vorzimmer ward sein Todesgeröchel gehört († 23. Decbr. 1588). Seinen Bruder, den Cardinal, trifft am folgenden Tage ein ähnliches Loos. Es geht die Ständeversammlung auseinander. Mitglieder von der Sorbonne hatten schon früher die Entscheidung abgegeben, mit Fürsten, welche sich nicht betrügen, wie sie sollten, sei wie mit verdächtigen Vormündern zu verfahren, und sie urtheilten nun, König Henri III. sei des Thrones verlustig, und das Volk

des Unterthaneneides frei. Die Seize ließ die königlich gesinnten Parlementsglieder in die Bastille setzen, und in dem neuen Parlemente Henri von Valois, vormaligen König von Frankreich und Polen, peinlich anklagen. Der Papst sprach über ihn den Bannfluch aus (5. Mai 1589). Charles, Herzog von Mayenne, erwähltes Haupt der Ligue in ihrem großen Rathe, kam mit Heeresmacht, Blutrache für seine Brüder zu nehmen, verscheuchte den König von Blois und ereilte ihn zu Tours, aber doch schon zu spät, indem Henri IV. heransprengende Geschwader ihn retteten (7. Mai 1589).

Unter allen Lüsten und Greueln verschwand unter den Franzosen nicht Schönheit und Seelenadel. Dafür giebt unter den Frauen eine schöne Dulderin Zeugniß: — die zärtlichste Liebe verbindet Katherina de la Tremouille mit Henri von Condé, der Krieg trennt sie, die schwangere Gattin wird aus den Freuden des Wiedersehens durch seine Todeszuckungen aufgeschreckt: er ist vergiftet, und sie soll Dessen verdächtig gefoltert werden; Das wird zwar verhindert, aber erst nach sechsjähriger Haft ihre Unschuld erkannt, und sie vergilt nun Böses mit Gutem. Für die Männer zeugt die Handlungsweise des Marschalls François Montmorency, der den Versuchern in der Bastille entgegendonnerte: „Ich thue nichts wider meine Ehre, schickt mir den Apotheker (Giftmischer) des Kanzlers Birague". Frankreich war nicht versunken, sondern emporgekommen. Es war nicht in dem alten Kampfe roher Naturkräfte, sondern in dem Widerstreite der Leidenschaft und des Verstandes, der Sinnlichkeit und der Sittlichkeit befangen gewesen; es hatte um Meinungen und um Grundsätze, um das Denkvermögen selbst und seine

ungestörte Benutzung gerechtet und geblutet. Sein belebter Arbeitsfleiß hatte die Sachzerstörungen, unter der Gunst des herrlichen Bodens und Himmels, reichlich vergütet. Die vornehmsten Herren verschmähten zwar das Beutemachen nicht, und wo Wohlhabenheit war, sagte man, dort reift eine schöne Beute; aber sie erforderte in einem dunklen Städtchen einen höheren Blutpreis als ein glänzender Sieg. Wucherzins, über 50 Procent, und Schandkauf entgüterten die reichsten Erben, wie denn Lanoue, der Feldherr statt der Fürsten, am Schlachttage sein letztes Gut für den Dienst an die Lieferanten, welche sich unermeßlich bereicherten, opferte; aber sie würden nicht gekauft, ihr Gewerbvermögen nicht in Grundvermögen verwandelt haben, wenn sie nicht entweder ihres neuen Grundeigenthums oder der Kostenvergütung durch gerichtlichen Schutz sicher gewesen wären; und ohne diesen hätten auch nicht Wechselhäuser und namentlich pariser Bürger Millionen in Vermögen haben können. Die französische Flagge war die herrschende im Mittelmeer und die Beschützerin des europäischen Seehandels nach den türkischen Ländern geworden *). In den Städten wurden Handelsgerichte aus Kaufleuten (juges-consuls) angeordnet, und zum Betriebe der Mäklergeschäfte Anstellungsbriefe und Zustimmung der Ortsobrigkeit erfordert. Es geschah in dieser Zeit die Annahme des verbesserten Calenders, und des ersten Januars als Jahres-

*) Der Vertrag mit der Türkei vom J. 1581 bestimmt ausdrücklich, daß die Schiffahrt von Venedig, Genua, England, Portugal, Catalonien, Sicilien, Ancona und Ragusa nach wie vor unter französischen Namen und Wappen (unter dem Schutze der französischen Consuln) geschehen solle.

und Rechnungsanfang; und es wurden nicht blos sachgemäße, sondern auch sinnreiche Verordnungen für Verwaltung und Rechtspflege erlassen. Das amerikanische Geld floß nicht blos durch den Verkehr, der durch Kriege mit den Nachbarn nicht unterbrochen wurde, sondern auch durch Zahlungen des spanischen Hofes nach Frankreich; und die ungeheuren Schulden des Hofes bildeten ungeheure Reichthümer zu Paris *). Die schönen Künste blühten mitten unter den Stürmen, wie Dies auch im alten Griechenland geschah. Die Männer in den Stellen der Gewalt wollten sich nach Denen bilden, welche Plutarch beschreibt; und Amyot's Uebersetzung davon wirkte bei ihnen mehr als seine Erziehung bei den Söhnen des Königs Henri II. Der Herzog Henri von Guise hatte sich zum Lieblinge Scipio gewählt, ging aber eher Cäsar's Weg; der Connetable Montmorency nahm den Sittenrichter Cato zum Vorbilde; der Marschall Brissac machte den vorsichtigen Fabius. In den Wissenschaften ward der Ernst und die Kraft sichtbar, womit sie auf das Leben angewandt wurden und zu den schärfsten Waffen in dem Parteikampfe dienen mußten. Der Unterschied zwischen den Systemen der alten und der neuen Kirche begründete eine besondere Wissenschaft. Das System des französischen Staatsrechts, welchem von unten bis oben die mühevollste Untersuchung gewidmet wurde, erhielt neue Begriffe, neue Richtungen, und tiefere Grundlagen. Man fragte und forschte nach den Schranken der Unterthanenpflicht und des Königsrechtes, nach den Bedingungen, unter

*) Die Staatseinkünfte betrugen etwa 30 Millionen, die Staatsschulden aber 340 Millionen Livres; 19 Livres machten 1 Mark fein, und soviel kostete der Scheffel Weizen ungefähr.

welchen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben sei, und gewann darüber Klarheit, daß der Staat es mit der Rechtlichkeit und nicht mit dem Glauben der Bürger zu thun habe, und daß es bei seiner Verwaltung ehrlich und ordentlich zugehen müsse. Die Begriffe von einer guten Staatsverwaltung, ihrer Ordnung, Handhabung und Bürgschaft bleiben bei den Aufgeklärtesten verworren oder dunkel, aber die Gefühle davon läuterten sich. Man sah mit Entsetzen, wohin die Befolgung von Macchiavelli's bloßer Berechnung des Interesses und des Mechanismus der Gewaltmittel, ohne alle moralische Rücksicht, führe und geführt hatte; aber man fühlte doch auch, daß die Begründung eines Gottesstaates auf Erden unmöglich sei, und machte eine staatswissenschaftliche Zusammensetzung aus christlichen Sittenlehren, aristotelischen Staatslehren und römischen Rechtslehren; auf diese Weise sagte de Thou, der Staatsbeamte müsse das Gewissen eines Christen, eines Philosophen und eines Richters haben; und so lehrte Mornai, die königliche Gewalt beruhe auf dem gutwilligen Gehorsam des Volkes, und dieser Gehorsam auf einer klugen und gerechten Verwaltung; und die Staatswissenschaft ist in Frankreich, bis auf die neuesten Zeiten, zu den moralischen Wissenschaften gerechnet. So schlecht das bürgerliche Recht in den Unruhen gehandhabt wurde, so wurde es doch immer gehandhabt, und der Grundsatz ausgesprochen, daß es jedem der streitenden Theile gewährt werden sollte. Ihre Rechtshändel sollten daher von gemischten Parlementskammern, katholischen und protestantischen Beisitzern entschieden werden. Die Gerichte suchten in der That, durch alle Zerrüttungen des Eigenthums und Besitzes, durch Gütereinziehungen und Umwandlung der geistlichen Güter, durch die verän-

derten Verhältnisse der Landwirthschaft, der Gewerbe und des Geldwesens, und selbst bei nur zu häufiger Bestechlichkeit ihrer Mitglieder, zu einem Rechtszustande zu gelangen; sie kamen zu praktischen Lehrbegriffen und Bestimmungen über das Corporationsrecht und Gemeinheitsrecht, über die Befugniß und Verantwortlichkeit der Beamten, über die Unveräußerlichkeit der Güter, welche zum Vortheile der Gläubiger beschränkt ward, über die Formen der Rechtsgeschäfte, welche erleichtert wurden, über das Wechselrecht, welches anerkannt, über das gerichtliche Verfahren, welches beschleunigt wurde; und sie halfen sich durch Polizeiverfügungen, wenn Rechtsentscheidungen bedenklich schienen. Nie war die Folter und das Blutbeil thätiger in Frankreich, aber nie ward dem Schmerz und dem Tode mehr getrotzt, wozu die körperliche und geistige Zerrüttung durch geheime Krankheit und hitzige Getränke beitrug. Die peinlichen Gerichte richteten nicht blos in den Höhen der Gesellschaft, sondern selbst über Diejenigen, welche auf den Thronen saßen; während ihr jetziger Gerichtskreis den Pöbel umfaßt; sie sind mit den Missethaten gestiegen und wiederum gefallen; und gewiß ist, daß nicht die Gewalt, sondern die Erziehung die wahre Ordnung in der Gesellschaft macht und erhält, wenn es auch eine Scheinordnung giebt, worin das Verbrechen in der Höhe der Gesellschaft verlarvt und straflos ist, in ihrer Tiefe aber scharf bewacht und bestraft wird. Besonders entwickelten die Franzosen in ihren bürgerlichen Unruhen ihre eigenthümliche Anlage zu der Verhandlungskunst, sich durch einen Blick zu verstehen, sich einander zu enträthseln, die Anhänger in der öffentlichen Meinung zu heben, die Gegner in allgemeinen Haß zu bringen und so zu verderben,

Spottgedichte und Feuerreden zu verbreiten, geheime Schriften zu entwenden und falsche zu schmieden, doppelsinnig zu reden, Ausflüchte zu bewahren, durch Anstand und Unterhaltung einzunehmen. Die Sprache empfand, daß in ihr oft um das Leben gesprochen ward, und die Beredsamkeit erhob sich; neben ihr bildete sich, in den kirchlichen Streitigkeiten und politischen Verhandlungen, die Beweiskunst aus; und unter den Schrecknissen des Glaubenskrieges erhob sich die Kunst zu zweifeln. Michel von Montaigne *), Sohn eines Engländers, und Zögling eines Deutschen, der kein Französisch verstand und mit ihm Latein sprach, sah und litt die Greuel des Meinungstreites und verschaffte der Stimme ruhiger Prüfung und edler Empfindung Gehör. Mit den Streitfragen des Tages schien er nichts zu thun zu haben, sondern führte, auf verschlungenen, aber freundlichen Wegen, zu Dem, was alle Welt für gewiß hielt, und zeigte, daß es doch noch so gewiß und unzweifelhaft nicht sei. Von der Höhe des Zweifels herab und mit aufgeregter Theilnahme für die Leiden und die Freuden in dem kurzen mühevollen Leben ließ er das Blutgetümmel um Meinungen betrachten, und es konnte so nur mit Verachtung geschehen. Er bot den denkenden Köpfen eine Freistätte in seinen „Essais“ an, wo sie ihn mit den Männern des Alterthums die menschlichen Irrthümer untersuchen hörten, und was sie hörten, war ihnen aus der Seele gesprochen, und mit einer Kraft, die sie ihrer Sprache nicht zugetraut hatten.] Die Naturwissenschaften ließen sich nicht

*) Montaigne, geb. 28. Febr. 1533 auf dem väterlichen Schlosse dieses Namens, war, wie sein Vater, Maire zu Bourdeaux und starb d. 13. Septbr. 1592.

unmittelbar zum Dienste bei dem Parteienkampfe brauchen und blieben zurück; aber auch die dabei entscheidendste Wissenschaft, die Kriegskunst, blieb zurück, weil man nicht sowol Krieg als Fehde führte *). Vor auswärtigen Feinden hatte man Ruhe, und wenn die Deutschen das Land durchschwärmten, so waren es nur Hülfstruppen des Königs oder des protestantischen Bundes. Man war seinerseits mit sich selbst zu beschäftigt, um sich mit dem Auslande zu beschäftigen; und es ist noch zweifelhaft, ob es mit der Verwendung des Königs Henri III. bei der Königin Elisabeth für die unglückliche Maria Stuart ernstlich gemeint war, gewiß aber, daß sich mit ihrer demüthigenden Erfolglosigkeit auch noch Schande verband. Es ward der französische Botschafter l'Aubespine, ein Ligueur, vor den englischen Geheimerath gefordert und zwei Meuchelmördern, welche von ihm wider die Königin Elisabeth gedungen sein wollten, gegenübergestellt. Er war sehr verlegen und berief sich zur Vertheidigung eigentlich nur auf sein Gesandtenrecht, aber der Geheimerath ließ auf die Untersuchung dieses Rechts sich nicht ein, sondern gab ihm einen scharfen Verweis und die Warnung, in Zukunft eine schon zu sehr beleidigte Fürstin nicht noch mehr zu reizen. Zuletzt erfuhr auch Frankreich die

*) In den Gefechten entschied gewöhnlich der erste Stoß über Sieg und Flucht (man fürchtete die schweren Lösegelder). Henri IV. verlor in der Schlacht von Coutras nur 5 Officiere und 20 Soldaten, auf feindlicher Seite blieben 400 Edelleute, welches die Wirkungen seiner Kanonen, und der Scharfschützen, die er meisterhaft zu stellen wußte, beweist.

Man rühmt von François von Guise, daß er Kenntniß vom Geniewesen gehabt habe; die Ingenieure waren aber noch meist Ausländer.

Schmach, daß der Herzog von Savoyen an ihm zum Eroberer werden wollte und Saluces besetzte. Dieses wußte indeß Nikolas Harlai von Sanci meisterhaft zu benutzen, als er nach dem Ereignisse zu Blois, von Henri III. gesendet, ohne Geld nach der Schweiz ging, um dort Truppen zu werben. Er bot den Bernern, welche in Streit mit dem Herzöge waren, von dem Könige Truppen an, wenn sie in ihrem Namen den Herzog bekriegen wollten, und forderte von ihnen Geld, wenn sie wünschten, daß der König ihn bekriegte. Sie liehen 100,000 Thaler, und Sanci begab sich zu der Tagsatzung zu Solothurn, wo er die erbetene Werbung erhielt, und hatte zu Genf gleiches Glück wie zu Bern. Desgleichen lieh er von genuesischen Kaufleuten, gegen Versatz des nach ihm genannten Krondiamanten, sah sich an der Spitze von 16,000 Mann und siegte in Savoyen. Hiernach war es ihm leicht, aus dem Zuge nach Savoyen einen Zug nach Frankreich zu machen; doch auch Das war ihm noch nicht genug: er reiste zu dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen, gewann auch von ihnen Hülfe und kam an der Spitze von 15,000 Mann zu König Henri III.

Es kamen die Prinzen vom Geblüt und die wackersten Kriegsmänner zu dem König in seinem Unglück, und zu der Vertheidigung des Thrones, und es trat Henri IV. an seine Seite und umgab ihn mit dem königlichen Ansehen, das er selbst erst kaum erworben. Henri IV. hatte nach seiner Flucht vom Hofe, durch die Lebensart, an welche er sich dort gewöhnt, unter den alten strengen Protestanten Aergerniß gegeben und sich erst durch seine Kühnheit in ihrem, dem Vendéekrieg ähnlichen, Kampfe Achtung er-

werden müssen. Die herrlichen, zugleich kriegerischen und wissenschaftlichen jungen Männer, welche sich aus Frankreich nach Bearn geflüchtet hatten, waren ihm treu und mit Gut und Blut ergeben; aber sie verfochten nicht seine Sache, sondern ihre protestantische, und betrachteten ihn als Freund und nicht als Herrn. Zank und Scherz wechselte unter ihnen. Der Rath entschied über die Geschäfte. Als Henri IV. auf den Antrag des französischen Hofes zum Uebertritt in die katholische Kirche artig, doch ausweichend, geantwortet hatte, ließ der Minister Philipp von Mornai eine rauhe, verneinende Antwort drucken; und als es die Schlacht von Coutras (20. Octbr. 1587) galt, mußte Henri IV. sich in das Vertrauen seiner Scharen durch eine öffentliche Kirchenbuße vor dem Feldprediger Chaudieu setzen. In dieser Schlacht hatte er nur 7000 Mann und 3 Kanonen, aber das Feuer der vorangeschickten Scharfschützen und der wohlgerichteten Kanonen unter Rosny, nachher Herzog Sully, brachte die feindlichen Reihen in Unordnung, und Henri IV. kam dem Angriffe der Gensd'armerie des Herzogs von Joyeuse zuvor, befahl, daß Jeder hinter ihm bleibe, und warf sich ins Getümmel. „Ergieb Dich, Philister", ruft er einem ergriffenen Standartenträger zu; „Ergebt Euch, Philister", hallt es durch seine Reihen, und aus dem Schlagen wird bald ein Schlachten. Dem steuert der König jedoch soviel er kann, sorgt für die Gefangenen und läßt auch den Leichnam des Herzogs von Joyeuse, der zur Siegesfeier im Schloßsaale zu Coutras aufgestellt war, wegbringen. Dieser Sieg und sein sanftes Wesen in der rauhen Zeit brachten ihm Vertrauen und Ruhm. Das königliche Ansehen stieg im protestantischen Bunde, während

es in der Ligue nicht tiefer fallen konnte. Die Umgebung Henri IV. änderte allmälig den Ton, in welchem noch der starre Mornai an ihn, nach dem Tode des Herzogs von Anjou, geschrieben hatte: „Bedenken Sie (als muthmaßlicher Thronfolger), daß nunmehr Frankreich und selbst Europa die Augen auf Sie richtet. Es ist nun an Ihnen, Ihr Leben und Ihre Handlungen so einzurichten, daß nichts daran zu tadeln, sondern Alles zu loben gefunden werde. — Man muß in Ihrem Hause einigen Glanz, in Ihrem Rathe Würde, in Ihnen selbst Ernsthaftigkeit, in ihren Handlungen ein festes, folgerechtes Benehmen sehen. — Verzeihen Sie noch ein Wort Ihrem treuen Diener: diese so kundbaren Liebschaften, die Ihnen so viele Zeit kosten, sind nicht zeitgemäß, jetzt schickt es sich, daß Sie an Frankreich ihre Liebeserklärung machen". — Mornai war, auf die erste Annäherung des Königs Henri III. nach dem unglücklichen Ereignisse zu Blois, mit unbeschränkter Vollmacht von Henri IV., wie gewöhnlich, an Jenen abgeschickt worden, und er hatte, in der Form eines einjährigen Waffenstillstandes, das Bündniß beider Könige wider die Ligue abgeschlossen (3. April 1589). Aber nun rieth Henri IV. sich selbst, was Niemand ihm rathen durfte, und was der beste Rath war; er ging zum Könige. Beide ziehen mit Heeresmacht gen Paris. Die Ligue sucht ihrerseits Alles mit Grimm und Wuth gegen beide Könige zu erfüllen. Es werden die gegen sie erlassenen Bannsprüche feierlich verkündigt, Trauerzüge, Wallfahrten, Seelenmessen in schwarzen Kirchen für die beiden Guise'n gehalten, von Edelleuten und Bürgern der Racheschwur genommen, das Bauervolk, der Pöbel in die Waffen gebracht, der Königsmord an heiliger Stätte ge-

predigt, das Bildniß des Königs, von Teufeln umgeben, mit Beschwörung ausgestellt und durchstochen. Aber ihr Heer schmilzt, das königliche wächst, und als die Fahnen des letzteren vor Paris wehen, folgt hier dumpfe Stille dem wilden Getobe. Da läßt die Herzogin von Montpensier, eine Schwester der Guise'n, den jungen Dominikaner Jaques Clement kommen. Derselbe war in den Processionen mit dem Dolch in der Hand erschienen und hatte erklärt, göttlichen Beruf zum Tyrannenmorde zu haben. Die reizende Fürstin entflammt ihn und verheißt ihm Bürgschaft vor einem langsamen martervollen Tode durch 200 Kriegsgefangene, welche sofort verhaftet werden. Er verschafft sich — wie, ist unbekannt — Briefe von zwei derselben an den König Henri III., dieselben überreicht er in geheimem Gehöre, stößt dem König einen vergifteten Dolch in den Unterleib, steht darauf bewegungslos mit aufgehobenen Händen und wird von der Wache getödtet. Die Herzogin erwartet angstvoll, im Reisewagen, ihren Eilboten. Als dieser die Nachricht überbringt, tobt Siegeslärm jeder Art in Paris auf, während dessen der König zu St. Cloud stirbt (2. Aug. 1589).

Henri IV. *) sah den königlichen Hof in Verlegenheit,

*) Seit die Henriade erschien und das Lieblingsbuch der jungen Franzosen ward, ist das geschichtliche Bild von Henri IV. mit dem blendenden Glanze der Dichtung umstrahlt. Die Geschichtschreiber mischen in ihre Erzählung Anklänge aus der Henriade, und der neueste, der sehr achtbare Lacretelle (Histoire de France pendant les guerres de religion. 1816.) spricht dem Dichter nach: „par le droit de naissance“ u. s. w., und wird oft selbst Dichter: „Toutes ces choses, il (Henri IV.) les fait avec tant de simplicité, qu'on oublie presque de l'admirer, tant on l'aime —. C'en est fait, le plus grand et le meilleur des rois et des hommes a rendu le dernier soupir“.

und das königliche Lager in Waffenbewegung; er hörte unter den Rittern des heiligen Geistordens *) das Gemurmel „Keinen Hugenottenkönig“; wenige Generale, am ersten aber Marschall Biron kamen zu ihm, die meisten berathschlagten. Sanci ging weder zum Könige noch zu seinen Genossen, sondern zu den Schweizertruppen, und sie schworen dem Könige; dann brachte er es, in der Berathung der Katholiken, dahin, daß der Plan aufgegeben wurde, Henri IV. vor seinem Uebertritte zur katholischen Kirche nur Generalcapitain zu nennen. Sie wollen indessen diesen Uebertritt zur Bedingung ihrer Huldigung machen, und so sehr der König sonst durch natürliche, sinnreiche, beredte Antworten zu gewinnen versteht, so gesucht, verlegen und eindruckslos spricht er in diesem wichtigen Augenblicke. Da kommt ihm das Glück zu Hülfe, der tapfere, schwärmerische Givri unterbricht ihn mit dem Racheruf über den ermordeten König. „Sie sind der König der braven Männer, und nur Schurken können Sie verlassen“, sagt er, indem er knieend seine Hand küßt. Der König verheißt der katholischen Kirche Schutz und empfängt die Huldigung (4. Aug. 1589). Doch der Herzog von Epernon und Alle, welche in der allgemeinen Verwirrung Gewalt zu üben hoffen, ziehen mit ihren Scharen fort. In diesen Vorgängen um den König spiegeln sich die Vorgänge durch ganz Frankreich. Die Anwesenheit der Seinigen in ihrer Heimath ist ihm noch nützlicher als wenn sie bei ihm im Lager wären, und er geht, scherzend über sich als den König ohne Land, den Ehemann ohne Frau, und den Kriegsmann ohne Geld, nach der Küste der Normandie, um der

*) Eine Stiftung Henri III.

Flotte und der ihm von seiner Freundin, der Königin Elisabeth, versprochenen Hülfe nahe, und des Verkehrs mit den Holländern und Deutschen, von denen er Geld und Mannschaft erwartet, sicher zu sein*). Vor allen Staaten beeilt sich Venedig, ihn anzuerkennen, und eröffnet ihm Anleihen; die protestantischen Staaten sind für ihn, und die französischen Protestanten nehmen die königliche Fahne, um ihre Sache wider die Ligue durchzukämpfen. Im Süden erklären sich mehre Gouverneure für den König, obgleich sie einen harten Stand haben. Lesdiguieres ist seit langer Zeit in dem Dauphiné mächtig und schützt sich dort auch gegen den Herzog von Savoyen, welchen das Parlement zu Aix als Landesherren der Provence anerkennt, aber der Herzog von Epernon als dortiger Gouverneur, oder, wenn es nach seinem Wunsche geht, als Landesfürst, zurückdrängt. Montmorency muß sein langgeübtes Ansehen in Languedoc, durch blutige Siege über den Anhang der Joyeuse, von Neuem befestigen, und gleichen Erfolg haben die königlichen Fahnen unter la Rochefoucauld in Poitou. Dagegen war in der Bretagne der Herzog von Mercoeur der stärkere, und von der Normandie hinauf bis in die Bourgogne hatten die Guise'n und die Ligue die Festungen in ihrer Gewalt. So war denn wol der Süden mehr für als gegen den König; aber Henri IV. konnte nicht von dort auf solche Hülfe rechnen, daß er damit des Nordens, und besonders der Hauptstadt, sich be-

*) Turenne ging nach England, wo die Königin 8000 Mann zusicherte und 100,000 Thlr. zahlte, dann nach Holland, welches 2000 Mann versprach; hierauf nach Deutschland, wo er 11,000 Mann erhielt, welche, laut Capitulation vom 24. April 1591, 3 Monate dienen wollten. Auch nach Dänemark ward gesendet.

mächtigen konnte. Er wagte daher, mitten unter seinen Feinden zu bleiben und die fremden Hülfstruppen zu erwarten, was, wenn es auch gefährlich war, doch nicht so gefährlich war als es schien. Er konnte sich mit seinen alten Truppen, mit denen er gewohnt war, unter freiem Himmel zu schlafen sowie allen Entbehrungen und Gefahren zu trotzen, selbst durch die Menge seiner Feinde leicht Bahn brechen; auch war die Macht der Ligue nicht so groß als sie schien.

Der Herzog von Mayenne war das Haupt der Ligue, konnte aber im eigenen Namen keine Gewalt üben, und im Namen des Scheinkönigs Charles X., wozu das Parlement zu Paris den Cardinal Bourbon, den Gefangenen von Henri IV., erklärte, war seine Gewalt den wirklichen Royalisten anstößig, weil der König Henri III. das Parlement und den Rechnungshof von Paris nach Tours verlegt hatte, und diese Behörden zu Paris also rechtsgültig nicht mehr bestanden. Der Herzog konnte leicht einen bedeutungsvolleren Namen finden, und Philipp II. war sehr bereitwillig, der Schutzherr der Ligue zu heißen; aber dadurch ward eine Dienstbarkeit gegen die stolzen Spanier vorbereitet, deren Geldhülfe man nicht entbehren und nicht ohne die Kränkung, dieselbe gleichsam als ein Almosen zu betrachten, empfangen konnte. Der Herzog zögerte und schloß mit Philipp II. nur als Protector der Ligue *) ab, indem er ihm den Papst zur Seite stellte. Die Gouverneure verwalteten und kriegten auf ihre Rechnung, sie gaben dem Herzoge

*) Im Jan. 1590. Philipp II. wollte der Ligue 18,000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter zu Hülfe stellen und monatlich 20,000 Thlr. zahlen.

weder Geld noch Mannschaft, sondern ließen sich vielmehr von ihm unterstützen. Paris hatte allerdings, in seiner Volksmenge von 220,000 Einwohnern und in seinen Reichthümern, alle Hülfsmittel, um den Krieg siegreich zu endigen, aber es war Alles in wilder Verwirrung. Der große Rath der Ligue kam, unter ewigem Gezänke, nicht aus der Stelle; die Universität hätte sich gern zur Regierung gemacht; das Parlement, obgleich voll feuriger Republikaner, fing an, der gemäßigte Theil zu sein; die Seize verschaffte sich, durch ihre bewaffneten Pöbelrotten, in den willkürlichsten Geboten Gehorsam; es ward über den heiligen Märtyrer Clement und von dem verruchten Ketzer Henri IV. gepredigt, und wehe Dem, welcher sein Misgefühl verrieth! Die Machthaber, die Blutmenschen der Bartholomäusnacht, die spanischen Spione umgaben und umlauschten den Herzog. Er leitete sein Benehmen mit solcher Kunst *), daß er bei allen Parteien in Ansehen war und blieb, und daß er einen Zug wider Henri IV. in die Normandie zu Stande brachte. Der verstellte Uebergang seiner deutschen Lanzenknechte zu den Königlichen scheint bei Arques ihm den Sieg zuzusichern, während Henri IV. bedroht ist, gefangen zu werden; aber Henri sagt einem Schweizerobersten: „Braver Mann, gieb mir eine Lanze, ich will mit Euch kämpfen und sterben"; und sie schlagen sich heraus und werfen die Feinde zurück **). Henri IV. bekommt Hülfstruppen aus

*) In seinem Ministerium waren der Erzbischof von Lyon Despinac, und Villeroi und Jeannin, welche letzteren Beide wir bei Henri IV. wiederfinden werden.

**) Von Arques schrieb Henri IV. an Crillon: „Fasse Dich, braver Crillon, wir haben bei Arques geschlagen, und Du warst nicht

England, der Herzog aus den Niederlanden; sie stoßen bei Ivri auf einander. Henri sagt den Soldaten (10,000 Mann): „Verliert Ihr Eure Fahnen, so nehmt meinen weißen Federbusch dafür"; gewinnt den glänzendsten Sieg (14. März 1590) und belagert Paris. Die Vorstädte sind genommen und geplündert, in der Stadt ist schon der Mangel so groß, daß die Prinzessin von Guise ihrem Liebhaber Givri, der sich verkleidet eingeschlichen, klagt, sie habe nicht immer auch nur grobes Brot zu essen; Givri schickt ganze Wagen voll Lebensmittel hinein, die Sperre wird überhaupt gemildert, und die schönsten Frauen kommen ins Lager und geben sich hin, um den Ihrigen Nahrung zu geben. Der spanische Gesandte wird in der Stadt von der Menge, mit dem Geschrei nach Brot, umringt und wirft vergebens sein Gold aus. Der Minister Despinac und der Cardinalbischof von Paris kommen zu dem Könige Henri IV. *), und es wird unterhandelt. Aber nun zieht der Herzog von Parma aus den Niederlanden, die er bis Holland bezwungen und beruhigt hat, zum Ersatze heran. Er vermeidet, mit dem Könige zu schlagen, kommt vor Dessen Augen in die Stadt und geht wieder zurück, ohne daß

dabei. Leb' wohl, braver Crillon, ich liebe Dich in die Kreuz und Quer."

*) Der König sagte: „Ich liebe Paris, es ist meine älteste Tochter, und ich bin darauf eifersüchtig. Lieber möchte ich Paris gar nicht haben als zu Grunde gerichtet. — Sie, Herr Cardinal, sollten Mitleid damit haben. — Ich bin kein Theologe, aber ich weiß, daß Gott nicht billigen kann, wie Sie mit dem armen Volk umgehen. Sie werden dafür heiße Füße in der andern Welt haben. Und wie können Sie mich zu bekehren hoffen, wenn Sie sich so wenig aus dem Leben und Wohl ihrer Pfarrkinder machen. — Ich werde dadurch schlecht erbaut".

Henri IV. es zu hindern vermag. Die Meinung von des Königs Feldherrngeschick schwächt sich bei Freund und Feind; wozu bald auch noch das Aergerniß kommt, daß Henri IV., in dem größten Geschäftsdrange, sich mit Liebesbriefen, Verkleidungen und heimlichen Reisen zu Gabrielle d'Estrées zu thun macht. Sein unsteter Haushalt ist in solcher Unordnung, daß es oft an dem Nothwendigsten fehlt, und er bei Andern essen muß. Es wird bei ihm stark getrunken und hoch gespielt; man verliert Hunderttausende, während man bei der Königin Elisabeth um Tausende bettelt. So liebenswürdig er sonst ist, so hört er es auf zu sein, wenn er unglücklich spielt. Die Finanzleute verfahren, in seinem Namen, auf ihre alte Weise, und seine Kriegsleute plündern ebenso wie die Ligueurs; das Volk verwünscht beide, und die Städte, die Schlösser, selbst verschanzte Dörfer suchen beide abzuwehren. Die Protestanten um den König werden gleichgültiger über seinen Uebertritt zur alten Kirche, aber desto eifriger für ihren Bund, an dessen Spitze Turenne treten möchte. Letzterem giebt indeß Henri IV. einen andern Wirkungskreis, indem er ihn zum Herzoge von Bouillon, durch die Vermählung mit der Erbtochter, macht. Der Papst rief die Katholiken von den königlichen Fahnen ab, und obgleich das Parlement von Tours diesen Abruf für nichtig und aufrührerisch erklärte, so verließen doch viele Leute den König.

Der Herzog von Mayenne war inzwischen in Gefahr, seine Gewalt zu Paris zu verlieren. Hier hemmten die königlichen Besatzungen in den benachbarten Städten die Zufuhr und den Handel; hier herrschte der Schrecken, und

genügte ein bloßer Todesbefehl der Seize zum augenblicklichen Erwürgen des Parlementspräsidenten Brisson; hier ward das Heiligste öffentlich entweiht, und Freiheit gepredigt; und hier wandte sich die Volksgunst von dem Herzoge von Mayenne auf den jungen Herzog von Guise. Der Tod des sogenannten Königs Charles verwickelt die Ligue in neue Streitfragen. Soll wieder ein König — und wer — wie ernannt werden? oder sollen die Gouverneure Fürsten und ein Bundesstaat werden? Was hat Paris vor, wo der Adel unter dem Strange steht, und Alles der Demokratie ergeben ist? Mayenne kam mit seinen besten Truppen nach Paris, that freundlich, sprach öffentlich von Vergessenheit des Vorgefallenen und von Berufung der Ständeversammlung, heimlich mit den alten Anhängern seines Hauses von der Unmöglichkeit, das Unwesen der Seize zu dulden und dem Wildfange Guise Gewalt anzuvertrauen: man möchte sich mit den rechtlichen Leuten bereden, die Stimmung erforschen und laut werden lassen. Plötzlich beleben sich die öden Straßen, die Menge strömt zum Herzog und ruft Rache. „Ich bin da, sie zu üben", antwortet er, läßt die Bastille umzingeln und die Thore schließen. Viere von der Seize werden auf seinen Befehl verhaftet und in der Stille erwürgt; und hierauf wird einigermaßen die Ruhe wiederhergestellt.

Indessen war die auswärtige Hülfe bei Henri IV. angekommen, und er konnte, an der Spitze von 40,000 Mann, Rouen, den Schlüssel von Paris, belagern (1592). Auch ist dasselbe endlich schon dem Falle nahe: da erscheint der Herzog von Parma wieder, befreit die Stadt und ent-

geht auf dem Rückzuge den Angriffen des Königs, oder schlägt sie zurück *). Der Herzog hatte Mühe gehabt, Herr seiner Bewegung zu bleiben, und Henri IV. den glänzendsten Edelmuth bewiesen, indem er auf der Flucht über die Brücke von Aumale, wo er verwundet wurde, der Letzte sein wollte. Es ward hierauf der Krieg nur wieder im Kleinen, aber überall, und für das Land auf die verderblichste Weise, geführt: rings um die alten Heerstraßen war es wüste, und neugebrochene glichen bald den alten. Henri sah seine Hülfsmittel sich eher vermindern als vermehren; es kamen wol mehr alte Ligueurs zu ihm, aber keine bedeutende Stadt erklärte sich für ihn. Die Ständeversammlung, welche nach Paris berufen war, erregte ihm neue Besorgnisse, und aufgefangene Briefe des Ministers Jeannin zu Madrid entdeckten ihm den Plan, die Tochter des Königs Philipp II. auf den französischen Thron zu bringen. Er wollte mit der Ligue von Neuem unterhandeln, aber ihre erste Bedingung war, Entfernung aller Protestanten von den Aemtern. Doch fand man bei einigen Machthabern Geneigtheit und konnte auf eine günstige Stimmung der Gemäßigten hoffen, wenn Henri IV. zur katholischen Kirche übertrat. Zu Rom ward indeß der König als rückfälliger Ketzer betrachtet, und an eine Bannlösung nicht gedacht, dadurch aber wurde es sehr zweifelhaft, ob dessenungeachtet sein Eintritt in die katholische Kirche von der französischen Geistlichkeit zugelassen

*) Man sagt, der junge Biron habe dem Marschall, seinem Vater, einen Angriff vorgeschlagen, der gewiß das Heer von Parma vernichten würde; der Vater aber soll geantwortet haben: „Das könnte wol sein, aber dann hätten wir Frieden und nichts zu thun als unsern Kohl zu pflanzen".

werden und Nutzen haben werde. Die Geistlichkeit gewann großentheils der Sohn eines protestantischen Predigers, du Perron, der selbst zur alten Kirche übergetreten, mit den Jesuiten befreundet und zugleich sehr gelehrt und sehr beredt war. Männer wie de Thou, Bischof von Chartres, aus einer wahren Ehrenfamilie, und de Beaune, Erzbischof von Bourges, sowie der Bibelübersetzer Benoit, Beichtvater von Maria Stuart, erklärten sich auf das günstigste. So ward der feierliche Eintritt des Königs *) in die alte Kirche, und seine Lossprechung vom Kirchenbanne vorbereitet. Zu Paris aber eröffnete der Herzog von Mayenne, unter dem Thronhimmel und auf dem Sitze der Könige, die Ständeversammlung (26. Jan. 1593), redete von der Lage des Reichs vorsichtig, von der Nothwendigkeit der Königswahl bestimmt, von sich selbst bescheiden. Die Wortführer der drei Stände sprachen in verschiedenem Sinne: der Geistliche **) tobte

*) Henri sagte: „Paris ist doch wol eine Messe werth".

**) Cardinal Pelleve. In der Satyre Menippée ist seine Rede parodirt, z. B.: „Je vous prie y aviser de bonne heure, de peur que ce Béarnais ne nous joue de quelque tour de son métier; car s'il allait se convertir et ouïr une méchante messe seulement, nous serions assotés, et aurions perdu tout d'un coup nos doublons et nos peines. Mais encore que ces bonnes gens de Luxembourg et Pisani le promettent à notre saint père, il n'en sera peut-être rien. C'est pourquoi in dubio, nous vous devés hâter de vous mettre entre des mains des médecins, ces bons chrétiens de Castille, qui savent votre maladie et en connaissent la cause, et par conséquent sont plus propres à la guérir si les voulés croire; car ceux qui disent que les Espagnois sont des dangéreux empiriques, et font comme le loup qui promettait à la brebis de la guérir de sa toux — Tout bon catholique doit croire sous peine d'excommunication et de censure ecclésiastique que le preux roi d'Espa-

wider die Ketzer, der Adelige hielt sich im Anstande, der Bürgerliche vermied, irgend etwas zu Gunsten eines Thronbewerbers zu sagen. Die ersten Tage gingen trübe und bedeutungslos hin, am dritten kam ein Schreiben von den Prinzen, Prälaten und Kronbeamten auf der königlichen Seite an, worin sie auf eine Zusammenkunft mit Ständeabgeordneten antrugen. In einer Berathung der Ligueurs setzten die Minister Villeroi und Jeannin gegen den päpstlichen Legaten durch, daß es der Ständeversammlung vorgelegt wurde. Diese bewilligte die Zusammenkunft und setzte die Berathung über die Königswahl, unter Theilnahme des Legaten und der spanischen Gesandten, fort, wobei man nicht blos durcheinander redete, sondern auch gebrochenes Französisch und Latein, Spanisch und Italienisch hörte. Die Ständeversammlung verstand indessen, daß der Herzog von Feria die ausgezeichnete Mäßigung des Königs von Spanien rühmte, indem derselbe die französische Krone nicht für sich selbst begehrte, sondern für seine Tochter Elisabeth, als der nächsten Thronerbin *) nach Aufhebung des salischen Gesetzes, welches Ketzer auf den Thron bringen würde. Da rief der Bischof von Senlis aus: „Nun ist es für uns ehrliche Leute klar, daß wir einem fremden Fürsten dienen, während wir der Kirche zu dienen wähnten". Der Angstschrei machte Eindruck, und der Herzog von Feria ward verlegen;

gne voudrait avoir perdu ses royaumes (sie werden aufgezählt) que tous les Français fussent bons catholiques, et voulussent volontairement et de fait recevoir ses garnisons avec la sainte inquisition, qui est la vraie et unique touche pour connaître les bons chrétiens et catholiques zélés, enfans d'humilité et obéissance". —

*) Tochter der ältesten Schwester der letzten Valois.

Mayenne beruhigte ihn jedoch durch die Versicherung, daß der Bischof allgemein als ein närrischer Mensch bekannt sei *). Die Stände hörten die ferneren Reden für den spanischen Plan ruhig an, beschwuren aber inzwischen die Einigung (Union), nahmen die Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Trident, mit dem Vorbehalte der Freiheiten der gallikanischen Kirche, an und gaben dem Herzoge von Mayenne volle Verwaltungsgewalt. Hierauf hielt er die Stände länger nicht zusammen, und sie gingen von selbst auseinander, ohne sich über den Parlementsbeschluß zu entscheiden, nach welchem, unter dem Vorwande der Religion, die französische Krone nicht in fremde Hände gebracht werden sollte. Philipp II. hatte in diesem entscheidenden Augenblicke zwar Gold und Mannschaft, aber nicht genug aufgeboten. Mayenne zog nach Soissons, indem er Paris unter Marschall Brissac und durch spanische Truppen wohlverwahrt glaubte. Zwischen der Ligue und Henri IV. hatten die Verhandlungen zu Surène keinen Erfolg gehabt, aber die Minister Villerói und Jeannin waren noch mehr für das königliche Interesse gewonnen; der König hatte auf die Ständeabgeordneten so vortheilhaft gewirkt, daß sie mit andern Begriffen von ihm und von der Ligue nach Hause kamen; die Pariser endlich hatten im Waffenstillstande das Vorgefühl des Friedens gehabt und mit Freude die feierliche Lossprechung des Königs zu St. Denis gesehen. Er war, in weißer Kleidung und schwarzem Mantel, mit glänzendem Gefolge vor die Abtei gekommen und von der Geistlichkeit empfangen worden (25. Juli

*) Die Satyre Menippée läßt den Bischof von Senlis sagen: „Glaubt mir, Ihr werdet einem Narren glauben".

1593). „Wer sind Sie?“ fragte ihn der Erzbischof von Bourges. „„Ich bin der König““, antwortete Henri. — „Was verlangen Sie?“ — „„Ich verlange in den Schooß der heiligen katholischen Kirche aufgenommen zu werden““. — „Wollen Sie Das aufrichtig?“ — „„Ja, ich will und begehre es““. Er kniete darauf nieder und sprach: „„Ich bekenne und schwöre im Angesichte des Allmächtigen, in der katholischen apostolischen römischen Religion zu leben und zu sterben, sie gegen Männiglich mit Gefahr meines Blutes und Lebens zu beschützen und zu vertheidigen, und allen Ketzereien dawider zu entsagen““. Sofort hob ihn der Erzbischof auf, ließ ihn seinen Ring küssen, sprach ihn los, gab ihm den Segen und umarmte ihn. Der König war bei allen, mitunter wunderlichen, Ceremonien in der Kirche die Geduld selbst; nur das Requiem, das man singen wollte, verbat er sich, weil er noch lebe und noch länger zum Glücke seines Volkes leben werde. Der Papst verweigerte zwar noch öffentlich gegen den Herzog von Nevres, welcher ihm weinend zu Füßen fiel, die Lossprechung, gab indessen in der Stille Hoffnung; ebenso erklärten sich zwar die Gouvernenre und Städte der Ligue noch nicht für den König, seine Anhänger fanden aber überall heimliches Gehör, und mehr als seine gewandtesten Unterhändler thaten einige witzige Köpfe für ihn, besonders Pithou durch die Satyre Menippée, worin unter Anderem einem pariser Bürger seine Staatsbemerkungen, sinnreiche Vergleichungen und kräftige Gedanken, unter dem Anscheine von Alltagsgeschwätz und natürlich guter Laune, in den Mund gelegt werden. Nur die Schreckensmänner ruhten nicht, sie schrieen wider Bour-

bon *), dungen Meuchelmörder **), hüteten Paris mit Falkenaugen und Krallen und wollten den Marschall Brissac auf den ersten Verdacht niederstoßen. Sie ahnten geheime Verhandlungen mit dem Könige, der sich, nach seiner Krönung zu Chartres, der Hauptstadt näherte, und drohten mit einer zweiten Bartholomäusnacht. Die rechtlichen Bürger zitterten, der Pöbel war in Wuth. L'Huillier, der Vorstand der Kaufleute, beschwor den Marschall, die Stadt vor Greueln zu bewahren, und der Marschall vertraute ihm, daß er mit dem Könige, welcher große Belohnungen verspreche, unterhandle. L'Huillier billigte die Uebergabe, doch nicht den Verkauf der Stadt, sicherte aber seinen Beistand und die Hülfe der Bürgervorstände l'Anglais ***), Nevet und Beaurepaire zu, worauf auch der Präsident und mehre Mitglieder des Parlements ins Geheimniß gezogen wurden. Das Parlement beschloß, und der Marschall, anscheinend mit Unwillen, handhabte das Verbot, daß bei Todesstrafe nicht über fünf Leute auf der Straße zusammenstehen sollten. Hierauf hatte der Marschall in Begleitung mehrerer Advocaten, der

*) „Debourbonner" war das Losungswort. Die Predigtsammlung von Boucher und die Schriften des Advocaten d'Orleans möchten wol über die Aeußerungen der Parteiwuth nichts zu wünschen übriggelassen haben.

**) Der Pfarrer Aubri und der Jesuitenrector Varade zu Paris leiteten den Königsmörder Barrière, welcher sich dem Dominikaner Bianchi zu Lyon entdeckte und von Leone verhaftet wurde, nachdem der Letztere von Bianchi sein Vorhaben erfahren und ihn gesehen hatte.

***) L'Anglais verhandelte an dem Tage vor der entscheidenden Nacht seine Rechtssachen mit dem Scheine größter Unbefangenheit und Ruhe.

erklärtesten Ligueurs, eine Zusammenkunft mit seinem Schwager, einem Officier Henri IV., wegen eines Rechtsstreites und schied erbitterter von ihm als zuvor, hatte aber wegen der Uebergabe die letzte Abrede mit ihm genommen. Auch sandte er die besten Truppen auf einen Streifzug aus, indeß Bürger an ihre Stelle traten. Plötzlich aber verbreiten sich Nachrichten von Friedensverhandlungen zwischen dem Könige und dem Herzoge von Mayenne, und es wird Verrath geschrieen. Man kommt zu dem Marschall und sagt ihm, daß in der Nacht die Stadt übergeben werden solle. Er ist in Feuer und Flammen, geht sofort zum Herzoge von Feria, welchem er auf seiner Hut zu sein räth, setzt die Truppen in ermüdende Bewegung und begiebt sich auf das Stadthaus. Hier hört er, daß Alles mit Bürgerhauptleuten vorbereitet ist; und kaum leuchten in der Nacht die drei Raketen auf, so öffnen sich die Thore dem Könige (22. März 1594). „Herr Marschall", sagte Henri IV., „es fehlte uns ein Brissac", und hängt ihm die weiße Schärpe um. Die Soldaten thun Niemandem Leides, die Bürger gehen ihren Geschäften nach, selbst die Blutmenschen werden nicht verfolgt *), und die spanischen Truppen haben freien Abzug. Am Abend geht der König zu den Herzoginnen von Nemours und Montpensier, ist mit jener herzlich und fragt diese: „Sind Sie nicht erstaunt, Cousine, daß dieser Tag in solcher Ruhe hingegangen ist?" Die Herzogin Montpensier, den Schatten Henri III. vor Augen, antwortete: „Sire, wir können

*) Es war schon unterm 27. Septbr. 1593 eine allgemeine Amnestie erlassen, welche die Soldaten bei ihrem Einzuge in Paris vertheilten; und es wurden nur etwa 60 bis 80 durch Billets du Roi — welche später Lettres de cachet hießen — verbannt.

nichts Anderes sagen als daß Sie ein sehr großer König sind, sehr holdselig, sehr mild, und sehr großmüthig. Nur Eins hatte ich noch bei der Besitznahme ihrer Stadt Paris gewünscht, daß mein Bruder Mayenne die Brücke niedergelassen hätte, auf welcher Sie gekommen". — „Ventre-saint-gris" (sein Lieblingsschwur), ruft Henri, „Der würde mich solange als möglich haben warten lassen, und diesen Morgen wäre ich gewiß noch nicht hereingekommen". Mayenne behielt in der That noch immer die Waffen in der Hand, als nach und nach die Gouverneure, für reiche Gnaden und Gaben, und die Städte, für große Gerechtsame, dem Könige huldigten, als Dies auch schon der junge Herzog von Guise gethan, und selbst der Herzog von Lothringen Frieden gemacht hatte. Mayenne bot den Spaniern die Picardie an, ward aber von Henri IV. von dort und dann auch aus seiner Statthalterschaft Bourgogne vertrieben, doch schloß er mit dem König in der Folge, nach dessen Lossprechung vom Papst, ab *) und blieb ihm dann mit den Guise'n unverbrüchlich treu.

Nach langen Verhandlungen, durch d'Ossat und du Perron und durch die französischen Cardinäle, bewilligte der Papst endlich die Lossprechung des Königs auf die Bedingungen, daß die königlichen Gesandten für ihn dem päpstlichen Stuhl und der Kirche Gehorsam schwören sollten, daß sie den

*) 23. Septbr. 1595 Waffenstillstand. Im Januar 1596 Friedensschluß, wodurch Mayenne als Sicherheitsplätze Sens, Chalons und Soissons, sein Sohn das Gouvernement Ile de France, doch ohne Paris, erhielt, der König 350,000 Kronen Schulden des Herzogs übernahm und alle seine Anhänger in ihren Aemtern und Würden ließ, wenn sie den Huldigungseid leisteten.

Calvinismus, in Gegenwart des Papstes, abschwören und ein Glaubensbekenntniß ablegen sollten, daß der König in Bearn die katholische Religion herstellen und Bischöfe ernennen sollte (wir wissen, daß der König früher nicht einmal Bauern wegen des Messehörens dort begnadigen konnte), daß er den Prinzen Condé im katholischen Glauben erziehen, und daß er in jeder Provinz, und namentlich in Bearn, ein Kloster bauen ließe. Der Papst setzte sich auf den Thron, in der vollgedrängten Peterskirche, (17. Septbr. 1595), ließ die Gesandten d'Ossat und du Perron vor, erklärte die Lossprechung zu St. Denis für ungültig und nichtig, verhieß aber Verzeihung, ließ das Miserere singen, gab den Gesandten bei jedem Verse Ruthenstreiche und sprach zuletzt das Urtheil: „Durch die Gewalt des Allmächtigen, der seligen Apostel Peter und Paul und der meinigen ertheile ich Henri von Bourbon, Könige von Frankreich, die Lossprechung von den Kirchenbußen, in welche er durch Ketzerei verfallen war.“ Hiernach kam Frankreich in gutes Vernehmen mit dem päpstlichen Hof und verschaffte sich, durch Freundschaft mit Toscana und Venedig Einfluß, in Italien. Es verlor aber darüber seine Verbindung mit den protestantischen Staaten nicht, und wenn auch die Königin Elisabeth seit der Glaubensänderung des Königs kälter gegen ihn ward, so verließ sie ihn doch in dem Kriege nicht, den er an Spanien erklärte (17. Jan. 1595). Henri machte nach dem siegreichen Gefechte bei Fontaine-Française, das 150 Reiter gegen 1500 bestanden, Fortschritte in Franche-Comté, ließ aber auf die Vorstellung der Schweizer, welche ihn lieber zum Freund als zum Nachbar hatten, davon ab; und Marseille ward gewonnen, nachdem sich dort nur wenige

spanische Truppen hatten einschleichen können, weil der türkische Kaiser gedroht hatte, dessen Besitznahme von den Spaniern als eine Kriegserklärung anzusehen. Dagegen verloren die Franzosen Treffen und Städte in der Picardie an die Spanier; selbst Calais, welches die Königin Elisabeth gern gehabt hätte. Sanci sagte ihr: „Wir werden Calais lieber in spanischen als in Ihren Händen sehen". — „„Ich glaube nicht"" entgegnete sie „„daß der König Ihnen aufgetragen hat, gegen mich eine solche Sprache zu führen"". — „Nein, dem König ist nichts theurer als Ihre Freundschaft, aber durch Calais würde er Sie zu seiner Feindin machen, wir könnten dessen Verlust nicht ertragen; und nehmen es die Spanier, so werden wir es ihnen schnell wieder abnehmen". — „„Ich fordere Calais nicht auf immer, sondern nur auf einige Zeit"". — Der Fall von Calais und die Ankunft des Herzogs von Bouillon zu Sanci's Unterstützung brachten die Verhandlungen über ein Bündniß nicht weiter. Der Schatzmeister Cecil sagte ihnen: „Was kann die Königin mehr thun als sie schon thut? Sie greift die Spanier zu Land und Meer an, schickt Truppen nach Spanien, Frankreich und den Niederlanden, und ihre Flotte verheert die spanischen Küsten, sie hat dem Könige mehr als 1,500,000 Thaler Geldes geliehen, hat ihm Truppen gesandt, damit die Spanier nicht nach der Bretagne kommen, und Frankreich von dieser Seite gedeckt sei; nach alle Diesem schickt es sich wol mehr, daß ihr die französischen Gesandten für die geleistete Unterstützung danken, als daß sie von ihr neue begehren". Sie baten zuletzt nur um 25,000 Thlr. und mußten hören, die Quelle, aus welcher soviel geschöpft, sei versiegt, doch 20,000 Thlr. sollten noch

erfolgen. Als sie aber schon Abschied genommen, wurden sie nochmals zur Königin gerufen und von ihr benachrichtigt, daß ihr Minister ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Spanien abschließen solle. Nach demselben (24. Mai 1596) wollten beide Höfe alle Staaten, welche gegen Spanien feindlich gesinnt, zum Beitritt einladen, daß man ein Bundesheer auf gemeinschaftliche Kosten aufstellen möchte; und es ward festgesetzt, daß keiner von beiden Höfen mit Spanien einen einseitigen Frieden schließen, daß jährlich 4000 Mann englische Hülfstruppen sechs Monate hindurch in Frankreich dienen, und daß den gegenseitigen Unterthanen der Handel frei und gleich den einheimischen gewährt sein sollte. Bouillon bewirkte den Beitritt der Generalstaaten zu diesem Bündnisse; nicht so glücklich jedoch war Ancel in Deutschland, wo nur der Herzog von Würtemberg Truppenhülfe bestimmt zusagte. Die Goldfrüchte des Krieges fielen den Engländern, die Dornen den Franzosen zu. Die Engländer nahmen die spanischen Geldschiffe aus Amerika, und selbst Cadix; sie entflammten für Seeabenteuer und Seeruhm, machten das Schiffswesen zu ihrer Hauptkunst, den Seehandel zu ihrem Hauptgewerbe und wurden mächtig auf den Meeren. Die Franzosen verloren durch den Krieg ihren Handel mit Spanien und mußten sich an ihrer Südküste, in Ermangelung eigener Schiffe, von den Toscanern schützen lassen; sie hatten gefährliche Angriffe von Savoyen und von den Niederlanden zu bestehen und halfen einander selbst dabei, wegen der Spannung zwischen Katholiken und Protestanten, nicht zum Besten, sowie auch die Bretagne noch der glühende Herd des Bürgerkrieges war. Alles dieses machte den König zu den Friedensvorschlägen, welche der Papst mit-

theilte, geneigt. Aber Henri IV. wollte doch auch bei der Königin Elisabeth und den Generalstaaten nicht bundbrüchig heißen, und sein Gesandter zu London machte die Eröffnung, daß die Könige ihre Verträge nur unter der stillschweigenden Bedingung schlössen, ihren Nutzen zu verfolgen und ihren Schaden zu vermeiden, daß man daher von dem Könige nicht fordern könnte, den Krieg gegen Spanien lieber mit tausend Gefahren fortzusetzen als einen nothwendigen Frieden zu schließen, sondern daß er genug thäte, wenn er seine Bundesgenossen von seinem Vorhaben unterrichtete und dabei so verführe, wie sie es ihren Interessen gemäß erachteten. Die englischen Minister verwarfen den Grundsatz und behaupteten, Frankreich sei gar nicht in dem angeblichen Nothstande, sondern dürfe, nach seinem und dem gemeinschaftlichen Interesse, die Generalstaaten nicht fallen lassen. Cecil und der Graf von Nassau kamen zum König und trugen ihm ein beständiges Bündniß und, auf die Dauer des Krieges, 11,000 Mann und so viele Schiffe an, als er zum Schutze seiner Küsten und zu seinen Kriegsunternehmungen nöthig haben würde. Der König antwortete: „Frankreich ist verheert, der größte Theil der Länderei liegt wüste, das Volk ist in den langen Kriegen verwildert und räuberisch geworden, die Krone hat kein festes Einkommen mehr, die ganze Verwaltung wimmelt von Misbräuchen, die Grenze ist offen, und ich habe nicht Truppen genug, um sie zu decken: nur der Frieden kann diesen Leiden und Gefahren abhelfen. Ich bitte, meinem Vorhaben bei der Königin und den Generalstaaten Billigung zu verschaffen. Uebrigens wird der Frieden mich nicht verhindern, ihnen ferner zu dienen, wenn sie darin nicht aufgenommen sein wollen; ja der Frie-

den wird mir die Mittel geben, den Generalstaaten Geld zu senden, ohne daß es die Spanier übelnehmen können, weil ich es unter dem Vorwande von Schuldenbezahlung senden kann". Barnevelt, in seinem Gefolge den sechzehnjährigen Gelehrten Hugo van Groot, kam gleichfalls, konnte aber auch den König nicht umstimmen und nur die Zeitbestimmung der Zahlungen aller der Gelder an die Generalstaaten erlangen, welche Henri IV. von ihnen und der Königin Elisabeth empfangen hatte. Die Friedensverhandlungen zu Vervins, unter päpstlicher Vermittelung, fingen mit einem Rangstreite *) zwischen den französischen und spanischen Gesandten an, welcher dadurch beseitigt ward, daß die französischen Gesandten links neben den vorsitzenden Cardinal, die spanischen rechts aber unter den Nuntius sich setzten. Mehr und die meiste Mühe machte die Abfindung mit dem Herzoge von Savoyen, und die Frage über die Markgrafschaft Saluces ward nicht entschieden, sondern dem Papste zum Schiedsrichterspruch anheimgestellt. Endlich schloß man dahin ab (2. Mai 1598): der Frieden von Chateau=Cambresis wird erneuert, alles Eroberte von beiden Seiten zurückgegeben, und wenn die beiden Könige Forderungen an einander machen, so wollen sie dieselben auf gerichtlichem und nicht auf gewaltsamem Wege zur Entscheidung bringen. Das Letztere blieb bloße Redensart, das Erstere ward vollzogen, aber aus dem öffentlichen Kriege doch nur ein geheimer.

Alle französischen Lande, selbst die Bretagne, hatten

*) In einem früheren Rangstreite hatte ein französischer Gesandter den spanischen aus einem feierlichen Zuge hinausgeworfen.

dem Könige gehuldigt, aber seine Gewalt war schwach. Er hatte den bestehenden Zustand, den Besitz als Recht, die Anmaßungen des Adels und der Städte, Freiheiten aller Art, und Jedermann in den, auf welche Weise immer erworbenen, Gütern und Pfründen, Aemtern und Würden anerkennen müssen. Wol mahnte er öffentlich und feierlich zum Vergessen der Vergangenheit und gab das edle Beispiel dazu, wie er denn unter seine Leibwache selbst den Soldaten aufnahm, der ihn bei Aumale verwundet hatte; dennoch blieb der Haß unter den alten Parteien in den Höhen und den Tiefen der Gesellschaft. Mornay ging vom Hofe; Crillon sagte dem König: „Wehe dem kleinen Messer der Herzogin von Montpensier!" an dem Spieltisch, an welchem sie mit ihm saß; und selbst die Edelknaben hatten als Ligueurs und Hugenotten Händel mit einander. Die katholische Geistlichkeit kam nicht aus ihrem Zwiespalt, und der König sorgte auch nicht, daß es geschah, sondern war nur vorsichtig in der Wahl der Bischöfe. Stiftstellen und Abteien machten eine Art Familiengut selbst für Protestanten, und Sully bekam von dem Papste die Bestätigungsbullen für die Seinigen ungesucht und unentgeltlich. Die hohe Geistlichkeit war adelig und wollte die niedere Geistlichkeit, die sich in dem Krieg ihr entzogen hatte und nun zum Theil dem Drucke geheime Umtriebe entgegensetzte, in strenge Zucht nehmen. Das Nothwendigste ward versäumt, der Armuth und Unwissenheit der Landpfarrer abzuhelfen und von dem großen Reichthume der Kirche Verwendungen für angemessenes Einkommen der Landpfarrer und für Dorfschulen zu machen. Statt Dessen ward es schlimmer als zuvor, und in armen Gegenden gab es gar keine Prediger, indem nur

wandernde Mönche deren Stelle versahen. Die Universität Paris klagte bei dem Parlemente die Jesuiten an, daß sie die Urheber der Lehren seien, aus welchen alle Unordnungen im Staate entstanden wären, und daß Spanien sie als Werkzeuge zur Verwirrung in Frankreich gebrauche. Das Parlement, welches das Verfahren wider sie eröffnet hatte, mußte es auf königlichen Befehl einstellen, nahm es jedoch unverzüglich wieder auf, als Henri IV. von Jean Chatel *), einem Zöglinge der Jesuiten, verwundet ward. Sein Beichtvater hatte Kenntniß von seiner meuchelmörderischen Absicht gehabt, auch fanden sich unter den Papieren eines andern Jesuiten Rechtfertigungen des Königsmordes, und das Parlement erkannte, neben Verlust ihrer Güter, auf Verbannung der Jesuiten, als Verführer der Jugend, Störer der öffentlichen Ruhe und Feinde des Königs und Staates. Das Parlement machte überhaupt sein Ansehen geltend und ließ auch an der Wiedervergeltung sich nicht genügen, welche Mayenne wegen der Erwürgung seiner Mitglieder von der Seize geübt, sondern verurtheilte noch vier Mitschuldige zum Galgen, nach welchem auf einem Karren ein Pfarrer und der Henker geführt wurden. Durch solche strenge und schnelle Strafen kam Furcht unter das Volk, und die Ortsobrigkeiten, mit Hülfe der wohlhabenden Bürger, hielten die Städte in Ordnung, sodaß auch Paris fast ohne Besatzung in Ruhe blieb. Die Parlemente benahmen sich gleichfalls in den Sachen zwischen Katholiken und Protestanten mit Vorsicht,

*) Chatel hatte durch Selbstbefleckung seine Einbildungskraft und seinen Verstand zerrüttet. Sein Vater, ein achtbarer Kaufmann zu Paris, ward gefoltert und verbannt, obgleich er nicht den mindesten Theil an der Schuld des Sohnes hatte.

und zu Paris vertrugen sich nicht allein die dortigen mit den von Tours zurückgekehrten Parlementsgliedern, sondern die sonst eifrigsten Ligueurs stimmten nun am schonendsten für die Protestanten.

Gegen neue Finanzverordnungen machte das Parlement Vorstellung, fügte sich indeß dem Willen des Königs, der bei solch einer Gelegenheit sagte: „Machen Sie es mit mir wie mit einem Mönch, ich fordere, wie dieser, nur Nahrung und Kleidung. Mein Tisch ist wahrlich nicht mit köstlichen Gerichten besetzt, und meine Kleidung sehen Sie selbst". Das Louvre glich, in dem Verfalle seiner Prachtsäle und Geräthe, eher einem Soldatenhause als einer königlichen Wohnung, und Henri konnte noch immer sagen, was er den Bauern sagte, die sich mit Lebensmitteln nach dem belagerten Paris einschleichen wollten, und denen er sein bischen Silbergeld und die Freiheit gab: „Der Bearner ist arm, hätte er mehr, so bekämt Ihr mehr". Die Domainen waren großentheils veräußert oder verpfändet, die Gefälle und Abgaben waren in den Händen von Hauptpächtern, welche ihre Unterpächter, in mehren Abstufungen, hatten, und Sully behauptet, daß von 150 Millionen Staatseinkommen nur 25 Millionen dem Schatze berechnet wurden. Jener kam im Staatsrathe mit dem Herzoge von Epernon bis zum Schlagen, da sich der Letztere das Brandschatzen nicht nehmen lassen wollte. Der Großherzog von Florenz und der Herzog von Würtemberg u. A. hatten wegen Schuldforderungen ihre Finanzverwaltungen in Frankreich. Man wußte nicht, wieviel man schuldig war; man mußte die Schulden der Valois und der Ligue übernehmen und täglich neue Schulden machen. Der König wollte die Finanzverwirrung endigen, berief in

dieser Absicht die Notablen nach Rouen (1596) und sagte in der Eröffnungsrede: „Ich habe Sie um mich versammelt, um ihren Rath zu vernehmen, um mich auf ihn zu verlassen, um ihn zu befolgen, kurz ich begebe mich unter ihre Vormundschaft. Dazu pflegen sonst die Könige, die Graubärte, die Sieger wenig Lust zu haben; aber mich läßt es die heiße Liebe zu meinen Unterthanen, die innigste Sehnsucht, zwei schöne Benennungen meinem Königsnamen beizufügen, leicht und ehrenvoll finden". Die Notablen hatten den besten Willen, den Wirrwarr der Finanzen aufzulösen, aber verwickelten sich darin und fühlten bald, daß nur allmälig die Ordnung hergestellt werden könnte. Sie erkannten sehr richtig, daß die Finanzen einer Controle bedürften, und die mittelbare Besteuerung vor der unmittelbaren den Vorzug verdiene; aber sie waren unglücklich in der Wahl der Mittel: ein ständischer Ausschuß sollte mit dem königlichen Finanzrathe verwalten, und ein Sou von dem Livre bei jedem Waarenumsatz im Großen und im Kleinen, ausgenommen bei dem Kornverkehre, gesteuert werden. Alles Dieses half dem treubewährten Jugendfreunde des Königs und vertrautesten Rathe Sully, sich der Finanzen zu bemächtigen. Er verstand sich als Artillerieofficier auf das Rechnen, und als Gutsbesitzer auf die landwirthschaftliche Verwaltung; bei seinem wissenschaftlichen Sinne wollte, und bei seinem eisernen Fleiße konnte er den verwickeltsten Sachen auf den Grund kommen, und dem lebhaften Könige hatte er sich gewöhnt von den Lagen der Dinge klare, allgemeine Uebersichten zu geben. Er war bereits der Schrecken der Finanzleute in mehren Provinzen gewesen, hatte dort die Rechnungen und die Kassen nachgesehen, und die Einnahmen, von den

Haupterhebungen herab bis zu ihrem Ursprunge, mit scharfem Auge verfolgt. Er war durch die Rechnungsverdunkelungen, die Absetzung rückständiger Einnahmen aus den Vorjahren von den Einnahmen und Zahlungen des laufenden Jahres, und durch die Anrechnung der Geldsendungen an den Schatz aus den Vorjahren als Zahlungen für das laufende Jahr nicht zu täuschen gewesen. Er hatte genaue Auskunft, Nachweisungen, Belege gefordert und nach denselben Zusammenstellungen von Dem, was erhoben und gezahlt worden, und Abrechnungen gemacht, deren Ergebniß vorläufig war, daß er mit 1½ Millionen baaren Geldes von dieser Untersuchungsreise zurückkam. Er war wol nicht, wie man selbst dem Könige sagte, mit dem Scharfrichter an der Seite und einem Haufen geschlossener Finanzleute hinter sich gereist, aber die peinlichen Gerichte hatte er doch gegen den Unterschleif von Staatsgeldern zu Hülfe genommen, und diese, die Untersuchung mit der Folter anfangend, erkannten gewöhnlich auf Todesstrafe. Noch später gebrauchte er auch eine Erfindung aus der Schreckenszeit, die sogenannten Feuerkammern (chambres ardentes), als außerordentliche Gerichte zur Verfolgung von Finanzverbrechen *) und kam erst spät davon ab, und zu der Ueberzeugung, daß ein solches Verfahren mehr Schaden als Nutzen brächte, daß die blutige Strenge wider kleine Betrüger desto größeres Mitleiden erregte, jemehr die Straflosigkeit der großen Betrüger, unter dem Schutze des Hofes und des Königs selbst, ein böses Beispiel gab und zugleich die Meinung von seinem Ansehen und von seiner Denkart schwächte. Furcht

*) Zuerst 1581 gebraucht.

und rechtliche Leute brachte er aber in die Finanzverwaltung. Bei den Notablen hatte er sich als den Mann geltend gemacht, welcher den Staatshaushalt am besten kannte und zu führen fähig sei, und der Finanzrath verließ auf ihn sich ganz, ward aber bald beseitigt. So fing er nun an, den Staatshaushalt wie seinen eigenen Gutshaushalt zu verwalten, setzte die Einnahmen in Gewißheit und entwarf eigenhändig die Vorschrift zur gleichmäßigen Aufstellung der Rechnungen. Die alten Rückstände wurden erlassen, aber die laufenden Einnahmen streng beigetrieben; jedoch erhielten die Steuerpflichtigen dadurch Erleichterung, daß ihre Anzahl durch die Aufhebung von einer Menge Adelsbriefe, die während der Unruhen ertheilt worden waren, sich vermehrte, und daß die Grundsteuer herabgesetzt ward. Er verfuhr nach dem Grundsatze, daß der Bauer bei seinem Hofe erhalten werden müsse, oder, wie er sagte, daß Ackerbau und Viehzucht die beiden Säugbrüste des Staates seien. Er nimmt, bei seinen Begünstigungen des Ackerbaues, den wissenschaftlichen und dichterischen Landwirth Olivier von Serres zu Hülfe, welchen dreimalige Kriegszerstörung seiner Landwirthschaften von neuen Anlagen nicht abschreckt, und dessen Schrift über den Landbau *) eine Art landwirthschaftliches Gesetzbuch wird. Getreide soll nicht ausgeführt werden. Der Handel bleibt sich selbst überlassen, bekommt aber durch Weg- und Brückenbau Hülfe, und durch Abstellung willkürlicher Belastung einige Erleichterung. Ueber die Staatsschulden soll ein strenges Gericht ergehen, auf die nachdrücklichen Vorstellungen von Paris wird aber das Verfahren gemildert. Viele überflüssige, wenn-

*) Théâtre d'agriculture.

gleich erkaufte, Dienststellen werden aufgehoben, und Dasselbe geschieht mit den Unterpachtungen. Es bedarf hiernach kaum der Erwähnung, daß sogleich nach dem Frieden die Truppen möglichst beschränkt wurden und sich hüten mußten, Veranlassung zu geben, daß Erpressungen bei Bürgern und Bauern zu den Ohren des Königs kamen, der sonst mit den Worten auffuhr: „Ventre-saint-gris, bei meinem Volke übel hausen ist bei mir selbst übel hausen". Eine gefährliche Verlegenheit entstand noch daraus, daß den alten Feinden des Königs die großen Schenkungen (über 30 Millionen) gehalten werden mußten, welche ihnen vertragsmäßig bewilligt waren; daß nun seine alten Freunde ihnen nicht nachstehen wollten, und Henri IV. in seiner Herzlichkeit ihnen große Verwilligungen machte, die er wol bereute, aber aus Ehrgefühl nicht zurücknahm. Sully hatte den Muth, den kühnsten und mächtigsten Männern, den begünstigtsten Frauen die Zahlung zu verweigern, und wider sie und den König geltend zu machen, daß erst die nothwendigen Staatsausgaben bestritten werden müßten, bevor Schenkungsgelder gezahlt werden könnten, und stellte dadurch die Ordnung in dem Haushalte, die Ausgleichung der Einnahme und Ausgabe her.

Dem Frieden mit Spanien war die Befriedigung des protestantischen Bundes gefolgt. Der König hatte wol sein Betragen gegen die Protestanten, nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirche, nicht geändert, und sie waren mehr als artig gewesen *); auch hatten sie an seiner Schwester und

*) Die Rocheller gaben dem kleinen Cäsar, Gabrielle's Sohne, Herzoge von Vendome, 60,000 Franken Tafelgelder. „Zuviel für seine Mützchen!" scherzte Henri IV.

an Sully mächtige Stützen bei ihm; aber ein Theil des Adels zog sich von ihnen zurück, weil die katholische Kirche leichte und reiche Versorgung der Kinder anbot; sie konnten nicht mehr, wie früher, unter den katholischen Pfarrern und Gemeinden Anhänger werben, weil der katholische Lehrbegriff festbestimmt war, und die Bischöfe strenge Aufsicht hielten, auch bei Ruhestörung den Beistand der Parlemente hatten, weil ferner die Protestanten zu ihrer Verbreitung den Reiz der Neuheit und die von dem plötzlichen Aufschwunge der Gewerbsamkeit erhaltene Hülfe verloren hatten; sie mußten dagegen den öffentlichen Gottesdienst der Katholiken, sowie Mönche und Bischöfe und die großen Mittel der katholischen Kirche, auf das Volk zu wirken, unter sich zulassen. Der König war von ihnen zu ihren Gegnern übergetreten; die Gnaden und Gaben seines Thrones empfingen ihre alten Feinde; sie fühlten sich bedrängt und schwebten noch in Furcht. Daher beriethen sie sich auf ihren Tagsatzungen, verwandten die öffentlichen Gelder und die Kriegsmannschaft nicht zu dem königlichen Dienste, sondern auf ihr Bundeswesen, und blickten für den äußersten Fall auf Zufluchtsörter in Kanada. Schon verfochten sie ihre Sache in Schriften, besonders durch Constant, und waren des Rufes eines Bouillon, Tremouille ins Feld gewärtig. Der Augenblick einer möglichen Ausgleichung zwischen Protestanten und Katholiken, die Macht und die Mittel einer Verbesserung der gallikanischen Kirche zur Wiedervereinigung der Protestanten mit ihr waren verloren. Henri IV. konnte den protestantischen Bund so nicht fortgehen lassen, ohne alle königliche Gewalt über ihn aufzugeben, und er konnte ihn

35

auch nicht zu sprengen versuchen, ohne das Blut seiner alten Waffengefährten zu vergießen, ohne sich in alle Gefahren eines neuen Bürgerkrieges zu stürzen, und ohne sich wahrscheinlich in den ungleichen Kampf mit der mächtigen Königin Elisabeth einzulassen, wobei er nicht einmal auf die gehässige Hülfe von dem sterbenden Philipp II. (13. Septbr. 1598) hoffen durfte. Die Protestanten wollten einen Vergleich wol eingehen und erboten sich, jeden Staatsdienst zu leisten, aber sie forderten nicht blos völlige Unabhängigkeit ihres Kirchenwesens von aller Einmischung der Staatsgewalt, sondern auch, zu seiner Gewähr, Selbständigkeit ihres Gemeinwesens und Waffenrecht. Ein solcher Vergleich beeinträchtigte die Einheit der Staatsgewalt und ließ eine Bundesgewalt neben dem Throne, wennauch auf niederer Stufe und im Schleier, stehen; er war für Katholiken und Protestanten kein Vergleich, sondern die entschiedenste Absage und Trennung; er brachte nicht weiter als man zu Anfange des Bürgerkrieges gewesen war, und gab sich selbst das schlechte Zeugniß, daß er nicht auf Vertrauen, sondern auf Mistrauen gegründet sei. Die alten Grundursachen des langen Bürgerkrieges: ein ungeheures Landeigenthum in todter Hand, ein bettelhafter Zustand der niedern Geistlichkeit, eine gänzliche Vernachlässigung des Volksunterrichtes, die verwahrlosten Sitten, blieben und zeigten, daß die ganze Blutarbeit vergeblich gewesen sei. Vor ihr suchte und fand das damalige Geschlecht, in Ermattung und in Schauder versetzt, Ruhe, aber die Furcht vor ihr verschwand nicht. Die Schlußhandlung zur Herstellung des innern Friedens war der Vergleich, welchen der König nach langen Verhand-

lungen *) mit den Protestanten abschloß und durch das Edict von Nantes (13. April 1598) bekannt machte. Sie sollten zu allen Staatsämtern gelangen können und an allen öffentlichen Anstalten, Schulen, Krankenhäusern u. s. w. theilnehmen; sie sollten den öffentlichen Gottesdienst dort, wo ihn das Edict von Poitiers zugestanden, und im übrigen Reiche stillen Gottesdienst haben, auch die Ehen durch die Trauung ihrer Geistlichen volle bürgerliche Gültigkeit erhalten; sie sollten in bürgerlichen und peinlichen Sachen nur vor gemischten Gerichten zu Recht stehen, das Recht der Tagsatzung und der Besteuerung für ihre Gemeindeausgaben, und auf acht Jahre den Besitz der ihnen eingeräumten Sicherheitsplätze haben. Die Protestanten behaupteten sofort: „Das Edict gründet sich auf unsere Uebereinkunft mit dem Könige. Wenn es auch nicht in der Form des Vertrages bekannt gemacht ist, so sind selbst mehre Verträge mit auswärtigen Mächten nur in Form von Edicten bekanntgemacht, und es bedarf also der Form des Vertrages nicht, um als solcher gültig zu sein; aber es ist nicht blos ein einfacher Staatsvertrag, sondern es ist ein Grundvertrag zwischen Fürst und Unterthanen, der nicht einseitig aufgerufen, oder auch nur geändert und ausgelegt werden darf". Bei den Katholiken, und namentlich von du Perron, ward dagegen die Meinung verbreitet: Das Edict von Nantes sei

*) Von königlicher Seite unterhandelten Jeannin, de Thou, Schomberg und ein protestantischer Pfarrer Calignon; von protestantischer Seite Constant, la Mothe, Cases und Chamier, Professor zu Montauban, ihr gelehrtester Kirchenlehrer, aber zugleich der grimmigste Widersacher des Papstthums. — Eben damals schrieb Mornay, Gouverneur zu Saumur, wider den Antichrist.

dem Könige nur durch die Umstände abgenöthigt, es sei weder mit den Ständen noch mit den Notablen berathen, und also kein Reichsgesetz, sondern eine einfache königliche Verordnung, welche jeden Augenblick zurückgenommen werden könne. Wilde Glaubenseiferer gingen noch weiter, und es wurden häufiger Mordanschläge wider den König entdeckt. Er sandte das Edict auch nicht sogleich an das Parlement, sondern ließ erst darauf vorbereiten, konnte aber doch nicht vermeiden, daß, mit Zuwirkung der Geistlichkeit und der Universität, gegen die Einregistrirung Vorstellung gemacht wurde. Das Parlement fügte sich indeß *).

Um diese Zeit ließ der König wegen seiner Ehescheidung zu Rom unterhandeln und gedachte sich mit Gabrielle **) zu vermählen. Sie hatte ihm liebenswürdige Kinder gegeben, die Höflinge huldigten ihr als Gebieterin und nannten die Kleinen Prinzen; aber die rechtlichen Bürger von Paris murrten, wenn sie mit der Pracht der Königin an Henri IV. Seite erschien, die Ehrenmänner am Hofe tadelten seine Schwachheit laut und behandelten sie verächtlich, weshalb auch Sanci in Ungnade fiel. Sully strich den Prinzentitel für ihre Kinder in den Ausfertigungen, welche ihm vorgelegt wurden, und wohnte einem Auftritte bei, wo Gabrielle die gekränkte Geliebte und Mutter bei Henri IV., gegen einen vergrollten und herrischen Minister, geltendmachen wollte,

*) J. J. 1599. Der König sagte, wenn die Herren Parlementsräthe das Edict nicht wollten, so wollten sie Krieg und möchten sich schlagen, er hätte dazu keine Lust. Er sei der gute Hirte und müsse alle seine Schafe gut hüten.

**) Nach ihrem Scheinehemanne heißt Gabrielle Liancourt, als erklärte Geliebte Herzogin von Beaufort; der König nannte sie öffentlich ma maitresse, und sich selbst ihren Ritter.

aber nachgeben mußte, als der König seiner selbst mächtig wurde und mit den Worten aufstand: „Lieber will ich zehn Maitressen als einen Freund verlieren". Von der Vermählung ließ er sich jedoch nicht abbringen, obgleich ihm Sully sagte: „Sie wollen dadurch den Verwirrungen vorbeugen, welche bei dem größten Unglücksfalle, mit welchem der Himmel Frankreich heimsuchen könnte, entstehen möchten (Condé, der muthmaßliche Thronfolger, war noch ein Kind, und Soissons ein sehr unruhiger, wunderlicher Kopf); aber erwägen Sie, daß unter den Kindern von Gabrielle weit mehr Zwietracht ausbrechen würde als unter den Prinzen vom Geblüte. Sollte der älteste, im doppelten Ehebruch erzeugt, je auf den französischen Thron gelassen werden, so feierlich er immer zum Thronerben erklärt werden möchte? Das wäre gräulich. Er hätte weniger Ansprüche auf den Thron als der jüngere, der nur im einfachen Ehebruch erzeugt ist. Ihre nachfolgenden Kinder würden mehr Recht haben. Aber würde der Ehrgeiz der Prinzen weniger zu fürchten sein, würden sie nicht, mit dem Anrufe der alten Gesetze und Gebräuche des Reichs, die Großen und das Volk in Aufruhr bringen". Sully hatte hierin die Königin und den päpstlichen Stuhl, welche die Ehescheidung, aber nicht eine solche Vermählung wollten, für sich, er hatte, wie gewöhnlich, die andern Minister Jeannin und Villeroi wider sich, und der König ward durch die nicht ebenbürtige Vermählung des Connetable Montmorency zur Nachfolge ermuntert. Aber die junge Herzogin von Montmorency starb plötzlich, und plötzlich starb auch Gabrielle (10. April 1599), welche, nebst dem Kind unter ihrem Herzen, fürchterlich entstellt war. Die Aerzte urtheilten nach der Leichenöffnung, daß sie am Schlagflusse ge-

storben sei. — Nachdem zu Rom die Ehescheidungsgründe zulässig befunden *), und Untersuchungscommissäre ernannt waren, erfolgte die Trennung der Ehe, und der König verlobte sich. Er gab die eigenhändige Versicherung an Sully, und Dieser zerriß das Papier. „Bist Du närrisch!" rief der König, dem Sully zur Antwort gab: „Wollte Gott, ich wäre es allein in Frankreich!" Darauf schrieb Henri ein neues Eheversprechen und brachte es der schönen Henriette. Er wußte, daß ihr Vater, Graf d'Entragues, ein alter spanischer Söldling war, welcher mit seiner Frau, der Maitresse Charles IX., sich noch mit Spionerie und geheimen Umtrieben abgab, und er hatte die verächtliche Familie verbannt, aber doch, auf die reizende Schilderung des Grafen d'Auvergne von seiner Halbschwester Henriette, der Neugierde nicht widerstehen können, sie zu sehen. Henriette entsprach der elterlichen Schule vollkommen, und der König, obgleich greisen Haares, benahm sich als jugendlicher Liebhaber, ließ von ihr sich wegen seiner unköniglichen Verkleidungen hofmeistern und ungeheure Zahlungen, ja endlich das Eheversprechen abschmeicheln und abtrotzen. Nun erschien sie als erklärte Maitresse **); der Vater aber tobte

*) 10. Aug. 1599. Die Ehescheidungsgründe waren, daß die Königin Marguerite zur Heirath gezwungen worden wäre, welches sie beschwor und neun Zeugen erklärten, ferner daß der König und sie im dritten Grade verwandt wären und keine Dispensation gefordert hätten, und daß Beide auch in geistlicher Verwandtschaft ständen. Von den wilden Ausschweifungen der Königin war die Rede nicht. Sie erhielt die Bezahlung ihrer Schulden, eine reiche Apanage, leistete dem Könige gute Dienste, war bei der Krönung der neuen Königin und blieb zu Paris.

**) Marquise de Verneuil.

laut: „Wehe dem Könige, wenn er der Ehre eines Edelmannes keine Genugthuung giebt und meine Tochter nicht heirathet".

Diese Familie suchte besonders, durch Schmeicheleien und Geschenke, der Herzog von Savoyen für sich zu gewinnen, als er nach Paris kam, um den König zur Verzichtleistung auf Saluces zu bewegen; aber es glückte dennoch mit Saluces nicht. Indeß hörte er so laute Klagen über den König, bemerkte eine solche Spannung unter den Ministern, sah eine solche leidenschaftliche Erbitterung bei den Bouillon's, Epernon's und allen Partrien und fand soviel Bereitwilligkeit bei dem stürmischen Marschall Biron, daß er glaubte, im Einverständnisse mit dem spanischen Gouverneur von Mailand und in Hoffnung auf spanische Hülfe, sich im Besitze von Saluces behaupten zu können. Er hatte die französischen Minister nicht getäuscht: sie endigten die endlosen Verhandlungen durch eine Kriegserklärung, der König ließ von Henriette sich nicht abhalten, ins Feld zu ziehen, Sully's treffliche Artillerie that ihre Wirkung, und der Herzog ward zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen (Lyon, d. 17. Jan. 1601). Spanien vermochte Letzteres durch Kriegsdrohung nicht zu verhindern und ertrug die Antwort des Königs: „Wenn es mir gefällt, so bringe ich in das Herz der spanischen Staaten". In dem Lager ward er auch bewegt, seine Einwilligung zu seiner Vermählung mit Maria von Medici zu geben *). Er hatte so lange nach häuslichem

*) Henriette hatte vorzeitig ein todtes Kind geboren, und das Eheversprechen des Königs war ihr unter der Bedingung gegeben, daß sie mit einem Sohne niederkäme. Es ward nun für ungültig angesehen.

Glücke geseufzt und konnte es nun an der Seite einer schönen jungen Gemahlin, welche Geschmack hatte und ihm bald einen Sohn gab (27. Septbr. 1601), finden. Doch er klagte nach den Flitterwochen, daß sie verdrossen und ärgerlich sei. Daran aber war er selbst nicht wenig Schuld, weil er, kaum zu Paris mit ihr angekommen, auch schon seinen Umgang mit Henrietten, welche kurz vor der Königin auch mit einem Sohne niederkam, wieder anfing. Ihr Vater zeigte das Eheversprechen öffentlich und kündigte sich als den Vertheidiger und Rächer seiner verrathenen Tochter an; ihr Sohn, hieß es, sei der wahre Thronerbe, der Sohn der Königin aus Ehebruch erzeugt; Biron ward aufgefordert, an die Spitze der Misvergnügten zu treten; Spanien setzte seine alten Hebel in Frankreich in volle Bewegung und erwartete nur den Ausbruch der Unruhen, um noch mehr zu thun. Der Verkehr war wegen verletzten Gesandtenrechts zu Madrid von französischer Seite aufgehoben. Biron war, auf dem Feldzuge nach Savoyen, von Sully, den er öfter in große Gefahr brachte, durchschaut worden; er ward daher beobachtet und, um ihn von Paris zu entfernen, erst nach England gesandt, wo der Graf Esser eben hingerichtet worden war, und wo ihm die Königin auftrug, seinem Herrn in ähnlichem Falle gleiche Strenge zu empfehlen; dann nach der Schweiz, wo er das erneuerte Bündniß *) nicht sowol abzuschließen als zu feiern hatte. Als er endlich in sein Gouvernement Bourgogne zurückkehrt, sollen die Unruhen

*) 21. Jan. 1602. Das Bündniß enthielt gegenseitige Gewährleistung des Besitzstandes, Gestattung der französischen Werbung bis auf 16,000 Mann im Kriegsfall, und die jährliche Zahlung von 25,000 Thalern von Frankreich.

ausbrechen, es erhebt sich ein Geschrei über die Abgabe des Sou vom Livre, und über die Zwinger, welche der König in allen Landen anlegen lassen soll; aber Henri IV. bereist die bewegtesten Lande, sagt, er wolle sich nirgend als in den Herzen seiner Franzosen festsetzen, hebt die gehaßte Abgabe auf und findet das Volk überall gutwillig und ihm ergeben. Lafin, ehemals sein Gesandter zu London, übergiebt ihm den Vertrag, von Biron's eigener Hand, zwischen dem Marschall und dem Herzoge von Savoyen, entdeckt ihm den ganzen Gang der geheimen Umtriebe, wobei er selbst den Unterhändler zu Turin und zu Mailand gemacht hat, nennt alle Mitwissenden, alle Anschläge und Hülfsmittel und Diejenigen, auf welche man gerechnet hat, unter denen auch Lesdiguieres, Tremouille, Montmorency und selbst Sully sind. Die klaren Beweise gegen die Verräther machen die Anklagen gegen die Freunde glaubhaft, Wahrheit und Lüge sind ineinandergewebt, damit Henri IV. die bewährtesten Freunde gleich den erkannten Verräthern, unter welchen auch der Bruder von Henriette, behandle. Sein Herz bleibt gegen Sully frei von Argwohn, und er gesellt ihn den Ministern Bellièvre und Villeroi bei, welche die Untersuchung haben. Biron wird gefordert und soll Verzeihung haben, wenn er sein Vergehen von selbst gesteht. Er thut es nicht und wird mit dem Grafen von Auvergne verhaftet. Das Parlement eröffnet eine dreifache Untersuchung: wegen verrätherischer Begünstigung des Herzogs von Savoyen in dem letzten Kriege; wegen geheimer Umtriebe, in Einverständnisse mit Spanien und Savoyen den Sohn Henriette's zum Dauphin zu erklären; und wegen des versuchten

Aufruhrs. Der Ausgang dieser Untersuchung konnte nicht zweifelhaft sein. Das Uebel wäre bei allen seinen Wurzeln ergriffen und fortgeschafft worden, aber ein strenges Gericht auch, nicht ohne Verlegenheiten für den König, über die Familie d'Entragues ergangen. Das wollte Henri IV. nicht; er schlug die zweite Anklage nieder, und die Hauptverbrechen, welche durch gerichtliche Offenkundigkeit den größten Unwillen erregt, und deren Bestrafung die heilsamsten Folgen gehabt haben würden, blieben im Dunkel. Die Hinrichtung seines glänzenden Waffengefährten, des Marschalls Biron (30. Juli 1602), als Majestätsverbrechers, ward zum Aergernisse neben der Begnadigung des Grafen d'Auvergne. Dieser versprach, sich ferner von Spanien brauchen zu lassen, um Alles dem Könige zu verrathen. Die Misstimmung stieg, als man den König wieder mit Henriette umgehen sah, die, selbst in seiner Gegenwart, auf Kosten der Königin Possen trieb und ihr Haus zum Herde der Meuterei machte. Als er gefährlich erkrankte, unterhandelte ihre Familie geradezu mit Spanien, und er konnte nun doch nicht vermeiden, dem Parlemente die Untersuchung aufzutragen, welches sie mit Schonung führte und die Grafen d'Entragues und d'Auvergne als Majestätsverbrecher zur Hinrichtung verurtheilte; Henriette sollte bis zur weiteren Untersuchung in der Abtei Beaumont unter Aufsicht gehalten werden. Sie ward indessen nach wenigen Wochen freigesprochen, und die Strafe des Vaters in Verweisung auf die Güter, des Bruders in gefängliche Haft verwandelt.

Alle diese Vorgänge steigerten die Erbitterung des Königs gegen Spanien. Er hatte auf ein zärtliches geheim-

nißvolles Schreiben der Königin Elisabeth *) Sully zu ihr geschickt, welchem sie den Plan mittheilte, das (spanische und deutsche) Haus Oestreich zu schwächen, und die europäischen Staaten in ein solches Machtverhältniß zu bringen, daß sie sich das Gleichgewicht hielten. Sully hatte über dem Rechnen seine kühne normannische Einbildungskraft und in dem Dienste eines katholischen Königs seinen protestantischen Sinn nicht verloren, er gab sich Gedanken und Hoffnungen von einer allgemeinen Ordnung hin **), welche Villeroi seine Phantasien nannte, und mit denen die Pläne der englischen Königin, durch die Idee des europäischen Gleichgewichts (die auch den Mathematiker ansprach), entweder nahe oder völlig zusammenkamen. Henri IV. ergriff solche Ideen mit seinem dichterischen Gefühle. Nach dem Tode der Königin Elisabeth (3. April 1603), sandte er Sully an Jacob I. mit einer eigenhändigen Anweisung, welche er selbst versiegelte, nachdem er sie ihm vorgelesen hatte. Sully

*) — Vous ce très-cher frère que j'aime et honore plus que chose au monde, duquel (afin de vous dire le fond de ma pensée) j'admire les vertus incomparables et surtout la valeur dans les armes, la civilité et courtoisie envers les dames; aussi ai-je quelque chose de conséquence à vous communiquer, que je ne puis écrire, ni confier à aucun des vôtres, ni des miens. 1601. Elisabeth war zu Dover, Henri IV. zu Calais.

**) Die französischen Archive sind dadurch sehr unvollständig, daß die abgehenden Minister ihre Registraturen mit sich auf ihre Güter nahmen. So verfuhr auch schon Sully. Seine Memoiren sind selbst in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht von ihm, sondern nur nach seinen Papieren entworfen. Sie sind die Arbeit seiner Secretäre, und es ist zu wenig zu erkennen, was von ihm selbst, so wie es ist, und was mehr oder weniger von Andern ist, sodaß die Eigenthümlichkeiten seiner Meinungen sich daraus nicht mit Bestimmtheit entnehmen lassen.

schilderte dem großbritannischen König, in vierstündiger Unterredung, die Machtverhältnisse und die gegenseitige Stellung aller europäischen Staaten und setzte ihm den Plan zu einem Bunde auseinander, welcher Frankreich, Großbritannien, die protestantischen Staaten in Deutschland, Schweden und Dänemark gegen das Gesammthaus Oestreich vereinigen sollte. Er berechnete die Wahrscheinlichkeit, dem deutschen Hause Oestreich die Kaiserkrone, und dem spanischen die deutschen und italienischen Lande zu entziehen. Er fügte die Hoffnung hinzu, daß Venedig, andere italienische Staaten, und selbst Savoyen in den Plan eingehen würden, wenn man ihren Ehrgeiz aufregte. Zuletzt stellte er sich, seiner Anweisung gemäß, dem Könige sein Herz aufzuschließen. Er klagte über den harten Stand, welchen die Protestanten, den Katholiken gegenüber, in Frankreich hätten, und bat den König, sie und die reformirte Religion unter seine Obhut zu nehmen, er sei dafür zu jedem Opfer bereit und werde der treueste Anhänger des Königs sein. Der König umarmte ihn und bewilligte das Bündniß (Hamptoncourt, d. 30. Juli 1603). Die beiden Könige wollten sich gemeinschaftlich bei Spanien verwenden, daß es Holland in Ruhe ließe, oder ihm billige Bedingungen zur Rückkehr unter seine Hoheit gewährte; sie wollten die Generalstaaten nicht fallen lassen, sondern sie mit Geld und Mannschaft unterstützen; die Mannschaft sollte England stellen, die Kosten davon Frankreich tragen; würde England oder Frankreich deswegen von Spanien angegriffen, so wollte Frankreich 10,000 Mann Hülfstruppen, oder im andern Falle England 6000 Mann Hülfstruppen geben; würden sie Beide angegriffen, so wollten sie gemeinschaftlichen Krieg

führen, Frankreich mit 15 bis 20,000 Mann und einer Galeerenflotte, England mit 6000 Mann und zwei großen Flotten. Stürbe einer der Könige, so wollte der andere der verwaisten Familie mit Rath und That beistehen. In Folge dieses Vertrages sandte Jacob I. 6000 Mann den Generalstaaten zu Hülfe. Spanien fing an, die Folgen seiner amerikanischen Eroberung und seines Gewaltmisbrauchs zur Geistesbedrückung zu fühlen, es wagte sich, bei seiner Schwäche, nicht in den Krieg und reizte das nun mächtigere Frankreich dazu, durch geheime Beunruhigungen, doch immer mehr auf. Sully hatte nicht ohne Grund geklagt, daß die Protestanten von den Katholiken in Frankreich bedrängt würden. Die Jesuiten waren dahin und in ein vergrößertes Besitzthum zurückgekehrt, nachdem der König von dem Cardinal Toledo gute Dienste zu der päpstlichen Lossprechung erhalten und, auf einer Reise nach Metz, mehre ausgewanderte Jesuiten mit Wohlgefallen kennen gelernt hatte. Er machte den einnehmendsten, Pierre Cotton, zu seinem Beichtvater, gab seinen alten Freund Mornay der öffentlichen Beschimpfung des Bischofs du Perron preis *), und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre auch Sully gestürzt worden. Villeroi bot in der Stille die Hand dazu und hatte die alten Hebel der Ligue in seiner Gewalt, wodurch er früher den Verbindungen Biron's auf die Spur gekommen war. Sully hatte zu gleichem Zwecke den Herzog von Epernon gebraucht und

---

*) Mornay hatte zu einer öffentlichen Unterredung aufgefordert. Du Perron wies ihm einige unrichtige Anführungen in seiner angefeindetsten Schrift zu Fontainebleau i. J. 1604 nach, nannte das Verfälschung, verwirrte ihn durch witzige und künstliche Wendungen und brachte zugleich Schimpf und Gelächter über ihn.

that fortdauernd mit ihm vertraut. Man machte dies Verhältniß mit Epernon, seine Freundschaft mit den Guise'n verdächtig, man nannte ihn das Haupt der Protestanten und fragte: „Was wird werden, wenn ein solcher Mann sich an die Spitze der Misvergnügten stellt, der den Schatz, das feste Zeughaus, und die Bastille untersichhat? Wen wird man dem Großmeister der Artillerie entgegensetzen können?" Alle Feinde des harten, starren Ministers wachten auf; Spottlieder, Flugschriften, geheime Anklagen, verdächtige Gerüchte drangen zum Könige, der gegen Sully kälter und kälter ward. Sully ertrug Das nicht lange, sondern schrieb an den König und fertigte die Vorwürfe kurz und verächtlich ab. Sie sehen sich, Henri IV. nennt ihm seine Ankläger, giebt ihm die Denkschriften, in welchen Sully verdächtig gemacht ist, und welche von ihm laut gelesen werden, und fragt ihn: „Was halten Sie davon?" — „„Ich kann von meinem Erstaunen nicht zurückkommen, nicht über die Bosheit der Menschen, über diese kann ich nichts mehr zulernen, sondern darüber, daß diese Papiere auch nur einen Moment den Blick eines großen Königs aufsichgezogen haben, und daß die Herren, die uns ohne Zweifel aus der Ferne beobachten, noch nicht die Verachtung und den Unwillen gesehen haben, den dieselben Ihnen einflößen — — — Durch die Freundschaft, womit Sie mich ehren, haben Sie mein Herz dem ihrigen ähnlich gemacht, und ich habe mich nicht gefürchtet, unter einem großmüthigen König edelmüthig zu sein. Da haben Sie das Geheimniß meiner Einverständnisse mit dem Herzoge von Epernon. Er hatte mich in Ihrer Gegenwart beleidigt, und ich ward sein Vertheidiger bei Ihnen. Ich wollte ihn von

schlechten Streichen abhalten und ihn für Sie gewinnen. Aber ich bin weder sein Freund noch sein Gewährsmann. Man wirft mir vor, das Haus Guise zu beschützen, aber hat nicht ihre große Seele Alles dafür gethan? Ich habe nur gesorgt, Ihnen Die treu zu erhalten, die Sie sich durch ihre Milde erworben hatten, und, um Alles zu sagen, Sie und mich den Preis unserer Mühe nicht verlieren zu lassen. Man sagt, ich mache mir eine Partei unter den Protestanten, und ich habe denselben nur gezeigt, wie man seinem Glauben treu bleiben und mit Liebe einem katholischen Könige dienen kann; ich habe unaufhörlich die Zusammenkünfte der Protestanten getadelt, geradezu mit dem Herzoge von Bouillon gebrochen und die Zänkereien und Aergernisse von Tremouille und selbst von Mornay gemißbilligt. Ich soll auch nach Volksgunst gestrebt haben. O mein König, den Vorwurf räume ich ein, aber um ihn mit Ihnen zu theilen — — hat man Ihnen denn verschwiegen, daß sie das Volk segnet, besonders auf dem Lande? — — Wie, ich hätte den Schatz meines Herrn angefüllt, seine Zeughäuser ausgestattet und an allen seinen großen Staatsverbesserungen theilgenommen, um mir die Mittel zu verschaffen, ihn zu entthronen? — welches Anzeichen von Wahnsinn habe ich gegeben, um mir ein solches Vorhaben zuzutrauen? — Ist es denn so gewöhnlich, in seinem König einen Freund zu finden?“ — Sully wollte sich im Drange seines Gefühls zu des Königs Füßen werfen. „Was machen Sie“, sprach Dieser, „bedenken Sie nicht, daß wir beobachtet werden? Sähe man Sie knieen, so würde man glauben, daß ich Ihnen verziehen hätte. Ach, Freund, Sie haben mir zu verzeihen, daß ich etwas Unruhe, Unruhe und nicht eigent-

lich Mistrauen gehabt habe". Der König nahm Sully an den Arm, ging mit ihm zu den Hofleuten und sagte ihnen: „Ich liebe Rosny mehr als je, und zwischen ihm und mir gilt es für Tod und Leben." Sully beruhigte nun die Protestanten, auf ihrer Tagsatzung zu Chatelleraut, wo mancher Feuerkopf wol von einem freien Bundesstaate wider den Teufelsbund des Antichrists oder wider das Thier in der Offenbarung Johannis *) sprechen mochte, und wo der Herzog von Bouillon die Gemüther erhitzen ließ. Zugleich gab es aber in dem Süden Aufregungen, worüber folgendes Gespräch des Königs mit dem spanischen Gesandten Aufschluß giebt. „Ihr Secretär" sagte Henri IV., „ist in Unterhandlungen mit meinen Unterthanen ertappt worden, um Ihrem Herrn eine meiner wichtigsten Städte (Marseille) zu überliefern, Allem zuwider, was die öffentliche Treue eines Königs, der sich meinen Freund nennt, erfordert. Ich habe ihn zugleich mit dem Verräther Mairargues (einem Edelmann aus der Provence und Eigenthümer von zwei Galeeren) verhaften lassen müssen, um ihre Meuterei, mittelst der Verhöre, völlig zu erfahren. Ich werde indeß nicht leiden, daß man Qualen über ihn verhänge und die Gesandtenrechte verletze; aber sind diese Gesandtenrechte unbeschränkt? Wenn die Gesandten als unverletzliche Personen betrachtet werden, so müssen sie auch von ihrer Seite das Völkerrecht nicht verletzen, die Unterthanen des Fürsten, bei dem sie angestellt sind, nicht zu Verräthern machen und nicht Verschwörungen gegen seinen

*) In Mornay's Geschichte der Päpste, v. J. 1611, steht ein Zerrbild mit der Deutung der apokalyptischen Zahl 666: paVLo V, VICe Deo.

Staat und sein Leben, unter dem Schleier von Frieden und Freundschaft, einleiten". Der Gesandte erwiederte: „„Die Hülfe an Mannschaft, Geld, Geschütz und Kriegsvorräthen, welche Ew. Majestät den Aufrührern (den Holländern) wider meinen Herrn und die Erzherzöge, gegen den feierlichen Friedensvertrag von Vervins, geben, rechtfertigen meine Annahme der Anerbietungen von Franzosen für diese Fürsten. Es ist in den Unterredungen, welche ich mit Mairargues gehabt habe, nur von seiner Beförderung nach Flandern die Rede gewesen. — Seit dem Frieden von Vervins hat Ew. Majestät verschiedene Unternehmungen sowol gegen die Städte meines Herrn als des Erzherzogs eingeleitet. Sie hat auch geheime Einverständnisse zum Sturz des spanischen Thrones gehabt; Das beweisen die Aussagen Derer, mit denen diese Einverständnisse unterhalten wurden, und welche ihr Leben an dem Galgen geendigt haben. La Broderie, der Resident Ew. Majestät bei den Erzherzögen, hat sein Möglichstes gethan, um die Minister und bedeutendsten Männer zu verführen. Ich bitte daher, meinen Secretair freizulassen, wenn Ew. Majestät nicht will, daß ich Sie der Verletzung der Vorrechte meines Amtes bezeuge, eine Verletzung, welche die schwerste Beleidigung für meinen Herrn ist"". Der König entgegnete: „Nach dem Betragen der spanischen Gesandten gegen mich seit dem Frieden von Vervins kann ich auf Ihre Freundschaft nicht im mindesten rechnen. Diese Ueberzeugung hat mich desto sorgsamer gemacht, Diejenigen vor dem Verderben zu bewahren, welche sie Aufrührer nennen, und desto eifriger also auch die Gelder zurückzuzahlen, welche mir von ihnen, während dieses Krieges, geliehen waren. Ich habe ihnen weder Geschütz

noch Kriegsvorräthe gegeben, aber mehre meiner Unterthanen, welche an das Lager gewöhnt und bei mir unthätig waren, haben unter den Fahnen der Generalstaaten, oder des Kaisers, oder selbst der Erzherzöge Dienste genommen. Man schlägt sich auch in Flandern gar nicht für Glaubenssachen, sondern für Staatssachen. — Ich leugne nicht, daß ich die Unterthanen Ihres Herrn zu gewinnen gesucht habe, um mich für die Meutereien zu entschädigen, welche er und seine Minister täglich gegen mich anspinnen; aber nie habe ich dazu meine Gesandten gebraucht". — Hatte er Dieses wirklich nicht gethan, so that er es doch sogleich nach der Freigebung des spanischen Gesandtschaftssecretairs, und es wurden Einverständnisse seines Gesandten zu Madrid, in der Festung Pamplona, entdeckt. War man hier nur noch einen Schritt von offenem Kriege entfernt, so war man es in Italien, durch den Streit zwischen dem päpstlichen Stuhl und Venedig, gleichfalls; und kam es zum Kriege, so konnte der Herzog von Bouillon, zu Sedan, gefährlich werden. Er hatte wol, unter Begünstigung der Königin und Villeroi's und durch Verwendung der Schweizer, den König zu versöhnen gesucht, aber dabei nicht geruht, den deutschen Protestanten und den Schweizern die gehässigste Schilderung von ihm zu machen, um sie von ihm abzuwenden. Der König kam und nahm schnell das für unbezwinglich gehaltene Sedan; Bouillon bat um Verzeihung und fand die alte Freundschaft. Frankreich war beruhigt und konnte seiner Vermittelung zwischen dem Papst und Venedig Nachdruck geben. Beide Theile hatten sie gewünscht. Für den Papst rüstete zwar Spanien; er fürchtete aber, daß die Franzosen und ihr Henri IV. den Waffenklang nicht würden hören

können, ohne dabeisein zu wollen, und Henri IV. ließ in der That bei den Schweizern, wegen der Werbung von 6000 Mann, Eröffnung machen. Er vergalt immerfort mit Treue die Dienste, welche ihm Venedig anfangs geleistet, und sagte den Gesandten, welche ihm seinen Schuldbrief von einer Million zum Geschenk überreichten: „Hier ist mein Degen, er wird stets für Venedig bereit sein". Doch benahm sich Frankreich in dem Vermittelungsgeschäft als unbetheiligt und brachte es glücklich zu Ende (im April 1607). Zu Rom stieg der französische Einfluß, sodaß er über die Papstwahl entschied, und der französische Gesandte mußte dort durch den glänzendsten Prachtaufwand die höchste Vorstellung von der französischen Macht erregen. Zu gleicher Zeit erhielt der Gesandte zu Venedig die Anweisung, dort vorzustellen, daß Venedig die spanische Einmischung in Graubündten und die Besatzung des Veltlin nicht dulden möge, weshalb auch an den Papst geschrieben worden sei; ferner, daß in Kurzem Waffenruhe zwischen Spanien und den Generalstaaten eintreten werde, wodurch Spanien freie Hand gewinne, seine Macht, wohin es wolle, zu wenden; und daß bereits behauptet werde, sie würde gegen die Berbarei gerichtet werden, um einen Uebergangspunkt aus Spanien nach seinen italienischen Landen zu erwerben; es sei dann mit Vorsicht weiterzugehen und für ein geheimes Bündniß mit Frankreich zu stimmen, welches die gegenseitige Erhaltung des Staatsbestandes, die Vertheidigung der gemeinschaftlichen Interessen und der allgemeinen Ruhe zum Zwecke habe; man sei von französischer Seite geneigt, die dazu geeigneten Bedingungen einzugehen, und es sei die gegenseitige Bundeshülfe zu verabreden; der Papst werde dem

Bündnisse hoffentlich beitreten, oder wenigstens nichts dawider haben, und andere italienische Staaten würden gern darin aufgenommen sein. Alles dieses sei bei günstiger Gelegenheit vorzutragen und werde nur von dem Eifer für das Gemeinwohl eingegeben. Frankreich sei in einem so blühenden Zustande, daß es andern Staaten nützlich sein könne, ohne ihrer Hülfe zu bedürfen.

Aus Spanien aber tönte das dumpfe Angstgeschrei der Mauren herüber, welche nur die schauderhafte Wahl zwischen Auto-da-fé und Verbannung hatten. Sie flehten das Erbarmen des Königs an, daß sie, die unglücklichsten Flüchtlinge, vor dem Grimm ihrer spanischen Landsleute und ihrer alten muselmännischen Glaubensgenossen eine Freistätte in Frankreich finden dürften. Es ward verweigert, um bei den Katholiken keinen Anstoß zu geben. Dagegen ward mit den Generalstaaten ein Bündniß geschlossen (Haag, d. 23. Jan. 1608), um ihre Rückkehr unter spanische Hoheit zu verhüten. Sie hatten bereits einen Waffenstillstand geschlossen, unterhandelten weiter, und der Vortheil war offenbar auf ihrer Seite, wenn sie Spanien Ehrenrechte und ein mäßiges Jahrgeld zugestanden, und wenn sie dagegen die Anerkennung der Landesverfassung und den freien Handel nach der pyrenäischen Halbinsel und beiden Indien gleich den Spaniern erhielten. Ihre Staatsmänner fürchteten, daß ihre glücklichen Kriegsmänner der Freiheit gefährlich werden könnten. Von England war auf Hülfe nicht mehr zu rechnen, weil es mit sich selbst schon zu sehr beschäftigt war, sowie mit dem Streite zwischen dem Ernste der Sittenzucht, des Gewerbfleißes und der Wissenschaftlichkeit, und der Leichtfertigkeit des hoffärtigen Wesens, des leeren Schau-

gepränges und eines phantastischen Staatsrechts. Frankreich hatte nie öffentlich unterstützt und die Geldsendungen nach dem Nothstande abgemessen. Es that jetzt mehr, doch mit Vorsicht: es verhieß in dem Vertrage, den Frieden zu veranlassen und ihn dann zu gewähren, darauf wider jede angreifende Macht 10,000 Mann Hülfstruppen, auf seine Kosten, zu stellen und zu erhalten, auch nach den Umständen noch mehr zu thun. Die Generalstaaten verbanden sich ihrerseits zu 5000 Mann Hülfstruppen für Frankreich. Erstere verlangten hiernach, unter französischer und englischer Vermittelung, daß der spanische Hof die Unabhängigkeit ihres Landes anerkenne, was er abschlug; sie forderten freie Schiffahrt nach Indien, was er wol zulassen, aber nicht beurkunden wollte. Dagegen forderte er freien katholischen Gottesdienst von ihnen, was sie durchaus verwarfen. Man vereinigte sich endlich über einen zwölfjährigen Waffenstillstand (11. Jan. 1609) auf die Grundlage des bestehenden Besitzes. Spanien behielt nur die Ansprüche, und die Generalstaaten erhielten die Sache. Sie erkannten die großen Dienste, welche ihnen Jeannin, der französische Hauptbevollmächtigte dabei, geleistet hatte, und sie mußten, in der bleibenden Furcht vor Spanien, sich an Frankreich anschließen, welches sich künftig, im Rechte der Gewährleistung des Vertrages, ihrer öffentlich annehmen konnte.

Friede und Ruhe war nun in und um Frankreich, aber in dem Hause seines Königs herrschte der Unfrieden. Die Verhältnisse mit seiner Gemahlin trübten sich durch die Gunst, in welcher bei Henri IV. von neuem Henriette stand, und in welche andere ihres Gleichen traten. In seinem leichten Tone ging er so weit, daß er einst den kaiserlichen Gesandten

fragte: „Hat ihr Herr Maitressen"? — von Jenem aber zur Antwort erhielt: „Wenn er solche Schwachheiten hätte, so würde er sie wenigstens verbergen". Sein Beispiel war nur zu verführerisch. Selbst die alten Graubärte am Hofe spielten die Liebhaber und nannten sich selbst das artige Geschmeiß (vers galants). Die Umgangssprache am Hofe hatte anfangs Gedrungenheit, Nachdruck und herzergreifenden Ton in dem Munde der heldenmäßigen und der tiefwissenschaftlichen Männer bekommen, welche noch in die schwersten Arbeiten des Krieges und Friedens, und in die gefährlichsten Umstände verwickelt waren. Doch bald gingen der Klingklang unempfundener Gefühle, die bunte Verbilderung gedankenleerer Erzählung und die verkünstelten Schmeichelworte aus den Unterhaltungen mit Frauenzimmern in die männlichen Unterredungen über. Dem Könige vor Allen sagte man, gleich der gefeiertsten Geliebten, die schönsten Sachen, und er hatte sie und rührende Auftritte gern, aber weder die Hofceremonie des Knieens noch die öffentliche Lobpreisung *). Er schien nur natürlich und hübsch zu sprechen, er sprach aber, aus Welterfahrung und Menschenbeobachtung, mit der Gewalt eines großen Gemüths; und seine Nachahmer verfielen in weibliche Schwatzhaftigkeit und Tändelei. Man hatte die Artigkeit gegen die Frauenzimmer im Munde, behielt jedoch den Stock für die erwachsenen Töchter und selbst für die Frauen in der Hand. Es suchte

---

*) Er unterbrach auf seinen Reisen die Redner mit ihren hochtrabenden Beglückwünschungen unverzüglich. „Agesilaus, König der Lacedämonier" — „„Ich kenne Agesilaus, er hatte schon gegessen, und wir wollen es eben erst thun"".

das junge Volk eine Ehre in wilden Ausschweifungen und in Raufereien *); und der König drohte vom Throne herab den Strang Denen, welche sich schlügen, am Hofe drehte er aber den Rücken Denen zu, welche sich nicht schlugen. Die alten Blutmenschen und Giftmischer waren noch nicht ausgestorben, und der König konnte vor ihnen desto weniger verwahrt werden, je mehr, in steigender Ueberreizung, er Schmeichlern und Maitressen sich hingab und warnende Freunde von sich entfernte. Man entdeckte immer neue Bosheiten und Mordanschläge, und er ward immer argwöhnischer, aber zu seinem und nicht seiner Feinde Schaden. Zugleich wurden die Stunden häufiger, in welchen seine Heiterkeit sich in Schwermuth, bis zu Thränen, verwandelte. Ahnungsvoll rief er oft: „Sie werden mich morden!" und der unerschrockene, alte Kriegsmann bebte, wenn er in einen Wagen stieg. Aus diesen Schrecknissen flüchtete sein Herz zu den Kindern und in die Natur. Sein Gegner bei Fontaine-Française, der castilische Connetable, traf ihn auf der Erde kriechend, indem der Dauphin auf ihm ritt. „Sind Sie Vater?" fragte er — „„Ja, Sire"". — „Nun so kann ich den Ritt vollenden". Er hatte zu Fontainebleau und bei andern Lustschlössern seine Landwirthschaften, die er selbst betrieb; hier freute er sich der Saaten und der Heerden und meinte, im Nothfalle würde er sich als Landmann schon ernähren können.

Diese königliche Liebhaberei benutzte Serres zur Anlegung von Musterwirthschaften und von einem Pflanzengarten, zu Versuchen mit neuen Fruchtarten und veredelter

*) Man wollte von 4000 Zweikämpfen in einem Jahre gehört haben.

Obstzucht, besonders aber zur Aufmunterung und Verbreitung der Maulbeerpflanzungen und Seidenzucht. Der König schenkte eigenhändig eine goldene Aehre dem Bauer, dessen Ackerbestellung ihm gefallen hatte. Die Klöster wetteifern in den besten Garten- und Feldanlagen. Die Steuereinnehmer werden die Beschützer der Steuerpflichtigen gegen Bedrückungen, welche deren Steuerkräfte zu Grunde gerichtet haben würden, um sich der Verfolgung, wegen Duldung von Steuerrückständen, zu entziehen. Sie berichten bei Unglücksfällen der Steuerpflichtigen sofort auf Abgabenerlaß und erhalten ihn. Die Taille wird immer mäßiger und milder gemacht. Die ganze Landwirthschaft nimmt sich auf, die Felder werden abgemarkt und, bei vermehrtem Viehstamme, besser gedüngt und bestellt; es werden Ausrodungen und Entwässerungen mit königlichen Vorschüssen und Kosten gemacht, Wege *) und Brücken für den Marktverkehr gebaut; die Getreidepreise sinken bei den immer reicheren Ernten, aber der Werth des Grundeigenthums hebt sich. Indeß haben doch nur eigentlich die großen Wirthschaften Erfolg, für die Dorfgemeinden blieb der Staatsschutz zu schwach, die Belastung mit öffentlichen, gutsherrlichen und kirchlichen Leistungen, überhaupt alle Willkür zu gewaltig, und die Nothwendigkeit, das Reichsgesetz wegen Ausnahme des Ackergeräthes bei den Auspfändungen zu erneuern, beweist, wie man mit ihnen umging. Am wenigsten kam es Sully in den Sinn, den Edelleuten Rechte zu nehmen und sie den Bauern zu geben, wozu er übrigens gar

---

*) Das Volk nannte in seiner Dankbarkeit die Bäume, welche an den Wegen gepflanzt wurden, Rosnybäume.

nicht selbst ein so eifriger Edelmann zu sein brauchte. Er hatte ganz andere Verhältnisse als das klare Eigenthum, er hatte die, an die Großen der Ligue und an die Protestanten ertheilten, königlichen Zugeständnisse von Provinzialgewalt zu schonen, und er that unglaublich viel durch die nicht blos erlassene, sondern auch gehandhabte Verordnung, daß keine Steuerhebung ohne gesetzliche Vorschrift geschehen solle, und durch die Befolgung des Grundsatzes, daß die Landsteuer nicht vermehrt, sondern vermindert werden müsse.

Die städtische Gewerbsamkeit folgte dem Aufschwunge der Landwirthschaft, die Abgabe von einem Sou vom Livre, eine Nachahmung der spanischen Alcalvala, hätte stören können, weil sie dieselbe Waare mehrmals traf, aber die großen Städte beriefen sich auf ihre Steuerfreiheit, es gab, in Bezug auf sie, überall Händel, und sie ward abgeschafft. Eine andere Störung hätte daraus hervorgehen können, daß die Gewerbsamkeit nicht für den Prachtaufwand arbeiten sollte, als sie für den Kriegsbedarf nicht mehr arbeiten konnte. Der König wandte sich verächtlich von geputzten Herrchen ab und erließ Aufwandsverbote und Kleiderordnungen; doch das Verbotene geschah desto mehr. Auch ließ der König Seidenweber aus Italien, und Wollweber aus den Niederlanden kommen, die er in ihren Werkstätten besuchte. Der bürgerlichen Gewerbsamkeit war es nachtheilig, daß sich das bürgerliche und das adelige Vermögen getrennt hatten; sie hob sich am meisten zu Paris, welches königliche Bauten verschönerten. Es ward auch an dem Canal von Briare, zur Verbindung der Seine und Loire, gearbeitet und an die Vereinigung beider Meere gedacht.

schen Moment des Streites bezeichnet. Die Städte hatten sich in den Kriegen übervölkert, konnte nun das Uebermaß ihrer Volksmenge auf das platte Land strömen, so hatte Sully recht, denn die Gewerbe konnten nicht in ordentlichen Stand kommen, wenn nicht zuvor der Landbau dazu gelangte, und die Verminderung der städtischen Bevölkerung, zum Besten der ländlichen, wäre offenbarer Gewinn gewesen; aber die städtische Uebervölkerung konnte nicht auf das platte Land abströmen, weil sich Freigüter kaum finden ließen, und weil die ärmsten städtischen Tagelöhner mit den adeligen Bauern nicht tauschen mochten. Man mußte das Misverhältniß zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerung also dulden, und der König that wohl, die Gewerbsamkeit zu befördern. Den Hauptvortheil hatte jedoch wieder Paris davon, welches nun mehr heraufgekünstelt ward, aber von der großen Masse der anerkannten Staatsschuld den doppelten Schaden hatte, daß sein bürgerliches Vermögen in schwindelnde Werthberechnungen gerieth, und daß die Mengen der Staatsgläubiger und Geldreichen sich von Erwerbarbeiten entwöhnten. Gute Ordnung und ein gutes Recht bestand weder in Paris noch in den übrigen Städten, am wenigsten für den gemeinen Mann, und konnte, unter solchen Umständen, dort nicht bestehen.

Sully war mit den Finanzen in fester Ordnung. Er rechnete mit Gewißheit auf ein Staatseinkommen von 26 Millionen Livres, und es verbesserte sich dasselbe jährlich, weil es jährlich mit den Domainen, mit dem Steuervermögen und mit dem inneren und äußeren Verkehre besser ward. Er mußte von dem Einkommen in den Provinzen

etwa 6 Millionen abrechnen und aus dem Schatze 16 Millionen zahlen lassen *); andere Ausgaben, wenn sie nicht höchst nöthig, wies er rauh und hart ab, oder auf die Privatkasse des Königs. Die Ausgaben in Bezug auf die Staatsschulden wurden durch mancherlei Umschläge und durch Herabsetzung des Zinsfußes, der überhaupt fast auf 6% herabsank, sehr vermindert. Die Staatsämter ließ der König von den Vätern auf die Söhne gelangen, und Sully machte eine Finanzspeculation aus der Ertheilung von solchen Anwartschaften. Auf das Kriegswesen verwandte er die meisten Kosten **) und sorgte zuerst für eine Krankenanstalt bei dem Heere. Doch ward auch ein Museum und die königliche Bibliothek ausgestattet, das College royal und eine Ritterschule zu la Fleche errichtet, das schöne Krankenhaus Saint-Louis gestiftet, und das Hotel-Dieu verbessert. Am Ende jedes Jahrs ward der Rechnungsschluß gemacht, und der Ueberschuß des Schatzes in der Bastille niedergelegt ***).

Die ganze Staatsverwaltung ging ihren ruhigen Gang.

---

*)

Zinsen von der Staatsschuld . . .	3,592,000	Livres
Pensionen	2,080,000	—
Gehalte	5,000,000	—
Kriegswesen	5,100,000	—
Seewesen	336,000	—

Die Mark feinen Silbers ward zu 20 Livres ausgeprägt; der Scheffel Weizen galt 22 Livres.

**) Die Kriegsrüstungen i. J. 1609 betrugen 20 Millionen.

***) Es fanden sich i. J. 1610 in der

Bastille baar	22,460,000	Livres
und an die Geistlichkeit, die Pächter und Geschäftsleute waren verliehen .	41,073,000	—
die gesammte Ersparniß betrug daher	63,533,000	Livres.

Der Sinn und die Muße wandten sich den Wissenschaften zu. Bouillon, Chiverni, Villeroi blickten auf ihr stürmisches und thatenvolles Leben zurück und schrieben Denkwürdigkeiten. Jeannin wollte das Leben Henri IV. selbst schreiben. Der geistvolle und boshafte Brantôme machte den Lobredner der guten alten Zeit unter Catherine von Medici und trieb Spott unter dem Scheine von Artigkeiten. Jaques Auguste de Thou erhob sich zur Würde eines Geschichtschreibers und führte als Mann den Wunsch des Jünglings aus, die allgemeine Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Er schrieb sie lateinisch, also mit gefesselter Hand, welche die Uebergänge, die Verbindungen durch allgemeine Ideen schuldig bleibt, aber mit Wahrheit und Urtheilschärfe, und es funkelt sein Rechtsgefühl, sein Seelenadel hervor, wie wenn sie in Diamant gegraben. Er bildete mit Jeannin und den Cardinälen d'Ossat und du Perron *) den gelehrten Rath des Königs, durch welchen Casaubon nach Frankreich gezogen wurde, aber der Vorbote Fenelon's, François de Sales, Bischof von Genf, nicht von der Heimkehr in seine savoyischen Thäler abgehalten werden konnte. An dem kirchlichen Streit über die Gnadenwahl, den göttlichen Beistand zur Seligkeit, worüber der Papst eine Untersuchungscommission niedersetzte, nahmen die französischen Geistlichen keinen bemerkbaren Antheil. Der schon genannte Pierre Pithou vollendete die gründliche Abhandlung über die Freiheiten der gallikanischen Kirche. Jerome Bignon fing seine großen Arbeiten in der Rechtswissenschaft an. Loisel kehrte und wandte den

*) Du Perron brachte seine Dichterhuldigungen der schönen Gabrielle dar.

Verordnungswust, um ihm ein System abzugewinnen. Etienne Pasquier suchte die Rechtssprache zu säubern. Auf die alten Classiker ward ungeheurer Fleiß verwandt. Praktischer war es, daß Sully gute Mathematiker und Ingenieurofficiere anzog, denen bald Descartes, Schüler aus la Fleche, dann Officier, folgte. Für jetzt wurden die Mathematik und Naturwissenschaften nur erst gelernt und nicht erweitert, während die Engländer darin schon Gewaltschritte machten. Ambroise Paré war ein berühmter Wundarzt, aber die Aerzte wurden von Montagne für ein Uebel gehalten, mit dem man die Krankheit nicht noch vermehren müsse, und er ließ, schwerleidend, keinen von ihnen zu. Die schönen Wissenschaften huldigten dem Geschmack und der Lust des Hofes. Die Worte wurden glatt und zierlich, am meisten bei Malherbe, welcher sich nach Horaz bilden wollte und zuweilen Gefühlswärme, aber nie Begeisterung hatte. Regnier athmete Wollust, unter rauschendem Beifalle. Liebeslieder glückten vor allen, und es fing sich die eigenthümlich französische galante Literatur zu bilden an; noch sind Anklänge von denen übrig, welche Bertaud, Bischof von Senez, neben frommen Liedern, dichtete, und die zärtlich schwärmüthige Romanze „Charmante Gabrielle", man glaubt von Henri IV. selbst, ward ein Volkslied. Das Schauspiel ahmte, sonder Glück, das griechische nach und borgte, auch sonder Glück, Schakspeare's riesenhafte Darstellungen der Gemüthsgestalten neuerer Zeit; es ward kein Spiegel eines Volkes, das zu den schönsten Gefühlen und kühnsten Gedanken sich erhebt, aber es ward auch kein Nothbehelf eines Volkes, das Lust und Liebe an einem falschen Leben verschwendet, weil es sie an dem wirklichen Leben nicht hat

und nicht haben kann; doch neigte es sich mehr zu diesem Nothbehelf als jenem Spiegel hin. Eine Gedankensperre gab es nicht. Der Papst verbot zwar die Geschichte de Thou's, der König sagte aber öffentlich, daß er die Ausgabe und den Verkauf des Werkes befohlen habe; und die Protestanten hatten die vollkommenste Preßfreiheit und misbrauchten sie dreist, da sie nur vor gemischten Gerichten darüber in Untersuchung gezogen werden konnten. Die Katholiken schonten sie gleichfalls nicht und konnten selbst dieses Streites wegen das Verbot Henri II. gegen protestantische Bücher nicht halten. Mit den schönen Künsten ging es wie mit den schönen Wissenschaften: der Hofmaler Martin Fréminet war wol ein Schüler von Michel Angelo Buonarotti, aber je üppiger ein Bild war, desto mehr Liebhaber fand es, die Zeichnung und Farbengebung mochte übrigens immerhin fehlerhaft sein. Simon Vouet bildete sich erst unter den Meisterwerken Italiens zum Künstler und zum Stifter einer Malerschule. Die Musik beachtete der König Henri IV. nicht, und sie kam nicht in Aufnahme; Das geschah dagegen mit der Baukunst, die er liebte.

So war in dem Landbau, dem Gewerbe, dem Handel, in der Kunst und in der Wissenschaft Frankreichs Gedeihen, aber nicht volles und nicht einträchtliches Gedeihen. Das Volk ward wieder heiter, wie sein Himmel, aber seine junge zahllose Brut schwärmte stürmisch auf. Die gelehrten und die mächtigen Leute beobachteten sich argwöhnisch und verfolgten, wenn sie konnten, einander. Der König hatte unaufhörlich verdrießliche Mittlergeschäfte und gefährliche Erholungen. Ein auswärtiger Krieg konnte die überzähligen Arbeitshände fortschaffen, die Gemüther der Franzosen in

dem Gefühle des Ruhmes vereinigen und dem Könige selbst in der Unruhe des Lagers Ruhe geben. Man wünschte Krieg und bereitete ihn vor. Jeannin blieb, auch nach geschlossenem Waffenstillstande zwischen dem spanischen Hof und den Generalstaaten, in Holland, wo der Prinz Moritz den neuen Ausbruch des Krieges nicht erwarten konnte. Währenddessen wurden die Verhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen immer lebhafter und führten endlich zu dem Vertrage, daß man i. J. 1610 mit einem gemeinschaftlichen Heere, von mehr als 30,000 Mann, nach Mailand ziehen wollte, welches Land für den Herzog von Savoyen erobert werden sollte; und daß alle Fürsten zum Bundesbeitritt aufgefordert werden sollten, welche die Fortschritte der spanischen Macht gehemmt zu sehen wünschten. Henri IV. befahl seinem Gesandten zu Venedig, zu erklären, daß er die italienischen Staaten zu einem Bündnisse wider Spanien zu vereinigen suche. Frankreich sagte hier geradezu: „Wir wollen von Spanien erobern, weil Spanien früher von Euch erobert hat"; und Frankreich vergaß auch dabei sich selbst nicht; es wollte wenigstens Savoyen haben. Zugleich ward in Deutschland, das mitten in seinem hundertjährigen Bürgerkriege befangen war, auf ähnliche Weise verfahren. Die Häuser Pfalz und Brandenburg waren, wegen der Erbfolge in Jülich und Berg, mit dem Hause Oestreich in Rechtsweiterung und führten an den Höfen Klagen über das Benehmen des kaiserlichen Hofes dabei. Henri IV. verhieß ihnen sofort nicht blos seine guten Diensten bei dem Kaiser, sondern auch Waffenhülfe, und ließ unverzüglich Truppen in der Champagne zusammenziehen. Er beschickte auch die Zusammenkunft der Protestanten zu Schwäbisch-Hall mit der

Botschaft: Er habe nichts mehr am Herzen als den Frieden und die Freiheit von Deutschland, weshalb er auch sogleich, nach der Weise seiner Vorfahren, zum Beschützer sich erklärt habe, als er bemerkt, daß sie angetastet werden sollten. — Er wolle nur, daß Deutschland, dieses Bollwerk des christlichen Freistaates, einen glücklichen Frieden hätte, und daß die Fürsten, seine Freunde und Verbündeten, bei ihren Rechten blieben; dawider könnte auch Niemand etwas ausrichten, wenn sie sich, nach der Weise ihrer Vorfahren, fest an das Bündniß mit Frankreich hielten. Diese Erklärung geschah öffentlich, aber insgeheim ward eröffnet, daß sie nimmer in Sicherheit sein würden, wenn das Haus Oestreich die Kaiserkrone besäße, und daß dasselbe aus dem Reiche schwer zu schaffen wäre, solange der König von Spanien und die Erzherzöge die festen Plätze behielten, vermittelst deren sie die Kurfürsten umklammerten, und aus denen sie nach Jülich und Berg und in die protestantischen Lande, trotz allen Bundeswerkes (der sogenannten Union), bringen könnten; daß die verbündeten Kurfürsten sofort die Einleitung machen müßten, um die Kaiserkrone auf ein anderes Haus zu bringen; daß der König sie dabei mit gehöriger Macht unterstützen würde, um die Städte zu nehmen, welche Spanien an der Maas besitze; daß er nöthigenfalls die Holländer in die Waffen bringen und den König von England zu Gunsten des Bundes stimmen würde. Nach diesen vertraulichen Mittheilungen war an der Aufrichtigkeit des Königs Henri IV. in Bezug auf seine Hülfsleistung nicht zu zweifeln, weil man seiner Eroberungsabsicht an der Maas gewiß war und seinen geheimen Wunsch auf die Kaiserkrone vermuthen konnte; man schloß daher mit ihm ein Bündniß ab (Schwäbisch-Hall,

d. 11. Febr. 1610). Henri IV. hatte es nunmehr in seiner Gewalt, als Hauptmacht oder als Hülfsmacht wider das Haus Oestreich in Italien und in Deutschland, immer aber als das Haupt eines vielverzweigten Bundes zu kriegen. Dem spanischen Gesandten sagte er auf dessen Vorstellungen: „Ich werde nicht auf so schönem Wege stehen bleiben, sondern meinen Verbündeten helfen" *). Und doch hätte er beinahe um eines aufblühenden Mädchens willen Frieden gehalten. Die Tochter des Connetable Montmorency kam an den Hof und entzückte den König durch ihren Liebreiz, ihre Natürlichkeit und durch den herzlichen und frommen Sinn, womit sie dem Helden und dem Beglücker Frankreichs, oder eigentlich einem Zauberbilde ihrer Phantasie, huldigte. Henri IV. hatte nur noch Augen für die Liebenswürdigkeit der jungen Prinzessin und nicht mehr für die künstlichen Reize, er umflatterte sie, und seine Aufmerksamkeiten schmeichelten ihrer Eitelkeit. Der junge Condé sollte sie heirathen, ließ aber durch seinen Vormund de Thou dem Könige seine Bedenken wissen und erhielt dessen Wort, daß er nichts zu fürchten habe. Er ward indessen schon unter der Vermählungsfeier wieder mistrauisch und entfernte alsbald die Neuvermählte vom Hofe; als er darauf den Befehl erhielt, sie zurückzuführen, nahm er sie hinter sich auf das Pferd und flüchtete mit ihr nach Brüssel. Auf diese Nachricht benahm sich Henri IV. wie ein verzweifelter Liebhaber und schickte sogleich nach Brüssel, um sie durch Bitten und durch Drohungen ausgeliefert zu erhalten, oder um sie entführen zu

*) Früher hatte er dem Könige von Spanien schon sagen lassen: er würde den A... früher im Sattel als der spanische König den Fuß im Steigbügel haben.

lassen; welches indessen Beides misglückte. Auf ein päpstliches Schreiben für die Erhaltung des Friedens erklärte er dem Nuntius: „Wenn der Erzherzog (Statthalter in den Niederlanden) die Prinzessin Condé zurücksendet, so wird er mich verbinden und wie Freund gegen Freund handeln, ich werde dann höchstens 6000 Mann nach Jülich senden; aber wenn er es auch nur verschiebt, so werde ich meinen Entschluß selbst nicht einen Tag aufschieben. Ich bestehe auf die Prinzessin, nicht weil ich in sie verliebt bin, wie die Verleumdung, um Condé's Abfall zu beschönigen, verbreitet, sondern wegen meiner Verpflichtung gegen ihren Vater, der sie auf mein Verlangen und wider seinen Wunsch mit dem Prinzen vermählt hat. Das Herz des Königs mag rein gewesen sein, der Anschein war wider ihn. Er ließ auf seine Waffen und Wehr die verschlungenen Namen von ihm und der Prinzessin mit reichen Verzierungen und vielen Liebeszeichen anbringen, er trieb und spornte zur Rüstung, zum Anfange des Feldzuges, und am Hofe sprach man nur vom Liebeskriege. Seine auswärtigen Gesandten führten aber eine andere Sprache: das blühende, reiche Frankreich biete seine ganze Macht auf, um, an der Spitze der verbündeten italienischen Staaten, der Schweizer, der deutschen Protestanten, mit Hülfe von Holland und England, vor dem Gesammthause Oestreich Ruhe zu erhalten und dessen überwiegende (universalmonarchische) Gewalt zu brechen. Die Völker, in einer so aufgeregten ideenvollen Zeit und in den Vortagen eines europäischen Krieges, gingen noch weiter; die Mittel der Erkenntnisse und der Phantasie wurden überall aufgeboten, um den Erfolg des Krieges mit der Verwirklichung der herrschenden Wünsche und Hoffnun-

gen zu verknüpfen. Die Christen betrachteten sich als einen Bundesverein wider die nach Europa eingedrungenen Türken. In diesem Sinn erklärte sich auch Henri IV., auf die spanische Forderung einer Friedensversicherung, zu Gunsten des Türkenkrieges: „Wenn es wirklich die Vernichtung der Türken gelten sollte, so würde ich der Erste sein, welcher dazu alle seine Macht aufböte. Das vernichtete und vertheilte türkische Reich würde bei seinem ungeheuren Umfange hinreichen, um Jeden von uns zufriedenzustellen; aber wir sind noch nicht in den Umständen, eine solche Theilung zu Stande zu bringen, und ich kann mich nicht entschließen, mit den Türken zu brechen, um Andere zu bereichern und 40,000 Franzosen den Handel nach der Levante zu nehmen". Die Ideen von Staatenbünden und von dem europäischen Gleichgewichte waren gleichfalls in Umlauf, und man hatte einen Kriegsbund vor Augen, größer als er zu den Zeiten der Kreuzzüge gesehen worden. Es lag nahe, aus dem Kriegsbunde einen Friedensbund zu machen, und es ward gefragt: „Welche Gestalt wird das christliche Europa nach dem Frieden haben?" Dabei mochte denn wol auch von 15 Staaten *) gesprochen werden, welche ein Bundesvertrag vereinigen würde, sodaß Niemand sich auf Kosten des andern vergrößern, sondern daß ihre Streitigkeiten auf einem ständigen Bundestage abgemacht werden sollten. Von Henri IV. läßt sich erwarten, daß er, in be-

*) Der Kirchenstaat, das deutsche Reich, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Savoyen (als lombardisches Königreich), Venedig mit Sicilien, der italienische Staatenbund (die übrigen Fürsten und freien Städte), die Niederlande, und die vergrößerte Schweiz.

geisterten Augenblicken, sich den kühnsten Hoffnungen auf die Begründung des dauerhaftesten Ruhmes als Beglücker von Europa hingegeben habe; und von Sully läßt sich erwarten, daß er den Siegespreis in einen festen Frieden und eine gute innere Ordnung hinsichtlich der bürgerlichen und sittlichen Verbesserung von Europa gesetzt hat. Aber sowie sich jener Gestaltungsplan von Europa in seinen modernisirten Memoiren findet und dem Könige zugeschrieben wird, ist er mit allen auf uns gekommenen Urkunden über die damaligen Staatsverhandlungen im Widerspruche. Henri IV. erscheint darin als der Tugendheld, welcher gar nichts für sich, sondern blos den Frieden für Europa erobern will, Frankreich opfert Blut und Vermögen auf, um andere Länder glücklich und reich zu machen, und nicht einmal sein König, sondern der Papst wird das Haupt des europäischen Staatenbundes *).

Die Heere standen schlagfertig an der Grenze von Savoyen und Deutschland. Die Königin war zur Regentin,

---

*) Zur Vorstellung von der damaligen öffentlichen Meinung wird folgende Stelle aus Hugo van Groot's „Kriegs- und Friedensrechte" 2, 15. 12. beitragen, welches 15 Jahre nachher geschrieben ist: „Ein jeder (christliche König oder Staat) muß nicht blos für sich selbst, sondern auch für die ihm aufgetragene Gewalt dem Heiland dienen. Dieses können die Könige und die Völker nicht anders thun, unter dem Waffengeräusche des heidnischen Feindes, als wenn sie einander beistehen; und Dieses kann nicht füglich geschehen, wenn sie nicht dazu mit einander einen Bund eingehen; dieser Bund ist schon vor Alters eingegangen, und zum Bundeshaupte mit allgemeiner Zustimmung der Kaiser ernannt. Die Christen müssen daher zu diesem Zwecke, nach Maßgabe ihrer Kräfte, Geld und Mannschaft geben, und ich sehe nicht, wie sie entschuldigen wollen, daß sie es nicht thun, wenn sie nicht davon durch unvermeidlichen Krieg oder ein ähnliches häusliches Unglück abgehalten werden.

während der Abwesenheit des Königs, bestimmt, und der Tag seiner Abreise ins Feld festgesetzt. An dem vorletzten Morgen ließ er Sully rufen und wollte, auf die Meldung von dessen Kränklichkeit, zu ihm fahren. Er war sehr verstimmt und warf sich in der Abspannung einige Male auf das Bett. Ein Meuchelmörder lauerte seit acht Uhr im Louvre auf ihn und murmelte, als der König nebst dem Herzoge von Epernon in den Wagen stieg: „Ich habe Dich". Die Kutsche, deren Vorhänge offen blieben, wird in der Straße de la Ferronerie von zwei Frachtkarren aufgehalten; die Bedienten springen ab, um den Weg frei zu machen; der Meuchelmörder steigt auf ein Hinterrad, lehnt sich über den Herzog von Epernon, stößt dem Könige das Messer in die Seite und dann in das Herz. Der König ruft: „Ich bin verwundet", und hat schnell vollendet (14. Mai 1610). Die Nachricht von seinem Tode erfüllt Paris mit Wehklagen und mit Schrecken. Man hört den Jammerruf: „Wehe uns, welche Verbrechen müssen wir erleben; was wird aus unsern unglücklichen Kindern werden!" Man zittert vor einer neuen Bartholomäusnacht, Sully selbst ist nicht ohne Besorgnisse und setzt sich in der Bastille in Vertheidigungsstand. Es wirkt die Angst gleich einer tödlichen Krankheit, und es sterben ungewöhnlich Viele. Doch die Staatsordnung bewährte sich, die öffentliche Ruhe ward nicht gestört, und der Meuchelmörder *)

*) Der Meuchelmörder hieß Ravaillac und war aus Angoulême gebürtig, welches seit dreißig Jahren unter dem Herzoge von Epernon stand. Er war verschiedentlich den Leuten des Herzogs und ihm selbst bekannt geworden und hielt zu Angoulême Schule, nachdem er als Mönch aus dem Kloster gejagt und von der Untersuchung wegen einer Mordthat bis auf weitere Inzichten entbunden war. Seit sechs Monaten hatte er den Königsmord voll-

sagte, als er, unter den Verwünschungen des Volkes, zum Hochgerichte ging: „Man hatte mir eingeredet, der König sei verabscheut. Hätte ich gewußt, daß er so geliebt werde: so würde ich ihn nicht getödtet haben".

* * *

Mit Henri IV. erlischt die Bildungszeit des französischen Volkes, und verschwindet die Frühlingssonne, die von François I. bis zu ihm neben großen Lastern noch größeren Tugenden geleuchtet hat. Sowie der französische Mann, wie die französische Frau ist, so bleiben sie und lassen sich neben Ausländern nicht mehr verkennen. Der Thron ist wieder auf-

---

bringen wollen und vor der Leibwache dazu nicht kommen können. Er war nach der Unthat am Wagen stehengeblieben, das Messer in der Hand, und hatte auch nach seiner Verhaftung Gelegenheit gehabt, zu entkommen. Er leugnete auf der Folter, daß er Mitschuldige habe, und antwortete den fragenden Richtern: „Sie würden sehr bedonnert sein, wenn ich sie angäbe". Seine Worte bei dem Einsteigen des Königs in die Kutsche: „Ich habe Dich", lassen vermuthen, daß er wußte, der Wagen werde auf der Fahrt behindert, und dadurch sein Vorhaben begünstigt werden; folglich, daß er Mithelfer und mächtige gehabt habe. Eine Pflegetochter des edlen Montagne hatte dem Könige, nach Sully's Memoiren, geschrieben, eine Dienstfrau der Marquise de Verneuil verhören zu lassen. Diese Frau sagte nachmals aus, daß Ravaillac ihr sein Vorhaben, und den Herzog von Epernon sowie die Marquise de Verneuil als Mitwissende entdeckt habe. Sie ward zu beständigem Gefängnisse verurtheilt. Zeugen bewiesen, daß der Kaufgildeälteste zu Pluviers, am Tage des Königsmordes, gesagt habe: „Der König wird ermordet und ist es jetzt schon"; man ließ ihn nach Paris kommen, fand ihn jedoch nachher im Gefängniß erwürgt. Es ward damals öffentlich geschrieben, daß der Beichtvater Cotton mit Ravaillac im Gefängnisse gesprochen und ihn gewarnt habe, rechtliche Leute anzugeben. Du Jardin erzählte, daß Ravaillac mit Briefen des Herzogs von Epernon an den Vicekönig nach Neapel gekommen sei und gesagt habe, er kehre nach Frankreich zurück, um den König zu tödten.

gerichtet und mit dem Schmucke des Ruhmes und der Kunst umgeben, aber auch der Hof zur Freistätte der Ausgelassenheit von neuem gemacht. Die Staatsgetriebe sind in einheitliche Ordnung gebracht, aber ihr glühender Umschwung ohne gemeinheitliches Gegengewicht; ihre unbedingte Abhängigkeit von dem Wink und dem Drucke von oben läßt desto mehr fürchten, je schärfer die Kirchen und die bürgerlichen Stände getrennt sind. Die Muster des Lebens für die Zukunft sind in der Vergangenheit gegeben, um sich nun von selbst abzurollen, mit schärferen Ausdrücken, mit schönerer und reicherer Farbenmischung und mit größerer Geschwindigkeit, sowie die äußeren Hülfsmittel zunehmen werden. Es war schon sichtbar, daß der französische Geist in seinen Strebungen mehr die Ordnung als die Freiheit, mehr die festen Regeln als die unerforschten Räume für seine Bewegungen suchte, und daß er die Klarheit der Begriffe dem Dunkel der Ideenschöpfung vorzog. Den Geistesschwung ihrer Nachbarn erreichten die Franzosen nicht. Sie hatten keinen Tasso, Cervantes, Shakspeare und Luther. Italiener und italienische Ideen wirkten in ihrer Politik und gaben ihnen mehr als blos Vorwand, ihre Bartholomäusnacht ein italienisches Verbrechen zu nennen. Auf deutsche Ideen gründete sich ihre reformirte Kirche. Die Mittel und die Einrichtungen zur Friedensstiftung in den Religionskriegen: die Verweisung der Glaubensstreitigkeiten zu einer künftigen Entscheidung, die Anerkennung der Rechtsgleichheit der beiderseitigen Glaubensgenossen vor den Gerichten und hinsichtlich der Amtsverleihung, sowie der Gemeinschaft der öffentlichen Stiftungen und Anstalten, wurden aus Deutschland entlehnt. Beza

hatte nicht mehr Anklänge aus Luther's Reden als der Kanzler de l'Hopital, in seinen Reden vor den Ständen, aus Sleidan's Schriften. Die Königin von Navarra forderte Gutachten in Deutschland über die Vermählung ihres Sohnes Henri IV. mit der katholischen Prinzessin Marguerite, und deutsche Federn waren neben den deutschen Lanzen für die französischen Protestanten keine verschmähte, sondern erbetene Hülfe. Die deutschen Kirchenlehrer und Rechtslehrer vertheidigten die Sache Jener, rechtfertigten ihren Aufstand und verwiesen auf die Zugeständnisse im deutschen Reiche zur Begründung ihrer Forderungen. Die französischen Protestanten ahmten den Gang der deutschen nach, und ihre Sicherheitsplätze wurden den Reichsstädten ähnlich. Frankreich leistete dem Verfahren in Deutschland eine fast knechtische Nachfolge, es hatte seine Religionsgespräche und seinen Interimsversuch. Es stand aber zugleich unter dem Einflusse der spanischen Staatslehren, wenn auch der Cardinal von Lothringen das spanische Recht nicht einführen konnte, den Ketzern höchstens die Wahl zwischen Auswanderung und peinlicher Verfolgung zu lassen. Frankreich blieb in den Wissenschaften nicht zurück, aber es folgte blos den mathematischen und naturwissenschaftlichen Fortschritten bei seinen Nachbarn und theilte die Ehre der damaligen Erfindungen mit ihnen nicht. Nur zu der classischen Literatur und der römischen Jurisprudenz erzog es Hauptführer. In der Kunst des Umganges ward es vorherrschend. Der Volksinn, darf man sagen *), nahm unter den Franzosen die Haupt-

*) Die Sprache scheint es zu bezeugen, welche Geist den Verstand nennt, der sich in gefälligen Formen zeigt.

richtung, in der Gesellschaft zu gefallen und liebenswürdig zu erscheinen; dazu schuf ihr Geschmack und ihr Erfindungsgeist das Reich der Moden, und darauf verwandten sie den Schmuck ihrer Künste und die Blüthen der Wissenschaft *). Sie erkannten ihre Ueberlegenheit in den Umgangskünsten über ihre Nachbarn und feierten diesen Vorzug. Sie machten es hierin wie die Griechen, und bei ihnen galt das Französisch- und Franzose-sein wie bei Jenen das Griechisch- und Grieche-sein. Das Ausland ahmte sie wol in Moden und Manieren nach, fand aber zuviel Tändelei darin und warf ihnen selbst Mangel an Ernst und Gediegenheit vor. Sie erwarben sich nirgend Vertrauen. Die Leichtigkeit und Anmuth ihres Betragens ging in der That nicht aus der vollendeten Volksbildung, sondern aus der Aufreizung des Hofes hervor; auch die Blutmenschen der Bartholomäusnacht waren damit wohlbekannt, und es wurden böse Dinge dadurch verschleiert. Es blieb in voller Uebung, aus den gehässigsten Streichen und aus Verbrechen Scherz zu machen. Indessen war für dieses Raffinement das Volk nicht fein genug, sodaß es nicht davon berührt ward; aber durch die Aufreizung seiner wollüstigen Neigungen wurde es tief und verderblich angegriffen. Diese Neigungen beherrschten seine Musik, seine Dichtkunst, und es zeigten sich in den ernsthaftesten Sachen und bei den ernsthaftesten Männern die

*) Voltaire sagt: „Was nicht klar ist, Das ist nicht französisch"; und es scheint eben daher, daß man über Alles mitsprechen und wissenschaftliche Gegenstände für die Unterhaltung klar und tauglich machen wollte, gekommen zu sein, daß die französische Wissenschaftssprache klar wie die Umgangssprache sein muß, und daß nicht anders geschrieben werden darf als gesprochen wird.

Spuren einer verderbten Phantasie. Diese Feier des Lingamsdienstes, oder die französische Galanterie, war allerdings vor Henri IV. schon im Werden, er stand aber doch noch am Scheidewege und lebte in dem entscheidenden Moment, in welchem das französische Volk zwischen der strengeren oder freieren Sitte wählen sollte. Er selbst gab ihm dazu das Beispiel vom Throne herab, als ein geliebter und ein liebenswürdiger König; und er gab zugleich das Beispiel vornehmer Gleichgültigkeit gegen Kirche und Glauben. Frankreich feierte in ihm seinen Helden und seinen großen Mann, welcher Ruhe und Ordnung gegründet habe; er hatte sie aber nicht seinem bekannten Wunsche, daß jeder Bauer Sonntags ein Huhn im Topfe haben möge, entsprechend erreicht und nicht auf die Weise gegründet wie sie Deutschland und England mit wahrer und bleibender Verbesserung des Rechts und Verstandes des gemeinen Mannes erlangten, sondern er hielt sie durch seine eigene Kraft; man zitterte mit Recht vor der Zukunft nach seinem Tode und glaubte und hoffte, in Rücksicht auf die kommenden Zeiten, die Erhaltung Frankreichs nicht von den bestehenden Verhältnissen, sondern von einem großen die Verhältnisse leitenden Manne. Es scheint die Frage erlaubt zu sein, wie der Erfolg gewesen sein möchte, wenn in diesem entscheidenden Momente Henri Condé an der Stelle Henri Bourbon's gestanden hätte? Condé hatte strenge Sitten, besaß das Vertrauen der Ehrenmänner in Frankreich und konnte auf die Freundschaft rechnen, die er in Deutschland und England geschlossen. Bei seiner eisernen Festigkeit läßt sich vermuthen, daß er den Bürgerkrieg nicht durch Vergleich geendigt, sondern ihn länger und schärfer geführt hätte; aber wenn er endlich die Ligue bezwungen hätte, so

würden um seinen Thron nicht fürstengleiche, schlagfertige Unterthanen stehengeblieben sein, welche nun einen Theil des Schatzes, Festen und ganze Provinzen in ihrer Gewalt behielten. An seine Glaubensänderung wäre wol nicht zu denken gewesen, aber hätte es, bei der zunehmenden Gleichgültigkeit der Großen über Glaubensstreitigkeiten und bei der Stimmung eines Theiles der Bischöfe für Kirchenverbesserung, sowie bei der fortdauernden Bedenklichkeit gegen die Annahme der Beschlüsse der Kirchenversammlung zu Trident, nicht zu einer verbesserten gallikanischen Kirche kommen können? und was stand, bei der gesetzlich erklärten Gemeinschaft der Unterrichtsanstalten, ihrer Erweiterung für den ärmeren Volkstheil und ihrer Verbesserung entgegen? Für diese Verbesserung hatte nicht Mornay allein den Plan entworfen, sondern die Wünsche und Ideen von Katholiken und Protestanten waren gegenseitig darauf gerichtet. An dem Hofe würde vielleicht rauhe Sitte, aber gewiß Zucht und Ehrbarkeit geherrscht haben. Die Verwaltung könnte wol hart, aber gewiß nicht ungerecht geworden sein. Und ließ es sich von dem grimmigen Widersacher der Willkür und des Gewaltmisbrauches befürchten, daß er das Recht der Landschaften und Gemeinden gebrochen hätte? oder ließ es sich nicht vielmehr von dem Vertheidiger einer freien Verfassung und bei seiner Uebung im gemeinheitlichen Verfahren erwarten, daß er in Frankreich ein kräftiges Gemeinwesen und bürgerliches Recht, und dadurch eine feste, dauerhafte Ordnung eingerichtet hätte? — Sowie der Bürgerkrieg jetzt beendigt war, verbarg sein Ende die Keime zu einem neuen Bürgerkriege, zu der Revolution.

E.

Von Louis XIII. bis Louis XIV.

Von 1610 bis 1715.

Nach dem Tode Henri IV. gingen am Abende dieses Tages die Herzöge von Epernon und Guise in das Parlement, forderten, mit der Hand an dem Degen, und erhielten die Erklärung für die Königin Marie als Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des Königs Louis XIII. Die Minister blieben in ihren Stellen, und die Verwaltung ging anscheinend ihren gewohnten Gang. Es wurden in den Regentschaftsrath Alle aufgenommen, welche darauf Anspruch hatten; aber es bildete sich eine geheime Regierung, welche die Sachen im Voraus entschied und dem Staatsrathe nur den Schein davon ließ. In der geheimen Regierung hatte und gewann immer mehr, mit Hülfe des päpstlichen und spanischen Einflusses, ein geschäftskluger, stolzer Italiener, Concini, die Oberhand, dessen Frau, nach ihrer eigenen Aussage, die Gewalt der Geistesstärke über die Geistesschwäche der Königin Marie besaß. Er wies den Annäherungsversuch von Sully schnöde ab, war mit der Gegenpartei desselben im Ministerium vertraut und begünstigte, bei der eigenen Gier, die fremde Lüsternheit nach Gütern und nach Würden. Sully sah am Hofe schon am Todestage Henri IV. die

übelverstellte Freude, welche die Hoffnung auf eine neue Ordnung der Dinge einflößte, und nur bei dem Gesinde wahres Herzeleid, erfuhr dann alle Kränkungen eines verhaßten Ministers, verkaufte seine Abdankung um 300,000 Livres und suchte gegen die fernere Misgunst am Hofe Schutz in der Gunst des Protestantenvereins, ohne sich übrigens durch den bleibenden Schmerz über die verlorene Gewalt zu staatsgefährlichen Absichten verleiten zu lassen. Er war nicht stark genug gewesen, sich an die Spitze der vormundschaftlichen Regierung zu stellen und den Andrang der Prinzen und der Machthaber auf Gnaden und Gaben abzuwehren, hatte ihn aber doch gemäßigt, und große Verwilligungen waren nur den Prinzen vom Geblüt und den Günstlingen gemacht worden. Nach seiner Entfernung ward von dem Hofadel auf den Schatz in der Bastille Sturm gelaufen; die Gouverneure und mächtigen Familien in den Provinzen blieben in ihren Forderungen auch nicht zurück, und je mehr die Regentin durch Geben zufriedenstellen wollte, desto unzufriedener machte sie die Großen und die Minister selbst. Frankreich fühlte, daß es keinen König, sondern vielerlei Herren habe, und trauerte um seinen guten Henri IV. Das Parlement richtete von neuem auf die Jesuiten, als geheimer Regierungsstiftung verdächtig, seine Aufmerksamkeit, die Sorbonne kam in Bewegung, der Adel bewehrte seine Schlösser, Viele kamen zu Condé, die Gouverneure versicherten sich ihrer Anhänger, und die Protestanten hielten ihren Bundestag. Es war nirgend Einheit in der Bewegung, aber überall Vorbereitung zu neuen inneren Unruhen. Die Regierung hatte indeß dem Volke keinen Grund zu Erbitterung gegeben: sie trug die Schuld nicht, wenn die Ver-

waltungsordnung durch die vertragsmäßigen oder angemaßten Freiheiten der Großen und der Städte gestört wurde; die Verschwendung des Kronschatzes verkümmerte den Ertrag vom Lande und Gewerbe nicht, sondern beförderte ihn vielmehr; und das Aufgeben des von Henri IV. entworfenen Kriegsplanes konnte nur den Kriegsleuten, aber nicht den Hausvätern, die dadurch von schweren Lasten befreit wurden, misfallen. Es mußte dem einfachsten Verstande einleuchten, daß der Frieden für die vormundschaftliche Regierung dem Kriege vorzuziehen sei, aber es überstieg die Volksbegriffe, den Staatsfehler einzusehen, den sie dabei beging, indem sie den Bundesvertrag mit dem Herzoge von Savoyen brach und ihn sich selbst und jeder Demüthigung vor dem spanischen Stolz überließ. Die Hauptpolitik und der Lieblingsgedanke der Regentin bestand in dem unschuldigen und dem Staatsinteresse angemessenen Plane, ihre Kinder zugleich mit den königlichen Familen von Spanien und von England zu vermählen, und konnte ihr doch gewiß den Volkshaß nicht zuziehen. Die Protestanten sahen allerdings die Verhandlungen darüber nicht gern abschließen *), sie waren aber von der Regierung nicht gedrückt, ihre vornehmen Herren standen am Hofe in Gunst, mit England war ein Bündniß geschlossen worden **), die Erbfolge von Brandenburg und

*) Fontainebleau, d. 30. April 1612. Vertrag über die Vermählung Louis XIII. mit der Infantin Anne, und seiner Schwester Elisabeth mit Philipp, Prinz von Asturien; auch ein anderer Vertrag zum gegenseitigen Beistande wider innere und äußere Feinde.

**) 29. Aug. 1610. Um diese Zeit fing die Veredelung der englischen Pferdezucht, durch morgenländische Hengste, an. Der französische Gesandte de la Broderie brachte viele schöne Pferde, Geschenke englischer Freunde, nach Paris.

Pfalz in Jülich und Berg wurde mit den Waffen unterstützt, und die protestantische Bürgerschaft zu Aachen wider ihren katholischen Magistrat begünstigt. Die Protestanten, meistentheils eifrige Gewerbsleute, hatten von dem guten Vernehmen der Regierung mit dem päpstlichen und spanischen Hofe den größten Vortheil, weil es ihrem Handel und ihrer Schifffahrt nach Italien und der Levante, ihrem spanischen und amerikanischen Verkehre günstig war. Sie und die Landedelleute, sowie die Bürger überhaupt, verfolgten die Erwerbskünste und gelangten zu dem Arbeitsertrag und dem Gewinn eines ungestörteren inneren Friedens und eines leichteren inneren Verkehrs als Frankreich je zuvor gehabt hatte *). Sie liebten die Ruhe und fürchteten den Bürgerkrieg. Aber zum Bürgerkriege reizten und trieben sich unter einander die Großen, welche kaum der starke Arm Henri IV. in Ruhe gehalten hatte, und welche, nachdem sie zuerst am Hofe den Parteikampf mit Hülfe Derer, welche in der Erwerbskunst der Ränke dort glücklich oder unglücklich waren, geführt hatten, sich nun von seinem Schaukelwesen, dem abwechselnden Heben des Einen und Zurücksetzen des Andern, hinweg ins Feld riefen. Condé verließ den Hof mit mehren Prinzen und klagte in öffentlichem Aufruf über die Misbräuche der Regierung, fand aber bei dem Volke wenig Gehör; der Hof machte ihm dagegen große Anerbietungen, und Condé kam zurück, trieb es dann so wieder und weiter, ohne daß

*) Vor allen Seestädten hob sich la Rochelle, und sein Seewesen erregte die Eifersucht der Holländer. Die Abfolge des städtischen Wohlstandes, die Bettelei, beschäftigte als allgemeines Uebel die Gesetzgebung.

eigentlicher Krieg entstand, bis Louis XIII. seine Volljährigkeit erreichte, und die Stände *) berufen wurden.

Die drei Kammern des Reichstages geriethen unter sich in Unannehmlichkeiten; die adelige Kammer machte einen Antrag, welcher bezweckte, den Ankauf der Aemter, mit welchen der Adel verbunden war, von Bürgerlichen zu verhindern; die bürgerliche Kammer nahm den Antrag an, vergalt aber Gleiches mit Gleichem und ersuchte jene, dem Antrag auf Herabsetzung der Taille, welche die Gutsherren zum Theil bezogen, und auf Beschränkung der königlichen Gnadengelder beizustimmen. Die geistliche Kammer gewann die adelige für den Vorschlag zu einer gesetzlichen Bekanntmachung der Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung; die bürgerliche Kammer lehnte aber ihre Zustimmung ab und bemerkte, daß die guten Anordnungen vieler Kirchenversammlungen in Frankreich befolgt würden, ohne daß sie als Staatsgesetze bekanntgemacht wären, und daß es Dessen nicht bedürfte. Dagegen nahm die geistliche Kammer den Beschluß der bürgerlichen nicht an, den König gemeinschaftlich zu bitten, es zu einem unabänderlichen Reichsgrundgesetze zu erklären, daß der König der anerkannte Souverain von Frankreich und von Gott mit seiner Gewalt beliehen sei, daß keine andere Macht auf Erden, weder eine weltliche noch geistliche, das Recht habe, ihm seines Reiches zu entsetzen, oder seine Unterthanen von ihrem Eid und Gehorsam gegen ihn zu entbinden. Die geistliche Kammer warnte vielmehr, sich nicht in Berathungen über Glauben, Kirchen-

---

*) Eröffnung der Ständeversammlung zu Paris d. 27. Octbr. 1614; Schluß d. 24. März 1615.

verfassung und Ordnung einzulassen, ohne Wissen und Willen der französischen Geistlichkeit, und sie fand in der adeligen Kammer Unterstützung. Das Parlement erließ aber einen Beschluß, welcher mit dem der bürgerlichen Kammer völlig übereinstimmte. Die gegenseitigen Meinungen wurden mit Heftigkeit vertheidigt und in Streitschriften verbreitet. Die bürgerliche Kammer blieb bei ihrem Beschlusse, welcher, nach den bisherigen Erfahrungen, auf Verhütung des Bürgerkrieges berechnet war, und sie wollte den Großen vermittelst desselben allen Vorwand von Bannsprüchen und ständischen Gerechtsamen, um wider die Regierung Gewalt zu gebrauchen, benehmen. Die bürgerliche Kammer vermochte aber ihren Friedens-Worten und Wünschen keinen Nachdruck zu geben, und die Regierung selbst mußte die Hülfe vonsichweisen: sie bedeutete dem Parlemente, daß es in die Gesetzgebung sich nicht zu mischen habe, und befahl der bürgerlichen Kammer, den Beschluß zurückzunehmen. Ueber die bisherigen Verschleuderungen des Staatsvermögens drang indessen die Stimme des Unwillens in allen drei Kammern durch, und ihre Abgeordneten baten den König, eine Untersuchung über die Veruntreuungen im Staatshaushalte zu verhängen. Er gab eine allgemeine Antwort; die Königin Mutter aber setzte nach ihrer Art lebhaft hinzu, daß er Alles thun würde, um die Stände zu befriedigen, und daß sie sich nur beeilen möchten, ihre Anträge in einem Berichte zu überreichen, statt, wider die hergebrachte Geschäftsordnung, von jeder einzelnen Sache besonders zu berichten. Die Stände wiederholten dennoch ihren Antrag, erlangten aber nur allgemeine Versprechungen, wobei Jeannin ihnen nicht verbarg, daß dem Hauptübel, den vertragsmäßigen Schenkungen und

Verleihungen Henri IV., sich nicht abhelfen ließe, daß die Verschwendungen unter der vormundschaftlichen Regierung ihren Grund in jenem Uebel hätten, und daß die Untersuchung nicht auf Verwaltungsfehler, sondern nur auf Verbrechen, auf gemeinen Unterschleif gerichtet werden könnte. Es ließen sich die Stände zwar nicht in der Stille auflösen, wie der Hof gewünscht hatte, je nachdem eine Kammer nach der anderen mit der Aufstellung ihrer Anträge fertiggeworden war, sondern beschlossen, zusammenzubleiben, bis die königliche Entscheidung auf ihre gemeinschaftlichen Anträge erfolgt wäre; sie fügten sich aber in die Frist, welche ihnen zur Ueberreichung derselben gesetzt ward, und alsdann auch in die Erklärung des Kanzlers, daß der König nicht sogleich seine Entscheidung über alle Anträge abgeben könne, aber vorläufig den Ständen seine Bereitwilligkeit durch das Zugeständniß Dessen, worauf sie das meiste Gewicht gelegt hätten, beweisen wolle: er genehmige die Abstellung des Aemterverkaufes, die Errichtung einer Untersuchungskammer über die Veruntreuung von Staatsgeldern, und die Beschränkung der Gnadengehalte. Doch diese Versprechen und die Stände selbst kamen in Vergessenheit. Die Minister waren einig, die Kammern uneinig unter sich geblieben, Epernon schied mit Grobheit aus, Condé mühte sich vergebens ab, die Stände zu einer kräftigen Opposition zu stimmen, selbst Armand Jean du Plessis-Richelieu (geb. 5. Sept. 1585), Bischof von Luçon, konnte sich bei aller Kraft des Geistes und aller Gluth des Ehrgeizes nicht entscheidend geltendmachen. Er hatte dazu mehr Zeit nöthig als ihm hier gegeben war. Seine Schriften wider den heiligen Cyran und die reformirte Glaubenslehre, seine Reden

voll falscher Blumen, sein süßliches Wesen, seine Galanterien konnten nicht für ihn einnehmen, und in den ständischen Zänkereien konnte die Größe seines Fassungsvermögens und seiner Combinationen, das Erstaunliche seiner Arbeitsamkeit kaum sichtbar werden. Indessen kam Richelieu doch in der geistlichen Kammer, in welcher der Cardinal du Perron vorherrschte, zu solchem Ansehen, daß er zum Wortführer, bei Ueberreichung ihrer Anträge, erwählt wurde, und als solcher wünschte er, daß der König einen Geistlichen in den Staatsrath aufnehmen und die Staatsverwaltung der Leitung seiner Mutter anvertrauen möge.

Die Königin Mutter, oder vielmehr Concini, regierten fort, aber der Haß wider diesen stolzen und unersättlichen *) Fremdling führte unter den vornehmen Leuten zu Mordanschlägen, die Condé verwarf, und die gemeinen Leute zur Stürmung seines Hauses. Die Minister neigten sich auf die Gegenpartei, sie hatten das Gleichgewicht unter den Großen immer wiederhergestellt, solange nur diese, wie die sich gleichbleibenden Karten im wohlbekannten Spiele, sich theilten und abwechselnd mit oder wider einander waren, und solange der Schatz das zuverlässigste Beruhigungsmittel besaß; aber die Kunst der Minister hatte ihre Grenze: die misvergnügt entlassenen Stände klagten in den Provinzen, das beleidigte Parlement klagte am Hofe über üble Staatsverwaltung, und der Schatz war nun erschöpft. Concini schwankte, ob er sich nach Italien zurückziehen, oder die Minister verändern solle. Sie, Sillery, Villeroi, Jeannin u. A., traten ab

*) Concini, Marschall d'Ancre, soll 11 bis 12 Millionen aus dem Schatz erhalten haben.

(1616); doch selbst Richelieu konnte dem neuen Ministerium keine Festigkeit geben und folgte der Königin Mutter nach Blois, ihrem Verweisungsorte, nachdem Concini, auf Befehl des Königs, im Louvre getödtet worden, und die alten Minister wieder in Thätigkeit getreten waren. Nach ihrer Entfernung hatte die Verwirrung schnell zum Bürgerkriege geführt, und der König den geheimen Betrieben zu Concini's Sturze nachgegeben. Von seiner Mutter nahm er mit kalter Höflichkeit — bei ihren Thränen und seinem sechzehnjährigen Alter mit mehr als Härte — Abschied (1617). Sein Günstling, de Luynes, trat in Concini's Stelle und Güter, und die zurückgekehrten Großen wurden aus Hochverräthern zu Vertheidigern des Königs erklärt und wollten jetzt mehr als je, wie die Königin Maria geklagt hatte, sich aus Gouverneuren zu Königen machen. Lesdiguieres kriegte, ohne Wissen und Willen des Hofes, mit den Spaniern in Piemont für den Herzog von Savoyen; Epernon warf den Reichssiegelbewahrer, in Gegenwart des Königs und in der Kirche, von der Stelle über den Herzögen, da der König ihren Rangstreit nicht entschieden hatte; ein anderer Rangstreit zwischen Condé und Soissons über das Recht, dem Könige die Serviette zu reichen, theilte den Hof und trug zum neuen Ausbruche des Krieges zwischen Mutter und Sohn, Maria und Louis XIII., bei. Die Minister hatten bald bemerkt, daß die Königin Mutter zu Blois nicht so auf sich allein beschränkt war, als sie nach Richelieu's Entfernung von ihr, in der Umgebung einer bestochenen Dienerschaft und bei dem guten Vernehmen zwischen den beiden Jesuiten, ihrem Beichtvater und dem königlichen Beichtvater Arnoux, zu sein schien. Sie hatte, in feierlicher Urkunde,

vor Gott und allen Heiligen die treueste Ergebenheit gegen den König geloben müssen. Dennoch war sie zu dem Herzoge von Epernon nach Angoulême entflohen *), und der Herzog hatte sie nicht blos mit Balzac's **) Feder, sondern mit seinem eigenen Degen vertheidigt. Es war dann zur Versöhnung und nach neuem Bruche zu neuer Versöhnung gekommen.

Das Alles hatte viel Geld, doch wenig Blut gekostet. Zur großen Blutarbeit kam es erst, als die Kirchengüter in Bearn von den Protestanten an die Katholiken zurückgegeben werden mußten ***). Die Protestanten waren bei den Zerwürfnissen des Hofes ruhig geblieben, und wenn einige ihrer Großen, wie Bouillon, Rohan, daran theilnahmen, so arbeiteten andere, wie Sully, Lesdiguieres, nur an der Vermittelung und Versöhnung. Der protestantische Bürger hatte im Frieden seinen Wohlstand erhöht, und die Liebe zu seinem Gemeinwesen war verstärkt worden; man hatte auf den Ur- und Hauptversammlungen den Zustand am Hofe und im Lande, und das Benehmen dabei, sowie überhaupt Staatssachen und Verfassungen besprochen und Vorkehrungen und Einrichtungen

---

*) Ruccelai, ein Landsmann von Concini, hatte den Plan und die Vorbereitung zur Befreiung der Königin Mutter gemacht.

**) Jean Louis Guez de Balzac hat weniger Gewalt über die französische Sprache und läßt sich mehr von ihrem Klangmaß und schönen Wortfügungen als von seinen Gedanken führen; er hält aber auf Würde und erhebt sich über seine Zeitgenossen.

***) Henri IV. hatte die katholische Geistlichkeit in Bearn aus dem Schatz unterhalten und den Protestanten die eingezogenen Kirchengüter gelassen; nun ward die katholische Geistlichkeit in den Besitz der Güter gesetzt, und die Protestanten sollten vom Schatz entschädigt werden.

beschlossen; die Prediger, meist unduldsame Glaubenseiferer, hatten den Hof mit den schwärzesten Farben geschildert, die Schuld aller Verwirrung im Staate dem Papstthum und den Jesuiten beigelegt und das Heil in ihre Kirche und ihre Gemeindeverfassung gesetzt. Sie wurden indeß auch von der katholischen Seite nichts weniger als geschont; du Perron hatte auf der letzten Ständeversammlung von ihnen wie von verurtheilten und nur befristeten Missethätern gesprochen, und in der bearner Kirchengutssache waren sie der angreifende Theil nicht. Ihr Ungestüm, ihr Aufruf: „das schreckliche Ungewitter ist auf unsere Brüder in Bearn herabgestürzt und bedroht uns nahe, deshalb sind wir versammelt" u. s. w., riß das protestantische Gemeinwesen aus seiner ruhigen Stellung. Es ward zu Rochelle wider königliches Verbot Bundestag gehalten, eine Kreiseintheilung für das Kriegswesen und den Kriegsbefehl veranstaltet, und die Ernennung der Befehlshaber vorgenommen. Lesdiguieres, Sully, selbst Mornay mahnten vergeblich ab: in dem tobenden Gewühle ging Alles stürmisch, ohne Einheit und ohne Geheimniß; ihre Feldoberſten, selbst Rohan, hatten nicht sowol Befehle als Beispiele zu geben. In dem königlichen Heere war weniger Seele und nicht mehr Ordnung, auch kein Schatten von den Einrichtungen Henri IV. übrig. Der König Louis XIII. hatte von den kriegerischen Eigenschaften seines Vaters nur die Unbefangenheit in Gefahren, und de Luynes verfuhr an seiner Seite als Connetable sowie als erster Minister, verhütete, soviel er konnte, Zwiespalt und ließ übrigens die Leute und die Sachen gehen, wie sie wollten. Das königliche Heer machte Fortschritte und kam, über 20,000 Mann stark, vor Montauban (1621). Man

hatte dort Einverständnisse und hoffte auf innere Uneinigkeit, da man bisher die Edelleute mit Gunst, die Besatzungen mit Schonung und nur die Bürger mit aller Härte behandelt hatte. Aber die Einverständnisse blieben zu Montauban dem Volksauge, der schärfsten Polizei, nicht verborgen, die Bürger und Soldaten schwuren und vertheidigten *) sich auf Leben und Tod, und vor ihren Mauern blieben 8000 Mann, die Blüthe des Adels, und namentlich der junge Herzog Mayenne, der Letzte seines Stammes. Nach solchem Widerstand und Verluste stimmten die Generale für den Frieden, und nur noch bürgerliche Räthe des Königs für den Krieg. Die Belagerung ward aufgehoben, der Beichtvater Arnoux entlassen, und Friedensverhandlung eröffnet. Aber der Connetable de Luynes starb plötzlich, die Höflinge riethen dem Könige, selbst zu regieren und es sich leicht zu machen, die Minister nicht ungerufen zum Vortrage zu lassen, sondern sie nur zu versammeln, wenn es ihm beliebte. Die Königin Mutter und Condé gewannen und bestritten von neuem einander ihren Einfluß. Condé, zur Erhaltung des seinigen, wünschte und erhielt die Fortsetzung des Krieges, welcher mit der vergeblichen Belagerung von Montpellier und mit der Herstellung (Erklärung vom 19. Octbr. 1622) des Edicts von Nantes endigte. Bei der Friedensverhandlung wie bei der Kriegsführung suchte der Hof das Interesse der Protestanten und ihrer Machthaber zu trennen, und Jene durch die Befriedigung Dieser in Nachtheil zu bringen. Es zeigte sich auch,

---

*) Die Prediger und die Frauen theilten die Gefahr, und Chamier blieb darin.

daß unter ihren vornehmen Herren der Glauben an Geld, Hofwürden und Amtsgewalt für das Höchste galt. Viele derselben dienten von Anfang an in dem königlichen Heere; Lesdiguieres ward Katholik, um Connetable zu werden, Chatillon verhandelte seine Waffen für den Marschallsstab, und Rohan nahm insgeheim 200,000 Thlr. und versprach mit anderen gewonnenen Machthabern, in geheimen Bedingungen des Friedensvertrages, die Entwaffnung mehrer protestantischen Städte. Der Vertrag ward von beiden Seiten nur soweit gehalten, daß man sich nicht mehr schlug, alle übrigen Feindseligkeiten setzte man eifrig fort.

Bei dem nicht ehrenvoll geführten Kriege sank der Einfluß Condé's, seines Rathgebers, und der Einfluß der Königin Mutter hob sich durch ihren Rathgeber, Richelieu, der nun aus ihrem Hausintendanten schnellen Schrittes Cardinal (Septbr. 1622), Staatsminister ohne Departement (29. April 1624) und der Machthaber Frankreichs *) ward. Schon zweimal hatte die lebendige Kraft im Volke zur völligen Entwickelung seiner Regierungsform im einheitlichen Grundsatze hingetrieben, da der gemeinheitliche Grundsatz unterdrückt war, da alle öffentliche Sachen die Sachen des Königs geworden und, nach der Form und Ordnung der neueren Geschäfte, entweder von ihm selbst oder von Einer Hand für ihn geleitet werden mußten. Concini und de Luynes waren mehr durch die Umstände als durch sich selbst zu dieser Leitung gelangt und die Vorboten von Richelieu gewesen, unter dessen Genie sich Frankreich beugte

*) Nach dem Sturze des königlichen Günstlings Vieuville, 12. Aug. 1624.

wie unter dem Sturme die Saat. Er hatte sich bisher schon nicht blos an die Königin Mutter gehalten und hielt sich nun allein an Frankreich; als er aus den Schranken befreit war, mit welchen ihn die Minister, die ihn kannten und fürchteten, umgeben hatten. Er gründete sich keine Partei und kein besonderes Hülfsmittel, sondern gebrauchte alle Parteien und alle Mittel. Sobald er die Staatsgeschäfte leitete, hörte ihr Schwanken auf. Bei dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges hatte man Jeannin's Meinung befolgt, nämlich, daß man sich des Kaisers annehmen müsse, weil er in Gefahr sei, von den Protestanten überwältigt zu werden, welche sodann ihren französischen Glaubensgenossen beistehen würden, und weil für Frankreich wünschenswerth sei, daß es zwischen den Parteien in Deutschland nicht zur völligen Entscheidung, sondern zu einem Vergleiche komme, damit sie sich fortdauernd das Gleichgewicht hielten; daß man zu dem Ende eine Gesandtschaft dahin senden möge, welche den Protestanten vorstelle, daß der Kurfürst von der Pfalz auf dem böhmischen Throne, nach welchem er strebte, und bei seinen auswärtigen Verbindungen ihnen gefährlicher werden würde als der geschwächte Kaiser, der zum Frieden geneigt sei. Wenn sie sich nicht zum Frieden stimmen ließen, so sei rathsam, mit dem Kaiser und den katholischen Ständen ein Bündniß zu schließen und ihnen Hülfe zu senden. Die französische Gesandtschaft vermittelte in der That den ulmer Vertrag (3. Juli 1620) zur Beschränkung des Krieges auf Böhmen, und einen Waffenstillstand in Ungarn. Aber sie erhielt, nach der Achtserklärung des Kurfürsten von der Pfalz, die Weisung, daß man nunmehr die östreichschen Fortschritte nicht begünstigen, sondern aufhalten wolle,

daß sie den freundschaftlichsten Schein am kaiserlichen Hofe bewahren, aber auf ihrer Rückreise die Protestanten für beharrlichen Widerstand und zum Vertrauen auf Frankreich stimmen solle, welches letztere weder die östreichsche Machtvergrößerung im Reiche, noch die spanische Besitznahme von Veltlin, diesem Uebergangspunkte zwischen Italien und Deutschland, zugeben könne. Ueber Veltlin war bereits lebhaft mit Spanien verhandelt und mit Venedig und Savoyen ein Bundesvertrag geschlossen (7. Febr. 1623), dem Papst aber der Gewahrsam und die Vermittelung überlassen. Richelieu schrieb dem Gesandten zu Rom: „Der König hat seinen Rath, und der Rath seine Verfahrungsweise geändert". Veltlin wird von französischen Truppen besetzt. Er antwortete auf die päpstlichen Beschwerden, daß die Truppen nur durchzögen und in dem fruchtbaren Ländchen, welches nicht selbst, sondern nur in Betreff der Festen, päpstlichem Gewahrsam übergeben sei, Lebensmittel kauften; die Antwort des Königs selbst war sehr verbindlich, führte aber nicht weiter, sondern in ein neues Versteck: der General hätte ohne Befehl gehandelt. Man hatte den alten Bundesvertrag mit Holland erneuert, da dessen Waffenstillstand gegen Spanien abgelaufen war, und wollte holländische Schiffe wider Genua *) gebrauchen, welches letztere der Herzog von Savoyen mit französischer Hülfe angriff. Von Deutschland

*) Die Genueser ließen den französischen Gesandten zu Turin als ihren landesverrätherischen Bürger zum Tode verurtheilen und setzten einen Preis auf seinen Kopf. Eine französische Verordnung legte auf alles genuesische Eigenthum im Reiche Beschlag und verhieß eine Belohnung von 60,000 Fr. Jedem, welcher beweisen würde, einen der Stimmgeber zu jenem Todesurtheil ermordet zu haben.

hatte man nichts zu befürchten, und an dem englischen Hofe ward die Vermählung der Prinzessin Henriette mit Karl (als König, der Erste) unterhandelt. Der spanische Gesandte sagte jetzt dem Cardinal Richelieu geradezu, daß von ihm die Protestanten gegen die Katholiken aufgeboten würden, und er suchte wegen des Krieges zwischen Frankreich und Spanien sein Gewissen zu rühren: „Wie der Urheber eines entsetzlichen Krieges", soll er geschlossen haben, „werden Sie das Andenken eines Cardinals der Hölle hinterlassen". Der Cardinal, immer seiner, des Gesichts und selbst der Thränen mächtig, erwiederte: „Ich bin ein guter Katholik, Priester und Cardinal, aber auch französischer Minister, und als solcher habe ich die Größe Frankreichs vor Augen, und nicht die Größe Spaniens, dessen Absicht auf allgemeine Herrschaft bekannt ist. Ich verberge Ihnen diese Gesinnung nicht, weil es Zeit ist, die Verstellung zu endigen. Und was die Religion betrifft, so übt man sich in Spanien, über Gewissensfälle zu schreiben, und in Frankreich, darnach zu handeln". Uebrigens half sich der Cardinal aus mancher Verlegenheit *), indem er sein Gewissen vorschützte; und es gehörte zum Hoftone, von Gewissensachen zu sprechen, einander zu sagen, daß man sich liebhabe, und Complimente zu machen **), die selbst in

*) Als Gewissenssache verweigerte es Richelieu, für die Begnadigung eines Montmorency, der wegen Zweikampfes hingerichtet werden sollte, zu stimmen, weil er für das geschärfte Gesetz wider Zweikämpfe gestimmt hatte. Sein Bruder war im Zweikampfe gefallen, aber der Haß ordnete sich bei ihm so sehr unter die Geschäftsberechnung, daß er den Vater von seines Bruders Gegner beförderte.

**) Louis XIII. sagte dem Marschall Bassompierre nach einem Lit de

die Verordnungen kamen *). Man lebte in Ränken und Umtrieben; aber der Hof und Frankreich ward mit einem geheimen Gewebe, um dieselben auszuspähen, überzogen, und Richelieu setzte ihnen überdies die öffentliche Meinung entgegen. Es ward zugleich eine Versammlung der Notablen und der Geistlichkeit gehalten (Septbr. 1625). Jener wurden die Staatsverträge vorgelegt, und der Marschall Schomberg, Richelieu's Freund, stimmte für den Krieg in Italien, die Königin Mutter für päpstliche Friedensvermittelung. Es folgte ein allgemeines Schweigen, worauf der Kanzler fragte, ob Niemand weiter etwas vorzutragen habe, ein Jeder könne seine Meinung frei sagen; und man entschied, nach Richelieu's Wunsche, daß die Ehre und das Interesse erfordere, die Verträge mit den Bundesgenossen zu halten und den Krieg fortzusetzen. Die Geistlichkeit ihrerseits bewilligte 600,000 Thlr. zum Kriege wider die Protestanten. Diese hatte Rohan, nicht ohne spanisches Geld glaubt man, in die Waffen gebracht, und Richelieu errang, mit Hülfe der geistlichen Gelder und holländischen Schiffe und mit allen schon früher beschriebenen Künsten, nicht mehr von ihnen als daß dem Bundestagen und dem Anlegen neuer Festungswerke entsagt wurde (Edict vom März 1626). Die englische Verwendung wirkte für sie, und mächtig: der Cardinal mußte wegen des Friedens mit ihnen sehr bewährte

Justice: „Ich zitterte dort", und erhielt zur Antwort: „Und von dort machen Sie die Welt zittern".

*) In dem Eingange einer Verordnung vom J. 1629 heißt es von der Königin Mutter: „Ihre glückliche Regierung und ihr weises Verfahren während der Regentschaft beweisen, daß sie zugleich die Mutter des Königs und des Staates ist".

Hülfsmittel seiner Macht aufopfern, da er durch ihn den eifrigsten Ketzerfeinden und seinen feurigsten Anhängern Aergerniß und Mistrauen gab. Er bereitete aber die Mittel zu besseren Erfolgen vor, betrieb den Bau von Kriegsschiffen und die Verbesserung der Landmacht, sowie man auch hierher rechnen darf, daß der Hofstaat der jungen Königin von England zur Missionsanstalt *) benutzt wurde. Die Protestanten ihrerseits fuhren fort, den Cardinal in Schriften und in Reden gehässig, durch Lieder und durch Bilder lächerlich zu machen; sie waren die Freunde seiner Feinde, oder gaben ihnen wenigstens die Hoffnung auf Freistätte und Schutz, und selbst am Hofe sagten die Herren im Scherzernste: „So dumm werden wir doch nicht sein, die protestantischen Festungen zu zerstören." Aber nach dem Plane der Regierung, schon vor Richelieu, sollten alle innere Festungen geschleift werden, und Dasselbe geschah von ihm, sowie sich eine Gelegenheit zeigte, es mit oder ohne Willen der Provinzialstände durchzusetzen. Die Provinzialstände hatten Protestanten unter sich, oder nahmen von ihnen das Beispiel und machten ihr Verhandlungsrecht und ihre Selbstverwaltung geltend, besonders dort, wo sie fast erbliche Gouverneure, wie in Languedoc, hatten. Die Gouverneure hielten es desto mehr mit den Provinzialständen, je mehr sie sich leise und heimlich von der Regierung beschränkt und unter die Aufsicht der Bischöfe u. s. w. gesetzt fühlten. Sie sahen aber das Volk für die Regierung zu sehr gewonnen und deren Schritte zu gut berechnet und gesichert, um mit

*) Der französische Gesandte nahm 70 Geistliche mit sich zurück, die man in England bei der Veränderung des Hofstaates der Königin verhaftet hatte.

ihr zu brechen. Selbst Epernon lehnte es ab, den Bruder des Königs, den Herzog von Orleans, wie er später hieß, sowie einst dessen Mutter bei sich aufzunehmen. Der Herzog von Orleans war zu Allem zu verleiten und durch den Andrang der lauten oder stillen Wünsche aller Feinde des Cardinals leicht zu vermögen, dessen Sturz zu versuchen; aber ebenso leicht gestand er Alles, was er wußte, als seine nächtlichen Zusammenkünfte mit dem Grafen Chalais entdeckt, und der Graf, wie schon früher César de Vendôme und dessen Bruder der Großprior, verhaftet waren, der Graf von Soissons aber und die Witwe des Connetable de Luynes ins Ausland flohen. Es ist nach den gerichtlichen Aussagen des Grafen Chalais gewiß, daß man keinen durchdachten Plan hatte, aber es bleibt ungewiß, ob man die jugendlichen Phantasien auf die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans, an der Seite der Königin Anna, erstreckte, oder sich dieser Schuld durch ungeschicktes Benehmen blos verdächtig machen ließ. Wenn der König daran glaubte, so war, bei seiner argwöhnischen Natur, das Vertrauen zu seiner Familie auf immer zerstört, und er konnte durch manche Umstände auf einen solchen Verdacht kommen. Die Königin Mutter hatte Vorliebe für den Herzog und war mit dem Cardinal unzufrieden, sie begünstigte entschieden die spanische Partei und hatte, nicht blos ohne, sondern gegen den Willen der Minister, über die veltliner Sache den Abschluß eines Vertrages veranlaßt; *) die Königin Anna hatte ihr Wohlgefallen an den Galanterien des englischen Botschafters, Her-

*) Der Vertrag wurde mit einigen Abänderungen angenommen und hat den Friedensstand vom J. 1617 zur Grundlage. Maçon, d. 5. März 1626.

zogs von Buckingham, nicht verborgen, und bei ihr waren die Königin Mutter, Orleans und der spanische Gesandte häufig zusammengekommen; die Gesandten von Venedig und Savoyen *) waren zugleich durch den Vertrag über Veltlin und durch das stolze und versteckte Wesen des Kanzlers beleidigt und hatten ihre Huldigungen gegen den Herzog von Orleans mit seiner Feindschaft wider Jenen gesteigert. Doch, wie Dem sei, der König und sein Bruder wurden nie wieder Freunde, die Königin beschränkt, und Chalais hingerichtet **). Der Cardinal hielt den König in der Gewalt, den Hof und den Dienst in großer Furcht, und er ließ die Stände selbst für das unbeschränkte Königthum und für seine Macht arbeiten. Die Stände von Bretagne baten, nach ihres Gouverneurs Vendôme Verhaftung, um die Schleifung der Binnenfestungen, und die Notablen ***) entwarfen ein Verzeichniß von allen Festungen, welche zur Landesvertheidigung gegen Außen unnütz waren. Sie nahmen die Anträge

*) Der Abbé Scaglia erhielt seine Pässe und ging nach England, wo er zum Kriege aufreizte.

**) Der Graf Chalais ward nicht von seinem ordentlichen Richter, sondern einer außerordentlichen Commission verurtheilt, und Das macht die Richtigkeit seiner Geständnisse bedenklich, daß er nämlich dem Herzoge von Orleans gerathen habe, den Hof zu verlassen und zu den Protestanten zu gehen; daß er sich mehrer Festungen für ihn zu versichern und einen Aufstand zu erregen gesucht habe; und daß er mit dem Großprior bei einer Berathung über die Ermordung des Cardinals gewesen sei.

***) 2. Decbr. 1626. Richelieu sagte den Notablen: es thue nicht Noth, viele Verordnungen zu machen, sondern die Gesetze zur wirklichen Ausführung zu bringen; durch wenig Worte und viel That werde sich ihre gute Absicht und Beurtheilung am besten beweisen.

zur Unterhaltung von 30,000 Mann gutbezahlter Truppen an, verwarfen aber den Scheinantrag des Cardinals zur Milderung der Strafen für Staatsverbrecher und baten vielmehr den König, daß er die bestehenden Gesetze wider Jeden handhaben lasse, welcher die Waffen gegen den Staat ergreife, sodaß er gleich nach bekanntgewordener That aller seiner Stellen zu entsetzen und dann gerichtlich an Gut und Leben zu strafen sei. Die Notablen ließen auch den Staatsverbrechen eine größere Ausdehnung geben und dazu den Verkehr mit auswärtigen Gesandten ohne königliche Erlaubniß, den Verstoß gegen die Regierung durch Schriften u. s. w. rechnen. Sie bewilligten den Rückkauf aller Domainen *) und gaben dadurch dem Cardinale freie Hand, die sonst gehässigsten Gewaltstreiche durch gesetzliche Formen zu verschleiern und jeden misfälligen Edelmann von seinen Gütern zu entfernen und in schweren Vermögensverlust zu bringen, da der Schätzungswerth dem Kaufwerthe der Güter überhaupt nicht gleichkommt und damals noch weniger feste Richtsätze als jetzt hatte, durch Misgunst und Verfolgung aber bis zum Unwerthe herabgebracht werden konnte. Der Schatz war überdies noch ein schlechter Bezahler seiner Renten, und die Klugheit rieth, bei diesen, wie bei allen anderen Forderungen an ihn, lieber noch so lange und schmerzlich zu warten als ungestüm und stürmisch zu werden. Er nahm seine Einnahmen nicht mehr in Voraus auf, und es fehlte ihm auch nicht mehr an Gelde; aber es ward ein

*) Der Gutswerth sollte in Staatsrenten zu 1 Livre Rente für 14 Livres Capital in der Normandie, und für 16 Livres in dem übrigen Reiche, also nach einem Zinsfuße von 7 oder 6 Procent berichtigt werden.

großer Kassenvorrath für außerordentliche Ausgaben, oder eigentlich für den Krieg (die Ersparungskasse), gehalten.

In der Richtung, in welcher die Regierung mit steigender Kraft vorschritt, gab und nahm sie auf jedem Schritte bei dem protestantischen Gemeinwesen Anstoß. Der unbedingte Gehorsam, welchen sie von den Beamten forderte, wurde bei den protestantischen Behörden durch die Friedensverträge bedingt, und sie konnte ihren Domainenrückkauf, ihr Verbot von Waffenniederlagen, ihre außerordentlichen Blutgerichte und andere Gewaltmittel auf die Protestanten nicht anwenden, ohne ihre Verträge mit ihnen zu brechen und sich Berufung auf deren Gewährleistung von England zuzuziehen. Sie bereitete die inneren und äußeren Mittel zu einem entscheidenden Schlage vor: es wurden die Aemter an Katholiken gebracht, die protestantischen Städte mit Soldaten umgeben, und Festen in ihrer Nähe gebaut; Spanien versprach eine Hülfsflotte, Holland war einverstanden, und sowol der König Karl I. von England als der Herzog von Buckingham hatten sich von dem herrlichen Gesellschafter Marschall Bassompierre einnehmen lassen, der zugleich auch die londoner Kaufleute durch Handelsberechnungen friedlich zu stimmen suchte. Aber wieviel in England Hofkünste und Gewinnkünste galten, sie wurden durch das Volksgefühl für ein ernstes, sittliches Leben und durch Glaubenseifer überboten. Es waren hier plötzlich die Reichthümer beider Indien durch Siege und durch Handel, die noch reicheren Früchte und Werke eines langen und guten inneren Friedens, und die Schätze der wissenschaftlichsten Arbeiten zusammengekommen, und es waren ebenso plötzlich die Lebensweise, die Ständeverhältnisse und die Volksbildung ver-

ändert, die Geister wie die Leidenschaft aufgeregt. Das Volk hielt die Werke seines glühenden Arbeitsfleißes und seines Verstandes für göttliche Wunder und Gnaden wegen seines neuen Kirchenglaubens; es ward nicht leichtsinniger, sondern noch ernsthafter; es rang nicht sowol nach Genüssen als nach Verbesserungen, sowie nach ihren Hülfsmitteln und wider ihre Hemmnisse; und sein Verbesserungsgeist erhob sich mit jedem neuen Erfolge stärker, wie der Sturm mit jedem neuen Stoße. Der unglücklicherweise leichtfertige Hof und seine Regierung schwankten unter diesen Bewegungen, sie wollten sich ihnen nicht überlassen und konnten ihnen nicht widerstehen *). So geschah es denn auch, daß man Frankreich in dem einen Augenblicke Freundschaftsversicherung gab, und in dem andern ihm Krieg erklärte. Der Herzog von Soubise, Rohan's Bruder, war in England nicht müßig gewesen, um dort die Theilnahme an den bedrängten französischen Glaubensgenossen zur Bethätigung zu leiten; die englischen Schiffsherren führten schon eine lebhafte Fehde zur See, oder, wenn man will, Seeräuberei gegen die Franzosen; und Richelieu **) hatte seine Kriegsschiffe auch ihrerseits darin eine gute Schule machen lassen; der Herzog von Buckingham mußte das öffentliche Misvergnügen von sich abwenden, und dazu war ein Krieg mit Frankreich immer das rechte Mittel, und das staatsklügste für England unter den jetzigen Umständen. Ohne seine Hülfe war die

*) Als die bürgerlichen Unruhen ausbrachen, ließen viele Edelleute ihren Söhnen Handwerke lernen, um die Zeiten bestehen zu können.

**) Richelieu war bereits Surintendant de la navigation et du commerce.

Zerstörung des protestantischen Gemeinwesens in Frankreich unvermeidlich, mit seiner Hülfe konnte der Schlag nicht blos abgewandt, sondern die schon mächtige la Rochelle, durch Besitznahme der vorliegenden Inseln, zur festesten Hauptstadt, und das protestantische Gemeinwesen zur Kraft und Stellung eines unabhängigen Bundesstaates erhoben werden. Die Hülfe kam in der That früher als die Gegenwehr von Richelieu vorbereitet war; und hätte Buckingham, nach seiner Landung*) auf Ile de Ré bei Rochelle, dem Befehlshaber Toiras nicht Zeit gelassen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen: so hätte sie entscheidend werden können. Während er dann St. Martin vergeblich angriff, und während die friedlich oder auch königlich gesinnte Partei zu Rochelle und überall unter den Protestanten erst bekämpft werden mußte, kamen die königlichen Truppen an. Buckingham floh nach England zurück, la Rochelle öffnete nach langem, hartem Widerstande seine Thore **), und die übrigen protestantischen Städte, brotlos geworden in den verheerten Landen rings um sie, unterwarfen sich gleichfalls

*) 22. Juli 1627. Man erzählt, daß die Galanterie Buckingham's den Krieg veranlaßt habe, nachdem ihm abgeschlagen worden, als Gesandter nach Paris wiederzukommen, und daß sie ihn gleichfalls bewegt habe, dem Kriege nicht den vollen Nachdruck zu geben. England ward mit sich selbst zu sehr beschäftigt und gab den Krieg früher auf als der Frieden (24. April 1629) geschlossen ward.

**) Der Hafen von la Rochelle ward durch einen Damm gesperrt, der 4440 Fuß lang und 72 Fuß hoch war. Wasserbaumeister hatte man noch nicht, weil man pariser Baumeister und Maurermeister kommen ließ, welche zugleich gegen die Geschicklichkeit der Ingenieurofficiere zeugen, oder wenigstens mit ihnen die Ehre dieses ersten großen französischen Kriegsbauwerkes theilen.

dem Könige. Richelieu hatte bei der Belagerung von Rochelle den Oberbefehl gehabt, die Marschälle verweigerten den Dienst unter ihm nicht, obgleich sie es gegen Prinzen gethan, sie rühmten seine Einsicht, und die Soldaten seinen Muth, und der Ausgang des Krieges war das Werk seiner Beharrlichkeit und seiner strengen Kriegszucht, aber auch seiner Grausamkeit. Die halbverhungerten Rocheller, welche sich durch das Belagerungsheer schleichen wollten, fanden kein Erbarmen, — sie wurden gehangen. Die protestantischen Bauern waren die wohlhabenden, sie wurden von dem Schwerte getroffen oder verjagt; die glücklichsten flohen aus ihrer verödeten Heimath in die Sevennen. Es wurden Städte verbrannt, die Festungen geschleift, alle Spuren freier Gemeinden ausgelöscht, wie wenn der Fluch darauf ruhte; und Richelieu schien auch den Kirchengemeinden alles Standesrecht absprechen zu wollen und sagte den Predigern von Montauban: „Als einen Verein von Geistlichen kann ich Sie nicht empfangen, aber als Gelehrte sind Sie mir willkommen". Ein bloßer Gnadenbrief (27. Juni 1629) verhieß Vergessenheit des Vorgefallenen, Sicherheit, und die Gültigkeit des Edicts von Nantes wegen Gewissensfreiheit und Kirchensachen *); und vor der Regierungsgewalt sollte, mit dem protestantischen Gemeinwesen, zugleich alles Ständewesen verschwinden. Von der Berufung der Reichsstände war bisher wol gesprochen und ward auch ferner gesprochen, aber statt ihrer waren und wurden

---

*) Die Protestanten hielten i. J. 1631 mit königlicher Erlaubniß eine Synode, überreichten das Protokoll davon dem Könige durch Abgeordnete, welche von ihm und dem Cardinale gut empfangen wurden und 16,000 Livres als Kosten der Synode erhielten.

nur die Notablen, die der König wählte, berufen. Auf gleiche Weise sollten nun auch die Landstände bleiben und nicht geradezu aufgehoben werden, aber ihre Sachen an eine Art Landräthe (élus) übergehen.

Inzwischen hatte schon der Combinationsgeist des Cardinals bei den auswärtigen Staatsverhältnissen ins Große gearbeitet. Als Richelieu ins Ministerium trat, kannte er seinen Hof nur, und nicht die fremden; er berief aber sofort seinen alten Freund, den Capuziner Joseph, zu sich. Dieser hatte in dem väterlichen Hause des Präsidenten du Tremblai, der auch Gesandter zu Venedig gewesen, im Felde und an den Höfen von Italien, Deutschland und England die bedeutendsten Männer und Sachen seiner Zeit vor Augen gehabt und verband tiefes Nachdenken über Politik und Staatsplane mit stiller Geschäftsleitung. Mit ihm, seiner rechten Hand, arbeitete Richelieu, verschaffte er sich Einverständnisse im Auslande, drang er in die Geheimnisse der Höfe. Das erste Zeichen von dem steigenden französischen Einflusse gab Mantua durch die Anerkennung (17. Jan. 1628) des Herzogs von Nevers zum Nachfolger seines letzten Fürsten, ungeachtet der kaiserlichen Lehnsverweigerung und der Kriegsdrohung von Spanien und Savoyen. Da der Herzog von Nevers bald angegriffen, und sein Hülfsgesuch im französischen Staatsrathe verhandelt ward, stimmte die Königin Mutter dawider; Richelieu setzte aber, im Rath und in der That, die Meinung durch, daß der Herzog unterstützt werden müsse, weil das Haus Oestreich ihn nur als Franzosen in Italien nicht dulden wolle, und weil Spanien sonst in dem Glauben, man fürchte sich vor ihm, noch unternehmender werden würde. Er setzte aus-

einander, daß man leichter durch die Alpen kommen werde als man nach Rochelle gekommen sei, daß man füglich im Monate Mai dem Herzoge Hülfe bringen, im Juli Languedoc völlig unterwerfen, und im August nach Paris zurückkehren könne. Der Herzog von Savoyen ward darauf zum Frieden genöthigt (11. März 1629), versprach, den Beitritt von Spanien zu bewirken und, im Vereine mit dem Papste und Venedig, den Herzog von Nevers zu vertheidigen. Er brach jedoch sein Wort so schnell als er es gegeben, denn er trat wieder auf die Seite der Oestreicher und Spanier. Diesen, welche Mantua nahmen, zogen die Franzosen durch sein erobertes Land zur Schlacht entgegen; doch kam es nicht zu einer solchen, sondern zum Waffenstillstande (27. Octbr. 1630) zwischen ihnen durch die Vermittelung des päpstlichen Gesandten Mazarin *), der keine Mühe und selbst keine Gefahr gescheut und beide Theile durch sein liebenswürdiges und außerordentlich gewandtes Benehmen gewonnen hatte. Hiernach ward mit dem Kaiser zu Regensburg Frieden geschlossen (13. Octbr. 1630), und bedungen, daß Derselbe den Herzog von Nevers mit Mantua belehne, daß man gegenseitig seine jetzigen oder künftigen Feinde weder mit Rath noch mit That unterstützen wolle, und daß in Metz, Tull und Verdun keine Neuerungen wider die Rechte des Reiches vorgenommen werden sollten. Dieser Frieden war das Werk des Capuziners Jo-

*) Julius Mazarin, ein geborener Römer, war schon als päpstlicher Hauptmann in Veltlin zu Verhandlungen gebraucht worden, dann mit dem Nuntius Bagni zu Paris gewesen und hatte als Minister mit dem Cardinal Richelieu auf seinen italienischen Feldzügen Geschäftsunterredungen gehabt.

seph, welcher zugleich dem Kaiser nach Möglichkeit in Deutschland Feinde gemacht und dazu beigetragen hatte, daß Dessen Sohn nicht zum römischen Könige gewählt, und daß mit Wallenstein seinem Heere der Feldherr genommen wurde. Dessenungeachtet ward Joseph wegen Begünstigung des kaiserlichen Interesses ins Kloster geschickt, weil dem Könige in dem Friedensvertrage die Majestät nicht ein einziges Mal, und dem Kaiser 27 Mal gegeben war, weil die Entsagung der Hülfsleistung an die Feinde des Kaisers Bedenken fand, weil die Bedingung über die drei Stifter Zweifel an Frankreichs Recht in Bezug auf sie zuließ, u. s. w. Man betrachtete und erklärte den Frieden als nicht geschlossen, der kaiserliche Hof verlangte aber, daß er gehalten werde. Beide Theile hatten schon den König Gustav Adolf im Auge, und Joseph's Ungnade war wol nur Schein, da er sogleich wieder einen Plan zur Behandlung der deutschen Sachen entwarf (31. Jan. 1631) und mehr Gunst als zuvor genoß. Nach seinem Plane sollte man sich wie bisher bestreben, die Protestanten und Katholiken an sich und aus der knechtischen Abhängigkeit von Oestreich zu ziehen, wozu man durch drei Hauptmittel gelangen könnte: erstens, durch die Vereinigung des Königs und der Kurfürsten vermittelst gemeinschaftlicher Interessen, welches gehe, weil es auf dem regensburger Reichstage gegangen; zweitens, durch die Vermittelung in den Streitigkeiten zwischen den Kurfürsten, wozu man Katholiken und Protestanten völlig gleich behandeln müsse, und wodurch man zwischen beiden Parteien das Gleichgewicht halten könne; und drittens dadurch, daß der König beiden Theilen Hülfe gegen Oestreich zusichere, wozu schöne Reden, denen die Deutschen mistrauten, nicht hin-

reichten. Es ward hiernach verfahren, nachdem schon mehr dafür vorbereitet war. De Charnace, ein Anverwandter des Cardinals, hatte Diesem den König Gustav Adolf geschildert und von ihm, nach seiner Weise, Reisenachrichten und Reisende zu benutzen *), den Auftrag erhalten, zum Könige wie blos für sich zurückzukehren, Denselben zum Kriege wider Oestreich zu stimmen, auch dabei Hoffnung auf französischen Beistand zu machen. Er vermochte Gustav Adolf, mit dem Könige von Polen einen Waffenstillstand zu schließen, und erhielt sonach Vollmacht (18. Decbr. 1629), einen Vertrag mit Ersterem zu unterhandeln. Er sollte nicht im mindesten von seiner Anweisung abweichen (der Cardinal hielt streng darauf, daß Jeder thue, was er sollte, und daß er selbst das Geheimniß allein besitze). Es habe Oestreich die deutsche Freiheit, die Fürsten und Stände bereits unterdrückt, und Europa gerathe in die Gefahr einer Universalmonarchie, vor der nur noch ein starker und mächtiger Widerstand retten könne. Dazu habe der König von Frankreich ein Heer von 40,000 Mann in der Champagne versammelt, eine gleiche Heeresmacht stehe in Italien. Er wünsche, daß Gustav Adolf an die Spitze der ruhmvollen Unternehmung trete, und wolle ihm dazu ein jährliches Hülfsgeld von 600,000 Franken geben; selbst 900,000 Franken könne ihm Charnace im äußersten Falle bewilligen. Die katholische Ligue, und namentlich der Herzog von Baiern sollten verwahrt bleiben, sowol um sie von Oestreich zu trennen, als um zu zeigen, daß der Vertrag

*) Je beliebter französische Moden und Manieren im Auslande wurden, desto bessere Aufnahme fanden die französischen Herren und Handelsleute, und desto häufiger ward das Reisen.

das Religionsinteresse nicht gefährde. Charnace benutzte die Gunst, in welcher er und einige französische Officiere bei den Schweden standen, und Gustav Adolf, voll nordischer Kraft und Phantasie, voll Ruhmliebe und Glaubenseifer und vom kaiserlichen Hofe beleidigt, beschloß den Krieg und brach in Deutschland ein (24. Juni 1630). Sobald ihn Charnace völlig verwickelt sah, änderte er seinen Ton, wollte ihm die Majestät in dem Vertrage nicht geben, sagte, nicht jeder Purpur habe gleichen Werth, und ließ ihm fühlen, daß Frankreich ihn nur zum Werkzeuge gebrauchen wolle. Dennoch kam ein Bündniß (13. Jan. 1631) zu Stande, zur Vertheidigung der gemeinschaftlichen Freunde, zur Sicherheit der Ostsee und des Oceans, zur Handelsfreiheit und zur Herstellung des Zustandes, wie er vor Ausbruche des Krieges in Deutschland gewesen war. Der König von Schweden versprach, 26,000 Mann auf seine Kosten zu unterhalten, den Katholiken in den besetzten Landen die reichsgesetzliche Ausübung des Gottesdienstes zu lassen, gegen die katholische Ligue nicht feindlich zu verfahren; dagegen versprach Frankreich, jährlich 240,000 Reichsthaler zu zahlen. Und fast gleichzeitig (30. Mai 1631) schloß es ein geheimes Bündniß mit dem Kurfürsten von Baiern zur Stellung von 11,000 Mann Hülfstruppen, oder zu deren Bezahlung, wenn der Kurfürst würde angegriffen werden. Es schloß ferner gleichzeitig einen geheimen Vertrag (31. März 1631) mit Savoyen zur Abtretung von Pignerol, einem Schlüssel zu Italien. Diese Festung war noch im französischen Besitze, sie sollte aber nach dem Frieden (Verträge vom 16. April und 30. Mai 1631), welchen der kaiserliche Hof in Italien mit großen Aufopferungen, zur Benutzung seiner vor-

tigen Truppen wider die Schweden, einging, in Gegenwart kaiserlicher Commissaire geräumt werden; und so geschah es wirklich. Man hatte aber französische Truppen in dem Schlosse versteckt, welche sich alsbald der Festung wider bemächtigten. Um diesen Friedensbruch zu verschleiern, ward ein mittheilbarer Vertrag (5. Mai 1632) mit Savoyen abgeschlossen, vermöge dessen Frankreich Pignerol gekauft hatte; zugleich aber ein geheimer Gegenschein ausgestellt, daß dieser Vertrag verstellt und ungültig sei. Bei solchen schlechten Streichen fällt es auf, in den italienischen Verhandlungen den ruhmvollen Vertheidiger von Ile de Ré, den Marschall Toiras *), zu finden; er hatte aber den Staatssecretair Abel Servien zur Seite, einen Meister in Lug und Trug und in dem Misbrauche der Rechtskunde, um dem Unrechte die Form Rechtens zu geben. Doch war auch er bloßer Diener von Richelieu, der seine Knoten wie eine Boa wand und verdoppelte. Der Anschein des Friedens mit Oestreich und Spanien wird für Frankreich bewahrt; letzteres soll höchstens nur Hülfsmacht sein, ist aber die Seele des Krieges in Italien, Deutschland und den Niederlanden **); es bietet die eine Hand zur Versöhnung dem Kaiser und waffnet mit der andern den König Gustav Adolf wider ihn; gegen Letzteren ist jedoch nöthigenfalls der Kurfürst von Baiern auch schon gerüstet. Die Ereignisse werden in Deutschland hervorgerufen und in Italien zur Verdrängung

*) Toiras fiel in Ungnade, hatte kein Vermögen und erhielt in Savoyen Zuflucht und Unterhalt.

**) In den Verträgen vom 10. Juni 1624, 28. Aug. 1627, und 17. Juni 1630 wurden die Summen der Hülfsgelder an Holland immer größer und größer.

der Deutschen und zur Besitzergreifung Mantua's und Pignerols benutzt; zu diesem Zwecke dienten anfangs die Werbung bei den Schweizern, und die Gunst bei dem vermittelnden Mazarin; am Ende selbst Betrügereien.

In Frankreich aber beugte der Cardinal die Mächtigsten unter seine Hand, oder ihre Nacken unter das Beil auf dem Blutgerüste; er selbst und Jedermann kniete nieder im Angesichte des Königs *), der seinen Willen, oder, wie Richelieu sagte, Alles für Frankreichs Wohl und Ruhm thun mußte, der den Bruder und die Mutter aufgeben, vertreiben mußte. Die spanische Partei und die Feinde des Cardinals am Hofe hatten, während einer schweren Krankheit des Königs zu Lyon (Septbr. 1630), Hoffnung zu seinem Sturze gefaßt, die König Mutter dafür gewonnen und durch sie den genesenden König um seine Entlassung gebeten. Richelieu's Vertraute um Louis XIII. benutzten zwar für ihn die bemerkten Hoffnungen seiner Feinde und die Vorbereitungen des Herzogs von Orleans auf den Todesfall des Königs; aber wie günstig Louis XIII. durch ihr leises Geflüster für ihn gestimmt ward, er konnte ihn wider die Königin Mutter, den Minister Marillac, und seine mächtigen Feinde alle nicht halten, wenn Niemand von den Großen sich für ihn erklärte. Er bat den jungen ritterlichen Herzog Henri von Montmorency, dem Cardinal ein Freund in der Noth zu sein, und Montmorency ging sofort zu ihm und trat seinen Feinden entgegen. Sie konnten in Montmorency's Anwesenheit nicht vorwärts kommen, waren aber zu weit gegangen,

*) Ein Parlementspräsident hatte den Tod davon, daß er von dem Könige niedergerissen worden, als er auf Dessen Befehl, zu knieen, es als ungebräuchlich verweigerte.

um ohne ihr Verderben umkehren zu können. Sie verstärkten sich noch, als die Nachricht von der sinkenden Gewalt des Cardinals sich verbreitete, und der Hof nach Paris zurückkam. Richelieu versuchte zuletzt, sich durch Louis XIII. mit der Königin Mutter versöhnen zu lassen und fiel Derselben zitternd zu Füßen; sie brach aus ihrer Verstellung jedoch hervor, nannte ihn das undankbarste, arglistigste Geschöpf und drang, nachdem er sich hatte entfernen müssen, in den König, die versprochene Entlassung zu vollziehen. Sie erhält und verkündigt sofort den Ihrigen den Sturz des Cardinals; das Gerücht durchfliegt die Hauptstadt, Frankreich, die Höfe; der Cardinal, in den größten Aengsten schwebend, ist reisefertig. Noch einmal redet ihm St. Simon, der Günstling des Königs, das Wort und bewegt Louis XIII., nach Versailles zu gehen und den Cardinal rufen zu lassen. Derselbe kommt *), und bald eilt ein Hausofficier von Versailles zur Königin Mutter, trifft in ihrem Vorzimmer den Herzog von Epernon und fragt: „Was wollen Sie hier?" — „„Dem Cardinal den letzten Stoß geben"" — „Das geht nicht mehr, er ist wieder Herr. Machen Sie, daß Sie hier fortkommen, und lassen Sie Denen das Spiel ausspielen, welche die Karten gemischt haben". — Der Königin meldete er, daß der Siegelbewahrer Marillac verabschiedet wäre, und daß diese und andere neue Stellenbesetzungen nicht ohne ihr Wissen vorgenommen werden sollten. So ward ihr auch ferner alle Höflichkeit bewiesen, aber aller Einfluß entzogen, und sie verlor desto mehr in der Achtung, je weniger ihre früheren Anhänger sie schonten, um

*) Am Martinstage; man nennt den Tag la journée des dupes.

von dem Cardinal geschont zu werden. Letzterer verfuhr mit ihnen nach kalter Geschäftsberechnung, indem er nur die Gewähr seiner Gewalt und die Vermeidung von Abscheu berücksichtigte. Den mächtigsten Feind, den Marschall Marillac, Bruder des Siegelbewahrers, traf seine Rache am härtesten; er ward in eine schimpfliche Untersuchung wegen Unterschleifes verwickelt und hingerichtet. Die Königin Mutter wollte in ihrer Ohnmacht und Erbitterung dem Cardinal noch immer schaden und schadete sich bei dem Könige so sehr, daß er in ihre Gefangenschaft willigte. Sie entfloh (18. Juli 1631) aus derselben zwar ohne Hinderniß nach Brüssel, aber die Grenzfeste ward ihr unterweges nicht, wie verheißen, überliefert, sondern eben auf höchsten Befehl fest verschlossen. Der Herzog von Orleans hatte es wie seine Mutter gemacht, er wollte die Waffen ergreifen, ververschwand aber eiligst nach Lothringen und heirathete eine dortige Prinzessin. Auch andere Ausgewanderte versammelten sich dort, und es ward von dort, durch Schmähschriften auf den Cardinal und durch Umtriebe in den Provinzen, versucht, das Misvergnügen der Landstände über ihre Verstörung, und der Gouverneure über die Anmaßung und die Hofbegünstigung der Bischöfe, zum Aufruhre zu steigern. Die Landstände von Languedoc beschwerten sich laut in ihrer alten dreisten Sprache, und der Herzog von Montmorency, ihr Gouverneur, vertrat sie mit seiner natürlichen Hitze, fing auch die geheimen Berichte des Erzbischofs von Narbonne über ihn an den Cardinal auf *) und fügte ihnen ein derbes Schrei-

*) Der alte Herzog von Epernon gerieth nicht lange nachher mit dem Erzbischofe von Bourdeaux so zusammen, daß er ihn öffentlich vor der Domkirche prügelte. Sein Sohn heirathete eine Anver-

ben bei. Die Antwort des Cardinals erbitterte ihn noch mehr, und er gab den Bitten nach, sich der Ausgewanderten anzunehmen. Nur bedung er sich Zeit zur Vorbereitung, aber die ließen ihm die Ausgewanderten nicht, sondern der Herzog von Orleans kam mit einer Erklärung, daß er Frankreich von seinem Tyrannen Richelieu befreien wolle, und mit einem Schwarme von 2000 Mann Franzosen, Deutschen, Polen u. A. aus Lothringen zwar unbehindert zu ihm, aber keine Stadt auf dem langen Zuge hatte sich für ihn erklärt, kein Parlement seine Schreiben erbrochen, und auch der alte Ligueur Epernon, der Freund und Nachbar Montmorency's, wollte sich nicht damit einlassen. Montmorency war noch der Stärkere und hoffte durch einen raschen Sieg über den Marschall Schomberg seiner Sache Vertrauen und Fortgang zu verschaffen. Er sah die Feinde kaum, so stürmte er auf sie nach alter Ritterweise und, wie er es liebte, an der Spitze eines Reiterhaufens ein, brach durch, hieb nieder, bis er mit vielen Wunden unter sein getödtetes Pferd stürzte und gefangen ward, da seine Reiter durch das Feuer zersprengt und von den andern Truppen nicht unterstützt wurden (1. Septbr. 1632). Er war schon bei dem toulouser Parlement von dem Könige für einen Majestätsverbrecher und seiner Stellen verlustig erklärt worden, sowie ihn auch der Herzog von Orleans in dessen Unterwerfungsvertrage*) aufgegeben hatte; er ward hierauf, der Letzte seines

---

wandte des Cardinals, und die Sache ward blos mit Kirchenbuße abgemacht. Das Prügeln war überhaupt nichts weniger als abgestellt, und selbst das Parlement und der Rechnungshof wurden noch handgemein bei feierlichen Versammlungen.

*) Der Herzog von Orleans verstand sich ausdrücklich dazu, daß er

Stammes, zu Toulouse nach dem Parlementsspruche hingerichtet (30. Octbr. 1632). Der Cardinal hatte den König wider alle Vorbitten unbeweglich erhalten, und Epernon sich vergeblich auf ihr beiderseitiges eigenes Beispiel berufen *). Der Liebling des Hofes und des Heeres, der kühnste Ritter, der mächtigste Fürst, der Blutsverwandte der königlichen Familie ward hülf- und schutzlos niedergerissen; sein Fall dröhnte durch Frankreich, und die Gemüther geriethen um diese Zeit, sei es aus Entsetzen oder aus künstlicher Aufregung, in große Furcht vor des Teufels Gewalt. Die Klosterfrauen zu Loudon, eine Anverwandte Richelieu's unter ihnen, wollten darein durch einen blühenden Rosenzweig gerathen sein, und der dortige Prediger Gandier ward wegen Teufelsbundes angeklagt und lebendig verbrannt. Es konnte dergleichen selbst von Richtern geschehen, welche noch jetzt als Rechtsgelehrte berühmt sind, weil sie theils abergläubisch

sich nicht für seine Anhänger interessiren und über deren Bestrafung sich nicht beklagen wolle; doch solle dieser Artikel seine jetzige Dienerschaft nicht betreffen.

*) Die Zeitungen benutzte der Cardinal auch schon als Regierungsmittel. In dem Berichte von Montmorency's Gefangenschaft hieß es: „Der Herzog von Orleans war bei dem Gefechte zugegen und wollte daran theilnehmen, wenn er nicht verhindert worden wäre". Ein Artikel von Brüssel in der Gazette de France lautete: „Man spricht hier verschieden von dem Tode des Marschalls Marillac, doch ist die gewöhnlichste Meinung, daß Diejenigen, welche im Namen der Königin und des Herzogs von Orleans Drohbriefe an seine Richter geschrieben haben, ihm nicht nützlich, sondern verderblich gewesen sind, weil sie den König verhindert haben, ihn zu begnadigen, und weil er gleichsam gezwungen ward, ihn der Gerechtigkeit, statt den Wirkungen seiner Milde, zu überlassen, die ihm zu Theil geworden wäre, wenn der König nicht mit großem Grunde befürchtet hätte, daß man für Schwäche und Furcht gehalten, was nur Barmherzigkeit gewesen".

waren, theils sich an die bestehenden Gesetze hielten. Dagegen nahmen sich die Gerichte der landständischen Gerechtsame, soviel sie konnten, an, und die Regierung änderte hierin das Verfahren. Sie ließ auf dem Landtage von Languedoc ausdrücklich erklären, daß den Landständen alle ihre Rechte und Freiheiten nach wie vor verbleiben, und ihre jährlichen Versammlungen gehalten werden sollten; sie stellte die verordnete neue Einrichtung ab, und die Kosten fest, welche sowol für die Provinz als für das Reich aufgebracht werden mußten; diese betrugen allein für den Schatz mehr als eine Million Livres.

Nachdem Solches im Innern geschehen, griff der Cardinal Lothringen an, wie schon früher, wegen Begünstigung der französischen Ausgewanderten, geschehen war, und erhielt den vierjährigen Besitz von Nancy (Vertrag vom 6. Septbr. 1633). Er sandte dem Kurfürsten von Trier Hülfstruppen und betrieb, in Gemeinschaft mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna *), die Verbündung in Schwaben, Franken und am Oberrhein wider Oestreich, und die geheime Verhandlung mit dem kaiserlichen Feldherrn Wallenstein, griff dem Kanzler aber so sehr vor, daß ein gespanntes Verhältniß eintrat, welches Niemand weniger als Hugo van Groot **), der wider Richelieu's Wunsch ernannte schwedische Gesandte, ver-

*) Vertrag mit Schweden zu Heilbronn, d. 6. April 1633, über 1 Million Livres. Beitritt der deutschen Verbündeten zu Frankfurt, 15. Septbr. 1633.

**) Hugo van Groot hatte durch den Cardinal seine Pension verloren und Frankreich verlassen, wo er Zuflucht gefunden und sein „Kriegs- und Friedensrecht", wie zur Warnung (1623) vor dem eben aufkommenden Richelieu, geschrieben hatte.

ändern konnte. Oxenstierna kam selbst zum Cardinal, als die Schweden nach der Niederlage bei Nördlingen ihre Verbündeten verloren, und Frankreich neue Heerführer, selbst den protestantischen, Herzog Bernhard von Weimar, gewann. Die beiden Staatsmänner besprachen sich lange, lateinisch, über die Lage der Dinge, vermieden, ihre getrennten Interessen zu berühren, verständigten sich über die gemeinschaftlichen und gelangten, nach großer Männer Art, schnell zum Schlusse *). Der neue Vertrag beruhte darauf, daß man wider Oestreich zusammenbleiben, jeder für sich aber Einfluß und Gewalt in Deutschland erwerben wolle. Frankreich bot große Mittel, über 100,000 Mann und eine Seemacht, zu einem großen Kriegsplan auf. Es galt, im Vereine mit Holland die spanischen Niederlande zu empören und zu theilen (Vertrag vom 8. Febr. 1635); in Gemeinschaft mit Herzog Bernhard von Weimar am Rhein Eroberungen zu machen **); im Einverständnisse mit den Schweizern Veltlin zu besetzen, und mit Hülfe von Savoyen (Vertrag vom 11. Juli 1635), Mantua, Modena und Parma in Italien vorzudringen; endlich die Spanier an den Pyrenäen mit offenen Waffen, in Catalonien und Portugal mit geheimen ***) anzugreifen. Frankreich schleuderte bei der

*) Oxenstierna war am 26. April 1635 zu Compiegne angekommen, und das neue Bündniß schon am 28. April 1635 unterzeichnet.

**) Es wurde dem Herzoge Bernhard während des Krieges ein Jahrgeld von 4 Millionen, und bei dem Frieden die Verhelfung zum Elsaß zugesichert; 27. Octbr. 1635.

***) Die französischen Einverständnisse in Portugal sind zwar vor dem Jahre 1638 nicht beurkundet, und zum Vertrage mit den Landständen und dem Volke von Catalonien ist erst unterm 29. Aug. 1640 Vollmacht ertheilt; aber bei solchen verborgenen bösen Din-

Absendung seiner Heere zugleich eine Kriegserklärung (19. Mai 1635) wider Spanien und seine Anhänger, oder rief alle Feinde des Gesammthauses Oestreich auf. Seine Heere gingen im Sturmschritte zu Siegen, aber sie ließen die Verzweiflung hinter sich, fanden alte Soldaten vor sich und erlagen dem Fluche, entweder gar keine oder die gewissenloseste Verpflegung zu haben. Die Niederländer setzten Gut und Blut daran, weder französisch noch holländisch zu werden, und die französischen Soldaten bettelten ihr Brot bei den wohlversorgten holländischen Truppen und lösten sich auf. Wie hier Prinz Friedrich von Oranien, Richelieu's heimlicher Feind, sah der gemeinschaftliche Chef in Italien, der Herzog von Savoyen, das Misgeschick der dortigen französischen Truppen nicht ungern. Die Lothringer machten es wie die Niederländer. Die Eroberungen am Rheine, die eigenen Grenzen waren nicht zu halten. Rohan *) allein blieb siegreich und führte den Gebirgskrieg in Graubündten glücklicher für den König als er ihn einst wider Denselben in Languedoc geführt hatte; doch ging auch hier Alles durch schlechte Wirthschaft nach ein paar Jahren verloren. Das Misvergnügen über die Kriegsunfälle nach den schwärmerischsten Hoffnungen und unter drückenden Lasten ward zum Schrecken, als im folgenden Jahre (1636) die Feinde durch Bourgogne schwärmten, die Festungen der Picardie

gen muß man Vieles aus dem Zusammenhange errathen: die Königin Anna warnte Spanien vor einem gewissen geheimen Agenten beim Ausbruche des Krieges; und die Deutung der französischen Kriegserklärung gegen Spanien als Hülfszeichen für die misvergnügten Catalonier und Portugiesen ist doch gewiß nicht gesucht.

*) Henri von Rohan ist auch Schriftsteller, und der erste französische über die Systeme der Taktik.

aufsprengten und sich die freie Straße nach Paris öffneten, welches mit Gärten und Landhäusern, auf Kosten der Festungswerke, umgeben war. Der König gebot, daß die Edelleute sich zum Dienste stellen, die Freisassen bewaffnet zu St. Denis erscheinen, die pariser Gilden sich bewehren und ihre Mannschaftsverzeichnisse einreichen sollten. Er forderte zu freiwilligen Rüstungen und Gaben auf und umarmte die sämmtlichen Gildeältesten, welche an den Hof berufen waren. Der Cardinal fuhr, nicht ohne Furcht, durch die Straßen und war mit dem gemeinen Manne freundlich und gesprächig, fand ihn auch gut gestimmt. Die Stadt Paris erbot sich, 2000 Soldaten zu stellen; das Parlement, den Sold auf zwei Monate dafür zu bezahlen. Letzteres drohte jedem waffenfähigen Edelmann unter seiner Gerichtsbarkeit mit Verlust des Adels, wenn er sich nicht zum Dienste stelle. Aber ein solches zusammengerafftes Aufgebot war ein mislicher Schutz wider ein siegreiches Heer, und man rettete sich nur dadurch aus der Gefahr, daß der Prinz von Oranien seine lange Unthätigkeit zu endigen vermocht wurde. Die Feinde mußten auf Holland blicken, und die Franzosen, unter den Prinzen Orleans und Soissons, konnten in der Picardie Feld gewinnen. Die grimmigsten Feinde des Cardinals waren in den Dienst dieser Prinzen getreten, hielten ihren Haß so tief verborgen, daß Richelieu ihn nicht ahnte, und glaubten ihn endlich auslassen zu können. Es war eine große Erbitterung unter den Officieren gegen Richelieu, sowol wegen des misglückten großen Kriegsplanes als wegen des Ausspruches des sogenannten Kriegsgerichtes, der zusammenberufenen Minister, Marschälle und Hausofficiere unter Vorsitze des Königs, daß die Gouverneure, welche die

Festungen in der Picardie übergäben, als Staatsverbrecher von Pferden zerrissen werden sollten; und man hatte ihre Flucht begünstigt. Richelieu war bei dem Heere, und nach den Rathssitzungen, während der König absuhr, eine Zeitlang mit den Prinzen und ihren Officieren allein; der Herzog von Orleans wollte in einem solchen Augenblicke den Officieren den Wink zu seiner Ermordung geben und vermochte es, wie sie starrten und harrten, nicht. Der Cardinal schied unbefangen von ihnen, und sie gaben den gefaßten Plan auf. Wie er nicht der Tiefe finsterer Leidenschaft zum Opfer fiel, so traf ihn auch der Blitz aus dem Unschuldshimmel nicht. Das liebreizende, seelenvolle Fräulein de la Fayette gelobte sich dem Klosterleben, als sie den Hof, das Nichts seiner Freuden und das Unheil seiner Ränke sah und sich vor dem fürchterlichen Richelieu entsetzte. Der König unterhielt sich gern mit ihr, und jemehr ihn ihr frommes und zartes Gefühl einnahm, desto zurückhaltender und kälter ward er gegen den Cardinal, der sie sofort schnell ins Kloster zu bringen wußte. Auch der königliche Beichtvater Chaussin kam unter strenge Klosterzucht; denn es hatten Derselbe, ein heimlicher Feind des Cardinals, sowie die Königin Anna, die insgeheim nach Spanien schrieb, gleichfalls stillen Einfluß auf sie gehabt. Der König hatte das herrliche Mädchen, als den Geist des Guten, frei, wie er überhaupt war, von aller wollüstigen Neigung, nach Jedermanns Zeugnisse, geliebt, und ihre Seelenreinheit und Geistesbildung bezeugt, daß Frankreichs Entwickelung unter aller Verderbniß, worin das Uebel mit dem Uebel bekämpft ward, fortschritt. Von diesem inneren Kampfe, von den beständigen Ränken und Umtrieben für und wider den Cardinal möge hier nichts

weiter als der Ausgang des langen Haders über die Vermählung des Herzogs von Orleans ohne königliche Genehmigung erwähnt werden. Seine Vermählung ward anerkannt, aber zum Grundsatze des Staatsrechts, ungeachtet päpstlichen Widerspruches, gemacht, daß Vermählungen von königlichen Familiengliedern ohne königliche Genehmigung nichtig seien.

Der Krieg ward auf den Grenzen mit abwechselndem Glück und eine Zeitlang wider die Spanier in Languedoc und Guyenne geführt. Damals, wie immer, war das bessere Handwerkszeug der Heerführer, die Soldaten nämlich und Waffen, und die bessere Verpflegungsweise entscheidend; aber es war Beides auf beiden Seiten im kläglichen Zustande. Die hochgepriesene Feldherrnkunst, Alles im Voraus zu berechnen und zu bestimmen, kennt die wirkliche Kriegsgeschichte gar nicht und kann sie nicht kennen, da Heere und Schlachtfelder eine ganz andere Sache sind als Schachsteine und Schachfelder, und sich doch nicht einmal auf dem kleinen Schachbrete, auf welchem man Alles weiß und sieht, ein Plan für alle Fälle berechnen und durchführen läßt. Wollte man den Franzosen auf ihren damaligen Kriegszügen folgen, so würde man, da den Blicken überall Blut und Elend begegnet, zwecklos voll Mitleid und Abscheu umherirren. Es waren und blieben zuletzt von ihnen nur fünf Städtchen: Perpignan, Monaco, Sedan, Breisach und Perpignol, gewonnen, und davon war das einzige Perpignan nur wirklich erobert worden. Der französische Soldat hatte mehr Muth als Kraft und war weniger stark und dauerhaft als der deutsche. Es bezeugen die französischen Schriftsteller auch, daß keiner ihrer Generale sich auf den großen Krieg wie der Herzog Bernhard von Weimar verstand; Dieser bekam aber

weder den Oberbefehl noch das Hauptheer und starb plötzlich, nach dem Berichte Hugo van Groot's, entweder an der Pest oder an Gift *). Da der Krieg hauptsächlich auf Belagerungen gerichtet war, so vervollkommnete er vorzugsweise das Artilleriewesen **) und ward die beste Schule für Feldherren. Die harten Strafen, welche fortdauernd die Anführer in Unfällen trafen, bewirkten, daß sie sich und Niemanden schonten, sondern das Aeußerste wagten. Sie verbrauchten viele Soldaten und wollten zum Ersatze nicht rohe Bauerburschen, wie bisher gesandt, sondern geübte Leute haben. Das Ausheben und Abrichten, das ganze Soldatenwesen kam daher in raschen und scharfen Betrieb. Das Lieferungswesen ging ins Ungeheure. Wenn auch befohlen wurde, in Feindes Lande glimpflich zu verfahren und sich die Einwohner geneigt zu machen: so geschah Das erst spät und ward nicht befolgt. Ein jeder Soldat führte auf seine Hand Krieg, und die Hülfsmittel der Lande, wo man stand, wurden verheert, statt benutzt zu werden. Man forderte drei-, viermal mehr Zufuhr als man bedurfte, und die Zufuhr war, wegen der schlecht gesicherten Lage im Rükken der Heere, und wegen der ungebauten Wege, schwer.

---

*) Herzog Bernhard von Weimar theilte untergeordnet den Oberbefehl mit dem Cardinal de la Valette über das Hauptheer, das man i. J. 1635 bildete; nachmals wollte Joseph, nun auch Cardinal, mit ihm den Kriegsplan entwerfen, und dabei fiel die bekannte Bemerkung vor: „Herr Cardinal, Ihr Finger ist keine Brücke". Rohan, in Ungnade, flüchtete zum Herzoge, der ihn nicht verlassen wollte, und wenn er auch darüber mit Frankreich brechen sollte.

**) Der Großmeister der Artillerie war Meilleraye, Sully's Anverwandter.

Sie geschah in großen Zügen unter Bedeckung, und es wird glaubhaft und wiederholt berichtet, so unglaublich es scheint, daß Züge von viertausend Wagen angekommen seien.

Unter der Last von solchen Kriegslieferungen und immer vermehrten Kriegssteuern seufzte Frankreich, und der Bauernstand stürzte völlig nieder. Es waren die niederen Stände überhaupt unsäglichem Druck und Gewaltmisbrauche preisgegeben. Die Willkür wird ihrer Natur nach immer schärfer, je weiter sie von oben nach unten herabgeht. Die Liebe zu König und Staat, wie es der Cardinal nannte, oder der unbedingte Gehorsam nach oben, ward wieder zum Recht auf denselben Gehorsam hinsichtlich der unteren Gewalthaber; thaten die Beamten, was sie sollten, so konnten sie gegen ihre Untergebenen thun, was sie wollten; und gingen die Steuern ein, so bekümmerte sich die Regierung nicht, von wem sie gezahlt wurden *). Die Verarmung in den niederen Ständen hatte schon in vielen Gegenden zur Verzweiflung geführt, und die entgüterten Haufen hatten Räuberbanden gebildet und mit Soldaten auseinandergesprengt werden müssen, als die Normandie den übrigen Landen das verführerische Zeichen des offenen Widerstandes gab. Es sollten keine Steuerausfälle geduldet, sondern die Abgaben der Zahlungsunfähigen von den noch zahlungsfähigen Steuerpflichtigen gemeindeweise übernommen werden,

*) Das Staatseinkommen betrug 80 Millionen zuletzt, die Staatsschuld 250 Millionen Livres. Die Hauptausgaben waren: Zinsen der Staatsschuld 20 Millionen, Gehalte 26 Millionen, Gnadengelder 4 Millionen, Landmacht 60 Millionen, Seemacht 5 Millionen. Das Haus des Cardinals kostete 4 Millionen.

Die Mark feinen Silbers ward zu 26 Livres etwa ausgeprägt, und der Scheffel Weizen kostete fast ebenso viel.

und es waren mehrere Landleute wegen Verweigerung dieses Steueraufschlages verhaftet, aber von dem Parlemente zu Rouen, auf ihren Anruf, freigegeben worden. Der dortige Steuerhof ließ, in Uebereinstimmung mit einem Parlementsbeschlusse, in allen Gemeinden bekanntmachen, daß nur die eintregistrirten Abgaben erhoben werden sollten; besänftigte aber dadurch die Gemüther nicht, sondern erhitzte sie noch mehr. Das Landvolk tobte auf, griff zu den Waffen, um von den Kriegssteuern und Kriegslieferungen sich zu befreien; und der Pöbel plünderte die Steuerkassen zu Rouen und in anderen Städten. Der Cardinal gab dem braven und harten Obersten Gassion *) das Racheschwert, und die Ruhe war augenblicklich hergestellt; sodann folgten schnelle, blutige Gerichte, die Veränderung der Parlementsräthe, und die Auflösung des Steuerhofes. Die andern Lande ließen sich die Vorgänge in der Normandie eine Warnung sein. Die Regierung ward ihrerseits vorsichtiger mit der Belastung der Steuerpflichtigen und forderte dagegen von der Geistlichkeit einen Kriegsbeitrag von 6 Millionen, den sie, nach unangenehmen Verhandlungen, größtentheils erhielt. Sie ließ der Geistlichkeit, durch das Zusammenberufen derselben und das Beitragsleisten, ihren staatsrechtlichen Stand als Körperschaft, den sie dem Adel und der Bürgerschaft, durch

---

*) Gassion war ein bearner Edelmann, welcher, zu Gustav Adolf gekommen, schnell in Dessen Gunst gestiegen war, sowie nicht minder bei dem Herzoge Bernhard von Weimar. Auch erkannte der Cardinal auf den ersten Blick den rüstigsten Kriegsmann in ihm, betrog sich zwar, als er ihn fähig hielt, den falschen Freund bei dem Herzoge von Bouillon zu machen, hielt aber, seitdem er gesehen, daß er weder zu verführen noch einzuschüchtern sei, nur desto mehr auf ihn.

das Aufhören der Reichsversammlungen, entzog. Der Adel hatte allerdings seine Rechte am Hofe, aber als Körperschaft hatte er nur in den Provinzen, und in jeder ein anderes Recht. Durch seine Stellung am Hofe und im Dienste konnte er dieses Recht geltender machen, und jemehr er es that, desto schärfer trennte er sich in seinem öffentlichen Interesse, seinem Vermögen und seinem Berufe von der Bürgerschaft ab. So trennten sich die bürgerlichen Stände Frankreichs um dieselbe Zeit schärfer, während sie sich in England mehr verschmolzen, und der gebildete Theil des Volkes dort nur Einen Stand ausmachte. Die französische Regierung trug zu dieser Trennung dadurch bei, daß sie zum Erwerbe der unbeschränkten Gewalt Krieg, und das Volk zur Abwehr derselben Frieden haben wollte; daß sie die Kriegslasten von dem stummen Theile desselben tragen ließ, oder wenigstens Diejenigen möglichst schonte, welche klagen können und dürfen; und daß sie die drei alten Stände durch die Gewalt eines neuen Standes, durch mehr als 100,000 stehende Soldaten, niederhielt. Sie war auf diesen Weg, in dem inneren Kampfe mit den Großen, gewaltsam hingedrängt und gewährte darauf zwar die Hülfsmittel der Volksentwickelung, aber in falscher, gefahrvoller Richtung. Ruhig konnte ein Jeder sein Arbeitswerk daheim treiben; siegreiche Flotten beherrschten das Mittelmeer, und von dem Canal aus befuhren Handelsflotten das Weltmeer als gewohnte Straße. Die Colonien in Kanada und den Antillen erblühten. Die Künstler gelangten zur Meisterschaft, Poussin bei den Malern, Girardon bei den Bildhauern; und vorzugsweise werden bei dem Dammbaue zu Rochelle genannt Du Plessis-Besançon, Maréchal de bataille des Königs,

Metezeau, königlicher Baumeister. Descartes aber verließ den Kriegsdienst und sein Vaterland, um ungestört zu denken und zu schreiben; seine besten Schriften wurden in Frankreich verboten. Er schließt den tiefsten Denkern sich an, bereitet durch seine naturwissenschaftlichen Forschungen neue Entdeckungen vor, und wenn er die mathematische Beweisform weiter anwendet als sie reicht und paßt: so gewöhnte er zugleich an mathematische Ordnung und hielt die französische Lebhaftigkeit zum vorsichtigen Gange in philosophischen Untersuchungen an. Während er die französische Philosophie gründete, erschien das französische Trauerspiel in vollendeter Gestalt. Pierre Corneille gab diesem die volle Gluth des Hochgefühls und der Leidenschaft; er hielt sich an griechische Ideen und griechische Formen, wie wenn es nach der französischen Hofetiquette so hätte sein müssen, oder um öffentlich und im Angesichte des Cardinals Richelieu ungestraft das Grimmigste wider Willkür und Herrschsucht sagen zu können. Der Cardinal hatte, wie er jeden aufblickenden Geist erkannte, auch den Dichter erkannt und, in seiner Art von Geisterbeschwörung oder Menschenverachtung, ihn durch Gunst und Gehalt dienstbar machen, aber, da Dieses nicht glückte, durch seine Akademie verderben wollen. Doch er fand in der Akademie eine unabhängigere Meinung als in den Parlementen und Kriegsgerichten, und ihr Urtheil über Corneille verschwand überdies vor dem allgemeinen Urtheile und Beifalle. Sie hatte indeß schon eine Hauptstimme in der französischen Literatur gehabt, als sie noch eine bloße Zusammenkunft von pariser Gelehrten war, und sie ward nun darin als hochbegünstigte und berechtigte Körperschaft, als Verein der wissenschaftlichsten Männer vorherrschend;

zugleich wirkte sie auf vielseitige Ausbildung dadurch, daß sie sich nicht auf die sogenannten Brotwissenschaften bezog, und daß Kirchengelehrte, Rechtsgelehrte, Aerzte nicht als solche, wol aber als berühmte Redner, Geschichtschreiber, Naturforscher aufgenommen wurden. In der katholischen Kirche, für ihre und für die gesammte Gelehrsamkeit bildeten sich die beiden berühmten Ordensverbindungen der Väter des Oratoire, und der Congregation de St. Maur. Jene hatten ursprünglich die Verbesserung des Weltpriesterstandes zum Zwecke; Diese gehörten zu den Benedictinern, hatten aber die Ordensregel verändert und zu gelehrten Arbeiten, statt zu Handarbeiten, verpflichtet. Es entstand zugleich ein großer, noch namenloser Verein, den Theilnehmern selbst unbewußt, unter den Feinden einer Sittenlehre, die mit dem Gelüste Vergleich und Abfindung zuließ, und unter den Feinden der Willkür und des Gewaltmisbrauches, wozu jene Sittenlehre günstig und verführerisch war. Es schien mit der Staatslage Frankreichs nichts in so weniger Beziehung zu stehen als der alte kirchliche Streit über den göttlichen Gnadenbeistand mit oder ohne innere Besserung, der mit der größten Heftigkeit wiederaufgenommen wurde; aber schon der Mann, welcher in diesem Streite am häufigsten genannt wurde, der niederländische Bischof Cornelius Jansen, deutete, als Richelieu's Feind *), auf jene bezeichnete Verbindung; er war der vertraute Freund des Abtes Jean du Vergier de Havranne, welchen Richelieu als gefährlichen Neuerer in Haft hielt, und seine französischen Glaubensverwandten, Jan-

*) Mars Gallicus, sive de justitia armorum et foederis Regis Galliae. 1635.

senisten, hatten die Jesuiten zu ihren Gegnern. Sie schlossen sich zum Theil an den Buß- und Besserungsverein, den die Klosterfrauen zu Port-Royal gestiftet (1626) und der Abt du Vergier beschützt hatte. Die vornehmsten Frauen des Hofes, die geistvollsten Männer der Hauptstadt nahmen an den Andachtsübungen zu Kloster Port-Royal Theil; und wenn hier durch oder für die Menge Gaukelwerk getrieben ward, so fanden und stärkten sich hier die Gebildetsten durch seelenvolle und beredte Erbauungen in Frömmigkeit und Herzensgemeinschaft. Das Kloster verzweigte sich nach Paris, und die Verhaftung seines Beschützers schreckte von dem Bußvereine nicht ab. Das Gegenstück desselben war der Verein im Rohan'schen Hause, oder die Sumpfherren (messieurs du marais), welche ihre Lust an glänzenden Gesellschaften, prächtigen Gastmählern und dem Sprudel von Witz und Spott hatten und den Cardinal dabei nicht ängstlich schonten, sondern sich sehr launig erzählten, wie die Weiber am Hofe über den ältlichen, kränklichen Stutzer ihren Muthwillen, nicht ohne Wohlgefallen der Königin Anna, gehabt hatten. Die Schmähschriften wider ihn folgten sich Schlag auf Schlag, so schwer auch Alle büßten, auf welche nur der mindeste Verdacht fiel. Das Alles und Mehres beweist, daß die Frage über die Regierungsform Frankreichs in Meinung, Wunsch und Hoffnung noch nicht entschieden war, obgleich sie thätlich bereits abgemacht war. Es ist indeß wol noch mehr der eigenthümlichen Lust und Leichtigkeit der Franzosen, zu erzählen, als ihrem Interesse an der Politik zuzuschreiben, daß sie von dieser Zeit an so reich an Memoiren werden, denen wir lange Zeit fast nur Khevenhüller's Annalen an die Seite zu setzen haben. Durch diese

Memoiren zeigt sich ihre Geschichte in hellerem Licht und schärferen Umrissen als irgend eine andere, obgleich der letzte Schatten des öffentlichen Verfahrens verschwindet, und die Regierung sich in das Geheimniß zu hüllen sucht. Die Regierung brachte sich durch dieses heimliche Wesen um große Erfolge im Innern und bei der Landesverwaltung, deren Detail Richelieu nicht kannte; aber es beförderte ihre auswärtigen Erfolge, und worin dieser Minister am stärksten war *), in der diplomatischen Kunst, darin ward Frankreich am stärksten, doch nicht blos im guten, sondern auch im bösen Sinne.

Richelieu oder Frankreich hatte in seinen Verhandlungen zum ersten Richtsatze, „sicher zu gehen", und daher geschah nichts ohne sorgfältige Vorbereitung; zum anderen „um Vieles auszurichten, sich zu bemühen, noch mehr ausrichten zu können", und daher konnte für die entscheidendsten Unterstützungsmittel der Diplomatik, für Flotten und Artillerie, nie genug Geld von dem seufzenden Finanzminister angeschafft werden, und Frankreich erhielt in der That das stärkste Heer und die beste Artillerie; zum dritten, „immerfort nah und fern zu verhandeln", und daher war Frankreich bei keinem Staatsereigniß in Europa unbetheiligt und knüpfte einen

---

*) Der Cardinal Richelieu machte schlechte Reden, aber kaum übertroffene Berichte, Anweisungen und Geschäftsbriefe. Er war immer folgerecht und schrieb wie er sprach, aber nach den Umständen klar und bestimmt, oder versteckt, leise, fein. Man erkennt leicht, was von ihm ist. Er arbeitete im eigentlichen Sinne Tag und Nacht, da er nur drei bis vier Stunden anhaltend schlief und sogleich nach dem Erwachen mit seinen Secretären wieder zu arbeiten begann. In seiner Unterhaltung finden sich alle Töne gehalten, wodurch seitdem die Verhältnisse von der tiefsten Ungnade bis zur höchsten Vertraulichkeit mit Anstand ausgedrückt werden.

diplomatischen Faden nach dem andern außerhalb Europa's an. Mit Rußland, einer damals mehr asiatischen als europäischen Macht, ward ein Handelsvertrag geschlossen *). Dazu bediente man sich desselben Reisenden **), welcher in Persien den französischen Kaufleuten, die bereits zu Ispahan Niederlassungen hatten, den Alleinhandel, mit Verdrängung der übrigen Europäer, verschaffen sollte ***). Die Türkei ward nicht zum Kriege, aber desto thätiger von dem langjährig dort angestellten Gesandten für den Handel benutzt. Dieser Gesandte brachte das Zollwesen aus jüdischen in armenische Hände und wurde von der Pforte gezwungen, die Gesandtschaftssachen wieder zu verwalten, als er, durch einen damals so seltenen Misgriff in der Gesandten- und Beamtenwahl, einen tollen Nachfolger ****) bekommen hatte. Den Handel mit der afrikanischen Küste wollte man dadurch sicherer machen, daß Algier (Uebereinkunft v. 21. März 1619) Handelsagenten nach Marseille senden mußte, welche zugleich Geißelgewähr gegen Unbilden sein sollten; und daß man Kriegsschiffe nach Marokko sandte und vermittelst derselben die Zulassung von Consuln erzwang (Hauptvertrag v. 17. Septbr. 1631). Unter französischer Mitwirkung fielen zu gleicher Zeit die Catalonier und Portugiesen von Spanien ab; Jene nahm Louis XIII. in seinen Schutz (Vertrag v. 19. Septbr. 1641),

*) 12 Novbr. 1629. Mit diesem Vertrage fängt das diplomatische Verhältniß mit Rußland an.

**) Deshayes-Courmesmin.

***) Geschäftsanweisung vom Febr. 1626. Der Gesandte sollte sich auch mit der Gesandtschaft zu Constantinopel in Verbindung setzen.

****) Der Marquis Marcheville, der auf das türkische Admiralschiff, weil es nicht grüßte, schießen ließ und sich mit den Janitscharen zu Constantinopel schlug.

und mit dem neuen Könige von Portugal schloß er ein Bündniß (1. Juni 1641). Man hatte an König Karl I. von England einen guten Nachbar gehabt, der die Bedrängnisse Frankreichs nicht für sich benutzt, sondern die Hand zu einem Handelsvertrage geboten hatte (29. März 1632), welcher das gegenseitige Untersuchungsrecht der Schiffe bestimmte und für Frankreich den doppelten Vortheil, in seinem Kriege mit Spanien, hatte, daß es der englischen Frachtschiffahrt von Kriegsbedarf nach den spanischen Niederlanden, und der englischen Theilnahme an dem feindlichen Caperwesen Einhalt thun konnte. Als der König von England aber die Belagerung der flandrischen Seestädte nicht zugeben wollte, ließ Richelieu die Empörung wider ihn noch mehr anfachen *), ohne zu wissen, was er that, und ohne zu

*) Der Gesandte berichtete: Qu'il avait eu un entretien de plus de trois heures avec un ministre d'Ecosse, nommé Mobel, et avec Gordon, député de la noblesse de ce pays, qui avaient paru fort animés contre le roi de Grand-Bretagne, et l'avaient assuré que les Ecossais étaient sur le point de s'unir avec les mécontens d'Angleterre. — „Votre Eminence fera là-dessus les réflexions qu'elle jugera nécessaires, d'après sa grande prudence et les lumières qu'elle a dans les affaires: la conjoncture parait bien favorable pour embarrasser le roi d'Angleterre". Richelieu antwortete 2. Dec. 1637: „Je profiterai de l'avis que vous me donnés pour l'Ecosse, et ferai partir l'Abbé Chambre, mon aumonier, qui est écossais de nation, pour aller à Edimbourg, attendre les deux personnes que vous me nommés, pour lier une négociation avec elles. L'année ne se passera pas que le roi et la reine d'Angleterre ne se repentent d'avoir refusé les offres que vous leur avés faites de la part du roi (und von Seiten des Cardinals an die Königin, sich mit ihm zu verständigen). Vous avés si bien agi dans votre emploi que le roi vous a choisi pour aller trouver le

ahnen, daß aus der vorübergehenden Verwirrung in England eine feste Staatsordnung hervorgehen würde, vermittelst welcher das Volk unter sich und mit der Regierung einig und im vollsten freien Gebrauche seiner Kraft und seines Verstandes sein werde, und daß mit Englands steigendem Glücke Sehnsucht und Wünsche unter den Franzosen nach gleicher Verfassung steigen würden. Richelieu und Oxenstierna ließen sich gegenseitig den Zwang fühlen, der sie verbunden hielt; Jener sprach desto mehr vom Frieden, jemehr der Krieg sein Wunsch, und je mächtiger der französische Einfluß durch Bündnisse, Waffen und Moden ward; und Dieser ging in geheime Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe ein. Der Papst hatte gleich vom Anfange des Krieges seine Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten angeboten, und Mazarin fehlte dabei nicht; aber Oxenstierna verweigerte es durchaus, unter päpstlicher Vermittelung Frieden zu schließen. Man vereinigte sich in dem Mittelwege, an zwei Orten, aber doch gemeinschaftlich zu verhandeln *),

---

prince d'Orange, et conclure avec lui le traité de campagne.... Si vos amis d'Ecosse sont encore à Londres, dités leur qu'ils prennent confiance à ce que l'Abbé Chambre leur dira, et donnés leur une lettre, pour rendre de votre part au dit abbé, afin qu'il les connaisse par ce signal. Vous avés rendu un grand service au roi d'avoir découvert ces deux hommes. Assurés les de mon affection et de ma protection".

*) Bündniß zwischen Frankreich und Schweden d. 6. März 1638, und dessen Erneuerung d. 30. Jan. 1641.

Der Papst schickte im Nov. 1636 den Cardinal Ginetti zur Friedensvermittelung nach Cöln, und dort kamen auch Gesandte von Frankreich, Oestreich und Spanien zusammen, konnten sich aber über die Zulassung der Bundesgenossen nicht vereinigen. Auf ähnliche Weise ging es zu Lübeck mit Schweden.

und nach langen Weiterungen kamen die Friedenspräliminarien zu Stande (Hamburg, 25. Decbr. 1641). Der kaiserliche Hof genehmigte sie nicht *), und Spanien versprach sich von einem geheimen Vertrage **) mit dem Herzoge von Orleans den Sturz des Cardinals und eine neue Gestalt der Dinge in Frankreich. Der Großstallmeister Cinq Mars, Günstling des Königs, kaum über zwanzig Jahre alt, hatte den Herzog von Orleans, den Anführer des italienischen Heeres, Herzog von Bouillon, und den Staatsrath de Thou, Sohn des Geschichtschreibers, gewonnen, den fränklichen König aber, als bevormundet und in Knechtschaft, wider Richelieu so eingenommen, daß zur völligen Ungade nur noch das letzte Wort fehlte, und bei dem Belagerungsheere von Perpignan, wo sie waren, davon laut, unter Beifall oder Tadel von Seiten der Royalisten und Cardinalisten, gesprochen wurde. Richelieu war von Arbeit und Leidenschaft aufgerieben und todeskrank, aber der Staatsrath Mazarin, der aus päpstlichem Dienste in den französischen getreten war und bei Richelieu den Cardinal Joseph ersetzte, war um den König, und es ward der geheime

*) Die Verweigerungsgründe waren, daß dem Kaiser nicht der Rang über Frankreich und Schweden gegeben wäre, daß die künftigen Congreßörter Münster und Osnabrück zum Nachtheile kaiserlicher Würde und Rechte für neutral erklärt wären, und daß zugegeben wäre, die Verträge mit Frankreich und Schweden als einen Einzigen zu betrachten, wodurch es den Anschein erhielte, als billigte der Kaiser ihr Bündniß.

**) 13. März 1642. Spanien versprach Geld und Truppen; der Herzog von Orleans, von Sedan aus mit bewaffneter Hand zu dem Könige vorzudringen und den Frieden mit Oestreich und Spanien, sowie die Theilnahme an dem Kriege wider ihre Feinde, namentlich die Schweden, zu veranlassen.

Vertrag des Herzogs von Orleans entdeckt. Da belebte sich der Cardinal wieder und erschien von neuem in dem ganzen Ansehen, in welches er den König und für ihn sich selbst gesetzt, und welches der König immer ihm entziehen wollte und nicht konnte. Richelieu ließ den Günstling bis Lyon hinter sich nachschleppen, foltern und mit de Thou hinrichten; und wenn der verhaftete Herzog von Bouillon nur Sedan *) und nicht das Leben verlor, so geschah es auf Verwendung des Prinzen von Oranien und auf Mazarin's Betrieb. Hiernach kehrte bei dem Cardinale die Erschöpfung, und die Misstimmung bei dem Könige zurück, welchem Letzteren Mazarin und die Beibehaltung der Minister von dem sterbenden Cardinal († 4. Decbr. 1642.) empfohlen wurde. Bei dem letzten Besuche des Königs sagte Richelieu: „Es ist mein letztes Lebewohl. Ich habe den Trost beim Scheiden, ihr Königreich in höherem Ruhm und Ansehen als je zuvor, und alle ihre Feinde gebeugt oder niedergeschlagen zu sehen" **). Mazarin nahm seine Stelle

*) Der Herzog von Bouillon gab über die Abtretung der Stadt und Hoheit von Sedan Urkunde, d. 13. Septbr. 1642, und der königliche Begnadigungsbrief, v. 15. Septbr., ließ ihm den Bezug der Landeseinkünfte.

**) Corneille rief dem Cardinal dagegen in der Inschrift auf dem Grabsteine des Königs Louis XIII. nach:

„Sous ce marbre repose un monarque Français
Que ne saurait l'envie accuser d'aucun vice,
Il fut le plus juste et le meilleur des rois;
Son regne fut pourtant celui de l'injustice.

Sage en tout, il ne fit jamais qu'un mauvais choix
Dont longtems nous et lui portâmes le supplice;
L'orgueil, l'ambition, l'intérêt, l'avarice,
Revtêus de son nom, nous donnérent des lois.

nicht ein, gewann aber doch leise vorwaltenden Einfluß in den Geschäften, die ihren Gang ungestört gingen. Die Regierung ward im Innern schonender, indem sich die Gefängnisse leerten, und nach Außen friedfertiger. Die Friedensverhandlungen sollten eben eröffnet werden, da starb der König (14. Mai 1643).

Die Königin Anna ward während der Minderjährigkeit des fünfjährigen Königs Louis XIV. von dem Parlement, nach dem Beispiele der Königin Maria und ohne Rücksicht auf die letztwillige Beschränkung des Königs Louis XIII. hinsichtlich ihres Regentschaftsrechtes, zur Regentin erklärt. Sie gab und erhielt, hierin fester als in andern Sachen, ihr Vertrauen dem Cardinal Mazarin, welcher die Verdrängung der Anhänger Richelieu's aus den Stellen verhinderte, insofern dieselbe nicht die Sicherung seines Einflusses beförderte. Er vermied den äußeren Schein der Gewalt ebenso ängstlich, als Richelieu sich damit umgeben hatte; und statt Dessen rauher, durchgreifender Hand fühlten die Prinzen, der Hof, die Behörden eine schmeichelnde Hand über sich, welche leise und unvermerkt leiten wollte. Besonders war Mazarin mit dem Parlemente behutsam, um sich auf dasselbe, wegen der inneren Ruhe und zur Steuer von gefährlichen Misbräuchen in der Verwaltung, verlassen zu können, weil er darin als Ausländer unerfahren war. Die Verhandlungen,

---

Vainqueur de toutes parts, esclave dans sa cour,
Son tyran et le nôtre à peine sort du jour,
Que dans la tombe même il l'oblige à le suivre.
Jamais pareils malheurs furent-ils entendus?
Après trente-trois ans sur le trone perdus,
Commençant à regner, il a cessé de vivre."

die auswärtigen Angelegenheiten, die er kannte, beschäftigten ihn vorzugsweise, und sie gingen nach der alten Weise und seinem Willen, auch gegen den Willen der Königin. Diese wollte den König Karl I. von England mit dem Parlemente aussöhnen, und nach Mazarin's geheimen Anweisungen ward die Zwietracht unter ihnen noch mehr angefacht; sie liebte ihren Bruder, den König von Spanien, und konnte doch mit ihm zum Frieden nicht kommen. In dem Kriege feierte Frankreich den ersten großen Siegestag seit der Schlacht von Marignano wieder, unter dem Namen des Herzogs von Enghien (des großen Condé). Dieser kaum zwanzigjährige Jüngling, voll Kraft und Geist und auch, soweit es seine Lebhaftigkeit zuließ, mit wissenschaftlicher Bildung, hatte den Marschall de l'Hôpital zur Seite, und den alten General Melos mit überlegener Macht, bei Rocroi in der Champagne, gegen sich. Er wählte sich Gassion zu seinem Rathgeber, war mit den Soldaten gut, und beim Angriffe gern voran. Der Marschall sollte sich nach dem Tode des Königs vertheidigungsweise halten, mußte sich aber der Schlachtlust Condé's und der Meinung Gassion's fügen, obgleich die Schlacht nicht blos ein Wagstück für das Heer, sondern auch für die Hauptstadt war. Gassion machte seiner Schule bei Gustav Adolf und Bernhard von Weimar Ehre, umwickelte den Feind und verwirrte ihn; Condé brach an der Spitze der Reiterei wiederholt gegen das gefürchtete Fußvolk vor, und aus dem Schlagen ward ein Schlachten *). Dieser Sieg machte die Franzosen nach

*) 19. Mai 1643. Es wurden 7000 Gefangene gemacht, noch Mehre waren getödtet.

andern lüstern, und Condé zu ihren Liebling. Man belagerte weniger und schlug sich mehr; Condé war überall, wo es geschehen sollte, und er that es meist glücklich, da er sich den Takt erwarb, den Schlachtmoment, in welchem das Gefecht die größte Heftigkeit erreicht hat, und worauf Erschöpfung folgen muß, zu ergreifen; da er ferner den Soldaten Seele gab und ihr Blut verschwendete. Er durfte aber nirgend lange genug bleiben, um sie völlig an sich zu gewöhnen und sich zueigenzumachen; so kam er in den wechselnden Fällen und Jahren des Krieges aus dem Herzen von Deutschland nach Catalonien, und zurück, und wieder nach Flandern. In Italien ward mehr unterhandelt als gefochten, und die Hauptstärke wider Deutschland verwandt. Aber die Heere waren von Anfang an schwach und bestanden nur aus etwa 20,000 Mann; sie schwächten sich durch ihre Siege mehr als die Gegner und kamen auch nicht blos zu Siegen, sondern gleichfalls zu Niederlagen. Ihr verderblichster Feind blieb ihre eigene Kriegsverwaltung. Auf diese Weise erschütterten wol ihre Gewaltstöße, im Vereine mit Schweden, die Macht Oestreichs, aber sie faßten doch nur in den Grenzlanden festen Fuß und eroberten dort kaum ein paar Festungen. Die Flotte erhielt an der toscanischen Küste Vortheile über die spanische (14. Juni 1646), und seitdem im Mittelmeere Gewalt, die man aber nicht zu gebrauchen verstand, weder für den Krieg in Catalonien, noch für das Unternehmen des Herzogs von Guise auf Neapel, noch für den Handel, dem man die Flotte verdankte.

Indessen zeigten sich am Hofe und in der Hauptstadt immer bedenklichere Folgen von dem veränderten Regierungs-

verfahren. Die Regentin war in der That sehr beliebt; aber jemehr die Furcht aus Richelieu's Zeit verschwand, und jemehr auf Bitten und Klagen gehört ward, desto dreister und zudringlicher wurden diese. Galanterien, die am Hofe bis ins Lächerliche getrieben wurden *), machten Glück; aber sie regten auch die Spötter auf und gaben den ehrbaren Leuten Aergerniß. Die Großen und die Beamten verfuhren eigenmächtig, wozu Condé bei Rocroi das Beispiel gegeben. Das Parlement nahm gegen die Regierung den Ton einer Obervormundschaft an, wozu seine Namensgleichheit mit dem englischen Parlemente beitrug: es ward zwar ernstlich in seine Schranken gewiesen, aber doch auch, eben wegen der Vorgänge in England, woher die Königin Henriette sich nach Paris geflüchtet hatte, schonend behandelt. Es hatte das Recht, über neue Verordnungen seine Bemerkungen und Vorstellungen zu machen, selbst unter Richelieu geübt; die Regierung gab ihm nur zuviel Grund dazu, und es steigerte seine Vorstellungen zu bestimmteren Widerspruch. Mazarin war als Ausländer nicht beliebt und schadete sich noch mehr dadurch, daß ein anderer Italiener Finanzintendant ward. Es bedurfte der Schatz großer Hülfsmittel, um bei den Gaben und Gnaden, bei den Kriegskosten und vorenthaltenen Steuerzahlungen durchzukommen; aber zu großen Hülfsmitteln fehlte die staatswirthschaftliche Einsicht und in den Provinzen der gute oder erzwungene Willen der Landstände; und die kleinlichen Mehr-

*) Der Herzog von Rochefoucauld schrieb der Herzogin von Longueville:

„Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux Rois; et je l'aurais faite aux Dieux“.

einnahmen und Minderausgaben durch erhöhtes Thorgeld und Amtsverkauf (wobei auch Aemter von Räthen über den Weinausruf), sowie durch Herabsetzung der Staatszinsen, waren den Einzelnen lästig und Jedem als fehlerhaft und unnütz leicht begreiflich. Richelieu hatte die Kriegssteuern ohne Widerspruch zu bleibenden gemacht, und der stumme Theil des Volkes trug die Steuerlast geduldig fort, wennauch Viele darunter niedersanken; die Provinzen blieben ruhig. Die Pariser dagegen hatten keinen Grund zum Misvergnügen und wurden doch aufrührerisch. Die Parteien misvergnügter Prinzen und gefallener Minister, die bitteren Beschwerden des Parlements, welches sich mit den übrigen höchsten Gerichtshöfen in Verbindung setzte, und die glühenden Predigten des Coadjutors ihres Erzbischofs, Retz — nachmals Cardinal — reizten sie dazu. Dieser junge Mann war, wie man es haben wollte, Wüstling, Gelehrter, Soldat, Staatsmann, Günstling des Pöbels oder der Fürsten, doch zu Vieles, um Eins zu sein; und er ward die Seele von Mazarin's Gegnern, oder von der Fronde, welche ihm glich und hervortrat, als der Hof die Strenge wider das Parlement nicht durchgesetzt, die verhafteten Parlementsglieder, auf die Bewegung der Pariser, freigegeben, 6 Millionen Steuern erlassen und verordnet hatte, daß Niemand länger als drei Tage ohne Verhör in Haft gehalten werden sollte (14. Octbr. 1648).

Unter diesen Umständen ward der westphälische Frieden geschlossen. Die französischen Gesandten d'Avaux und Servien, welchen Letzteren wir kennen, und welcher der Würgengel des Friedens genannt wurde, hatten lange zu Münster auf sich warten lassen, und als sie kamen, erging von

ihnen ein Umlaufschreiben (20. Aug. 1644) an alle Reichsstände: daß seit langer Zeit das Haus Oestreich nach der Herrschaft über Europa gestrebt habe und Deutschland zur Grundsäule derselben auf den Trümmern seiner Freiheit machen zu wollen scheine; dazu habe es so viele Rechte vernichtet, so viele Gesetze umgeworfen, Obrigkeiten vertrieben, Fürsten und Kurfürsten geächtet; und noch eben jetzt hege der Kaiser bei dem Reichstage zu Frankfurt keine andere Absicht als sich zum Gebieter der Friedensbedingungen zu machen; es sei um die deutsche Freiheit geschehen, wenn die Reichsstände sich nicht widersetzten. Der kaiserliche Hof hielt seinen Unwillen über dieses Schreiben nicht zurück und wies seine Gesandtschaft zu Münster an, alle Berührung mit der französischen zu vermeiden. Es verging Zeit, ehe sich wieder hoffen ließ, daß die Friedensverhandlungen nicht früher abgebrochen als angefangen sein würden. Endlich machten die französischen Gesandten zur Vorbedingung, daß der Kurfürst von Trier in Freiheit gesetzt, und die Bevollmächtigten aller Reichsstände zugezogen würden (4. Dec. 1644); wogegen die kaiserlichen Gesandten die Vollziehung des regensburger Friedens vom J. 1630, und die Rückgabe der französischen Eroberungen verlangten. Französischerseits ward dann vorgeschlagen, daß man den Stand vom J. 1618 zur Grundlage nehme und Frankreich, Schweden und ihre Verbündeten angemessen entschädige; und kaiserlicherseits willigte man in die Abtretung von Metz, Toul und Verdun. Nach langem Schweigen schlugen die französischen Gesandten wieder vor (11. Juni 1645), daß man einen Waffenstillstand schließen solle; der Kaiser Spanien und die Feinde Frankreichs und Schwedens nicht unterstütze,

eine allgemeine Amnestie für alle Vorgänge seit d. J. 1618 ertheile, alle Reichsstände in ihre Rechte und Freiheiten wieder einsetze, die Reichsgesetze gewissenhaft beobachte; daß ferner Hessen und die anderen Verbündeten entschädigt, und Geld für die Truppen gegeben werde. Oxenstierna sagte von diesen Vorschlägen: „Es sind eine Menge Knoten, die nur das Schwert lösen kann"; und die französischen Gesandten veranlaßten noch überdies immer neuen Aufenthalt durch Streitigkeiten über das Ceremoniel. Das Streiten über Rang und Ceremoniel war damals recht in Uebung gekommen, und es setzte auf dem Friedenscongresse besonders die deutschen Canzler und Rathsmänner in Verlegenheiten, welche hier wie auf dem Reichstage mit Rechtsdarstellungen und Ausführungen, mit Bedenken und Widerlegungen für ihre Fürsten und Städte zu verfahren gedachten, aber, statt von ihren Geschäftssachen, von der französischen Hofetiquette und von dem diplomatischen Ceremoniel, von dem Rechte, den ersten Besuch zu fordern und Zeit und Stunde zu geben, sowie von der Pflicht der Annahme und Erwiederung des Besuches sprechen, schreiben und berichten mußten *). Sie wurden schon hierbei durch den Hochmuth und das

*) Die Bevollmächtigten der Hansestädte hatten ihren Besuch bei der französischen Gesandtschaft gemacht, und Servien selbst hatte ihnen gesagt, daß sie heute oder morgen auch zu ihm kommen könnten. Sie machten Tags darauf ihren Besuch bei dem spanischen Gesandten und kamen dann zu Servien, der ihnen Tag und Stunde des Besuches gab, sie zur bestimmten Zeit hinaufführen, lange warten und ihnen dann sagen ließ, daß er sie nicht annehmen könne (wegen des früheren Besuches bei dem spanischen Gesandten). Sie vergalten den Uebermuth durch eine bittere Schrift, und der hessische Bevollmächtigte hatte Mühe, sie von deren Druck abzuhalten.

spöttische Wesen der französischen Gesandten erbittert, in den Geschäften selbst aber über das Lügenwesen Servien's auf das äußerste entrüstet. Er versprach ihnen Alles den einen Tag und erinnerte sich am anderen Tage keines Wortes mehr, behauptete, unter den heiligsten Betheuerungen, das Gegentheil von seinen früheren Versicherungen und erregte überall Misverständnisse, Zänkerei, Verwirrung. Die beiden französischen Gesandten zankten sich selbst unter einander so heftig, daß sie sich nicht mehr sahen, und jeder für sich berichtete *). Der Eindruck, welchen das ganze Verfahren der französischen Gesandtschaft auf die deutschen Bevollmächtigten machte, verbreitete sich in Deutschland und brachte das französische Geschäftswesen in den Ruf der Leichtfertigkeit und Unzuverlässigkeit. Dieser Stimmung ungeachtet erklärten sich die Protestanten für Landabtretungen an Frankreich, als es, nach langem Zögern, bestimmte Forderungen für seine Kriegskösten machte und Elsaß und Sundgau verlangte (3. Jan. 1646), und als der kaiserliche Gesandte darüber die sämmtlichen deutschen Bevollmächtigten vernahm. Die Forderung ward unter der Bedingung zugestanden, daß die Lande in dem Reichs- und Lehnsverbande bleiben, und Frankreich dafür 4 Millionen Kronthaler bezahlen solle. Der französische Hof erbot sich zu 2 Millionen, bestand aber zugleich auf Breisach; und der Kurfürst von

*) Der Zank zwischen d'Avaux und Servien fing darüber an, daß Jener als der älteste die Berichte aufsetzen wollte, und Dieser darauf als Mann von der Feder, und nach Parlementsgebrauch, Anspruch machte. Es kam zwischen ihnen zu Streitschriften, d'Avaux nannte die Servien'sche eine Schmähschrift, Servien die d'Avaux'sche eine Mordschrift.

Baiern erklärte sich zu seinen Gunsten. Hierauf willigten die kaiserlichen Gesandten in die Abtretung von Breisach (5. Juni 1646), und zugleich von der Reichshoheit über Elsaß. Nun blieben nur noch die Fragen über den Betrag der Zahlung von Frankreich, über die Rechte der unmittelbaren Reichsangehörigen im Elsaß, und über das Besatzungsrecht in Philippsburg zu erledigen; und die französische Gesandtschaft ward angewiesen, die beiden letzten Fragen allenfalls aufzugeben. Man schloß ab (13. Septbr. 1646), und die französische Gesandtschaft berichtete: Das Besatzungsrecht in Philippsburg und Breisach mit seinem Gebiet, der Elsaß und Sundgau seien zugestanden; das Schutzrecht über die drei Bisthümer in völlige und unabhängige Hoheit verwandelt, und man habe diesen Erwerb anscheinend solange außer Acht gelassen, bis man des übrigen gewiß gewesen sei *); Pignerol und Moyenvic verblieben gleichfalls dem Könige; die Entschädigung sei auf 3 Millionen Livres bestimmt, obgleich man 6 Millionen habe bewilligen sollen; die Regentin werde

*) Die Frage: ob Frankreich die eroberten Lande im deutschen Reichsverbande lassen solle, wurde im Staatsrathe verhandelt und von der Gesandtschaft mit Gründen und Gegengründen verneinend beantwortet: weil die völlige Hoheit an sich selbst der größte Vortheil sei; weil Frankreich als mächtiger Nachbar den deutschen Reichsfürsten, ohne Reichslande zu besitzen, eben die Dienste leisten könne; weil dieser Besitz auch zum Erwerbe der Kaiserkrone nicht nöthig sei; weil Sitz und Stimme auf dem Reichstage dort nicht mehr Einfluß gebe als eine französische Gesandtschaft bei demselben, die dort mit mehr Ansehen auftrete als bloße Abgeordnete für die Landgrafschaft im Elsaß. Die Wahl sei mißlich, aber da man wählen müsse, so scheine das Sicherste und Nützlichste zu sein, sich an die gewisseste Regel in Staatssachen zu halten.

hierin und wegen Philippsburg das Uebertreten ihrer Anweisung verzeihen. Sie habe den Ruhm, die Grenzen Frankreichs auf seine alten Marken erweitert, zwei Rheinfestungen erworben und den gefährlichen Machtverband des Hauses Oestreich zerrissen zu haben. Der Frieden stehe bevor, oder der Krieg werde nur noch für das Interesse der Verbündeten fortgeführt werden. D'Avaux ging hierauf nach Osnabrück und vermittelte den Vertrag zwischen Schweden und Kurbrandenburg über Pommern; während ein Vertrag mit Baiern den Zugang an die Donau und nach Oestreich öffnete, und Servien sich im Haag vergebens bemühte, den Abschluß eines einseitigen Friedens von Holland mit Spanien zu verhindern. Die Holländer kannten ihren Handelsvortheil zu gut, hatten auch bisher schon selbst Ladungen von Kriegsbedürfnissen für spanische Rechnung besorgt *) und ließen sich nur auf ein Vertheidigungsbündniß mit Frankreich ein, welches aber erst nach dem jetzigen Kriege in Kraft treten sollte (29. Juli 1647). Von französischer Seite war man nichts weniger als geneigt, mit Spanien Frieden zu schließen; und wenn man die Forderung der Niederlande gegen die Rückgabe von Catalonien, oder die Forderung von Navarra fallen ließ, wenn man sich auch mit einigen Grenzfestungen begnügen zu wollen schien: so machte man wieder so viele Schwierigkeiten und Zögerungen, daß der spanische Gesandte zuletzt Münster verließ. Auch bei dem übrigen Friedensgeschäft übereilte sich Servien nicht, der zuletzt d'Avaux durch seine bösen Künste in Ungnade brachte

*) Frankreich erkannte in dem Vertrage vom 8. April 1646 an, daß, mit Ausnahme von Kriegsbedürfnissen, das feindliche Gut auf holländischen Schiffen frei sein sollte.

und allein verhandelte und, da Frankreich befriedigt war, sich nicht sowol wie Freund von Schweden als vielmehr wie Vermittler und Schiedsrichter zwischen ihm und Oestreich benahm. Schweden hatte eine Heerstraße im eigentlichen Sinne des Wortes, mit wol 130 festen Orten auf Tagemarsches Entfernung, bis in das Herz von Deutschland in Besitz, es hielt mit seinen harten Waffen das wieder kaiserlich gestimmte Baiern nieder, schreckte die östreichschen Erbstaaten, und beide seufzten nach dem Frieden. Die Königin von Schweden wünschte ihn, und die deutschen Bevollmächtigten hatten doch lieber mit der schwedischen Gesandtschaft, die Geld nahm, als mit der französischen, die Geld mit vollen Händen vertheilte, zu thun, weil bei jener die Anträge gelesen und in die Sachen eingegangen ward, Servien dagegen die Denkschriften nicht einmal annahm, sich nur mit den Herren abgab, welche zur französischen Unterhaltung taugten, und die lateinischen Geschäftsgespräche kurz abbrach, wenn es dabei nicht Frankreichs Interesse galt. Das hatten sich die französischen und schwedischen Gesandten gleich anfangs gestanden, daß es ihnen nur auf ihre Staatsinteressen ankomme, und daß ihnen die deutschen Interessen gleichgültig seien. Die schwedische Gesandtschaft mußte sich indeß der deutschen Interessen thätiger annehmen, weil der schwedische Länderwerb in Deutschland, das Küstenland zwischen der Weser und Oder, in dem Reichsverbande bleiben sollte. Sie ward unter allen diesen Umständen mit dem Friedensvertrage fertig (8. März 1648) und machte seine Vollziehung nur von dem Abschlusse des Kaisers mit Frankreich abhängig. Nun fürchtete Servien, der Kaiser werde mit Schweden ebenso zum einsei-

tigen Frieden kommen als Spanien mit Holland, und es ward Frankreich zugleich von der ganzen Last des Krieges und von inneren Unruhen bedroht; daher gab er endlich der französischen Verhandlung die größte Lebhaftigkeit zum letzten Versuche, welche Vortheile sich noch erringen ließen, und es war dabei vorzüglich auf die Unterwerfung der unmittelbaren Reichsangehörigen im Elsaß abgesehen. Aber es ließ der Widerstand sich nicht brechen, und sich nur erreichen, daß ein zweideutiges Wörtchen über ihr Verhältniß zu Frankreich in den Friedensvertrag eingeschoben wurde. Der westphälische Frieden bestätigte die schon erwähnten Landesabtretungen an Frankreich, welches die Landesschulden zu seinem Theil übernahm. Es versprach, die unmittelbaren Reichsangehörigen im Elsaß in ihrem Rechte zu lassen und sich darüber keine königliche Gewalt anzumaßen, doch vorbehaltlich alles Rechtes des Obereigenthums *). Die Sache zwischen Frankreich und Lothringen sollte gütlich verglichen werden; der Frieden für den burgundischen Kreis, die spanischen Niederlande, erst nach Beendigung des spanischen Krieges in Kraft treten. Alle Theilnehmer des Friedens

*) De eo omni supremi dominii jure. Es ist bestimmt, der König von Frankreich solle nur die Rechte haben, welche das Haus Oestreich besaß und abtrat; das Haus Oestreich, als solches, besaß aber nur die landgräflichen Rechte im Elsaß, und insofern sich diese auf andere dortige unmittelbare Reichslande bezogen, waren sie was wir jetzt grundherrliche Rechte nennen. Dadurch rechtfertigt sich die Uebersetzung des dominii supremi als Obereigenthum. Aber das Wort wird in dem westphälischen Frieden auch für Staatshoheit gebraucht, ist schon an sich zweideutig, und hier desto zweideutiger in Verbindung mit den Rechten des Hauses Oestreich, das, ohne nähere Bestimmung, auch den kaiserlichen Hof begriff. Die Worte sind sehr sinnreich gewählt und sehr künstlich gestellt.

übernahmen dessen Gewährleistung, und zwar mit gewaffneter Hand, wenn seiner Verletzung in Güte sich nicht steuern ließe *). Frankreich und Deutschland traten aus dem langen Kriege in ganz verschiedene Staatsgestalt. In Frankreich war die Staatsgewalt unumschränkt geworden; in Deutschland dagegen war die Hoffnung dazu verschwunden, und ein Staatenbund im Werden. Frankreich zeigte sich hinsichtlich des Einflusses auf den Frieden ungleich stärker und mächtiger als Deutschland; und wenn ihm der Frieden das Recht gab, sich als dessen Gewährsleister ferner in die deutschen Angelegenheiten zu mischen: so gab ihm der werdende Staatenbund volle Gelegenheit dazu, weil er in innere Misverhältnisse, und viele seiner Fürstenfamilien, durch Nachbarschaft oder Besitzthum, in das französische Interesse verwikkelt waren. Deutschland erholte sich nur langsam, weil man in den hundertfältigen Abmarkungen von Staaten und Gebieten sich gegenseitig nicht helfen konnte; aber dieser Mangel an gemeinsamer Hülfe verwundete das Volksgefühl, und die Sehnsucht nach ihr schärfte den Sinn für Volkseinheit. Deutschland hatte seine Bevölkerung, seine Schätze, seinen Kunstfleiß, seinen Seehandel, seine Flotten und seine Colonien verloren, aber es hatte mit seinem Blut aus den Trümmern die Hoffnung, die Gewähr gerettet, daß es mit der Zeit die rüstigste, gebildetste Volksmasse haben werde; es hatte den festen Grund für ein gutes Recht, die reichen

*) Für Deutschland enthält der westphälische Frieden nicht blos ein Preßgesetz, sondern es ward Jedermann der Mund verboten, der über den Frieden irgend einen Zweifel oder auch nur eine Deutung äußern wollte. Es sollte keine andere als die gesetzliche Auslegung auf dem Reichstage u. dergl. Statt finden.

Aussteuern für die Schulen, die Denkfreiheit und den Glauben an seinen Muth und Verstand gerettet und bewahrt; es hatte Bauern, die unter Niemandes als des Reiches Gebot, unter keinem Andern als dem höchsten Reichsgerichte standen; selbständiger war nirgend der Bürger und der Edelmann als in den Reichsstädten und der Reichsritterschaft; der kleinste Staat fühlte sich gleich dem größten unabhängig; die Reichskörperschaften und die Reichsversammlungen waren nur Schatten, aber unter diesem Schatten konnte die Selbständigkeit der Einzelnen gedeihen, der Wohlstand unter der Menge sich festsetzen, und der Volksverstand zum Durchbruche gelangen. Es war in Deutschland unmöglich geworden, seine Reichthümer, seine Großanstalten, seine Künste und Talente an einen Ort, in eine Hauptstadt zusammenzupressen und durch Gaukelwerke irgend einer Art Deutschland in Gewalt zu haben und zu halten; wie denn seine mächtigsten Fürsten seitdem nur in der Majestät des Einfachen erschienen. Deutschland war dem Anscheine nach von Frankreich geschwächt, aber in der That gestärkt; es hatte keine Revolution mehr zu fürchten.

Der König Louis XIV., die Regentin und Mazarin unterzeichneten (20. Nov. 1648) den Frieden in der aufrührerischen Hauptstadt, und fast schon flüchtigen Fußes. Das Parlement setzte seine allgemeine Versammlungen zur Berathung der Staatslage fort, und die Feinde Mazarin's hofften ihn vor Gericht zu sehen; der Pöbel verwünschte ihn, den Freund der Dame Anna, laut und umzischte sie, die Königin Regentin, mit Spottliedern über ihre Galanterien, wann und wo sie sich sehen ließ. Die königliche Familie flüchtete von Paris (6. Jan. 1649) und begab sich

mit dem Herzoge von Orleans und auch mit Condé nach St. Germain. Die Geldverlegenheit war so groß, daß man den Kronschmuck versetzte, die königlichen Edelknaben zur Kostenersparung beurlaubte und den König selbst zuweilen Mangel leiden ließ. Die Königin bat den Prinzen Condé mit Thränen um Schutz, und er rief zu den Waffen. Aber sein eigener Bruder Conti, die Herzöge von Longueville, Beaufort und Bouillon erklärten sich nun öffentlich für das Parlement, und dieses den Cardinal Mazarin für einen Ruhestörer. Man brachte Geld auf, das Parlement, der Rechnungshof und der Steuerhof beinahe zwei Millionen Franken; man beschloß die Stellung von 12,000 Mann Truppen; Retz allein hatte ein ganzes Regiment, und weil er Erzbischof von Korinth war, so nannte man es in dem Scherze, den man von beiden Seiten in der ganzen Sache trieb, das Korinthenregiment. Condé belagerte mit ein paar tausend Mann Paris und zeigte weiter keinen Ernst als daß er die bebänderten und befederten Pariser mit blutigen Köpfen zurückschickte, die dann in der Stadt mit Gelächter empfangen wurden. Der Adel hielt unter diesen Umständen eine Versammlung zu Paris und berathschlagte über das Tabouret, welches die Königin der Frau von Pons bewilligt hatte. Die Herzogin von Longueville gewann den Marschall Turenne für die Fronde, und er hätte sein Heer in Deutschland gewonnen, wenn man ihm statt Liebesbriefe Geld geschickt hätte; so flüchtete er zu den Spaniern. Wie er, so wechselten die Meisten die Partei nach hübscher Frauen Lust und Laune. Man söhnte sich auch mit einander nach Weiberart aus, um sich wieder zu entzweien. Kaum war der Hof nach Paris zurückgekommen, so fand Condé sein

Vergnügen darin, Mazarin, die Regentin und die Regierung lächerlich zu machen und zugleich die Frondeurs verächtlich zu behandeln. Er wollte Herr sein und sich dazu doch die rechte Mühe nicht geben; man sandte ihn wegen dieses Herrnspielens nach Vincennes und benannte seitdem nach dem Namen seiner Partei, **le parti des petits maîtres**, die Gecken. Aber in den Provinzen machte die Verhaftung ihres geliebten Helden und reichsten Grundherrn nicht den angenehmen Eindruck wie auf die Hauptstadt, sondern sie veranlaßte ähnliche Befehdungen wie eben beschrieben sind, mit ähnlichem Ausgange. Die Fronde blieb auch nicht lange mit Mazarin versöhnt, der in der Ungewißheit seiner Stelle sie rücksichtlos für sich benutzte. Unter dem Gewirre bemächtigte Retz sich des Herzogs von Orleans und ließ ihn zusammen mit den Frondeurs und Petits-Maîtres auf Mazarin stürmen (1651). Dieser ging nach Cöln, blieb aber mit der Regentin und seinen Vertrauten in Briefwechsel und Verbindung. Das Herrnspielen war nun an Retz, aber nur solange, bis Condé zurückkehrte, der bald in den Umtrieben die Geduld wieder verlor und mit dem Schwerte dareinschlug. Er sammelte einen Heerhaufen in Guyenne und verband sich mit Spanien; der Herzog von Orleans umgab sich zu Paris mit Truppen; Mazarin kam an der Spitze von Kriegsscharen, die seine Farbe trugen, zurück, wie die Soldaten nun überhaupt die Parteifarben und am wenigsten die königliche trugen. Der Hof flüchtete von einer Provinz in die andere und entging bei Gien an der Loire der Gefangenschaft nur durch die Geistesgegenwart des wiedergewonnenen Marschalls Turenne. Die Heerchen stellten sich hier gegen einander, und Turenne schien des Sieges gewiß

sein zu können, weil im feindlichen Lager die Generale uneins waren, und die Soldaten in Condé's Abwesenheit kein Vertrauen hatten. Aber Condé machte einen Curierritt von 100 Stunden und ließ die Truppen in ihrer ersten Freude über seine Ankunft angreifen *). Flüchtlinge brachten die Nachricht von seinem Siege kaum zeitig genug nach Gien, damit Turenne den in der Nacht aufgeschreckten jungen König schützen konnte. Turenne berechnete seine Stellung auf den Ungestüm seines Gegners und that ihm durch verdeckte Batterien Einhalt. Condé zog nach Paris, um hier die Früchte seines Sieges zu ernten und sich mit dem Herzoge von Lothringen zu vereinigen. Er zwang das Parlement, den Herzog von Orleans, den Cardinal Retz und die Parteien alle nicht, ihm zu Willen zu sein, und die Hülfsmittel der Hauptstadt blieben ihm verschlossen; der Herzog von Lothringen nahm französisches Geld, wie er früher spanisches genommen, und kam auch nicht. Dagegen erschien Turenne und schlug sich mit Condé bei der Vorstadt St. Antoine unter den Augen des Königs. Der Herzog von Orleans blieb unentschlossen in seinem Luxemburg; der Cardinal Retz hielt das erzbischöfliche Schloß besetzt; die Bürgerschaft bewachte die verschlossenen Thore. Die Tochter des Herzogs von Orleans entschied das Gefecht (2. Juli 1652). Sie wußte es dahin zu bringen, daß den Condé'schen Truppen das Thor von St. Antoine geöffnet und auf die königlichen Trnppen von der Bastille geschossen ward **). Nachdem der große Condé so

*) Bleneau, 6. April 1652. Es blieben nur etwa 400 Mann.

**) Mazarin sagte: „Dieser Kanonenschuß tödtet den Gemahl der Mademoiselle". Sie hätte den König gern geheirathet, welcher ihr aber die Entscheidung des Gefechtes nie vergab.

gesiegt hatte, ward Paris durch Gewaltthat geschreckt, und eine Versammlung auf dem Stadthause mit Feuer und Schwert gesprengt. Das Parlement ernannte ihn zwar zum Oberbefehlshaber aller französischen Truppen, aber es ward vom Könige nach Pontoise berufen, und auch Condé konnte sich zu Paris nicht halten, weil ihm jener Schreckenstag des Mordes und der Plünderung Schuld gegeben ward. Mazarin konnte sich gleichfalls am Hofe nicht halten, und sobald er entlassen war, bat die Stadt Paris den König, zurückzukehren. Louis XIV. ward hier mit Frohlocken empfangen, der Herzog von Orleans nach Blois verwiesen, der Cardinal Retz nach Vincennes gesandt, dem Parlemente geboten, sich nicht in Staatssachen zu mischen; auch wurden aus letzterem und aus den übrigen Aemtern die Haupttheilnehmer an den Unruhen entfernt. Es ging Alles der Ordnung zu. Selbst die Zurückberufung des Cardinals Mazarin (März 1653) störte diesen Gang nicht, sondern beschleunigte ihn, und die Provinzen folgten dem Beispiele der Hauptstadt; Condé irrte nur noch an den Grenzen der Champagne umher. Die besonnenen Leute hatten dem Spielwerke der Herrchen mit den Waffen zugesehen und es nicht ungern gehabt, um während desselben die willkürliche Verwaltungsgewalt zu schwächen und zu beschränken; als aber nicht mehr im Kleinen gestohlen — auch Condé that es — und gefehdet, sondern im Großen geplündert und gemordet ward, als man unter Greuel und Blutmenschen, wie zur Zeit der Bartholomäusnacht, zu gerathen drohte, fühlten sie die Gefahr und machten ihr in diesem Gefühl ein Ende, ohne näheres Einverständniß, und ohne daß Irgendeinem die Ehre davon beigelegt werden könnte; doch trug das

Feldherrntalent von Turenne am meisten dazu bei. So wenig diese Unruhen dem Anscheine nach dem inneren Frankreich gekostet hatten, soviel hatten sie in der That ihm gekostet. Die vornehmen Stände hatten darin die niederen völlig in ihre Gewalt gebracht, der Landadel und der Dienstadel sich dazu die Hand geboten, und die Parlemente den rechtlosen Zustand zum rechtskräftigen gemacht. Der innere Verkehr war verwirrt und versperrt, und das Seewesen verfallen. Die Regierung sah Jedem nach und sorgte für nichts als daß Ruhe sei. Der offene Widerstand hörte auf, aber der geheime ward desto heftiger. Die Jansenisten fanden in den Parlementen, trotz Mazarin's Bestechung, Anhänger und griffen in den Jesuiten mit großer Kunst und Gewalt ihn selbst an. Die Jesuiten fürchteten unter gelehrten und scharfsinnigen Männern wie Sirmond, letzter Beichtvater Louis XIII., und Petau, dem Freunde von Hugo van Groot, den Glaubensstreit nicht; Mazarin betrieb und erhielt aber für sie die päpstliche Erklärung, daß Jansen fünf ketzerische Sätze wirklich selbst behauptet habe, wodurch also die Jansenisten gleichfalls wie Ketzer betrachtet wurden; und er verpflichtete sich ebendadurch zugleich geistvolle Kirchengelehrte, die sich in den Streit nicht mischten, wie de Marca, den Vertheidiger der gallikanischen Kirchenfreiheit. Die Jansenisten machten aus Port-Royal sozusagen ihren Waffenplatz, und hier rüstete sich schon Pascal *)

*) Pascal fing die „Lettres provinciales“, welche wider die Jesuiten gerichtet und eine Lieblingsschrift wurden, i. J. 1656 an. Er war kränklich und schwermüthig, trug einen eisernen Gurt mit Stacheln am bloßen Leibe und drückte denselben fest an, wenn er sich auf der Freude an einer Gesellschaft ertappte; er

zum grimmigsten Angriffe wider die Jesuiten und eine fügsame allgefällige Sittenlehre, die das Volk und den Staat zugrunderichte. Man hatte den Druck vor Augen, der auf dem Volke lastete, den Misbrauch von seinem Leben zum bloßen Lastviehdienste, die abscheuliche Kunst, die Volksmasse nicht zur Besinnung, zum Nachdenken kommen zu lassen, sondern sie, wie das Kind bei Schmerzen, mit Gaukelwerk und Spielerei zu unterhalten, in roher, aufgereizter Sinnlichkeit ihr geistiges Vermögen zu ertödten und sie verächtlich zu machen, um sie ungestraft verachten zu können. Man hatte den Geist geheimer Verfolgung vor Augen, der umherging, um Jeden in dem Dienst und in der Meinung zu stürzen, der nicht nach und in dem Sinne der Regierung war. Man hatte die Verwahrlosung der höheren Stände vor Augen, welche in den Fesseln der Moden und Etiquetten befangen waren und ihres Berufes über zeit- und geisttödtenden Förmlichkeiten vergaßen. Die Perrücken waren für ausschweifende Leute im vorigen Jahrhunderte Bedürfniß geworden und wurden nun zum Staate von Alt und Jung und zum Zeichen von Amt und Würde getragen. Unter dem ungeheuren Wulste fremder Haare gewöhnten sich die Köpfe an ein ruhigeres Verhalten, die ganze Tracht war wider alle freie Bewegung wie berechnet, und das Prügeln kam in der That unter den Herren ab. Ihre Toilette kostete ihnen fast mehr Zeit als die weibliche. Die jungen Frauen-

---

glaubte an die Wunderkraft der Reliquien und war ein großer Mathematiker. Der Mensch war, nach seiner Meinung, von Natur unfähig, das geringste Gute zu thun, und doch verpflichtet zur höchsten reinsten Tugend; ein Greuel in Gottes Augen, und doch bestimmt zur Gleichheit mit den Heiligen.

zimmer erschienen am Hofe mit Klapptoffeln; sie durften sich nicht setzen und konnten in den Toffeln und ihrem peinlichen Anzuge nichts weniger als umherflattern. Männer und Frauen hatten tausend kleine Kleinigkeiten zu beobachten, und verstießen sie dawider, so gab es mehr Gerede und Aufsehen als wenn ein Schwager den anderen im Zweikampfe niederschoß, welches auch vorfiel. Das Natürliche, das Einfache war wie mit Acht und Bann belegt und ward als der Schicklichkeit zuwider betrachtet. Ein geckhaft galantes Geschwätz und Wesen galt für Liebenswürdigkeit. Für den Ernst und die Härte zu Richelieu's Zeit war der Schein und die Gleisnerei eingetreten. In den Geschäften versteckten sich die Sachen unter Förmlichkeiten, und wer und was in der Form war, Der und Das war in der Ordnung. Die Acten begruben großes Vermögen. In Mazarin erschien die Beamtengewalt über der königlichen. Der König hatte mit dem vierzehnten Jahre die Regierung dem Namen nach angetreten (1651), gelangte aber, solange Mazarin lebte, zu nichts als zur Unterschrift. Mazarin beschränkte ihn, aber nicht sich selbst, in Anweisungen auf den Schatz und hinterließ ein Vermögen von 50 Millionen; er nahm den König mit zu den Heeren, gab aber sich die Ehre der Siege; er hatte seine Garden, empfing die fremden Gesandten, verlieh die Aemter, und Alles war um und bei ihm königlich. Er soll auch seine Anverwandte mit dem Könige, dessen Geliebte sie war, haben vermählen wollen, die Königin Anna aber in ihrem Hoheitssinn erklärt haben, in diesem Falle werde sie Frankreich wider ihn und den König aufbieten.

Unter den Unruhen war der Krieg mit Spanien in Italien und den Niederlanden nicht glücklich geführt, und

Catalonien wieder geräumt worden. Spanien hatte zu Rom durch die großen Einkünfte, welche dahin aus Amerika gelangten, überwiegenden Einfluß, und reiche Werbungen für den niederländischen Dienst in Deutschland, nach dem westphälischen Frieden, gehabt. Dagegen hintertrieb man französischerseits kaum die Zurückberufung der Schweizergarde, hatte im Haag über das Ceremoniel Streit und fürchtete, daß von dort Guyenne in seinem Aufstande, und England in seinen Feindseligkeiten unterstützt werden würde. Nach dem unglücklichen Ende Karl I. von England hatte Mazarin seine dortigen Umtriebe wider Cromwell gerichtet und, wie es scheint, bei dem Plane des Arztes Naudin zu Dessen Ermordung eingewirkt, da der französische Geschäftsträger in der Untersuchung als Rädelsführer, durch Aussagen und Inzichten, bezeichnet wurde. Cromwell ließ es hingehen, aber den französischen Protestanten Hülfe antragen, wenn sie die Waffen ergreifen wollten, welches nicht mehr ging. Die Engländer hatten bereits den Handel zur Sache einer weit strengeren Gesetzgebung als die Holländer gemacht, und sie hielten am strengsten gegen die Franzosen auf das Gebot, daß die fremden Schiffer nur Waaren aus ihrem Heimathslande nach England führen sollten; auch trafen ihre Einfuhrverbote die französischen Waaren am meisten. Nun machten sie ohne Kriegserklärung Jagd auf die französischen Schiffe, eroberten in Kanada und schlugen die französische Flotte. Mazarin suchte sich mit Cromwell in gutes Vernehmen zu setzen, und Dieser stellte sich sehr für Spanien gestimmt, forderte wenigstens vor aller Einlassung und erhielt die Entfernung der Söhne des Königs Karl I. von England aus Frankreich. Hiernach ward, ohne Rücksicht auf

das sonst so ängstlich beobachtete Ceremoniel, für Louis XIV. und Cromwell, wie Gleich zu Gleich, ein Vertrag geschlossen, daß keine Macht den inneren oder äußeren Feinden der andern Beistand leisten, und der Handel zwischen ihnen frei sein solle (23. Octbr. 1655). Bald darauf schloß der englische Gesandte zu Paris ein Bündniß wider Spanien, sowie zum gemeinschaftlichen Angriffe von Dünkirchen, welches England erhalten sollte *) und darauf wirklich erhielt. Bis zu diesem Bündnisse hatten sich im Felde Turenne und Condé das Gleichgewicht gehalten, aber die innere Schwäche Spaniens war dadurch verrathen, daß es den Feldherrn für sein Heer aus Frankreich borgte. Nach der Vereinigung Frankreichs und Englands verlor es die Geldmittel zum Kriege, weil seine amerikanischen Geldschiffe von den Engländern genommen wurden; und Condé ward von Turenne an der Spitze des französischen jungen Adels und der alten gehorsamen Soldaten Cromwell's geschlagen (14. Juni 1658). Mazarin durfte von Neuem des alten Wunsches Erfüllung, den Erwerb der Niederlande, hoffen, aber der Tod Cromwell's (15. Septbr. 1658), um dessen willen er dem Hofe tiefe Trauer anlegen ließ, vereitelte seine Hoffnung. Auch misglückte die Aussicht auf die Kaiserkrone nach dem Tode Ferdinand III. (1657), mit-

---

*) Der englische Gesandte war Lord Lockhardt. Als Derselbe gefragt ward, wie es komme, daß er Cromwell ergeben sei, antwortete er: „Ich bin der gehorsamste Diener der Ereignisse". Mazarin erwies dem Schwiegersohne Cromwell's als Gesandten größere Ehrenbezeigungen als irgend einem anderen erwiesen worden waren.

Das Bündniß vom 23. März 1657 ward unterm 28. März 1658 näher bestimmt.

selst der gewonnenen Stimmen der geistlichen Kurfürsten und Baierns, durch den Widerstand der protestantischen Kurfürsten, und es ward nur der Kaiser Leopold I. verpflichtet, sich auf keine Weise in den Krieg zwischen Frankreich und Spanien in den Niederlanden zu mischen; zugleich ward ein sogenannter Rheinbund mit den geistlichen Kurfürsten und mit Schweden, wegen dessen deutscher Küstenbesitzung, auch mit den zwischen beiden liegenden Staaten geschlossen (15. Aug. 1658), um sich sammt und sonders zu vertheidigen. Die Spanier konnten nun nicht mehr den Krieg in den Niederlanden mit deutscher Mannschaft führen, sondern waren hier ringsum von französischen Bundesgenossen umgeben, und ein solches Umgeben ist ein Bedrohen. Auch ließ eine Zusammenkunft der Höfe von Frankreich und Savoyen zu Lyon eine Verschlimmerung der italienischen Verhältnisse für die Spanier befürchten. Diese ließen daher dort dem Könige Louis XIV. Frieden, die Hand der Infantin Maria Therese und das Erbieten antragen, sich in Betreff Condé's, bei Dessen Rückkehr nach Frankreich, nur auf Verwendung bei den Friedensverhandlungen zu beschränken. Mazarin ging auf diese Anträge ein; es waren dieselben, welche er, vor dem Bündnisse mit England, zu Madrid durch Lyonne, seine rechte Hand, als verkleideten Kaufmann hatte machen lassen. Er kam mit dem spanischen Mazarin, dem Minister de Haro, auf der Fasaneninsel der Bidassoa zusammen, nachdem sie zuvor ausgemacht hatten, sich nicht eher zu sehen, als bis Alles vorbereitet und ausgemacht sei. Haro sprach sogleich in der ersten Sitzung und dann wiederholt mit Wärme für Condé; Mazarin hielt auf die Bedingung, daß er zurückkehre, ohne seine Aemter wieder-

zuerhalten, aber von Spanien dafür mit Geld entschädigt werden könne; und Condé endigte die Verwendung durch Verzichtleistung auf sie. Haro erhielt dagegen, daß der König von Portugal in den Frieden nicht aufgenommen wurde, und daß Mazarin erklärte, Jenem solle kein Beistand von Frankreich geleistet werden. Mazarin willigte in die Rückgabe von Lothringen an seinen Herzog nur unter der Bedingung, daß alle Festungen geschleift würden, und sagte dem klagenden lothringschen Gesandten, er habe das Land behalten können, wenn er Condé seine Aemter habe wiedergeben wollen. Haro empfing die Verzichtleistung der künftigen Königin von Frankreich von ihren Erbansprüchen auf den spanischen Thron; sagte aber, daß Niemand im Rathe zu Madrid für die Vermählung der Infantin Maria Therese mit Louis XIV. gestimmt habe, weil die Verzichtleistung nichts helfen werde, wenn der Mannsstamm auf dem spanischen Throne ausstürbe, und die Infantin seine natürliche Erbin würde. Hiernach unterzeichneten sie den Frieden und beschenkten sich gegenseitig *). An dem Tage des Friedensschlusses (7. Nov. 1659) sagte der französische Gesandte in Spanien zum Könige: „Sire, der König mein Herr giebt Ihnen den Frieden", und wandte sich dann mit den Worten zu Maria Therese: „Und Ihnen, Madame, giebt er sein Herz und seine Krone". Frankreich gewann durch diesen,

*) Haro schenkte 20 Pferde, 30,000 Piaster an Werth; Mazarin schenkte gleichen Werth in Uhren mit Brillanten, in Degen mit goldenem Griff, in Spiegeln, Gemälden, in Rosenkränzen von echten Steinen; also in französischen Kunstsachen, die er dadurch, mit oder ohne Willen, in Spanien beliebt machte.

den pyrenäischen, Frieden die Pyrenäen zur Grenze, ferner Artois, einen höchst begünstigten Handel und einen desto mächtigeren Einfluß in Spanien, je schwächer dieses war und ward. Es hatten die Söhne des unglücklichen Königs Karl I. von England gehofft, daß auf der Zusammenkunft der beiden mächtigen Minister für sie und ihre Rückkehr in das bewegte England etwas geschehen würde, aber der Schatten von Cromwell schreckte die Minister ab, sie auch nur zu sehen; und doch stand schon die Zurückberufung Karl II. auf den Thron seiner Väter in England nahe bevor. So wenig kannte Mazarin die dortige Lage der Dinge, und so wenig ahnte er die allernächste Zukunft, obgleich er in der Diplomatik lebte und ein Heer geheimer Kundschafter gehabt haben soll. Daß Haro nicht besser unterrichtet war, ist, nach dem Zeugnisse, welches Mazarin von Dessen diplomatischer Unwissenheit giebt, nicht zu verwundern; Haro's Zeugniß über Mazarin ist indeß noch weniger schmeichelhaft, es beschuldigt Jenen des großen Fehlers, daß er immer betrügen wolle. Er sorgte übrigens dafür, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten anschauliche Kenntniß von den fremden Höfen habe und ließ den dazu bestimmten jungen Brienne eine Bildungsreise machen, welches auch, nach diesem Beispiele, nachmals mit Colbert's Brudersohne geschah. Auch hielt er, bei aller übrigen Unzuverlässigkeit, die Verträge, die er schloß. Nach dem pyrenäischen Frieden wurden die Leute, die sich an das häusliche Leben nicht wieder gewöhnen konnten, das böse Blut Frankreichs, wie er sie nannte, nach Kandia gegen die Türken geschickt, welche Letzteren nun den Franzosen noch weniger trauten als sie schon nach dem

entdeckten geheimen Briefwechsel des französischen Gesandten *) mit Venedig thaten. In dem Norden verstärkten sich die diplomatischen Verhältnisse Frankreichs; die Hansestädte (Vertrag v. 10. Mai 1655) waren im Kriege sehr nützliche Handelsfreunde gewesen und wurden es noch mehr im Frieden, durch den Vertrieb der französischen Waaren im Norden. Es ward der Frieden zwischen Schweden, Dänemark und Polen vermittelt; und Europa athmete endlich nach den langen Kriegen ruhig auf, als Mazarin starb (9. März 1661).

Der König Louis XIV. versammelte sofort die Minister und sagte ihnen: „Ich habe meine Sachen von dem Cardinale bisher gern verwalten lassen; nun ist die Zeit da, daß es durch mich selbst geschehe; Sie werden mich dabei mit Ihrem Rath unterstützen, wenn ich ihn fordere. — Die Welt verändert die Gestalt. Ich werde andere Grundsätze als der Cardinal in der Landesverwaltung, in den Finanzen, in den auswärtigen Angelegenheiten befolgen. Sie wissen meine Willensmeinungen und haben sie nun zu vollziehen.“ Zu den geheimsten Berathschlagungen berief er den Finanzintendanten Fouquet, den Kriegsminister le Tellier, und de Lyonne, der mit und über Brienne die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Alle obersten Beamten hatten bei dem Könige ihren Vortrag; er sprach jeden Mann von Stande und nahm von Jedermann Bittschriften eigenhändig an. In des Königs äußerem und innerem Wesen war Großheit, sein Wuchs, sein Anstand, sein Blick königlich, und sein ruhig=

*) Diesen Briefwechsel hatte sein Sohn mit Schlägen und dem Verlust eines Zahnes gebüßt.

ster Gang glich dem Sturmschritt. Er besaß die Bildung des Umganges und den Muth der Ehre. Als er fühlen mochte, daß er von den Sachen des gemeinen Lebens keinen Begriff habe, der den Königen doch so nöthig ist, und daß er der wissenschaftlichen Vorkenntnisse gleichfalls entbehre, hatte er nicht die Gewalt über sich, das Versäumte nachzuholen, sondern gab sich dem Glauben hin, daß es der göttliche Gnadenbeistand ersetzen werde *). Doch blieb er mistrauisch gegen sein eigenes Urtheil, da er es bis in sein 23. Jahr an Mazarin's Seite gewesen war. Er hatte sich bei seinem natürlichen Verstande die Sprache und den Ton der besten Gesellschafter angeeignet; er wußte zu gefallen und sich zu verstellen; er konnte Geschäftsvorträgen folgen und hatte sein Geschäftsgefühl entwickelt, aber dieses Gefühl steigerte sich nicht zu der Klarheit von Grundsätzen. Er dachte mehr mit Vorstellungen als mit Begriffen, konnte den Begriffen ihre Bestimmtheit, ihre Aufgliederung in scharfer, fester Ordnung zu den obersten Sätzen nicht geben. Sein Hoheitssinn vertrat die Grundsätze und gebot über ihn und Frankreich, dem Schicksale gleich. Der König hätte bei diesen Eigenschaften sich und die Staatsmaschine zerschmettert, wenn sie in Unordnung gewesen wäre, aber sie war in ordentlichem Gange. Die Minister und der Hof zweifelten anfangs an seiner Arbeitsgeduld und seiner Kraft zur Staats-

*) In den Lehren, die König Louis XIV. für den König Philipp V. von Spanien niederschrieb, heißt es: „Lassen Sie sich nicht regieren. Sein Sie Herr. Haben Sie weder Günstlinge noch erste Minister. Hören Sie, befragen Sie den Rath, aber entscheiden Sie selbst. Gott, der Sie zum Könige gemacht, wird Ihnen die erforderliche Einsicht geben, wenn Sie nur gute Absichten haben."

leitung, und Männer und Frauen rangen nach der höchsten Gunst und Herrschaft. Aber der König hielt auf seine Würde, Alle in der Entfernung, Jeden in den Schranken der alten Stellen. Er hörte unverdrossen die Geschäftsvorträge, die wörtliche Vorlesung der gesandtschaftlichen Berichte und der Antworten, genehmigte, oder entschied sich nach Berathung. Die Gewaltübung in der königlichen Hand ist natürlich die stärkste, alle die Rücksichten, welche Mazarin zu Bewahrung seiner Macht, und die Minister und Behörden gegen ihn zu nehmen hatten, hörten auf; es kam ein neuer Schwung in die Verwaltung, und Frankreich diente seinem Könige freudig. Das übrige Europa diente gleichfalls Königen, denn die Ausnahmen: Venedig, das in Krämerei und Aufpasserei versunken, die Schweiz, die einem ausgebrannten Krater glich, Holland, das, wie vom Meere durch Deiche, sich von Deutschland durch Geldsäcke abgetrennt, zählten nicht; Europa aber hatte damals keinen König dem französischen zu vergleichen, es hatte nirgend eine Gewalteinheit gleich der französischen, es hatte keine andere Hauptstadt der französischen, welche die Herrschaft ihrer Sprache, Moden und Künste weiter und weiter verbreitete, gleichzustellen; es hatte keine Wissenschaft gleich der französischen, welche ein seltener Verein der geistreichsten Männer aus dem einförmigen Studienwesen der Universitäten erhoben und selbst in der Türkei beliebt gemacht hatte. Als die Lage Frankreichs so bestellt war, als Frankreich allein Feldherren hatte und mehr als je in kriegerischer Einbildungskraft und in der Ruhmesfeier seiner Könige schwelgte, als Spanien von Hofgesinde und Mönchen zertreten, Italien verworren, Deutschland zerrissen, Dänemark und Schweden

arm und käuflich, und die Engländer in Unordnung waren: da schien die Zeit zu kommen, wo König Louis XIV. von der Herrschaft über sein Frankreich zur Herrschaft über Europa emporsteigen werde.

Der König zeigte sich am Hofe im Glanze der Majestät, dem Volke, bei häufiger Heerschau, an der Spitze der Truppen, den berühmten Gelehrten und Künstlern als freigebigen Beschützer, und zugleich auch den mächtigsten Unterthanen als harten Herrn, wenn er zürnte. Sein erster Schlag traf die Unordnung des Staatshaushalts und den Finanzintendanten Fouquet, über welchen auf Lebenszeit Haft verhängt wurde, und für welchen Jean Baptiste Colbert, Mazarin's Hausintendant, als Finanzcontroleur, bald auch als Kunst- Handels- und Seeminister eintrat. Colbert war mit Gewerbsangelegenheiten aus dem väterlichen Hause zu Rheims, einer Tuch- und Weinhandlung, bekannt, in allen Geld- und Rechnungsgeschäften geübt und hatte wahrscheinlich für Mazarin's Rechnung kaufmännische Speculationen getrieben; wenigstens beschuldigen die Holländer den Cardinal, daß er an dem Caperwesen Antheil genommen habe. Colbert war schon im königlichen Hause als Secretair von Maria Therese, empfahl sich dem Könige durch sein eigenthümliches Finanzgenie und die Kunst, ihm mit wenigen Worten eine allgemeine Kenntniß und Uebersicht der Sachen zu geben. Er war, aus eigenem Interesse und alter Dienstanhänglichkeit an le Tellier *), der Gegner Fouquet's, welcher Letztere den König mit seinen Geldforde-

*) Le Tellier war Colbert's Landsmann, Großsohn eines Weinhändlers in Champagne.

rungen an Mazarin gewiesen hatte und nun dafür büßen mußte, daß der Schatz arm, und die Pächter reich waren, daß die Staatseinnahmen im Voraus erhoben, und die Staatsausgaben gestundet waren, daß die Steuerhöfe und die Rechnungskammer die Unordnungen und Betrügereien eher versteckten als entdeckten, daß man unter dem Heere von Steuerrückständen, Vorschüssen und Abzügen gar nicht wußte, was man allenfalls einnehmen würde, daß die Steuerfreien wild aufwucherten, und die Steuerpflichtigen ins tiefste Elend versanken, daß die Domainen in fremden Händen waren, und in dem ganzen Haushalte Misbräuche, Verwirrungen und Willkür herrschten. Colbert setzte die Schatzgelder durch dasselbe Mittel in Fluß, das auch Sully nicht verschmäht hatte, durch die chambre ardente, und seine Verantwortlichkeit sowie der Haß der gezwungen Zahlenden und vergeblich Begehrenden wider ihn ward durch die Errichtung eines Finanzrathes vermindert. Er machte mit den alten Steuerrückständen, dem Verstecke der verrechnenden Beamten, durch Erlassung reine Bahn, gab dem Rechnungswesen scharfe Ordnung und vertheilte die verschiedenen Staatseinkünfte auf die Ausgaben zu deren Berichtigung. Er versuchte, die Abgaben durch gleichmäßigere Vertheilung ergiebiger zu machen. Aber darin war gegen Parlemente, Landstände und Gerechtsame der Körperschaften und Provinzen nicht durchzukommen; auch war Colbert nicht selbst Landwirth wie Sully und des Details des Grundsteuerwesens nicht mächtig. Er schlug den Weg ein, den er kannte, um die Staatseinnahmen zu vermehren. Die öffentlichen Kassen waren bereits gleich einem Netze bei dem Waarenverkehr und Waarenverbrauch aufgestellt, um Geld

davon an den Schatz zu ziehen; aber der Geldverkehr war nicht lebendig und schwungreich. Colbert wollte ihn rasch und reich haben, um rasch und reich von ihm ernten zu können. Für den Geldverkehr beförderte er die Waarenlieferung und den Waarenabsatz, und für diese begünstigte und beschützte er den Gewerbsfleiß, welchen er mit der Kunst und Wissenschaft in nähere Verbindung setzte, und für den er auch die Bevölkerung zu heben suchte. Anweisungen und Verordnungen an die Beamten hierüber eröffneten eine neue Verwaltung und Gesetzgebung, die staatswirthschaftliche. Es folgten Gesetzbücher über das Gewerbwesen, über den Handel, über das Seewesen. Die Beamten mußten in das Detail der einzelnen Gewerbe eingehen, weil es Colbert selbst mit der arbeitsamsten Sorgfalt that; und wenn er zuviel regierte, so wirkte Dieses doch nach unten vortheilhaft, weil bisher staatswirthschaftlich gar nicht regiert war, und die Beamten erst angelernt werden mußten. Die Intendanten bekamen Arbeiten, an welche sie bisher nicht gedacht hatten: sie sollten die Besetzung junger Handwerker, das frühe Heirathen befördern, über den Gang und Stand der Gewerbe, über den Verkehr, über den Zustand der Landschaften und über die Verhältnisse der Bevölkerung berichten. Sie sollten die Polizei in einer ganz anderen Ausdehnung und Bedeutung als bisher handhaben, und der neue Polizeilieutenant zu Paris zeigte ihnen bald, was sich thun ließ. Ihre Arbeit ward größer, aber ihre Stellung gegen die Parlemente und die Gouverneure wichtiger und unabhängiger. Colbert sorgte nicht blos für gute und sichere Wege zu Lande und Wasser, sondern legte auch Kunststraßen an, und der Canal von Languedoc ward gebaut. Er zog

fremde Gewerkleute ins Land, gab Vorschüsse und Rechtsverleihungen zu Gewerbanlagen, sowie andere Hülfen, schaffte ausländische Maschinen an, belohnte Erfindungen und ließ den Adel durch königliche Verordnungen und Beispiele zur Errichtung von Manufacturen auffordern. Der König kaufte jährlich neue Waaren aller Art und verschenkte sie, und die Waareneinfuhr wie die Waarenausfuhr ward durch Preise ermuntert. Einen Preis erhielt jedes neue Schiff, das vom Stapel lief, und für königliche Rechnung wurden Schiffe gebaut. Es war die Zeit der Erfindungen. Die französischen Schiffe übertrafen die andern in Bau und Einrichtung; die ersten Bombenschiffe erschienen und schreckten die afrikanischen Raubstaaten. Der Seedienst erhielt fünf reiche Werfte *) und Zeughäuser, Schulen und Gnaden und Ehren, er ward gesucht, machte der Flagge Ehre und leistete der Schifffahrt, welche auch die Gewähr der Seeversicherungsanstalten bekam, Schutz. Das kümmerliche Colonienwesen in Kanada und Westindien veränderte seine Gestalt und verzweigte sich nach Cayenne, Madagaskar und Pondichery. Es wurden Handelsgesellschaften für beide Indien und den Norden gestiftet. Der König nahm daran mit Millionen Theil, und es folgten der Hof, die Behörden, die pariser Kaufmannschaft nach. Kunstschulen bis nach Rom, Künstler- und Gelehrtenvereine trugen bei, den Gewerbfleiß zum Kunstfleiße zu steigern und das staatswirthschaftliche Werk zu fördern. Colbert sparte dazu kein Geld, und Louis XIV., in seiner Liebe für schöne Künste, besonders die Baukunst, belohnte königlicher als irgend ein König

---

*) Brest, Rochefort, Toulon, Dünkirchen und Havre de Grace.

gethan hatte. Der König achtete auf Colbert's Wort, worauf man das erste staatswirthschaftliche Lehrgebäude, das Merkantilsystem, gebaut hat: den Handel als die Quelle des Reichthums und der Macht zu betrachten; er sprach von Fabriken, Schifffahrt, Colonien, und diese wurden am Hofe und in Frankreich zum Lieblingsgespräche. Der Adel drängte sich zum Seedienst und erwarb sich Besitzungen in den Colonien *), aber befaßte sich nicht mit dem Gewerbbetrieb in Frankreich. Der Bürgerstand ergriff mit der eifrigsten Hast den Schutz, der ihm vom Throne herab, um des Handels willen, angeboten wurde, trieb das Werk seiner Hände zuversichtlicher und machte sein Gewerbinteresse geltend. Er that es mit Glück in der Hauptstadt und den Handelsstädten, in welche Colbert's Blick dringen konnte. In den Provinzen hing es von dem Sinn und Willen der Intendanten ab, und davon war im Allgemeinen nicht viel zu erwarten, wenn man sie auch nur nach den statistischen Beschreibungen ihrer Amtsgebiete beurtheilen will. Indessen war doch überall ein neuer Geist geweckt; der Verwaltungssinn führte zu jener praktischen Wissenschaftlichkeit, die sich bald am herrlichsten in dem Sohne des Intendanten von Languedoc, dem nachmaligen Canzler Henri François d'Aguesseau, bewährte; die Gewerbsamkeit trieb auf und entwickelte sich freier und voller nach dem eigenthümlichen französischen Sinne, und in einer Richtung, als wenn sie dem Könige für seine Begünstigung huldigen wollte. Sie lieferte vorzugsweise die Arbeit, welche bisher für den Hof vom Auslande gekauft

---

*) Die entgüterten Eigenthümer auf St. Domingo gehören größtentheils zu dem Adel in der Vorstadt St. Germain.

war, seine Zeuge und Tücher, Spiegel; sie übte sich in Arbeiten des höchsten Prachtaufwandes, den man bisher weniger in die Kunst als den Werth gesetzt und in Geräth und Meubeln von gediegenem Silber gesucht hatte, und sie gefiel sich, mit künstlerischer Einbildungskraft Putz und Moden zu erfinden und zu bereiten, während der Geschmack an denselben täglich und gleichsam in dem Gefühle wechselte, daß der gute Geschmack nicht getroffen sei. Die Thätigkeit der städtischen Arbeitshände lieferte viele und daher wohlfeile Waaren, und wenn anfangs deren Absatz die Regierung im Inneren und auswärts zum Theil erkünstelte, so steigerte sich doch auch der Verbrauch auf natürlichem Wege, da die Erwerber ihrerseits wieder Abnehmer wurden, und die eine Arbeit die andere in Wechselwirkung bezahlte. Mit der städtischen Gewerbsamkeit hob sich der Seidenbau, mit dem auswärtigen Handel der Weinbau. Spanien, die Colonien nahmen eine Menge französischer Waaren auf, und Frankreich verbrauchte dagegen weit mehr Colonialwaaren als sonst. Es kam, wie Colbert wünschte: der Geldverkehr ward rascher und reicher, und der Minister zog davon für den Schatz seine reichen Ernten. Die Zölle und die Verbrauchssteuern gaben einen ganz andern Ertrag als sonst, und sie wurden dort neu verstärkt, wo das Geld, wie besonders zu Paris, seine Centralpunkte hatte; dagegen fiel mancher unfruchtbare Binnenzoll und nur schädliche Sperrbaum zwischen den Provinzen.

Doch jemehr Geld Colbert einbrachte, destomehr wollte der König zu neuen immer größeren Ausgaben haben, und wie er das Staatsvermögen für das seinige ansah, so sah er auch das bürgerliche Vermögen für das Staatsvermögen

an *). Es werden zwar von ihm zwei Rechtsentscheidungen im Staatsrathe gepriesen, vermittelst welcher er gegen sich Recht gesprochen haben soll, aber es sind Gnadenverwilligungen, denn die eine spricht dem unbefugten Anbauer auf königlichem Grundeigenthume nicht blos das Haus zu, das man ihm nehmen wollte, sondern auch den Grund, auf welchem es stand, und an welchem er kein Recht hatte; die andere befiehlt nicht blos, einem persischen Kaufmanne seine eingezogenen Waaren zurückzugeben, sondern ihm zugleich ein beträchtliches Geschenk auszuzahlen. In der Vorstellung des Königs war und machte sein Willen das Recht; und in seinem Zorne wollte er mehr als einmal seinen Willen gegen die Minister mit der Feuerzange oder dem Stocke geltend machen. Man konnte zwar bei dem Könige durch seinen Hoheitssinn Gutes und Großes ausrichten, aber die Geldfragen und Steuersachen vertragen sich nicht wohl mit dem Erwecken großmüthiger Gefühle, und Colbert hatte sein Finanzverfahren mit Ungerechtigkeiten und Willkürlichkeiten angefangen. Er konnte, unter diesen Umständen, die Geldforderungen des Königs nicht als ungerecht und willkürlich ablehnen, und er konnte sich auch dadurch nicht helfen, daß er sich das Ansehen gab, als wisse er keinen Rath, weil ihn nur zu Viele wissen wollten, und weil dem Könige Bereicherungsplane über Bereicherungsplane eingereicht wurden, von denen manche durch die Verfasser selbst im Staatsrathe erklärt und vertheidigt wurden. Um sich zu halten, mußte Colbert dem Könige Geld anschaffen; dabei mußte er aber

---

*) Später lautete ein Gutachten von mehren Mitgliedern der Sorbonne: es seien alle Güter der Unterthanen dem Könige gehörig, und er habe darüber, als über sein Eigenthum, zu gebieten.

den Adel destomehr schonen, weil er zu ihm nicht gehörte, sowie nicht minder die Geistlichkeit, unter welcher er aus Mazarin's Zeit seine meisten Freunde hatte, und bei welcher nun wieder die Reichthümer sich sammelten, welche in den Bürgerkriegen zerstreut waren. Er mußte, wie unter seinen Kindern, das Opfer für den geldfordernden König wählen. Er hatte damit angefangen, die Staatsschuld in scharfe Untersuchung zu nehmen und sie, nach Niederschlagung der für die Beschwichtigung der Fronde und für Mazarin's Gewinnung von Anhängern und Anhängerinnen verschleuderten Millionen, auf einen kleinen Betrag herabzubringen, von diesem aber auch die Zinsen herabzusetzen; eine Menge Aemter und Gehalte einzuziehen; die Pachtverträge aufzurufen, oder doch in den lästigsten Bedingungen für ungültig zu erklären; die Einnahmen von den Vorschußrechnungen gewaltsam zu befreien und durch ein schonungsloses Verfahren gegen die Kassenbeamten und deren noch schonungsloseres Verfahren gegen die Steuerpflichtigen zu vermehren. Er mußte aber in der Folge die städtische Gewerbsamkeit durch Steuern niederdrücken; er verkaufte Rechte zum Alleinhandel, Gewerbfreiheiten, Aemter *); er nahm Pachtvorschüsse, gerieth in das Dunkel der schwebenden Schuld, oder unberichtigter Lieferungen und Anweisungen, und konnte der Forderung nicht ausweichen, Staatsanleihen zu eröffnen, wobei er voraussagte: „Unsere Enkel werden darüber seufzen". Er konnte das Schuldenwesen und die Finanzumschläge nicht

*) Die Aemter waren nicht wohlfeil. Fouquet, der Finanzintendant, verkaufte seine Stelle als Generalprocureur des pariser Parlements für anderthalb Millionen und erleichterte dadurch selbst das willkürliche Verfahren gegen ihn.

ins Große treiben, wenn er es auch verstanden hätte, weil der Geldverkehr und das Wechselwesen dazu noch nicht ineinandergreifend genug waren, und man kaum in der Hauptstadt, geschweige denn in den Provinzen, mit Staatspapieren umzugehen wußte. Colbert gebrauchte dieselben kleinlichen Nothbehelfe in den Finanzverlegenheiten wie es früher geschehen war, nur etwas kaufmännischer. Es ging aber durch Das, was er thun mußte, Das nicht zu Grunde, was er thun wollte, und aus Beidem zusammen ist das praktische staatswirthschaftliche Verfahren auf lange Zeit für Frankreich und für Europa entstanden. Es hatte dieses Verfahren Geld und Geldbegehr zu seinen obersten Begriffen, reizte die Geldgier auf, begünstigte das Gewerbe auf Kosten des Landbaues, und den Handel mit Gewerkwaaren auf Kosten des Handels mit Landesfrüchten, deren Ausfuhr beschränkt oder gesperrt ward. In Frankreich hatte es glänzende und verderbliche Wirkungen: es gab ihm große Gewerke, Geldreichthümer, Flotten und Colonien und ward die Stütze eines wohlhabenden, gebildeten und selbständigen Mittelstandes; aber seine Tadler sagten damals nicht ohne Grund, daß es den Arbeitsfleiß des Volkes mit Tand und Spielwerk beschäftige, und es richtete in der That denselben auf Luxussachen zum Nachtheile der Versorgung des Volkes mit den Hülfsmitteln zu seinen Geschäften, seiner Bildung, seiner Behaglichkeit. Sein Haushalt bekam mehr Glanz als inneren Gehalt. Die Regierung verwickelte sich in kaufmännische Geschäfte, weil sich ihr Einkommen hob, wenn sie das Gewerbvermögen hob, und weil sie einer Art kaufmännischen Credits bedurfte, wenn sie bei den Kaufleuten Anleihen suchte. Sie hatte in dieser Verwickelung gemeinschaftliches Interesse mit dem

Gewerbstände gegen die Steuerfreien oder den Adel, den sie unmittelbar nicht zu besteuern wagte, den aber der Gewerbstand mittelbar, durch Uebertragung der Steuern auf den Waarenpreis, den Abgaben unterwarf. Der Gewerbstand ward begütert und gebildet gleich dem Adel und erwarb im Kleinen und Großen neue Gerechtsame bis hinauf zu den Rechten und Freiheiten seiner großen Körperschaften, der Handelsgesellschaften von der königlichen Gewalt, vor welcher die adeligen Rechte bis in die Schranken der Grundherrlichkeit zurückwichen. Der Adel glaubte noch mehr zu verlieren, wenn er sich mit Gewerben befaßte und den Gewerbstand zum Grundbesitze zuließ; und der Gewerbstand verzweigte sich nicht auf das platte Land, um nicht in die Abhängigkeit des Adels zu fallen; der reiche Städter legte dort sein Vermögen wol in Pachtungen, aber nicht zum Ankaufe von Bauergütern an. Das Vermögen des Adels und des Gewerbstandes verschmolz nicht wie in England, sondern das eine bestritt das andere, und beide Stände schwächten sich in ihrem Widerstreite. Volles Leben und Gedeihen ward nur auf und an den Handelsstraßen, welche durch Frankreich zur Hauptstadt zogen. Die Hauptstadt selbst zehrte von den Kräften der Provinzen, ohne sie ihnen zu ersetzen; und in den Provinzen hielt man, außer an den Handelsstraßen, auf die alte Lebensweise, Tracht und Sitte, weil man der Hauptstadt nicht noch zinsbarer werden konnte und wollte. Dort veränderte sich bis zur Revolution wenig, weil sich bis dahin wenig in den gemeinsten, aber wichtigsten Waaren, in den Hülfsmitteln für Bürger und Bauern veränderte. Dort schlich die Bevölkerung fort, und in der Hauptstadt schwoll sie zu einer halben Million an. Dort wagte man kaum, über

Colbert's Härte aufzuseufzen, da die leiseste Widersetzlichkeit, im Andenken der Fronde, blutig bestraft wurde; und zu Paris, wo Colbert wohlgethan, fluchte man ihm nach, als er mit reinen Händen und bekümmertem Herzen starb (1683); fühlte aber bald, was man in ihm verloren hatte.

Auf Colbert's Betrieb wurden Gesetzbücher ausgearbeitet. Es erschien fast gleichzeitig eine Forstordnung, das Handelsrecht, das Seerecht, und die Gewerbordnung; neben diesen Gesetzen, welche mit dem Finanzwesen in der engsten Verbindung stehen, kam es zu einer Polizeiordnung, zu einem peinlichen Gesetzbuch und zu einer allgemeinen Gerichtsordnung, welche für die Staatswirthschaft wichtiger ist als das bürgerliche Gesetzbuch. In Rücksicht auf den Betrieb und die Rechnung des Volkshaushaltes ist es gleichgültig, wer in dem Besitze des Vermögens ist, wenn das Vermögen nur frei bewegt, nutzbar verwendet werden kann. In Rücksicht auf die Staatswirthschaft ist es gleichgültig, was Rechtens ist, wenn nur das streitige Vermögen schnell aus dem Grabe der Akten erlöst wird und an irgend einen bestimmten Eigenthümer und zu freier Verfügung gelangt. Eine solche Erlösung bezweckte die Gerichtsordnung, das Werk ausgezeichneter Rechtskenner, wie Bignon, Lamoignon, Pussort, Talon, unter dem Canzler Seguier. Dieser feinsinnige und sinnliche Staatsmann konnte die Jugendeindrücke des Königs wider die Parlemente aus der Frondezeit nicht verlöschen und nicht alle unangenehmen Aeußerungen derselben abwehren, wenn der König auch nicht wieder im Parlemente mit der Reitpeitsche und seinem Jagdgefolge, wie zu Mazarin's Lebzeit, erschien, als er dort zu sagen hatte: „Man kennt das Unglück, welches Ihre Versammlungen (zur Berathung der

Staatslage) angerichtet haben. Ich befehle, daß dieselben über meine Verordnungen aufhören. Herr Präsident, ich verbiete Ihnen, darüber Versammlungen zu dulden, und Jedem der Uebrigen, darauf anzutragen". Seguier hielt sich aber in Ansehen, und von ihm, von dem Richterstande bekam, unter dem Vorsitze des Königs, Frankreich die neuen Gesetze, als er von den geheimen Berathungen des Königs, und das Parlement von den Verwaltungssachen ausgeschlossen war. Die neuen Gesetze waren im Geiste einer überall einschreitenden, gebietenden Regierung; sie enthielten scharfe Strafen für Verletzung des Staatseigenthums und für die geringsten Staatsvergehen, sowie besonders hinsichtlich des Zweikampfes. Sie wurden von den Gerichten streng gehandhabt, vorzüglich gegen den Zweikampf, bei dem der König, selbst auf päpstliche Fürbitte, nicht begnadigte. Wider bloße Hexerei schritten die Gerichte nicht mehr ein, und der Hof brachte Vergehen wider ihn selten vor die Gerichte, weil diese Vergehen theils zu fein angelegt waren, um gerichtlich erwiesen und bestraft werden zu können, und weil sie theils die Oeffentlichkeit nicht vertrugen. Sie und Alles, was der Hof im Stillen unterdrücken wollte, hatten königliche Verhaftsbefehle zur Folge, ohne alle gerichtliche Einmischung. Die wichtigste Untersuchung der Gerichte betraf in dieser Zeit Giftmischerei. Man hatte die Anzeige erhalten, daß in den Beichten zu Paris Geständnisse von Giftmischerei gemacht waren, und zwei Italiener waren als Giftverkäufer in die Bastille gesetzt worden. Dort hatte einer derselben den Liebhaber der Marquise de Brinvilliers mit seiner Kunst bekanntgemacht, und die Marquise hatte ihren eigenen Vater, als Urheber des Verhaftsbefehls wider ihren Geliebten, durch Vergif-

tung ermordet. Sie war geflohen, aber, nachdem sie zu Lüttich unter Andachtsübungen verhaftet worden, zu Paris enthauptet, und ihr Leichnam verbrannt worden. Die Untersuchung ihres Verbrechens führte auf eine ungeheure Verzweigung desselben, auf die geheime Verbindung, welche jene Italiener, und auf die Kundschaft, welche Geistliche, die ersten Frauen, die angesehensten Männer von der Giftmischerei hatten. Es ward ein besonderes Gericht wider die Giftmischerei niedergesetzt (1680). Die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soissons, Mazarin's Nichten, geriethen in Untersuchung, der Marschall von Luxemburg in jahrelange Haft; die Strafen folgten sich Schlag auf Schlag, und Mehre büßten ihre Verbrechen im Feuertode.

Man dachte wol ein bürgerliches Gesetzbuch zu entwerfen, gab es aber auf, so viele Klagen der König aus den Provinzen auch über Rechtlosigkeit erhielt. Man hätte durch das Umwerfen der Landrechte, im Süden des römischen, im Norden des herkömmlichen Rechtes, die Landstände aus dem Todesschlummer geweckt, in welchem sie nur noch ihr Steuerja lispelten; und man wäre mit den Parlementen in Weiterungen gerathen. An herrlichen Rechtsköpfen fehlte es nicht, um den Grundriß von einem Rechtszustande zu geben, der sich dem bestehenden Zustande anpaßte und sich mit dem Sittengesetze doch verknüpfte, oder freie Bewegung zur Entwickelung des besseren Rechtes, eines vollkommeneren Zustandes ließ. Aber die seelenvollsten Rechtsgelehrten würden nicht blos ihre Hülfe zu einem Gesetzbuche auf den Grund der unumschränkten Gewalt und im Finanzinteresse versagt, sondern mit Mund und Schrift dawider geeifert haben. Für diese beiden Interessen bedurfte es auch keines

Gesetzbuches, sondern blos der Nichtigkeitserklärung mißfälliger Richtersprüche aus königlicher Machtvollkommenheit; und solche Nichtigkeitserklärungen erfolgten von Zeit zu Zeit. Le Tellier, Canzler nach Seguier, verfuhr dabei mit großer Umsicht und Festigkeit; er hatte mehr als Dieser des Königs Gunst, aber der Richterstand kam darin nicht weiter. Der Richterstand entschädigte sich für den Mangel der Hofgunst durch die öffentliche Meinung; er hielt auf Ehre in Beruf und Wissenschaft, so Vieles auch Molière noch zu belachen fand. Es erfolgte, der Gewalt gegenüber, eine glänzende Rechtsentwickelung, aus welcher dann später des edlen Montesquieu's unvergänglicher Geist der Gesetzgebung hervortrat.

Wie der Richterstand am Hofe zurückgesetzt war, so ward der Kriegsstand vorgezogen, aber streng gehalten. Der König gab sich selbst ihm zum alleinigen Haupt und hatte weder einen Connetable noch einen allgemeinen Befehlshaber der Truppen an seiner Seite. Er machte einen Jüngling zum Kriegsminister, und Dieser die alten starren Marschälle sich gehorsam, und seinen Willen zum königlichen. Es war der Marquis Jean Michel le Tellier de Louvois, des Canzlers Sohn, ein stolzer Herr und treuer Diener, von glühender Leidenschaft und ohne Gefühl, des Details der Geschäfte mächtig sowie großer Entwürfe fähig, und vom festesten Willen. Das ganze Kriegswesen bekam eine, seit der Römerzeit unbekannte, Ordnung. Die Uniform, die Abzeichen der Regimenter wurden bestimmt, Brigadiers angestellt, die Verhältnisse der Truppengattungen zu einander sowie für den Dienst im Felde und in Besatzung, und bei dem Könige sein Militairhaus oder seine Haustruppen geordnet. Das Fußvolk erhielt das Baionnett als allgemeine Waffe,

und jedes Regiment eine Grenadiercompagnie. Die Dragoner wurden vermehrt, und Husaren errichtet; und die schwierige Anschaffung tauglicher Dienstpferde, bei der elenden Bauernwirthschaft, durch Anlegung von Gestüten erleichtert. Die Errichtung von Artillerieschulen und des Geniecorps gewährte den wesentlichsten Nutzen. Der große Kriegsbaumeister Vauban hatte sich schon die Bahn des Dienstes und Ruhmes gebrochen, ward aber nun über das gesammte Festungswesen in Frankreich gesetzt (1669) und legte dessen Grenzen einen dreifachen Panzer von Festungen an. Eine Landwehr von 30 Regimentern sollte die Feldtruppen unterstützen, welche auf den Kriegsfuß zu 180,000 Mann gebracht wurden. Die Kriegszucht war streng, aber der Soldat erhielt, was ihm gebührte, in rechter Zeit und Ordnung. Für das Verpflegungswesen bildete sich die Behördenkette der Kriegscommissaire, Directoren und Generalinspectoren, und die Zeughäuser und Kriegsmagazine wurden mit Verschwendung ausgestattet. Die Kriegsverwaltung kostete mehr, aber verhältnißmäßig weniger als unter Mazarin *). Von alle Diesem war Louvois die Seele, und

*) Man berechnet bei dem Tode

	Mazarin's	Colbert's	Louis XIV.
Ordentliche Einnahme	46,000,000 L.	100,000,000 L.	165,000,000 L.
Außerordentliche Einnahme	50,000,000 -	14,500,000 -	160,000,000 -
Ordentliche Ausgabe	43,000,000 -	73,000,000 -	147,000,000 -
Zinsen der Staatsschuld	23,000,000 -	7,000,000 -	42,000,000 -
Gehalte	30,000,000 -	16,300,000 -	37,500,000 -
Gnadengehalte . . .	4,000,000 -	1,200,000 -	6,000,000 -
Landmacht	31,000,000 -	38,000,000 -	52,300,000 -

um darin durch die Einmischung des Königs nicht gestört zu werden, brachte er den ganzen Wust der Geschäfte vor ihn und ließ ihm unter dem Schein, Alles zu sehen, nichts sehen; er beschäftigte zugleich seine kriegerische Phantasie und sorgte für seine Unterhaltung durch schöne Baurisse und Charten, durch glänzende Parade und Heerschau, und endlich durch Krieg und Schlachtberichte.

Was Louvois in den Kriegssachen, Das ward der Beichtvater la Chaise in Kirchensachen. Der König berieth anfangs die Ernennung zu erledigten bischöflichen Stühlen und sein Verfahren in kirchlichen Angelegenheiten mit einem Gewissensrathe, den mehre Bischöfe und der Beichtvater bildeten. Er brachte darin auch leicht zur Entscheidung, was sein Geschäftsgefühl und religiöser Sinn entscheiden konnte, daß kein Laie geistliche Pfründen haben und behalten, keiner als ein Priester Bischof werden sollte, und daß bei der Geistlichkeit auf Anstand und Kirchenzucht gehalten würde. Uebrigens war der Gewissensrath wol wegen des Verfahrens mit den Protestanten, aber sonst, bei den Feinheiten und Verwickelungen der Kirchensachen, weder unter sich noch am wenigsten mit dem Canzler und dem Finanzminister eins. Der König konnte sich in diese Sache noch am ersten durch Erklärungen unter vier Augen mit dem

---

Bei dem Tode	Mazarin's	Colbert's	Louis XIV.
Seemacht	2,600,000 L.	8,000,000 L.	18,000,000 L.
Kündbarer Staatsschuldstock	180,000,000 -	27,000,000 -	553,000,000 -
Die Mark fein. Silbers	26 L. 10 S.	30 L. = S.	30 L. = S.
Der Scheffel Weizen	27 - 15 -	28 - 2 -	26 - 19 -

Beichtvater finden, und la Chaise erwarb durch diesen Vortheil und durch die Gunst, in welcher er als der nachsichtsvollste Sittenrichter stand, die Macht eines Ministers der geistlichen Angelegenheiten. Er war, wie seine Vorgänger, Jesuit, und wider ihn und seine Ordensbrüder stürmte der heftigste Haß in Spott und Ernst an. Die Jansenisten nahmen sich dabei ihr eifrigstes, aus der Sorbonne verstoßenes, Mitglied, den verbindungsreichen und gelehrten Antoine Arnauld *), zum Führer; sie hatten bei ihm und bei der Herzogin von Longueville, der Schwester des großen Condé und weltentsagenden Anbauerin bei Port-Royal, ihre Beredungen. Der Cardinal Retz, obgleich im Auslande, war dabei nicht unthätig; und mit den Männern wetteiferten Frauen und Jungfrauen. Von beiden Seiten ward Erkennungszeichen, ob man die Unterschrift eines Formulars über die als Jansen eigen erklärten fünf ketzerischen Sätze als Geistlicher gab oder verweigerte, als Laie billigte oder tadelte; und mehre Bischöfe hatten sie verweigert, viele, der Papst selbst Ausgleichung versucht; beide Theile boten auch Wunder auf, und früher bewunderte und entzückte Frauen, wie Madame Guyon, verzückten die frommgläubige Menge zum Glauben ihrer Wunderthätigkeit. Die Gegner der Jansenisten in den Stellen der Gewalt boten die Gewalt auf und ließen den Unterschriftweigernden nur die Wahl zwischen Flucht oder Bastille. Die Flüchtlinge fanden und machten in Holland einen ganz anderen Waffenplatz als das nun verstörte, mit Garden besetzte Port-Royal sein konnte. In dem Recht, in dem behaglichen Wohlsein des holländischen Bauern und Handwer-

*) Arnauld war der Oheim des Ministers Pomponne.

kers spiegelte sich das Elend der französischen; auch in der Schifffahrt, in dem Handel war Holland dem französischen Reiche überlegen; sein Gesandter hatte vor dem Könige und Mazarin die Sprache der Könige geführt, und wenn damals der völlige Bruch vermieden war, so war seitdem die Abneigung, durch den Widerstreit des Handels-, Kirchen- und Staatsinteresses, gegenseitig vermehrt.

Es flüchteten nicht blos einige verfolgte Gelehrte und Staatsmänner, es flüchteten auch Scharen französischer Protestanten nach der offenen Freistätte in Holland. Mazarin hatte die Protestanten geschont, und sie waren ruhig bei ihrer Hände Arbeit während aller Unruhen geblieben. Colbert hatte gern mit ihnen zu thun, weil sie die bereitwilligsten Werkleute und Pächter waren; und sie hofften von ihm Schutz am Hofe, wo sie ohne die alten mächtigen Glaubensgenossen — auch der Marschall Turenne trat zur alten Kirche über — schutzlos waren, und wo sich, unter den Augen des Königs, eine Bekehrungs-Anstalt und Kasse wider sie einrichtete. Man verbot öffentlich, irgend eine Gewaltthätigkeit gegen sie zu begehen, aber man gebot heimlich den weltlichen und geistlichen Behörden, die Bekehrung der Protestanten zu betreiben und zu befördern. Sie wurden aus dem Staatsdienste entfernt und kaum in dem Kriegsstande geduldet; sie sollten weder Notare noch Advokaten werden können; ihre Prediger durften keine Erziehungsanstalten im Hause haben und keine Glaubensgenossen aus der katholischen Kirche aufnehmen; die Ehen der Protestanten mit katholischen Frauen wurden untersagt; jeder Vorwand ward benutzt, um ihnen die Kirchen zu nehmen; sie verloren ihren befreiten Gerichtsstand. Ehemalige Glaubens-

genossen, wie der gewandte und beredte Pelisson, die liebenswürdigsten katholischen Geistlichen, wie Fénélon, kamen zu ihnen und suchten sie mit süßen Worten, reichen Spenden, glänzenden Verheißungen zur Glaubensänderung zu bewegen. Man ließ zu solcher Erklärung siebenjährige Kinder und brachte auch dazu durch den Zwang eingelegter Soldaten. Selbst die Aufnahme der Protestanten in die Zünfte und Innungen ward erschwert oder behindert, und Colbert erhielt den Befehl, sie nicht mehr bei den Pachtungen zuzulassen. Unter diesen Bedrückungen wanderten viele aus, und es erhob sich der Unwillen der auswärtigen Protestanten über das Verfahren der französischen Regierung. Vor allen erklärte die Stadt Amsterdam sich bereit, die Flüchtlinge aufzunehmen und zu unterstützen. Colbert's Klage, daß Geld und Gewerbe aus dem Lande gehe, hatte nur die Folge, daß die Auswanderung der Gewerbleute bei Galeerenstrafe verboten wurde, und man die Güter, deren Verkäufer binnen Jahresfrist auswanderten, einzog. Bald floß auch Blut (1682); hin und wieder versammelten sich die Protestanten in Languedoc und Dauphiné auf der Stätte ihrer geschleiften Kirchen und wehrten sich, wenn sie vertrieben oder eingefangen werden sollten. Da geschah mancher Mord mit oder ohne Richter, sowie auch das Henkerrad den Großsohn Chamier's traf. Da scholl die Klage von Millionen Protestanten: „Unser frommer, heiliger Mann ist von einem wilden Thiere zerrissen"; und Dragoner fuhren unter sie.

Der Canzler le Tellier bot zu diesem Verfahren bereitwillig die Hand, indeß die Gerichte doch noch das Edikt von Nantes nicht völlig aus den Augen verloren. Er und der König waren übrigens sehr eifersüchtig, daß die Kir-

chengewalt sich nicht die mindesten Eingriffe in die Kronrechte erlaube, und der gerichtliche Anruf comme d'abus hatte die vollste Uebung und Kraft. Es erhielt auch das Kronrecht über die Kirche eine größere Ausdehnung, la régale, welches, im engeren Sinne als Recht, die bischöflichen Einkünfte während erledigten Stuhles zu beziehen und alle Pfründen zu vergeben, den Finanzminister Colbert nahe anging. Alle Ausnahmen davon wurden aufgehoben. Zwei Bischöfe vertheidigten ihre Befreiung von dem Regale, bestritten die Widerlegung und legten den Huldigungseid nicht ab. Der König verfuhr wie bei erledigtem Stuhl und vergab die Stiftspfründen; die Bischöfe sprachen über die Beliehenen den Bann aus, und der Papst stimmte ihnen bei; der König vergalt den Bann mit der Verweisung der bischöflichen Räthe; von bischöflicher Seite ward der Bannspruch geschärft, von königlicher Seite das bischöfliche Einkommen eingezogen; der Papst und die Jansenisten entschädigten für das entbehrte Einkommen. Der Tod der Bischöfe endigte den Streit nicht; das Stift und die Generalvicare nehmen ihn auf und bringen ihren Anruf von dem erzbischöflichen Erkenntnisse nach Rom; wider diesen Anruf eröffnet das Parlement sein Verfahren comme d'abus. Einer der Generalvicare giebt eine richterliche Nichtigkeitserklärung wider den Parlementsbeschluß ab, und das Parlement, welches ein peinliches Verfahren gegen ihn eröffnet, läßt ihn im Bildnisse hinrichten. Er schmäht aus seinem Schlupfwinkel den Erzbischof und den König. Der Papst ist für ihn, erklärt das Regale überhaupt für einen Misbrauch und in dem vorliegenden Falle für unstatthaft, hebt die erzbischöflichen Anordnungen auf und belegt die

vom Erzbischofe ernannten Generalvicare, die vom Könige ernannten Stiftsherren und ihre Begünstiger mit Bann. Die Jansenisten preisen die päpstliche Entscheidung; sie können dreist unter dem Oberhaupte der Kirche zusammentreten und ihre Angriffe machen; ihre Gegner können sich nicht vertheidigen, ohne den Papst anzugreifen, und dazu können sie den König nicht zum Oberhaupte nehmen, ohne offenbaren Kirchenaufruhr und unabsehliche Verwirrung anzurichten. Es ließ eine Kirchenversammlung sich vorschieben, aber ihr Ausgang sich nicht vorhersehen, weil es überhaupt schwer ist, die Stimmung und den Erfolg einer allgemeinen Versammlung zu berechnen, und besonders wenn die Gemüther in einem langwierigen Streit erhitzt sind, in welchen hier das Privatvermögen und das Staatsvermögen, die Hofgeistlichkeit und die Landgeistlichkeit, der Sektengeist und der Ordensgeist, die kirchlichen und die richterlichen Behörden, das päpstliche und das königliche Ansehen verwickelt waren. Der Streit war zu allgemein und zu heftig geworden, um im Stillen beigelegt zu werden. Der König berief eine Versammlung von 35 Bischöfen und ebenso vielen Mitgliedern der niederen Geistlichkeit (1681); und sie erklärte sich, auf Bossuet's Feuerreden, einstimmig für die Ausdehnung des Regale auf das ganze Königreich und schrieb an den Papst, es sei besser, etwas Recht aufzuopfern, als den Frieden zu stören. Dieser sprach über alle ihre Beschlüsse das Urtheil der Nichtigkeit aus und forderte von den Bischöfen Widerrufung. Sie antwortete durch die Aufstellung von vier Hauptsätzen der gallikanischen Kirche, in welchen den Päpsten alle weltliche Gewalt abgesprochen, die geistliche Macht der Päpste der Macht der Kirchenversammlungen untergeordnet, ihren

Rechtsentscheidungen keine Kraft, als insofern sie den Grundsätzen und dem Herkommen der gallikanischen Kirche gemäß sind, zuerkannt wird, und die päpstlichen Bestimmungen von Glaubenssachen nur dann zuverlässig sind, wenn sie die Kirche angenommen hat. Alle Gerichte und theologischen Facultäten registrirten diese Hauptsätze, und eine königliche Verordnung verbot, dawider in Lehre und Unterricht anzustoßen. Aber der Papst erklärte sie für aufrührerisch und versagte die Einweisung allen Bischöfen und Aebten, welche der König ernannte; sie kamen zu den Einkünften, aber nicht zu der Amtsführung, und viele Bisthümer verwaisten; wodurch die Frommgläubigen im Gewissen beunruhigt wurden. Die Jansenisten hüteten sich, die vier Hauptsätze zu billigen, um sich nicht aus der vortheilhaften Lage zu setzen, in welcher sie sich zu dem Papste befanden. Sie und ihre Gegner, die Freunde und die Feinde hatten sich erkannt; sie wurden schärfer verfolgt, die Freunde noch mehr begünstigt. Die Geistlichkeit hatte sich, der inneren Spaltung ungeachtet, der Regierung als Staatskörperschaft bewährt, und sie stieg als solche in Rechten und in Gnaden. Sie versammelte sich alle fünf Jahre, hatte ihr Kassenwesen, gab, statt aller Besteuerung, von einem Einkommen zu wol 100 Millionen eine Abfindung von kaum 2 Millionen jährlich und etwa ebenso viel als Beisteuer in Kriegszeiten.

In dem Auslande geschah Vieles in dem Sinne, und noch Mehres im Tone einer vorherrschenden Macht. Französische Truppen vertheidigten in Portugal den neuen Königsthron und theilten in Ungarn die Ehre des Tages von St. Gotthard wider die Türken; französisches Geld und schwedische Soldaten sollten einem französischen Prinzen zu

dem polnischen Throne verhelfen; französische Kriegserklärung und Seerüstung gegen die Engländer zu deren Bekämpfung die Holländer noch mehr aufreizen, damit sich diese beiden Seemächte unter der Kriegslast schwächten; und es ward von dem Könige Karl II. von England Dünkirchen gekauft, von Lothringen aber die Abtretung von Marsal erzwungen. Der König von England hatte auch wegen der Seebegrüßung dem Könige Louis XIV. nachgegeben, welcher seinem Gesandten zu London schrieb: „Weder der König von England noch seine Räthe kennen mich, wenn sie gegen mich einen hohen Ton und eine Art Festigkeit annehmen, die einer Drohung ähnlich sieht. Ich kenne keine Macht unter dem Himmel, die fähig wäre, mich auf diesem Wege einen Schritt vorwärts zu bringen; es kann mir wol Unglück, aber nimmer ein Eindruck von Furcht zustoßen. — Der König von England und sein Canzler können allenfalls sehen, welche Kräfte ich habe, aber sie sehen mein Herz nicht, während ich das Eine und das Andere fühle und sehe. Ich verlange, daß sie, statt aller Antwort auf ihre so hochfahrende Erklärung, durch Ihren (des Gesandten) Mund wissen, wie ich in dem Streite wegen der Flagge eine Ausgleichung weder fordere noch suche, und daß ich mein Recht zu erhalten wissen werde, was auch daraus herkommen mag". Er hätte beinahe die Tafel umgeworfen, als er während der Mahlzeit erfuhr, daß sein Gesandter von dem spanischen im erneuerten Rangstreite beleidigt worden war; und es wäre darüber allem Anscheine nach zum Kriege gekommen, wenn der König von Spanien nicht gemeint hätte, der allerchristlichste König sei ein junger, kriegsfertiger Herr, den man schonen müsse; er wolle sein Alter und seine Ge-

müthsart bedenken und zugleich als Vater und als König handeln. Demzufolge ließ er ihm erklären, daß die spanischen Gesandten sich nirgend mit den französischen in Bewerbung setzen sollten. Der Papst selbst mußte sich zu einer Genugthuung vor dem versammelten Hofe Louis XIV. verstehen, als gereizte päpstliche Soldaten Angehörige der französischen Gesandtschaft verfolgt und auf den Gesandten, Herzog von Crequi, der sich auf dem Balcon seines Hauses zeigte, geschossen hatten. Der Herzog hatte die Brüder des Papstes nicht besuchen wollen und gab ihnen, und auch dem Papste selbst, den blutigen Vorfall und das Entkommen der Mörder Schuld. Sofort ward der Nuntius von Paris entfernt, ja Derselbe mußte, auf weiteren Bericht des Herzogs, daß er Rom verlassen habe, weil er dort mit Truppen umgeben, und ihm fast der Unterhalt entzogen sei, unter Bedeckung Frankreich verlassen. Der Papst ließ dem Könige vorstellen, daß der Herzog sich überhaupt soldatisch und nicht diplomatisch betragen habe; daß er, nach dem geschehenen Vorgange, alle Franzosen zu Rom bewaffnet und die Einwohner in Furcht vor Angriffen und Plünderung gesetzt habe; daß eine Congregation von solchen Cardinälen, denen der König wohlwollte, ernannt sei, und daß der Papst ihrer und nicht seiner Meinung in der Sache folgen werde. Es ward aber auf alle Schreiben des Papstes an den König nur mündlich geantwortet, daß mit dem Herzoge zu verhandeln sei; bis Dieser endlich nach Frankreich zurückkehrte, da weder Hinrichtungen noch die Verweisung des Gouverneurs von Rom genügten, und der päpstliche Hof die französischen Forderungen zu übertrieben fand. Es entschied inzwischen das Parlement der Provence, auf den An-

trag des Kronanwaltes, und bei Nichterscheinen des vorgeforderten Papstes, daß die Grafschaft Venaissin und Avignon als wiedervereinigt mit der Grafschaft Provence erklärt würden, weil sie von derselben auf den Grund fehlerhafter und gesetzwidriger Urkunden abgerissen worden (Juli 1663). Hiernach gingen auch französische Truppen nach Parma und Modena, um in den Kirchenstaat vorzubringen, wenn sich der Papst nicht fügen würde. Er that es (Vertrag v. 12. Febr. 1664) und gab dem Herzoge von Modena Land und Geld, und den Parisern das glänzende und neue Schauspiel eines Legaten, der für ihn, wennauch mit zarten Worten, Abbitte that: Se. Heiligkeit hätte lebhaften Schmerz über die unglücklichen Vorgänge empfunden und versicherte Sr. Majestät, daß es nie ihre Absicht gewesen, daß Höchstsie beleidigt würden. — Wie wenn überall Rangstreit sein müßte, so gab es auch in Constantinopel böse Auftritte. Der dortige Gesandte wollte als der Vertreter des größten Fürsten gefeiert sein, und der Großvezier, in frischem Andenken des französischen Antheils an seiner Niederlage bei St. Gotthard, ließ es an den gewöhnlichsten Ehrenbezeigungen fehlen. Sie wurden Beide grob; der Gesandte warf dem Großvezier die großherrlichen Gnadenbriefe für den französischen Handel vor die Füße, und der Großvezier ließ ihn in Verhaft nehmen. Sie gaben sich indeß Beide nach einigen Tagen die Hand, und der Großvezier sagte spöttisch lachend, sie könnten das Geschehene nicht ändern und wollten in Zukunft Freunde sein. Die Versöhnung möchte wol von französischen Kaufleuten bewirkt worden sein, welche nicht um Ehrenbezeigungen, die sich doch die türkische Politik nicht getrennt von Erniedrigungen denken

kann, sondern um Handelsbegünstigungen willen die Sendung einer Gesandtschaft nach der Pforte erbeten hatten. Die Gesandten mußten überall ein anspruchsvolles, hohes Wesen annehmen, um ihrem Könige zu gefallen; aber sie gefielen dadurch an den fremden Höfen keinesweges. Die Generalstaaten hatten übrigens schon zu Mazarin's Zeiten verboten, französische Geschenke zu nehmen. Sie sahen ihre Streitigkeiten mit England zum Kriege werden, obgleich Frankreich, das in der Folge vertragsmäßig, aber in zarten Ausdrücken, gleichfalls an England den Krieg erklärte, hatte vermitteln wollen; und sie entfernten sich nach dem Frieden von Breda (31. Juli 1667) von Frankreich, da sie wenige Unterstützung in dem Kriege von ihm erhalten hatten und dafür doch eine theure Rechnung, in welcher selbst die Kosten einer französischen Gesandtschaft nach London nicht vergessen waren, an Colbert bezahlen mußten. Sie fanden auf der Stelle Gelegenheit, auch ihrerseits Frankreich üble Dienste zu leisten.

Es starb, kurz nach dem Frieden, der König von Spanien, Schwiegervater Louis XIV., und sofort sollten die französischen Rechtsgelehrten das Recht ihrer Königin auf Burgund beweisen. Sie fanden es in einem dortigen Lehnrechte und erhielten von dortigen Rechtsgelehrten das Gutachten, daß die beiderseitigen Lehne von Mävius und Sempronia auf ihre Tochter Tullia eigenthümlich übergehen, wenn einer der Ehegatten, z. B. Sempronia, sterbe, und daß also Cajus, der Sohn zweiter Ehe des Mävius, von den väterlichen Lehnen durch Tullia ausgeschlossen sei. Sonach machten sie die Anwendung: Mävius ist der verstorbene König von Spanien, und es sind bei dem Tode seiner Gemahlin, nach diesem burgundischen Lehnrechte (Devolu-

tionsrechte), die Lande, in welchen es gilt, auf die französische Königin, mit Ausschluß des jetzigen Königs von Spanien, übergegangen. Die Königin von Frankreich und ihr Vater haben zwar auf alle Ansprüche Verzicht geleistet, welche die Königin an das spanische Reich sammt oder sonders machen könnte; aber die Rechte der Könige sind göttlichen Ursprungs und ihrer Willkür nicht unterworfen, sondern verpflichten sie vielmehr, darauf zu halten; betrachtet man indeß auch die Verzichtleistung nur nach bürgerlichem Rechte, so ist sie der gröbste Verstoß wider alle Bestimmungen desselben von Pflichttheil- und Erbschaftsentsagung und wider die Natur selbst: das menschliche Gefühl empört sich gegen den Vater, der seine Tochter beraubt; und die Verzichtleistung betrifft endlich auch nur Erbrechte, und hier ist gar nicht vom Erbrechte, sondern von längst erworbenem Eigenthume die Rede. Dieses und Mehres ward von den Rechtsgelehrten mit aller damaligen Spitzfindigkeit und Gelehrsamkeit behauptet und bestritten; auf welche Weise man um dieselbe Zeit, von Seiten der Kirchengelehrten, auch die Untersuchung über die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria wiederaufnahm. Dieses Verfahren beleidigte das Rechtsgefühl und selbst den guten Geschmack zu sehr; es gab ein zu böses Beispiel für Rechtsverdrehung und Rechtszerstörung, um nicht selbst in Frankreich scharfen Tadel zu finden; und rauschenden Beifall erhielt auch hier der Hochburgunder Isola, welcher die Sache, in der französischen Umgangssprache, dem gesunden Menschenverstande klar und derb vortrug *): Der König habe sich Lothringen schenken und dessen Fürsten zu

*) Le bouclier d'état u. a. S.

französischen Prinzen vom Geblüte machen wollen; sein Parlement habe indeß gemeint, er könne nur mit seiner Gemahlin Prinzen von Geblüt erzeugen, und er habe sich mit der Beute von Marsal begnügen müssen. Nun wolle er ein burgundisches Bauernherkommen zum Staatsrecht und europäischen Völkerrechte machen, und der junge Herr sei nicht blos lüstern, sich zum Herrn von Burgund, sondern zum Herrn der Welt zu machen. Er habe dem französischen Adel das Handwerk gelegt, auf bösen Wegen reich und mächtig zu werden, er treibe dasselbe aber selbst im Großen; er vertheile nach allen Seiten Gaben und Gnaden an die Gelehrten, um sich loben zu lassen, und ziehe sich doch den Tadel aller rechtlichen Leute zu. Die Zusammenkunft zweier solcher Leute, William Temple's und Johann de Witt's, wirkte mehr als Isola's Schriften. Temple war unter Cromwell der gehorsame Diener der Ereignisse nicht gewesen und ward es auch unter Karl II. nicht; er antwortete einst auf die Frage: „Wodurch haben Sie in Ihren Gesandtschaften soviel ausgerichtet?" „„Ich habe immer die Wahrheit gesagt""; und er befreundete sich jetzt schnell mit de Witt, der ein großer Bürger war, ein einfacher schien und Holland regierte. Beide verhandelten eine Verbindung ihrer Länder wider den vorschreitenden König Louis XIV. Dieser war von dem spanischen Hofe, auf seine Forderung von Landabtretungen, statt aller Antwort auf die Verzichtleistung seiner Gemahlin und den letzten Willen ihres Vaters verwiesen worden und fing den Krieg mit der Erklärung an (28. Aug. 1667), daß er den pyrenäischen Frieden halten und sich nur in den Besitz der Erbschaft setzen wolle, die seiner Gemahlin durch den Tod ihres Vaters angefallen sei.

Er rückte an der Spitze von 35,000 Mann in Flandern ein und hatte Turenne zur Seite. Bei Dünkirchen versammelten sich 8000, bei Luxemburg 4000 Mann. Colbert hatte für Geld, Louvois für reiche Magazine gesorgt. Wo das Heer an der Grenze auch stehen und gehen wollte, es fand alle seine Bedürfnisse im Ueberfluß, und die Lagerplätze in Voraus geordnet. Ihm standen kaum 8000 Mann gegenüber, und das ganze Kriegswesen in den Niederlanden war im tiefsten Verfall. So zog er nicht friedlicher in Paris als in die flandrischen Städte bis nach Lille ein, und auch diese Festung ward nach 9 Tagen übergeben, indeß Schrekken und Flucht in Brüssel und bis Antwerpen sich verbreiteten. Man hätte die Niederlande erobert, wenn man nicht alle eingenommenen Festungen hätte stark besetzen wollen, und wenn der König sich nach der Siegesfeier zu Paris nicht gesehnt hätte. Er ließ Vauban zurück, um in dem eroberten Lande seine Befestigungskunst zu üben und in Lille sein Festungsmuster zu geben. Während Turenne diese Eroberung ohne Blutarbeit machte, bereitete sich Condé eine gleiche Eroberung in Franche-Comté vor, und sein Plan ward von Louvois und von Louis XIV. mit Entzücken aufgenommen. Jener schwächte dadurch, daß er Condé in der Gunst des Königs hob, die Gunst, in welcher Turenne bei Demselben stand, da die letztere ihm gefährlicher werden konnte; und der König trug den Ruhm beider Feldherren vereinigt auf sich über. Franche-Comté hatte von der höchsten Gewalt nur die richterliche, durch das einheimische oberste Gericht, empfunden und von der spanischen Hoheit wol Vortheile, aber keine Nachtheile gehabt. Kaum gab diese Provinz zum Anerkennungszeichen jener Hoheit etwas Geld

und Mannschaft; ihr Adel und ihre Gemeinden hatten sich wie in der nachbarlichen Schweiz eingerichtet; doch war auch unter ihnen, wie dort, viel Zank und Spannung. Die Sprache, die Sitten waren französischer; bei dem Adel entstand die Sehnsucht nach dem Hofe und der Freigebigkeit Louis XIV., bei dem Beamtenstande nach der Dienstgewalt und Belohnung in einem großen Reiche. Condé sparte keine Verheißungen und Geschenke; er führte den König und 20,000 Mann nicht zur Eroberung, sondern zur Huldigungsfeier durch das Land (1668 im Jan. und Febr.). Kaum gab ein Mann von Ehre, der Befehlshaber zu Dole, ihm und seinem Sohne und der freiwilligen Schar junger Edelleute Gelegenheit, ihren Muth durch einen leichten Sturmangriff zu zeigen. Louis XIV. sah sich im höchsten Glanze der Macht, ein flehendes Volk zu seinen Füßen, ein freudetrunkenes Heer um sich, und Condé, den stolzen Feind seines Vaters, als demüthigen Diener in Stellung, Ton und Wesen, gleich einem Adjutanten Bericht erstatten, seine Befehle fordern und auf das Wort gehorchen. Der König war im Lager und schien zugleich am Hofe zu sein. Das Ceremoniel ward genau wie zu St. Germain beobachtet: die Aufwartung der Hofbeamten am Morgen und am Abend, die Ordnung der Hoffähigkeit zu den engeren und größeren Versammlungen, die Vorstellungen. Nur darin wich er von der Hofetiquette ab, daß er die Stabsofficiere und die Adjutanten zu seiner Tafel zog. Es galt am Hofe nun der Rang im Kriegsdienste mehr als der Rang der Geburt. Nach des Königs Beispiele in diesen beiden Feldzügen trieb ein Jeder den größten Aufwand mit Kleidern und Pferden und allem Zubehör; das Gepäck von Perrücken, Pomaden,

Federn, Bändern, Kleidungsstücken, Küchengeräth und Silbergeschirr, sowie der Troß von Bedienten und Köchen ward ungeheuer, und die Sucht, Staat zu machen, ging auf die gemeinen Soldaten über, die sich wenigstens papierne Halskrausen verfertigten.

Condé war geschwind gewesen, aber Temple und de Witt gleichfalls. Sie hatten mit Schweden die Tripleallianz geschlossen (23. Jan. 1668), um den Krieg zwischen Frankreich und Spanien zu endigen und dazu Den zu zwingen, welcher sich Dessen weigern würde. Sie waren so geheim und so geschwind gewesen, daß Lyonne die erste Nachricht von dem Bündnisse für spanische Rodomontade erklärte. Er ward aber bald anderer Meinung, als die Holländer dem Könige vorschlugen, Frieden auf die Bedingung zu machen, daß ihm entweder seine Eroberung in den Niederlanden oder Franche-Comté abgetreten würde. Der Vorschlag ward angenommen (15. April 1668), und besonders durch Temple's Vermittelung Frieden geschlossen (2. Mai 1668, zu Aachen), wonach Louis XIV. die niederländische Eroberung behielt und Franche-Comté zurückgab. Isola klagte von England aus, daß der junge französische König durch seine schlechten Minister verdorben würde, weil sie sich zu Werkzeugen von Gewaltstreichen gebrauchen ließen, statt ihn davon abzuhalten; und daß er auch durch die vermittelnden Mächte verdorben würde, die seine Gewaltstreiche nicht straften, sondern belohnten, und sein geraubtes Gut in rechtmäßiges Eigenthum verwandelten. Diese Mächte sahen sich in der That schon im folgenden Jahre genöthigt (Vertrag v. 7. Mai 1669), die Gewährleistung des Friedens zu übernehmen, obgleich Pomponne nach dem Haag ge-

sandt worden war, um die üblen Eindrücke und den Argwohn auszulöschen, die aus und nach dem Kriege entstanden waren, und um besonders de Witt zu gewinnen. Uebrigens sollte er auch die Stellung, die Gesinnungen und Neigungen des Prinzen von Oranien beobachten und den Gedanken im Auge behalten, daß jede Zerwürfnisse in Holland dem Dienste des Königs vortheilhaft wären, da dort so wenig Geneigtheit für Frankreich herrsche. Pomponne konnte mit aller Kunst und allen Mitteln bei de Witt nicht weiter kommen, indem Dieser die französischen Ideen und Meinungen nicht bestritt, sondern sich in dieselben versetzte und aus ihnen die seinigen entwickelte; sowie er seine Bewunderung und Ergebenheit für den König rednerisch bezeugte und von Dessen Heldeneigenschaften auf die Nothwendigkeit kam, für Hollands Sicherheit zu sorgen und diesem Lande wider Frankreichs Macht eine Schutzwehr (barrière nannte er es) in den Niederlanden zu erhalten. Die Stimmung blieb in Holland wider Frankreich gerichtet, wozu die Verfolgung der französischen Protestanten beitrug; und Spanien ward in die Triplealliance aufgenommen. Es bildete sich dort aber auch eine feindliche Stimmung wider de Witt, wozu wahrscheinlich Pomponne nicht beitrug, obgleich er nach seiner Anweisung dort Umtriebe begünstigen sollte *). Je weniger die französische Diplomatik über de Witt vermochte, desto eifriger arbeitete sie für die Sprengung der Triplealliance in England, wo die Minister und der König selbst sich bestechen ließen, der König sogar ge-

*) Pomponne ging i. J. 1671 aus Holland nach Schweden; er hatte keinen Sinn für geheime Umtriebe. Die Ermordung de Witt's von dem aufgehetzten Pöbel geschah im August 1672.

neigt war, für 200,000 Pf. Sterl. zur katholischen Kirche überzutreten, zu welchem Zwecke Louis XIV. aber nur 150,000 Pf. Sterl. geben wollte *). Es kam von einer geheimen Verabredung zu einem Vertrage (12. Febr. 1672), mit Zustimmung der englischen Minister, um Holland gemeinschaftlich zu bekriegen. Von Spaniens Schwäche hatte man sich, durch Gourville's geheime Nachrichten über Land und Leute und Verwaltung, auf das klarste überzeugt, und eine französische Putzhändlerin gehörte dort zu den nützlichsten diplomatischen Werkzeugen. Von dem schwedischen Hofe erhielt man, durch die Vorliebe des Ministers de la Gardie für Frankreich, sein Stammland, vermittelst reicher Geschenke und eines Jahrgeldes von 1 Million, die Kriegszusage wider den Kaiser und die Reichsstände, wenn Diese Holland Hülfe leisten sollten. Von Kurcöln erhielt man, durch den Minister Fürstenberg, ein Bündniß und die Einräumung von Nuys, unter Scheinverträgen verborgen. Der Kaiser versprach unter den ungarischen Unruhen, daß er sich in einen Krieg zwischen Holland und Frankreich nicht mischen wolle. Colbert und Louvois rüsteten zu See und Land mit ihrem Eifer und einem Schatze von 50 Millionen. Holland wollte den drohenden Sturm beschwören,

*) Die Herzogin von Orleans, Schwester des englischen Königs, ward auch zur Verhandlung mit ihm gebraucht und brauchte dazu ihrerseits ein hübsches Kind aus Bretagne, nachmals Herzogin von Portsmouth. Sie selbst hatte zur Bedingung gemacht, daß die Sache nicht durch die Hand Louvois's sondern Turenne's gehen solle. Turenne entdeckte das Geheimniß seiner Geliebten, Diese ihrem Liebhaber, welcher es wieder weiter sagte, sodaß es vor den König kam. Turenne gestand und erhielt nur die sanfte Weisung, in Zukunft Staatsgeheimnisse nicht seiner Liebe anzuvertrauen.

wollte zu Paris mit England und Frankreich verhandeln und konnte dazu, wegen innerer Gährungen, nicht gelangen. Es hatte die Kraft, welche ihm seine einfachen, strengen Sitten und reger Kunstfleiß gewährten, aber die Unbeholfenheit eines Gemeindewesens ohne Verwaltungseinheit; das Seewesen war im besten Stande, das Kriegswesen im Verfall, der Handelsgeist rang mit dem Freiheitssinn um Krieg oder Frieden, und es rang die Furcht vor dem Soldatenwesen mit seiner Nothwendigkeit. Man hatte berühmte Seemänner, aber keinen betrauten General. Ein Jüngling von 21 Jahren, der Prinz Wilhelm von Oranien, erhielt den Oberbefehl der Kriegsmacht um seines Namens, des väterlichen Ruhmes willen; doch in der That auch seiner trefflichen Eigenschaften wegen. Er hatte großen Verstand, in schwerer Arbeit ausharrende Geduld, er war einfach, verschwiegen, nachsinnend, entschied sich zu Geschäften und Vertrauen langsam, aber mit Eifer und Beharrlichkeit. So stellte er meist das Gegenbild von König Louis XIV. dar. Dieser zog über den Rhein (Kriegserklärung v. 6. April 1672), und vier Heere, mehr als 80,000 Mann, drangen vor und nahmen binnen vier Wochen über vierzig Festen, die Generalitätslande, Geldern, Utrecht, Oberyssel. Schon war Amsterdam im Angesichte der Franzosen; Flüchtlinge von allen Seiten erzählten hier von der schrecklichen Verheerung und von der katholischen Kirchenfeier in den eroberten Landen; man stürzte zur Bank, um die dort unversehrt liegenden Geldeinlagen zurückzunehmen; man befrachtete die Schiffe, um nach Batavia zu flüchten; man bat im französischen Lager um Frieden. Das Heer, auch Wilhelm von Oranien wünschten ihn nicht, die Generalstaaten waren dar-

über getheilt, die Mengen tobten auf, und die Stadt Amsterdam beschloß den Durchbruch der Deiche. Da stürzte das Meer auf die Franzosen, und sie mußten vor ihm und dem Volksgrimme weichen; statt des Kriegsspieles trat der Krieg selbst ein, und vor ihm Louis XIV. zurück an seinen glänzenden Hof. Der Kurfürst von Brandenburg, niederländische Truppen und der kaiserliche General Montecuculi, der Sieger bei St. Gotthard, kamen den Holländern zu Hülfe; aber die französische Diplomatik war in den deutschen Staaten so thätig, daß für die Holländer die Wege darin versperrt, und für Turenne geöffnet wurden; auch übten die französischen Einverständnisse zu Wien und Berlin ihre Wirkung. Der König Louis XIV. kam wieder, um Mastricht, wo Vauban seine ersten Parallelen (eine italienische Erfindung) anlegte, fallen zu sehen (1673); aber Holland ward geräumt, da Wilhelm von Oranien und Montecuculi ihre Verbindung doch endlich zu Stande brachten, Ruyter in harten und blutigen Kämpfen die vereinigten 40 französischen Linienschiffe und die englische Flotte von den holländischen Küsten entfernt hielt, und die englische Volksstimme in und außer dem Parlement auf Frieden mit Holland drang *). Hiernach ward der Krieg im Großen von Condé wider Wilhelm von Oranien in den Niederlanden, und von Turenne wider Montecuculi am Rheine geführt. Der König brach in Franche-Comté die reife Eroberungsfrucht auf einem Prachtzuge (Mai 1674), der mehr als der lebhaf-

*) Vertrag v. 19. Febr. 1674. Das Parlement ward bis April 1675, gegen Bezahlung von 500,000 Pf. Sterl. von Louis XIV. an Karl II., vertagt, um zu verhindern, daß es nicht für Krieg mit Frankreich sich erklären könne.

teste Feldzug kostete; Turenne's leichte Siege, bevor ihn Montecuculi im Schach hielt, und Condé's mörderische Schlacht *) beförderten aber nicht, sondern verhinderten vielmehr das Reifen neuer Eroberungen, weil die Franzosen das alte Plünderungs- und Verheerungswesen mit dem neuen Lieferungswesen verbanden und die sich schon anneigenden Grenzlande mit Haß und Abscheu erfüllten. So stark, so allgemein ward der Unwille in Deutschland, daß er selbst endlich wieder Bewegung in die Reichsversammlung brachte, welche Krieg beschloß. Holland und sein Geld war die Seele des Krieges, der wider Frankreich noch vier Jahre dauerte. Frankreich hatte gewöhnlich die Ueberlegenheit an Truppenzahl, und immer den Vortheil, daß es, vermittelst der Ordnung, welche Vauban dem Artilleriedienste, Martinet dem Dienste des Fußvolkes, und Fourilles dem Dienste der Reiterei gab, die Waffen besser zu gebrauchen verstand. Es gewann auch Feld, aber langsam und in dem wechselnden Glücke von Belagerungen und Gefechten. Seine Heere gelangten weder nach Holland noch in die östreichischen Erbstaaten und konnten, ihrem ganzen Wesen nach, weder große Eroberungen machen noch halten. Sie waren schwerfällig, schwelgerisch und den feindlichen Unterthanen, aber nicht den Heeren schrecklich. Sie kostete dem eigenen Lande zuviel, um in einer Masse aufgeboten zu werden,

*) Bei Senef d. 11. Aug. 1674. Man sagte, Condé habe zuletzt nur noch allein Lust gehabt, sich zu schlagen. Er so wenig als Wilhelm waren der Truppen mächtig genug, um sie auf dem Schlachtfelde zu halten, nachdem sie sich vergeblich bekämpft hatten und, wie alle Truppen in solchen Fällen, wünschten, von einander zu kommen. Sie zogen in der Nacht von beiden Seiten ab.

welche große Eroberungen verbürgt hätte *); und wäre die Masse dagewesen, wie sie es anfangs wider Holland war, so fehlte doch die eigentliche Eroberungskunst. Man wandte die Meinung in Feindes Lande, wie vorsätzlich, von sich ab. So war man immer in dem Falle, entweder das Heer dort durch Besetzung aller Festen aufzulösen, oder nur Herr des Lagers zu sein, in welchem man stand. Mit der Seemacht ging es besser; sie vertrug den Flitterstaat, den Hoston, das üppige Wesen nicht; du Quesne errang selbst über Ruyter Vortheile, und die französische Flotte ward im Mittelmeere herrschend. Aber nun forderte das englische Parlement **) Krieg wider Frankreich; und in welche dichten Wolken von Weihrauch König Louis XIV. auch, dem größten Eroberer gleich, gehüllt war, so verkannte er seine Lage nicht, um, ohne andere Bundesgenossen als das unglückliche Schweden, noch einen neuen und den stärksten Feind auf sich zu nehmen. Es waren während des Krieges, wie während des dreißigjährigen, Friedensverhandlungen getrieben, doch der Frieden immer verzögert worden; die Angehörigen der französischen und spanischen Gesandtschaften hatten sich handgreiflich mit einander eingelassen; die Gesandten hatten sich mit Streitigkeiten über den Titel Excellenz beschäftigt, sowie, unter päpstlicher und englischer Vermittelung, zu Nimwegen mit der Frage: ob sie nicht blos mit zwei Pferden in dem Städtchen fahren wollten? welche Frage Pom-

---

*) Die französische Ritterschaft ward zwar ein Mal aufgeboten, aber dann nicht wieder, weil sie nur hinderte und nicht nützte, wie sich vorhersehen ließ.

**) Ein Parlementsbeschluß vom J. 1678 verbot den Handel mit Frankreich.

ponne, Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Lyonne's Tode, seinem Geist und Geschmack zum Trotze, hatte verneinen lassen, damit man sich in den Augen des gemeinen Volkes nichts vergebe *). Die französischen Verhandlungen wurden ernsthaft, als Krieg von England drohte, und es ward vorgeschlagen (9. April 1678), daß Schweden und die Anhänger Frankreichs alles Verlorene, namentlich der, von kaiserlicher Seite verhaftete, Minister Fürstenberg die Freiheit wiedererhalten sollten; daß an Frankreich entweder Freiburg oder Philippsburg und mehr als zwölf niederländische Städte abgetreten würden; daß Frankreich an Holland Mastricht zurückgeben und mit ihm einen Handelsvertrag schließen, sowie dem Herzoge von Lothringen sein Land, entweder auf den Fuß des pyrenäischen Friedens, oder mit Ausnahme von Nancy und einer Militärstraße nach Nancy und Metz, zurückgeben wollte. Der holländische Gesandte ging in das französische Lager und schloß mit dem Könige Waffenstillstand. Wilhelm von Oranien benutzte indessen seine Freundschaft mit Temple, und seine Verbindung mit Maria, der Bruderstochter König Karl II., damit sich England gegen Frankreich erkläre; und Temple schloß mit den Generalstaaten den Vertrag (26. Juli 1678), daß Hol-

---

*) „Wir merkten daraus", schreibt Temple, „daß die Gesandten nicht so eitel als der Hof waren. Wir erstaunten, daß er Dieses öffentlich eingestand, und daß er sich in so kleinliche und niedrige Erörterungen einließ; denn die Eitelkeit ist eine Schwäche, die allerdings die Meisten haben, aber die Wenigsten eingestehen wollen —. Indessen fanden wir es angemessen, hierin Frankreich nachzugeben, und wir sagten blos, daß Pomponne unter der Würde seines Herrn und nicht im Tone eines großen Ministers von dem gemeinen Volke spreche".

land den Krieg erneuern, und England ihn wider Frankreich anfangen werde, wenn nicht binnen 14 Tagen die französische Einwilligung in die Rückgabe der niederländischen Eroberungen erfolge. Aber schon waren die zurückgehaltenen Jahrgelder von Frankreich an König Karl II. zu London angekommen, und auch reiche Gaben unter die Parlementsglieder vertheilt worden *), sodaß Temple sogleich nach dem abgeschlossenen Vertrage die Anweisung erhielt, den Abschluß des Friedens möglichst zu beeilen. Die schon an sich höchst schwierige Aufgabe, plötzlich in dem entgegengesetzten Sinne zu verhandeln, ward für Temple noch dadurch erschwert, daß seine neue Anweisung bekannt wurde. Die französische Gesandtschaft bestand nun fest auf der Bedingung, die niederländischen Städte nicht eher zu räumen, bis der Frieden mit Schweden zu Stande gekommen sei; doch gab sie dieselbe an dem Tage auf, nach welchem der Vertrag zwischen England und Holland in Kraft treten sollte, da Temple sich an ihn bei aller Beförderung des Friedens hielt, und es sehr ungewiß war, ob der Krieg wollende Wilhelm von Oranien nicht, gegen den französischen Einfluß in England, seine Erfüllung durchsetzen werde. Demzufolge ward der Frieden mit Holland unterzeichnet (10. Aug. 1678); derselbe hatte die schon erwähnte Grundlage und stellte die Handelsverhältnisse auf den alten, für Holland günstigen, Fuß. Spanien folgte nach und trat Franche-Comté und mehre niederländische Städte ab (17. Septbr. 1678). Der Kaiser fürchtete, zugleich mit den Franzosen und den Türken Krieg

---

*) Die französische Partei in England hielt bald nachher einen geheimen Unterhändler zu Paris.

führen zu müssen, und zog vor, wie Temple sagte, lieber zu stranden als auf offenem Meere den Sturm zu bestehen. Französische Unterhändler hatten sich als Weinhändler nach Ungarn geschlichen und Tököli's Empörung befördert; französisches Geld verschaffte Letzterem Werbung in Polen, und die türkische Unterstützung drohte offenbarer Krieg zu werden. Viele deutsche Staaten suchten von Holland als dessen Verbündete in den Frieden aufgenommen zu werden, was befürchten ließ, daß Holland die Seele eines deutschen Bundeswesen werden könnte, wie es schon die Seele des deutschen Handels war. Der Kaiser verstand sich zu einem Frieden (5. Febr. 1679), wodurch Frankreich Freiburg, Nancy mit vier Militairstraßen in Lothringen, und den weit größeren Vortheil gewann, daß es mittelst des Friedens seine Anhänger in Deutschland und die Widersacher des Kaisers beschützte und im Frieden sie zahlreicher, zuversichtlicher, dreister machte. Louis XIV. wollte, in seinem königlichen Sinne, seinen unglücklichen Bundesgenossen Schweden nicht im Verluste zurücklassen, während er sich vergrößerte, und mit Geld, Drohung, selbst Waffengewalt brachte er größtentheils die verlorenen Besitzungen an Schweden zurück. Aber Schweden hätte nichts verloren, wenn Frankreich weniger hätte gewinnen wollen. Frankreich vergrößerte sich also doch mittelbar auf Kosten Schwedens; sein Verfahren gegen dasselbe war halb, von seinen Bündnissen nicht abschreckend, aber auch dazu nicht anreizend, und mußte die schwächeren Mächte eher dawider als dafür stimmen. Der Krieg war offenbar durch die öffentliche Meinung wider Frankreich allgemein geworden: dadurch war der Widerstand in Holland erkräftigt; dadurch der niederländische Gouverneur, ohne

den Befehl von Spanien abzuwarten, in die Waffen gebracht; dadurch den Holländern von Oestreich, trotz Ketzerhaß und Krämerverachtung, Beistand gegeben; dadurch das gesammte Deutschland zum Kriege, wennauch nur schwach, verleitet, und dadurch der König von England wider seinen Willen zu einer entscheidenden Erklärung gegen Frankreich geführt worden. Es war der Krieg wider Frankreich allgemein geworden, obgleich seine diplomatische Kunst in allen Staaten nie thätiger, gewandter und gewaltiger gewesen war *). Es war dieser Krieg im Rechtsgefühl und Erhaltungssinne wider Willkür und Zerstörungsgeist entflammt. Unter der Blutarbeit tönte der Ruf nach völkerschaftlicher Ordnung klarer und stärker durch Europa; und wenn ihn König Louis XIV. unter dem Waffengeräusch auch nicht hörte, so vernahm er ihn doch bei den Friedensverhandlungen in zarterem, aber nicht geschwächterem Ausdrucke. Der Krieg hatte Frankreich nach Außen und Innen geschadet. Es war das aufgelöste deutsche Reich wieder in einen, wennauch losen, Verband gekommen, und Europa zur Verbündung wider Frankreich aufgeregt **). Die französischen Geldkräfte wurden durch schärferen Steuerzwang noch mehr in der Hauptstadt zusammengepreßt. Die Soldatenmassen wurden härter als Sklaven gehalten und behandelt (noch

*) Temple sagt von den Friedensverhandlungen: „Das Verfahren der Franzosen war bewunderungswürdig, während unsere Geschäfts-Berathung und Behandlung einer schwimmenden Insel glich, die Sturm und Fluth hin und her treiben".

**) In diesem Sinne berichtete der französische Gesandte in England i. J. 1680: „Je ne crois pas qu'il fût possible d'empêcher que le parlement n'approuvât une ligue qui serait faite avec les états généraux pour garantir la paix".

sklavischer bald in Deutschland); um eine desto größere Heeresmacht zu haben, beschränkte man die Gemeinen auf den nothwendigsten Lebensbedarf, und um sie daran sich genügen zu lassen, schärfte man die Kriegszucht mit sinnreicher Grausamkeit. Man hatte unverhältnißmäßig viel Officiere, aber auf ihre eigenen Kosten, da nur die höheren Stellen, welche dem Adel zufielen und dem Gewinne eines Lottospieles glichen, einträglich waren. Doch das Schädlichste war der Schwindel, in welchen Frankreich durch das Kriegsglück, den Eroberungserwerb und die Ruhmrednerei gerieth. Bei dem Könige, an dem Hofe, in der Verwaltung galt es vor Allem dem Kriegswesen; man schien nicht den Krieg beendigt, sondern erst angefangen zu haben — so ward zu Land und See gerüstet; und man setzte in der That auch in dem Frieden das Erobern fort. Es befaßten sich damit der Canzler und der Richterstand. Von dem Parlemente zu Besançon und den neuen Lehnshöfen (Reunionskammern) zu Metz und Breisach wurden alte Lehnsansprüche hervorgesucht und verfolgt; mehr als 80 große Lehne dem Könige, als lehnsherrlichem Nachfolger der Bischöfe von Metz, Toul und Verdun, schon im ersten Jahre nach dem Frieden zugesprochen; die Reichsstädte und die Reichsritterschaft im Elsaß zum Huldigungseide gezwungen; eine Menge Fürsten, selbst der König von Spanien, zur Leistung des Lehnseides wegen ihrer dortigen Besitzungen aufgefordert, und, auf die Vorstellung des Königs von Schweden dawider, sein Herzogthum Zweibrücken eingezogen und vergeben. Der Reichstag erhielt auf seine Beschwerde zur Antwort, daß Elsaß mit allem Zubehör im westphälischen Frieden an Frankreich abgetreten, und diese Abtretung neuerdings zu Nimwegen bestä-

tigt sei, obgleich in beiden Verhandlungen der unbedingten Abtretung widersprochen war; und auf die Verwendung der Kurfürsten gab der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Croissi, Colbert's Bruder, den Bescheid, daß sie Unrecht hätten, die Entscheidung dieser Sache bei Hofe zu suchen, da der König dieselbe den Gerichten überlassen habe, um seinen Nachbarn zu beweisen, daß er Niemandes Recht kränken wolle. Truppen waren an Ort und Stelle bereits versammelt, aber sie wurden nicht blos gebraucht, um die gerichtlichen Eroberungen zu befördern, sondern der Kriegsminister trat an ihre Spitze und führte sie in seine, durch Geld bewirkte, Eroberung, nach Straßburg (Vertrag v. 30. Septbr. 1681), in das Hauptthor von Oberdeutschland; sie sprengten nicht minder ein Hauptthor von Niederdeutschland, das feste Luxemburg, auf (1683) und zogen hin, Casal, den erkauften Schlüssel (erster Vertrag v. 8. Juli 1681) zu Italien, zu bewachen. Die französischen Gesandtschaften zu Wien und Warschau wurden auf der That ertappt, den ungarischen Aufrührern Hülfe zu leisten *), und die Gesandtschaft zu Constantinopel vergaß über ihren Anspruch und Streit wegen des Sophasitzes gewiß nicht, zu dem Kriege beizutragen, in welchem die Türken vor Wien kamen. So waren dem Kaiser die Hände gebunden, als sein Reich beraubt wurde. Die holländischen Hände wurden dagegen mit französischen Waaren und Gaben beschäftigt, um den Raub geschehen zu lassen; und in England konnte man zwar, zu gleichem Zwecke, den Bürgerkrieg

*) Der französische Gesandtschaftssecretair zu Wien ward geschlossen und auf offenem Leiterwagen („auf dem Schupp", sagt man in Oestreich) an die Grenze gebracht.

nicht erneuern und es nicht, wie man hoffte, zum Bruderkriege zwischen dem Könige und Herzoge von York bringen, aber man stiftete doch dort so viele Verwirrung, daß die Engländer den französischen Gewaltschritten und bösen Streichen auf dem festen Lande nicht wehren konnten. Karl II. aber sank in Verachtung und Schwermuth, als seine geheimen Verträge und Geldbeziehungen ruchtbar, und ihm seinerseits die französischen Umtriebe wider ihn bei Bruder, Minister, Lord und Opposition entdeckt wurden. Unter diesen Umständen, im Besitz eines schlagfertigen Heeres von mehr als 100,000 Mann, sowie der größten Flotte, welche die Raubstaaten und Marokko einschüchterte und die Schifffahrt nach beiden Indien schützte, bei Handelsverbindungen, welche, mit Hülfe der Missionäre, bis nach Siam sich ausbreiteten, bei der Offenbarung, daß es Alles thue, was es könne, und die Gewalt zum Rechte mache, — unter und bei alle Diesem verrieth Frankreich eine innere geheime Schwäche dadurch, daß es mit Oestreich und Spanien einen zwanzigjährigen Waffenstillstand einging (15. Aug. 1684) und wenigstens sein Wort gab, nicht weiter zu gehen und nicht noch mehr zu nehmen; was noch überdies zu einer Zeit geschah, wo Oestreich ein siegreiches Heer im Türkenkriege und die Wahl hatte, dasselbe wider die Türken oder die Franzosen zu richten. Frankreich war und ward in der That desto schwächer, je mächtiger Louvois gegen Colbert ward, je mehr die Kriegsarbeiten vor den Friedensarbeiten begünstigt wurden, je mehr die Kriegswirthschaft, der Soldatenzwang, das Frohn- und Lieferungswesen, das Truppenherbergen, die Rücksichtslosigkeit gegen den Volkshaushalt und gegen die staatswirthschaftlichen Hülfen Verstörungen zur Folge hatten,

und je stärker und vielgestalteter der innere Widerstand gegen die Willkür ward, welche noch heftiger und schärfer auf Frankreich selbst als gegen das Ausland drängte. Wie es dem Willen des Königs gemäß im Feldlager erging, wie man dort seines Winkes gewärtig war: so sollte man es in ganz Frankreich sein; und Louvois that Alles und schonte Nichts, damit es so wäre. Nach Turenne's Tode und Condé's Entfernung hatte er bei dem Könige Niemanden, und nach Colbert's Tode auch nicht einmal mehr Widerspruch im Ministerrathe zu fürchten. Er hatte seine Kriegsverwaltung mit den auswärtigen Angelegenheiten und den Finanzen in solche Verwickelung gebracht, daß darin ohne ihn kein Schritt geschehen konnte; dagegen war er in seinen Kriegssachen frei von der Einmischung dieser beiden Ministerien, und der Canzler, sein Vater, ihm zu Willen. So besaß er die Gewalt, obgleich er sie vor dem Könige nicht zu besitzen scheinen durfte, wenn er sie nicht verlieren wollte. Louis XIV. ließ ihn den Herrn fühlen, wenn er eigenmächtiges Eingreifen in andere Ministerien bemerkte, und verstand, ihm und allen Dienern in der höchsten Gnade noch immer seine Ungnade fürchten zu lassen. Diese Ungnade aber glich damals in Frankreich dem fürchterlichsten Bannfluche, weil der König, in seinem majestätischen Wesen, im seinem Kriegsruhme, unter neuentstehenden Großanstalten, von dem Volke geliebt und angebetet ward. Bei dieser Vergötterung suchte das Volk nach einem Sühnopfer für seine Leiden und Plagen, und der Volkshaß konnte, wie er den nur geldfordernden Colbert im Tode verfolgte, den blutfordernden Louvois leicht noch im Leben treffen. So stand der mächtigste Mann des mächtigsten Reiches, wie

der Dichter sagt, in seines Nichts durchbohrendem Gefühl, vor der königlichen Ungnade keinen Augenblick sicher, des Hasses im Volke auf immer gewiß. Doch vor beiden fand er Schutz im Vereine mit dem Beichtvater la Chaise. Ob er, wie später der König Louis XIV., das Ordenszeichen der Jesuiten nahm, ist nicht bekannt; vor aller Augen nahm er aber von den Gegnern der Jansenisten und Protestanten seine Hülfe und gab ihnen Soldaten zu ihrer Hülfe.

Wider den Willen Louvois's und la Chaise's wollte der verwitwete König die Marquise Françoise de Maintenon, seine heimliche Gemahlin (1685), zur Königin erheben, vermochte es aber nicht. Sie, die Tochter des Abenteurers Constant d'Aubigné, war die Witwe des armen Dichters Scarron, eine übergetretene Protestantin. Als zartes, aufsichtsloses Kind wäre sie in den amerikanischen Wildnissen beinahe die Beute einer Schlange geworden, und im blühendsten Alter, liebenswürdig, mit den schönsten Augen, sanft und voll Verstand hatte sie die Hand des ältlichen, völlig gelähmten Scarron angenommen, um des Gnadenbrotes einer harten Anverwandten nicht mehr zu bedürfen. Von der Krankenwärterin des vielbesuchten Dichters und von der Geliebten schöner, reicher Herren, auch, sagt man, Frauen, ward sie die Erzieherin und die zärtlichste Mutter der Kinder der Frau v. Montespan. Der Vater dieser Kinder, welches der König selbst war, bemerkte jene Herzlichkeit, die der dunkelste Schatten, die Kälte der prachtsüchtigen Montespan gegen die Kinder, noch mehr hob, und er wandte sein Herz ihr zu. Er ward zugleich durch ihre Unterhaltung angezogen, die ihr, nach einem vielbewegten Leben, über die bürgerlichen Zustände und Verhältnisse leicht,

und doch bei der Unbekanntschaft des Königs damit wieder schwer ward. Sie wirkte auch auf die Frömmigkeit des Königs und beherrschte ihn dadurch fortdauernd, wenn sie ihn auch von Untreuen nicht abhalten konnte. Sie wohnte den geheimsten Berathungen des Königs mit seinen Ministern bei, war anscheinend nur mit weiblichen Arbeiten beschäftigt und hatte doch in den Staatsangelegenheiten eine Hauptstimme. Sie glaubte auch mit Zuversicht, daß sie zur Königin erklärt werden würde, obgleich die Herzogin von Orleans sich schon dawider äußerte, und obgleich dadurch alle rechtlichen Frauen auf die Seite der Feinde der herrschenden Hofpartei gebracht worden wären. Bei dieser nicht geringen Gefahr warf Louvois dem Könige sich zu Füßen und beschwor ihn, die Würde seiner Krone und seines Reiches durch eine solche Erklärung nicht zu erniedrigen. Er wollte ihn nicht loslassen, sondern eher von ihm niedergestoßen werden, und erzwang so von ihm das Wort gegen die Erhebung der Maintenon zur Königin, welcher der König darauf gebieterisch sagte: „Reden Sie mir nie wieder davon". Sie schwieg sofort und setzte sich für die Geschäftsbehandlung mit la Chaise und Louvois in Uebereinstimmung, bestritt aber in der Stille den Einfluß Derselben. Mit ihrer Hülfe erhielten sie die königliche Einwilligung zur völligen Unterdrückung der protestantischen Kirche in Frankreich, ausgenommen in dem eroberten deutschen Lande, während man dem Könige die Schrecknisse verheimlichte, welche die Verfolgung begleiteten. Durch die Mishandlung der Dragoner hatten mehre Protestanten das Leben eingebüßt, aber die Bekehrungen waren dennoch nicht nach Wunsch vorgeschritten. Louvois schrieb (1685) in die

Provinzen, daß die äußerste Strenge wider alle Diejenigen angewendet werden solle, welche die Religion des Königs nicht annehmen wollten; und sein Vater unterschrieb die Verordnung zur Aufhebung des Edictes von Nantes mit den Worten: „Herr, nun läßest Du Deinen Diener in Frieden ziehen" (18. Octbr. 1685). Gourville hatte gerathen, alle protestantischen Prediger zu verhaften und nur diejenigen freizugeben, welche sich für geheime Gehalte verständen, ihren Glauben öffentlich abzuschwören, indem sie in ihren alten Gemeinden dann ohne Zweifel mehr als Missionäre und Soldaten bekehren würden. Aber es ward vorgezogen, sie des Landes zu verweisen und die Grenzen gegen Auswanderungen noch schärfer zu sperren. Die Parlemente enregistrirten die unglückliche Verordnung unverzüglich, in deren Folge die Protestanten von allen Aemtern und Zünften ausgeschlossen waren und selbst keine gültigen Ehen mehr eingehen konnten. Sie hatten nun alle Gesetze wider sich, welche sonst das bürgerliche Dasein schützen und sichern; selbst ihre Kinder wurden von ihnen gerissen und bei Katholiken untergebracht. Auf geheimem Bergpfade, auf durch Geld oder Mitleid geöffneten Wegen, über die Flüsse und die Meere flohen viele derselben aus dem Lande ihrer Väter; andere, in der Verzweiflung, schleuderten ihre Peiniger zurück, oder verbargen sich in den finsteren Wald, besonders in die Schluchten und die Klüfte der Sevennen. Ihren Ehebund schlossen sie in weglosen Einöden, ohne Prediger, unter Gottes Himmel, und nannten ihn die Ehe der Wüste. In ihrem heißen Wunderglauben, in ihrem heimlichen Hassen und Hoffen wurden ihre Vorstellungen mit Weissagungen und Wundern erfüllt. Es schleichen verjagte Priester zu ihnen

zurück und verheißen die Hülfe der auswärtigen Glaubensgenossen. In dem Erbfolgekriege giebt man ihnen Geld und Waffen. Sie brechen hervor. Ein blonder Jüngling von sanftem, einnehmendem Wesen, Cavalier mit Namen, aber David geheißen, ein Bäcker seinem Gewerbe nach, bestärkt durch Wunder seiner Kühnheit und seines Glückes ihren Wunderglauben, durch rasche Todesstrafen, als von Gott geboten, ihren Gehorsam, siegt wider Marschälle, schließt mit dem kühnsten unter ihnen, dem Marquis Louis Hector de Villars, auf gute Bedingung eine Friedensverhandlung ab (1704) und wird als Oberster dem Könige selbst vorgestellt. Aber das Mistrauen bleibt auf beiden Seiten; holländisches Geld kommt hinzu, und aus den Sevennen tönt von Neuem, unter neuen Führern, durch Languedoc und Dauphiné der Ruf: „Keine Messen, keine Steuern!" Die günstige Stimmung auf dem Lande, die Einverständnisse in den Städten, die Hülfen von den nahen Feinden begünstigen den Plan, beide Lande zur Empörung zu bringen, Nimes zu nehmen und fremde Truppen einzulassen. Es ward dieser Plan zwar verrathen und mit der blutigsten Strenge verhindert; aber die Sevennen blieben unruhig und unbekehrt; in den Städten hielten sich die Protestanten zum Theil äußerlich zur katholischen Kirche, hatten aber ihre heimliche Hausandacht, und Groll und Heuchelei wucherten im Stillen.

Der Streit hörte zwischen den Geistlichen beider Kirchen nach dem Widerrufe des Edictes von Nantes in Frankreich auf; doch ward er unter der katholischen Geistlichkeit desto heftiger fortgeführt und verzweigte sich nach allen Richtungen. Die Jansenisten machten, unter der Gunst des Papstes, durch

Pascal's allgelesenes Buch wider die Jesuiten und durch ein beliebtes Erbauungsbuch von Quesnel *), ihrem Haupte nach Arnauld's Tode, Fortschritte. Sie ließen sich schon bei der Deutung, welche sie, unter päpstlicher Zulassung, der Unterschrift wegen der fünf ketzerischen Sätze von Jansen gaben, nicht mehr von ihren Gegnern erkennen, oder sie entzogen sich der Verfolgung, indem sie unterschrieben und dadurch nur zum Schweigen und nicht zum Glauben, thätlich, aber nicht rechtlich, verbunden waren. Ihre Gegner wollten diese Deutung nicht zugeben, und über sie ward nun gestritten. Es war ihnen ferner vortheilhaft, daß Quesnel's Erbauungsbuch dem Erzbischofe Noailles von Paris zugeeignet war, dessen Ansehen bei dem Könige Frau von Maintenon der Gewalt des Beichtvaters entgegensetzte. Auch gab de la Chaise selbst bei seinem immer höheren Alter nach, wenn er von seiner Partei nicht gedrängt ward. Aber in den Papieren des ausgewanderten Quesnel entdeckte sich nicht blos ein Zusammenhang unter den Jansenisten, sondern auch ein Entwurf von Bedingungen, welche sie durch Holland, bei den Verhandlungen im J. 1684, geltendzumachen hofften: — sie erschienen nun dem Könige noch mehr als aufrührerisch gesinnt und wurden schärfer verfolgt. Ihre Gegner mußten, im Andenken an Marot's Psalmen, noch weit gefährlichere Folgen davon fürchten, wenn Erbauungsbücher, wie Quesnel's Schrift, unter das Volk kamen. Die Andacht, die Marot's Psalmen erzeugt, war blos Ge-

---

*) „Le nouveau testament en Français, avec des réflections morales sur chaque verset, pour en rendre la lecture plus utile et la méditation plus aise"; und andere Schriften Quesnel's von 1693 — 1699.

fühlssache gewesen, bei Quesnel's Betrachtungen war sie zugleich Sache des Nachdenkens; und hatte man schon neue Gefühle unter der Volksmasse zu fürchten gehabt, so mußte man sich noch mehr vor neuen Gedanken fürchten. Aber man sah hier wieder die Wirkung für die Ursache an. Quesnel und andere Sittenlehrer sprachen nur die Gefühle und die Gedanken aus, welche schon in dem gebildeten Stande rege waren. Seine Schrift hätte sich nicht so allgemein verbreiten können, wenn der Sinn für eine verständige häusliche Erbauung unter dem Bürgerstande nicht herrschend gewesen wäre. Ihre zwanzigfachen Auflagen sind ein schönes Zeichen von der ausgebreiteteren Volksbildung und von dem gefühlten Bedürfniß, über das Höchste und Wichtigste selbst nachzudenken. Diese Schrift ergriff der Beichtvater le Tellier *), der Nachfolger de la Chaise's, als Brandfackel. Seine Seele glich seinem eisenfesten Körper, und seine Arbeitskraft der Begierde, seinem Orden Alles, und den Orden selbst seiner eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Er trug den alternden König und riß ihn mit sich fort, wohin er wollte. Den Cardinal Noailles haßte er von Alters her, machte ihn dem Könige als Begünstiger der Jansenisten und der Schrift Quesnel's gehässig und ließ Port=Royal schleifen. Man hatte sich dem päpstlichen Hofe allgemach wieder genähert, und Tellier schmeichelte ihm nun so sehr, durch das Eingehen in seine Grundsätze und durch Verheißungen, daß er ihn, statt seines bisher ausgeübten zeitgewinnenden und versöhnenden Verfahrens, zum

*) Er war mit dem Canzler le Tellier nicht verwandt und ward i. J. 1709 Beichtvater.

Verwerfen und Verdammen von 101 Sätzen in Quesnel's Erbauungsschrift brachte. Er hatte ihm den Entwurf zu der Bulle Unigenitus mitgetheilt, die nun erschien (1713). Sie schlug in ihrem Eingange alle Hoffnung zu einer Entwickelung und Vervollkommnung der Lehrbegriffe der katholischen Kirche nieder, schloß die Möglichkeit eines Friedens mit der protestantischen Kirche aus und gab den Kirchenverächtern vollen Spielraum, ihr Gespött zu treiben. Durch Quesnel's Buch sollte ein jämmerlicher Seelenschaden angerichtet sein, es gleiche dem bösen Eiter, der sich erst nach aufgeschnittenem Geschwüre zeige, es enthalte Lehren glatt wie Oel, und doch spitzige Pfeile, die auf das Herz der Rechtschaffenen abgedrückt wären. Die verworfenen Sätze ließen sich sämmtlich mit den anerkanntesten Kirchenauctoritäten belegen waren indeß zum Theil freisinniger Art, wie z. B., daß den Laien das Bibellesen zu empfehlen sei, daß ein Wahrheitsfreund sich durch Bann nicht abschrecken lassen dürfe, daß die vornehmsten Priester sich oft übereilt und durch Gewissenszwang Unheil gestiftet hätten. Die Sätze, und darunter untadelhafte Sittensprüche und die nur zu praktische Bemerkung, daß der häufige Gebrauch des Eides zu Meineiden führe, wurden auf zwanzig verschiedenen Stufen der Verwerflichkeit verurtheilt, aber ohne ihnen ihre Stellen anzuweisen und ohne wissen zu lassen, welche davon blos zarten Ohren anstößig, oder schon verdächtig, oder endlich aufrührerisch und gotteslästerlich wären. Zu allen diesen Gebrechen der Bulle kam noch, daß sie unverkennbar dem Beichtvater le Tellier gegen den Cardinal Noailles zur Hülfe dienen sollte. Sie machte auf alle Unbefangenen den widrigsten Eindruck, und selbst Jesuiten schrieen über sie laut

auf, als sei sie untergeschoben und ein Trugwerk ihrer Feinde. Die Jansenisten fielen auf die Bulle wie der Falke auf den Geier und schonten den Papst *) nicht, da der Papst ihrer schon seither nicht geschont hatte. Bei ihrer Uebung in Kämpfen und in Ränken hatten sie leichtes Spiel, in den Höhen der Gesellschaft und bei den gebildeten Leuten Verachtung und Unwillen, bei dem Volke aber durch Liederchen Gelächter über die Bulle zu erregen. Alle Geistlichen, welche auf die Freiheiten der gallikanischen Kirche hielten, konnten die Bulle nicht billigen. Das Parlement von Paris war schon wider die Jesuiten eingeschritten und hatte mehre Schriften, darunter eine gegen den Cardinal Noailles, durch Henkers Hand verbrennen lassen, auch das herrische Wesen des Canzlers Voisin nicht wohl vertragen; auf gleiche Weise war das Parlement, war der ganze Richterstand weniger als je geneigt, das Staatskirchenrecht durch den römischen Hof gefährden und die Forschung in Glaubenssachen völlig unterdrücken zu lassen. Doch die Bulle hatte auch wiederum viele und warme Verfechter. Sie war nicht von dem römischen Hofe, sondern von dem geistlichen Ministerium in Frankreich ausgegangen; sie war also nichts weniger als ein päpstlicher Machtspruch. Sie sollte der Kirche, und in gleichem Maße der Regierung, Ruhe verschaffen, und ward sie angenommen, so ließ sich hoffen, daß die Kirchenverwaltung endlich auf festen Fuß kommen und eine tüchtige Geistlichkeit in Wissenschaft und Amtsberuf ergeben werde. Es hatte sich der Beichtvater

*) Grécourt läßt in seinem Spottgedichte „Philotanus" den Papst zur Verdammung von Quesnel's Schrift durch den Teufel verführen, der Ravaillac zum Königsmorde verführt hat.

Tellier durch eigene Kraft aus der Bauerhütte hinauf zu der Nähe des Thrones, in die höchste Stelle der Gewalt gehoben und vergab als Minister die Kirchenämter in dem Sinne, in welchem er emporgekommen war. Die kräftigen gediegenen Männer galten bei ihm und brachten mit ihm Nachdruck und Schwung in die Kirchenverwaltung. Unter dem achtzigjährigen de la Chaise war es anders gewesen, und die Leitung des Kirchenministeriums auf den Cardinal Noailles übergegangen, wenigstens in Bezug auf die Verleihung der wichtigsten Aemter und die Entscheidung der wichtigsten Dinge nach seiner Meinung verfahren worden. Er hatte mehr Gewalt gehabt als gebraucht; er stand durch Geburt und ersten Kirchenrang wie durch seine reine Sitten und sein liebreiches Wesen in hohem Ansehen, und er hatte die Feinde des Durchgreifens in Kirchensachen und des bürgerlichen Aufdrängens im Kirchendienste zu Freunden. In Noailles und Tellier standen sich die hohe und die niedere Geistlichkeit, das Einheitssystem und das Gemeinheitssystem (Papal- und Episkopalsystem) gegenüber. Noailles hatte der Regierung in Kirchensachen eine leise Neigung zu Gunsten der Bischöfe gegeben, und Tellier sie rauh davon zurückgerissen. Unter diesen Umständen brachte die Bulle Frankreich in Bewegung, und ihre Bekanntmachung auf dem gewöhnlichen Wege, durch bloße Mittheilung an die einzelnen Bischöfe, konnte nicht genügen. Der König berief die anwesenden Bischöfe zu Paris zu einer Versammlung, unter dem Vorsitze des Cardinals Noailles (1. Febr. 1714). Der Cardinal ließ sofort in seinem erzbischöflichen Sprengel das Erbauungsbuch von Quesnel verbieten, und der berichterstattende Ausschuß der versammelten Bischöfe vereinigte sich,

ihnen die unbedingte Annahme der Bulle vorzuschlagen. Tellier schien gesiegt zu haben, und 40 Bischöfe nahmen die Bulle an. Aber 9 andere, worunter Noailles selbst, widersprachen der Annahme, begründeten ihren Widerspruch in einem Schreiben an den Papst, den sie um Aufklärung baten, und machten die Bulle in ihren Sprengeln nicht bekannt. Die Absendung ihres Schreibens an den Papst verhinderte die Regierung; sie verwies die Bischöfe aus Paris nach ihren Stühlen und verbot dem Cardinale den Hof. Doch selbst am Hofe, selbst vor dem Könige blieb die Lobpreisung, die ihrem Widerstande gezollt ward, nicht verborgen. Der König klagte über den Starrsinn der Neuner, die sich der Meinung der Vierziger nicht fügen wollten, und ein Frauenzimmer meinte, er möchte nur von den Vierzigen fordern, der Meinung der Neuner beizutreten, so würde er augenblicklich Stimmeneinheit haben. Die Sorbonne erklärte sich in schwacher Sitzung für die Annahme der Bulle; widersprach aber der gedruckten Erklärung als falsch. Das Parlement enregistrirte die Bulle, jedoch mit dem Vorbehalte der Kronrechte, der Freiheiten der gallikanischen Kirche und der bischöflichen Macht und Gerechtsame, wodurch nicht sie, sondern der Widerspruch der Bischöfe bekräftigt wurde. Tellier ließ sich dadurch nicht abschrecken: es ward für die Bulle gepredigt und geschrieben, Stellen und Gnaden verliehen, und um ihretwillen die Bastille überfüllt; er hoffte von einer Kirchenversammlung mehr als blos von den Bischöfen zu erlangen; und dem Parlemente ward eine Verordnung zugefertigt, daß jeder Bischof als Aufrührer von dem Kronanwalte verfolgt werden sollte, der die Bulle nicht unterschreiben würde. Aber der Kronanwalt, der junge d'Aguesseau, zu dem Größten fähig

und entschlossen, erklärte, daß er einen solchen Antrag nicht machen würde (er hätte zuerst den Cardinal Noailles anklagen müssen), und der Präsident erließ wider die Verordnung Vorstellung. Die Todeskrankheit (Aug. 1715) des Königs verhinderte die Entscheidung, und es war in Frankreich nunmehr der Streit über die Bulle (Constitution) zum heftigsten Streit über Machtsprüche und dagegenschützende Bürgschaften, über die Rechte und die Schranken der höchsten Gewalt, über Gewissenszwang und Denkfreiheit geworden. Es war ein Verfassungsstreit daraus hervorgegangen, wobei die Parteien sich auch zufällig Constitutionisten und Anticonstitutionisten nannten; nur im umgekehrten Verhältniß, indem die Constitutionisten auf einheitlichem, die Anticonstitutionisten auf gemeinheitlichem Grundsatze fußten. Der Streit erschütterte die Kirche, da Cardinäle wider Cardinäle, Bischöfe wider Bischöfe, Untergebene wider ihre Vorgesetzten waren. Er trennte die Standesgenossen und stellte sie als Parteimassen einander gegenüber. Es war ein Ringen wie unter Schiffbrüchigen, wobei die Einen auf Kosten der Anderen sich retten wollen. Es ward gerungen, aus dem todten Meere des Gnadenzustandes, des abgeschlossenen Lebens, der hofmäßigen Kunst und Wissenschaft die rettende Höhe zu gewinnen. Das lange verborgene Feuer war in seltsam gewundener Flamme hervorgebrochen.

Der französische Geist bot schon zwei Menschenalter hindurch alle seine Kräfte zu den höchsten Anstrengungen auf, und eine Verstandsentwickelung folgte schnell der anderen. Das Wörterbuch (1694) der französischen Akademie ward dabei zugleich Hülfe und Fessel. Die Schüler von Descartes hatten auf das Wörterbuch, und das Wörterbuch wieder

auf die Sprache Einfluß. Sie verlangten mathematische Bestimmtheit der Begriffe, und das Wörterbuch entschied den Werth und Gehalt der Wörter gleich einer Münzverordnung, die den Werth und Gehalt der Geldsorten festsetzt. Sie brachten durch die Frage nach Beweis, den sie für die gebräuchlichsten Sätze forderten, in Verlegenheit, und man sieht der Sprache seitdem eine Schüchternheit, ein Bestreben an, nicht in Verlegenheit zu kommen. Sie hat eine fast mathematische Bestimmtheit und hält in ihrem abgemessenen Gange zur Beachtung der Denkgesetze an; aber sie hat ihre Fruchtbarkeit, ihre Wuchskraft verloren. Sie giebt sich indeß den Anschein von neuen Schöpfungen, durch das eigenthümliche Geschick, Alles wie lebend, die abstractesten Begriffe wie Ideen darzustellen. In ihrer, dem weiblichen Geschlecht geweihten, Huldigung, und durch den Antheil, welchen schon damals Frauenzimmer an ihrer Bildung hatten, spricht sie durch die Augen zu der Seele und überbietet die griechische Vergötterungskunst. „Die Schönheit ist die Weltkönigin, sie hat vor den Königen regiert", sagt Louis XIV., indem er einem Frauenzimmer den Vortritt giebt; jede Richtung der Leidenschaft und der Neigung, der Fanatismus wie die Mode treten als selbständige Gestalten und Mächte auf; Kunstausdrücke, Verhältnißbegriffe, verneinende Begriffe, wie raison d'état, intérêt, athéisme, erscheinen als Ideen, werden als solche zergliedert und zu Begriffsentwickelungen gebraucht, die falsch und trüglich, wie ihr Ursprung, sind. Die französische Sprache ist hierin so eigenthümlich, daß aus ihr selbst die deutsche, um neue Wörter am wenigsten verlegene, Sprache die Ausdrücke bis auf die neueste Zeit hat entlehnen müssen, um die französi-

schen Ideen richtig zu bezeichnen *). Die französische Sprache bekam schon unter Louis XIV. ihre größte Feinheit durch das Streben, von der Vernunft die schwersten Fragen beantworten zu lassen und das Denken bis an seine Grenzen fortzuführen, wobei man die kirchlichen Lehrbegriffe entweder gar nicht berührte, oder doch wenigstens anscheinend nicht dawider verstieß. Auch Descartes hatte Solches ängstlich vermieden, und doch war seine Erklärung vom Wesen der Körper, als in der Ausdehnung bestehend, anstößig gefunden worden, weil die Ausdehnung nicht als wesentliche, sondern als zufällige Eigenschaft der Körper in der Verwandlungslehre des Blutes und Weines beim Abendmahle betrachtet wird. Sein Schüler Malebranche konnte, bei aller Frömmigkeit, noch weniger über seine Untersuchungen von Wahrheit und Irrthum Vorwürfen entgehen und ward bald Fanatiker, bald Atheist genannt, selbst von Jansenisten, obgleich er gern Anführungen vom heiligen Augustin machte. Er sucht die Seele in ihrer Thätigkeit zu belauschen, sieht in der Natur nur gelegentliche Erscheinung, und die einzige wirkende Ursache ist Gott. Also wird Alles allein in Gott erkannt. Gott, die allgemeine Vernunft, theilt Alles mit, und mit Gott steht die menschliche Seele in näherer Verbindung als mit dem Körper. Verläßt man Malebranche in der Richtung seines glühenden Gefühles, so kommt man

---

*) Légitimité ist ursprünglich ein Rechtsbegriff in engerer Bedeutung für echte Geburt; jetzt bezeichnet es die Idee des unwandelbaren, von Gott kommenden Rechtes, die Grundlage des französischen Staatsrechtes, worauf das Kronrecht ruht, und woraus die Charte hervorgegangen ist, die Macht, welche den König und Frankreich verbindet, und welche verbürgt, ordnet und richtet.

zu Fénélon; und verläßt man ihn in der Richtung des kalten Verstandes, so kommt man zu Bayle. Fénélon hüllte das sittliche Gefühl in den glänzendsten Wortschleier der Anmuth und Hoheit, und es war ihm Dieses so natürlich, daß er zur Vollendung seines Meisterwerkes „Telemach" nicht mehr Zeit als drei Monate gebrauchte. Er neigte sich zu Denen, welche sich zur seligen Hingebung und Ruhe des Gemüthes in Gott, zur Empfindung der Nähe und Gegenwart Gottes, und zum Versinken in Gottes Anschauen verzückten, welche sich aber in Frankreich nie sehr geltendmachen konnten. Als er die Schriften von Mad. Guyon lobte, wurden, auf Bossuet's Betrieb, mehre Sätze von ihm zu Rom für verwerflich erklärt; er fügte sich dem Urtheil und verbot als Erzbischof sogar seine eigene Schrift. Er pflegte zu sagen: „Entweder Katholik oder Deist", und konnte dabei den ausgewanderten Bayle, der von den Protestanten zu den Katholiken übergetreten, dann wieder zu ersteren zurückgekehrt war, im Auge haben. Bayle hatte in seinem „historischen Wörterbuche" (1696), dem europäischen Conversationslexikon, keinen geradezu ketzerischen Satz aufgestellt, aber mehr als Ketzerei darin entwickelt. Der angenehme Erzähler, immer gelehrt und doch nie langweilig, spöttisch und doch nicht anstößig, gab in jenem Werke von allen Meinungen Bericht; er reichte den Streitern wider die Kirchenlehre und die Kirche Hülfsmittel, während er deren Vertheidiger schwächte; er verfolgte den Verfolgungsgeist auf das grimmigste und stellte den Unglauben mit der Tugend verträglicher dar als den Aberglauben. Zugleich machte er die Leser zu seinen Richtern und versetzte sie, wiewol er sich selbst anscheinend dadurch Blößen zu geben schien, in die Lage,

daß sie wider ihn und doch nach seinem Wunsche entscheiden mußten; indem er ihren gesunden Verstand beständig anregte und anrief und doch behauptete, daß sie mit der Vernunft gar nichts herausbringen könnten, sondern das Vernunftwidrigste blindlings glauben müßten. So nahm er die Farbe von der Kirche an, um sie heimlich und desto gefährlicher zu bekämpfen. Der Herzog von Rochefoucauld seinerseits sagte der vornehmen Welt die artigsten Sachen und flüsterte ihr auf die gefälligste Weise ein, daß Eigenliebe die Triebfeder aller Handlungen sei. Daneben hörte sie von einem anderen Hofmanne, daß die Seligkeit des Nichtsthuns eine alte Weisheitslehre sei; wovon sie sich selbst überzeugen konnte. Die Bücher, welche zum Unterrichte des Dauphins und seiner Kinder geschrieben, waren die besten Schulbücher, welche es gab, und wurden die Lehrbücher in Europa. Mit ihnen steht, auf den gewaltigsten Grundlagen von Sprach- und Geschichtsforschungen, das Uebersetzungswerk der griechischen und lateinischen Schriften, wodurch die Hofwelt in und außer Frankreich mit den Alten bekannt wurde, in Beziehung. Sie ward nun von Epikur in der Lehre bestärkt, die Dinge und die Menschen kalt an sich vorübergehen zu lassen, insofern sie dadurch in genußreicher Ruhe gestört werden könnte, und der lateinische Dichter in Epikur's Sinne, Lucretius, dürfte wol mit dem Cardinal Polignac, als seinem Gegner, ebenso wenig unzufrieden sein als es König Louis XIV. mit ihm war, der von ihm sagte: „Ich habe heute einen jungen Menschen bei mir gehabt, welcher mir beständig widersprach, ohne daß ich es übelnehmen konnte". Dagegen hieß Gassendi Gottesleugner, weil er naturwissenschaftliche Sätze von Epikur annahm, deren Rich-

tigkeit Newton bewies; und Gleiches widerfuhr dem vielwissenden und zahrtfühlenden Fontenelle wegen seiner Meinung von mehren Welten. Die Naturforscher ließen sich dadurch in ihren Untersuchungen nicht stören; sie, namentlich Jacques Cassini, waren mit den ausländischen befreundet, und die Naturlehre, mehr noch die Scheidekunst, hatten vornehme Liebhaber. Die Mathematik machte herrliche Fortschritte; Viele bildeten sich darin durch Selbstunterricht, wie Pardies, der von der Thierseele schrieb, und Ozanam, ein Judenknabe, dann Verfasser des ersten mathematischen Wörterbuches. L'Hôpital machte in Frankreich mit Newton's Berechnungen bekannt, und Dieser erhielt wider durch die astronomischen Arbeiten Picard's sowie Giovanni und Jacques Cassini's Hülfe, wenn Diese auf gleiche Weise in ihren Messungen und Beobachtungen durch die besseren Werkzeuge und die Fortschritte der Mechanik unter Amontons unterstützt wurden. Die Länderkunde vervollkommnete sich; de l'Isle, der erste Geograph des Königs, bestimmte die Lage von Europa richtiger, und Reisende — Bernier in Indien; Loubère und Choisi in Siam; Maillet und Rier in Aegypten; Regnard, der bis nach Lappland drang und dann als Gefangener in Algier lebte; Petit de la Croix in Persien u. A. — betrieben ihre Forschungen über Land und Leute und Sprachen mit ganz anderen Vorkenntnissen als die früheren, während Tournefort die Gewächskunde von Europa und Asien bereicherte. Man lernte nicht blos die orientalischen Sprachen und übersetzte aus ihnen, sondern Petit de la Croix schrieb selbst eine arabische Geschichte Louis XIV. Im Memoirenschreiben erreichte man die Vollkommenheit, und Torcy, der Minister des Auswärtigen, hatte Theil daran. In dem ganzen Gebiete der Ge-

schichte waren die Franzosen die rüstigsten Arbeiter. Sie gaben Uebersichten, wennauch noch nicht lebendige Gemälde; so Rollin von der römischen, Daniel von der französischen Geschichte, und de Toiras näherte sich schon der Volksgeschichte, durch seinen Gegenstand, England, geleitet. Montfaucon zeigte die Kunst der Alten gleichsam in einer Kunstsammlung. Sein großes Kupferwerk vergegenwärtigte den Ungelehrten die Römerwelt und die alte Kunst und bot Denen, die wenigstens den Schein von Kunstkenntniß zeigen wollten, die Mittel dar, Theil an Kunstgesprächen zu nehmen, welche letzteren ebenso Mode wurden wie das Versinken in Kunstgefühle. Das Brüten über Handschriften nahm eine praktische Richtung für das französische Recht, wie bei Baluze und Dupuy. Man sammelte die Gesetze im Frankenreiche, die Urkunden des französischen Staatsrechtes, und handschriftliche Geschichten, und forschte darin nach Dem, was noch übrig, noch brauchbar sei. Alle Hülfsfächer der Geschichte füllten sich. Die schwerste Geschichte, weil sie die geistigste ist und sich zugleich oft in dunkeles Gewölk und blutigen Schmuz hüllt, schreckte nicht ab, und Fleury lieferte sie, in Betracht von Zeit und Ort, meisterhaft. Ein ebenso günstiges Urtheil verdient Domat bei seiner Arbeit, die Trümmern des römischen Rechts in Ordnung zu bringen, wennauch Launay's Versuch, das französische Recht zu lehren, und Patru's Mühe, die Gerichtssprache verständlich und, nach Umständen, selbst schön zu machen, erfreulicher ist. Laurier scheute nicht, sich in den ungeheuren Wust der königlichen Verordnungen zu wagen, um sie in Ordnung zu legen. Guerret machte die Parlementserkenntnisse bekannt. Es erschien auch schon eine

Geschichte der Polizei von la Mavre. Barbier Daucourt bewies in glänzender Vertheidigung die Unschuld eines Gefolterten. Collet widersprach der göttlichen Verleihung des Kirchenzehntens und behauptete die Rechtmäßigkeit, Zinsen zum Capitale zu schlagen. Savari schrieb über den Handel. Der Plan, den König zum reichsten Herrn zu machen, ist schwerlich von dem Grafen von Boulainvilliers, von ihm aber die „Lehnsverfassung", nach seiner Meinung das Meisterstück des menschlichen Verstandes, und er führt sie kenntnißvoll und folgerecht durch. In ihrem Edelmuthe verlangen Beaumont de Perefixe und St. Pierre von dem Staate das Glück des Volkes und fordern Europa zur Stiftung eines allgemeinen Bundeswesens und Bundestages auf. Sie halten, wohin die Staatskunst streben muß, an dem Grundsatz eines festen und beständigen Friedens. Indessen erhielt dessen Gegensatz, der Krieg, zu ihrer Zeit seine Grundsätze. Puységur entwarf eine Kriegskunst, und Fouquières wies die Fehler nach, welche in den Kriegen Louis XIV. vorgefallen waren, indeß Quincy diese Kriege selbst beschrieb. Die lange Blutarbeit in jener Zeit trug zur Bildung geschickter Wundärzte bei; die französischen waren die berühmtesten und hatten die am besten gearbeiteten Instrumente. Von den Aerzten läßt sich Das nicht sagen, ein jüdischer, Silva, zeichnet sich unter ihnen aus, und der Vater von Claude Helvetius. Der gelehrte Renaudot beschäftigte sich zugleich mit Zeitungsschreiben. Es erschienen nun auch Zeitschriften. Wohin man blickt in dem Reiche der Wissenschaft, nirgend war Stillstand, in dieser Beziehung wahrlich das Zeitalter groß, denn hier stieg die Anstrengung der Einzelnen nicht selten bis hinauf an die Grenze des Möglichen. Den Män-

nern gleichen die Frauen. Anne le Fevre, verheirathete Dacier, wagte nicht ohne Glück, den Terentius und Homer zu übersetzen, die Marquise de Bretuil ebenso die Newtonschen Schriften; Frau de Motteville schildert in ihren Memoiren mit feinem Beobachtungssinn und vertraulicher Aufrichtigkeit; die Marquise Sevigné schreibt ihrer Tochter so leicht und frei, daß man mit ihr zu sein und zu empfinden glaubt, und sie empfindet tief; die Frau v. Maintenon drückt sich in ihren Briefen mit der Umsicht und Abgemessenheit eines Staatsmannes aus; die Gräfin de la Fayette erzählt ihre Romane sehr anmuthig und mit täuschender Natürlichkeit; Antoinette Deshoulières verstand ihr Latein, sowie auch Italienisch und Spanisch, doch was sie am besten verstand, war, im Geiste des französischen Volkes zu dichten, das mehr Gedanken von ihr als von einem anderen Dichter zum Sprichworte genommen. Auch Ninon de Lenclos war Schriftstellerin, aber weit mehr Kunstrichterin; Molière, der Herzog von Rochefoucauld, und viele Andere ließen dieselbe ihre Arbeiten beurtheilen. Die reizende Frau blieb in ihrem Unabhängigkeitssinne unverheirathet, doch floh sie nicht, sondern suchte die Freuden der Schäferstunden, welche die Natur geboten habe. Dem Anstand, ihrer Würde vergab sie nichts. Alles war Anmuth an ihr. Sie spielte und tanzte, sie sang und sprach vortrefflich. In ihrem Hause herrschte Wirthschaftlichkeit und der beste Geschmack, und Niemand hielt es seiner Würde oder seinem Rufe zuwider, zu Ninon zu gehen. Condé und ihr eigener Sohn gehörten zu ihren Liebhabern, und Fontenelle in dem Sinne zu ihren Bewunderern, worin er sagte: „Zweierlei liebe ich ungemein und kenne es doch nicht im Mindesten — die

Musik und die Frauen". Sie war männlich fest in der Freundschaft, und weiblich zart im Trösten und Wohlthun. Diese schöne Frau, so tugendhaft und zugleich so wollüstig, ward von der Seite ihres Schattens nur zu sehr nachgeahmt, und zu dieser Nachahmung ward Brief und Siegel gegeben, da man durch die Erklärung der Söhne von Frau von Montespan die Erklärung der Sittenlosigkeit durch Frankreich ergehen ließ. Ninon war fast schon neunzig Jahre alt, als sie in einem Knaben außerordentliche Anlagen entdeckte und denselben durch ein reiches Vermächtniß für Bücher anfeuerte. Bald darauf stand der Constitutionsstreit zum Ausbruche — da erglühte der Jüngling François Marie Arouet de Voltaire *) in Priesterhaß und blickte zornig selbst zum Himmel auf **). Er begann den offenen Kampf wi-

---

*) Voltaire, geb. zu Chatenay bei Paris d. 20. Febr. 1694, gest. zu Paris d. 30. Mai 1778, ward von gelehrten und wackeren Jesuiten erzogen, auch von Gedoyn, der aus Liebe zu Ninon de Lenclos den Orden verließ.

**) Voltaire's „Oedipe" ist i. J. 1710 geschrieben und wurde 1718 auf die Bühne gebracht. Es heißt darin:

„Un prêtre, quel qu'il soit, quelque dieu qui l'inspire,
Doit prier pour ses rois, et non pas les maudire.
— — — — — — — — —
Voilà donc des autels quel est le privilège!
Grace à l'impunité, ta bouche sacrilège,
Pour accuser ton roi d'un forfait odieux,
Abuse insolemment du commerce des dieux!
Tu crois que mon courroux doit respecter encore
Le ministère saint que ta main deshonore.
Traître, aux pieds des autels il faudrait t'inmoler,
A l'aspect de tes dieux que ta voix fait parler.
— — — — — — — —
Nos prêtres ne sont point ce qu'un vain peuple pense,
Notre crédulité fait toute leur science.

der alles Priesterwesen und setzte ihn dann über ein halbes Jahrhundert mit aller Gewalt seines Geistes fort. Es gilt hier nur, die erste Spur von der Richtung anzudeuten, welche sein Geist, das französische Genie genommen hat; die Wirkungen desselben gehören einer späteren Zeit. Voltaire ward der Herr jeder Wissenschaft, sobald er es wollte, und reichte dann ihre Blüthen Frankreich und der ganzen gebildeten Welt dar. Alles, was er selbst dachte, verstand er, jedem gebildeten Manne mitdenken zu lassen. Das Schwerste ward mit seiner Hülfe begreiflich, das Verworrenste klar, und alles Geheimniß des gelehrten Dienstes durch seinen Muth offenkundig gemacht. Er fürchtete sich nicht, das gefürchtete Parlement von Toulouse zu brandmarken: es hatte den Kaufmann Calas als Mörder seines, von sich selbst entleibten, Sohnes lebendig rädern lassen (1761), und Voltaire bewies öffentlich, daß es rechtswidrig verfahren, daß ein Protestant grundlos gefoltert, und ein Unschuldiger gerichtlich gemordet sei. Nie hat die Beredsamkeit schneller und schöner gewirkt, — Schaam, Mitleid, Entsetzen überall! der Staatsrath schritt ein, das Urtheil wider Calas ward vernichtet, und die Gesetze wider die Protestanten erstarben. Voltaire ward der Wortführer, der mächtige Vertheidiger für Duldung und Menschlichkeit und segnete als Greis Franklin's Sohn mit den Worten „Gott und Freiheit". Aber der Heldendichter Frankreichs war auch dessen frechster

———

— — — — — — Songés à jamais,
Qu'au milieu des horreurs du destin qui m'opprime,
J'ai fait rougir les dieux qui m'ont forcé au crime".

Voltaire steht über der französischen Jugend seiner Zeit, aber sie schließt sich ihm an, und er ist nur ihr Wortführer.

Wollustsänger: Voltaire verspottete wieder, was er geweiht, und mischte den edelmüthigsten Zügen die boshaftesten bei. So war das größte Genie Frankreichs wie vergiftet; es hatte sich auf erhitztem Boden, in giftiger Luft entwickeln müssen, und der Jüngling beseufzt es heimlich in seinem Trauerspiele *).

Das Anstreben wider das unbeschränkte Regierungswesen, unter kirchlichem Vorwande, nahm zu, wie die Verwirrung in der Landesverwaltung und das Misvergnügen darüber zunahm. Die Gerichte wollten sich von dem Nachfolger des Canzlers le Tellier desto weniger meistern lassen, jemehr sie fühlten, daß die Zeit der Gesetzgebung mit Colbert verschwunden war; und sie suchten für sich fortzuschreiten, da der Schwung einmal gegeben war. Man nannte Das bei Hofe Jansenistisch, und das Parlement von Toulouse ging in der That weiter und erkannte die Gültigkeit

*) Die schauerliche Erklärung zwischen Oedip und Jokasten, die den größten Eindruck machte, verbirgt eine Anklage des französischen Hofwesens und dergl. mehr:

„Ce roi, plus grand que sa fortune,
Dédaignait comme vous une pompe importune:
On ne voyait jamais marcher devant son char
D'un bataillon nombreux le fastueux rempart:
Au milieu des sujets soumis à sa puissance,
Comme il était sans crainte, il marchait sans défense;
Par l'amour de son peuple il se croyait gardé".

Oedip und die Räuber verhalten sich fast zu einander wie Voltaire der französische Hofjunker und Schiller der deutsche Student. Voltaire würde anders sein, wenn er fern von dem Hofe und der Hauptstadt erzogen wäre; doch würde dadurch auch eine gewisse innere Schwäche geheilt sein? Er sagt z. B.: „Es ist als Begebenheit in der Geschichte des menschlichen Geistes hoch zu feiern, daß der große Corneille den großen Condé zu Thränen der Bewunderung bringt".

des letzten Willens von dem ausgewanderten Bayle, denn solch ein Mann könne Frankreich nie fremd werden. So kam es endlich zur offenen Erklärung von d'Aguesseau gegen den königlichen Befehl, und der Richterstand machte ein solches Verhalten zu seiner Ehrensache. Wenn Louvois nicht an Gifte starb, wie die Herzogin von Orleans geradezu sagt: so rieb ihn, bei seiner Heftigkeit, der tägliche Verdruß über die Störungen im Dienste durch das Eingreifen des Königs und durch die Hofränke auf, wider welche auch von seiner Seite Gift angewendet worden sein soll. Nach seinem Tode gerieth der Haushalt des Heeres in Unordnung, hinsichtlich der Beförderungen sowol, als des auswärtigen Spionwesens, wozu er einen Schwarm von Fechtmeistern, Tänzern, Bedienten im Auslande besoldete. Das Kriegswesen kostete unerschwingliches Geld, es war mit Officieren und Angestellten überlastet, und die Gehaltsausgaben verdrängten die Sachausgaben, in dieser und den übrigen Verwaltungen. Die Gehalte wurden sehr groß, weil die Beamten dem Könige Ehre machen (ihn repräsentiren) sollten. Der Finanzminister mußte Anleihen auf Anleihen machen und konnte nicht mehr zahlen. Er sorgte nur, daß die Leute in der Hauptstadt einigermaßen Geld bekamen und ließ die Gouverneure und Intendanten in den Provinzen sorgen, so gut oder schlecht sie konnten. Sie thaten es durch Nebensteuern, durch Lieferungen und Steuern; und die Provinzen seufzten unter diesen Finanzverfolgungen wie unter den Glaubensverfolgungen; die Hauptstadt aber blieb von den einen wie von den andern verschont, und der König wußte um beide nicht. Mit Hülfe der Kenntnisse von dem Flächeninhalte, von der Bevölkerung, von den landwirthschaftlichen und gewerblichen Ver-

hältnissen ließen sich die Steuern schärfer anlegen, und allgemeine Ueberschläge, Steuerpläne machen. Ein solcher Plan zur Anlage einer allgemeinen Grundsteuer, eines königlichen Zehntens, wird Vauban zugeschrieben, und er konnte darauf wol durch seine Berathung mit den Intendanten wegen der Herrendienste und der Kosten zu seinen Festungsbauten in ganz Frankreich, die Charte des Landes und die Oertlichkeit vor Augen, kommen. Das Merkantilsystem ward weiter und ins Kleinliche ausgesponnen, es führte zu einem Gewirre von Privilegien, Monopolen, Handelsbeschränkungen und Verboten; es ward im Inneren durch ein Heer von Steuerbedienten und die blutigste Strenge an den Schleichhändlern geschützt und auswärts durch Staatsverträge befestigt. Mit dem Coloniewesen ward auch der Sklavenhandel ins Große getrieben; und die Colonien, welche die ausgewanderten Protestanten in Deutschland, mit Gunst und Hülfe mehrer Fürsten, bildeten, trugen nicht wenig dazu bei, den französischen Handel dort zu steigern *). Eigentlich darf man nicht von einem Merkantilsysteme sprechen, denn es setzte nur die Kraft des Handelsstandes und seiner Körperschaften den Schwung fort, welchen Colbert gegeben hatte, und die Regierung folgte ihm leidend, wenn sie nicht in ihrer Finanznoth störte. Von einer allgemeinen und genauen Kenntniß der französischen Betriebsamkeit, von einem Regierungsplane zu ihrer Beförderung war, nach den ersten Vorarbeiten, bei dem Ministerium keine Spur vorhanden.

---

*) Es ist in die deutschen Geschichtsbücher die Bemerkung Voltaire's übergegangen, daß die ausgewanderten Protestanten nach dem Auslande Künste, Gewerbe und Reichthümer gebracht hätten, so augenscheinlich ihre Unrichtigkeit auch ist.

Der Brennpunkt, in welchem die wissenschaftliche Behandlung und der Kunstbetrieb der Staatswirthschaft zusammentrafen, war bei den Generalpächtern, deren eigenes Geldinteresse mit der Staatswirthschaft am engsten verbunden war, die bei allen Neuerungen gefragt werden mußten und auf das Finanzverfahren desto größeren Einfluß hatten, je verwirrter dasselbe ward. Sie forderten zugleich Schutz und Begünstigung für die Betriebsamkeit und veranlaßten jene harten Verfügungen an die Intendanten, jene blutigen Gesetze und Gerichte zur Steuersicherung, denen die Parlemente sich entgegensetzten, soweit sie konnten. Die Verwaltung war unter diesen Umständen im offenbarsten Widerspruche mit dem Zwecke, der von ihr in Schriften und Verordnungen angenommen und laut gepredigt ward, mit dem Glücklichmachen des Volkes. Diesen Zweck verknüpfte man mit dem Beruf und Ruhme des Königs, und diese Staatslehre mit der Sittenlehre, welche Glückseligkeit zum Zweck erhielt. Ein solcher Widerspruch zwischen der That und dem Worte schärfte das Misvergnügen gegen die Regierung und wandte die Herzen selbst von dem Könige ab. Das Misvergnügen kam, wie schon erzählt, zum Ausbruche trotz aller Gewaltmittel, trotz der Schrecknisse, geächtet, oder mit finsterem, undurchdringlichem Geheimniß in Gefängnissen auf immer begraben zu werden, wie jener Gefangene mit schwarzer Larve (die eiserne Maske), der am wahrscheinlichsten zum Bruder Louis XIV. gemacht wird.

Frankreich erfreute sich noch der guten Zeit der ersten Regierungsjahre Louis XIV., als es wider das über die Gewaltstreiche seiner Regierung empörte Europa kämpfen mußte. Louis XIV. widersetzte sich allein der billigen Be-

Beschränkung, welche der Papst in Bezug auf die Freiheiten der Gesandten zu Rom, oder vielmehr auf die Anmaßung derselben machte, seine Unterthanen der dortigen Gerichtsbarkeit zu entziehen; ein neuer französischer Gesandte war, statt nach dem päpstlichen Wunsche vor Ausgleichung des Streites nicht nach Rom zu kommen, an der Spitze von 800 Bewaffneten dort eingezogen und von dem Papste deshalb mit Bann belegt (12. Mai 1687), welcher auch bei der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Cöln dem französischen Wunsche für Fürstenberg zuwider war. Das Parlement nahm den Anruf gegen die Bannerklärung an und erließ einen Beschluß zur Besitznahme von Avignon; der König selbst drohte in einem verbreiteten Schreiben mit einem Angriff auf den Kirchenstaat. Innocenz XI. blieb die Gegenerklärung nicht schuldig und schloß damit, daß Frankreich zur Drohung weder Grund noch Recht habe, und daß er es als eine Gnade Gottes ansehen werde, für die Gerechtigkeit zu leiden und, wenn es sein sollte, seine Tage als Märtyrer zu endigen. Mit seinem baldigen Tode (1689) hörte zwar dieser Zwist auf, aber der päpstliche Widerspruch gegen die vier Sätze der gallikanischen Kirche dauerte fort*). Inzwischen hatte Louis XIV. dem Kaiser schon den Krieg erklärt (24. Septbr. 1688), da er die Wirkungen einer deutschen Verbündung (Augsburg, 29. Juli 1686) wider sein Fortschreiten empfand, auch ahnte, daß die Rüstung Wilhelm's von Oranien der Entthronung Jacob II. von England, und Wihelm's Thronbesteigung dort gelte. Er

---

*) Erst i. J. 1693 kam eine Art Vergleich zu Stande, wonach die Bischöfe im Stillen die vier Sätze verleugneten, und der Papst ihnen die Einweisung gab.

hatte gleich bei Jacob II. Regierungsantritt ihm eine große Geldsendung gemacht, und von ihm die Versicherung treuester Anhänglichkeit mit Thränen erhalten; auch ward von ihm das Ordenszeichen der Jesuiten genommen. Louis XIV. ließ ihm eine Flotte und ein Heer anbieten, als geheime Vorkehrungen zwischen Wilhelm von Oranien und den misvergnügten Engländern verlauteten, aber der Antrag ward abgelehnt; nicht minder ließ er den Generalstaaten erklären, daß er bei seiner engen Freundschaft und seinem Bündnisse mit Jacob II. einen Angriff auf Diesen als einen Angriff auf sich selbst ansehen werde, aber Jacob II. leugnete das Bündniß *), auf die Anfrage der Holländer, ab und bot Denselben an, sich mit ihnen zur Aufrechterhaltung des zwanzigjährigen Waffenstillstandes zu verbinden. Der französische Gesandte schlug endlich den Ministern zu London vor, von Louis XIV. einen Angriff auf Holland mit dem Belagerungsheere von Philippsburg zu begehren, um Wilhelm von der Landung in England abzuhalten; aber sie erwiederten, daß ein offenkundiges Bündniß mit Frankreich das englische Volk dem Könige vollends abwenden werde. Bei dem Allen bleibt die Frage: warum der französische Hof Holland nicht Krieg erklärte? Wilhelm wäre dadurch wol ohne Zweifel von der Landung in England abgehalten worden, und man entschloß sich ja so leicht zum Kriege mit Deutschland, auch, sogleich nach Wilhelm's Landung, mit Holland (16. Decbr. 1688) und mit Spanien (16. April 1689)! Wilhelm III., als König von

*) Das Wort Bündniß war, auf Veranlassung des englischen Gesandten zu Paris, in die französische Erklärung gekommen. 9. Septbr. 1688.

England, zögerte auch seinerseits nicht, sondern erklärte Frankreich, wohin Jacob II. flüchtete, den Krieg (17. Mai 1689), unter vielen Handelsbeschwerden wegen Caperei und Fischerei, Zollbelästigung und Einfuhrsperren, und mit der stolzen Klage über Hoheitsverletzung der britischen Meere durch den Flaggenstreit. Er machte die schon wachsame Schweiz dem Könige Louis XIV., der auch über das Ceremoniel mit dem züricher Bürgermeister seine Bedenken und Weiterungen hatte, noch abgeneigter; und Louis brach mit dem thätigen Herzoge Victor Amadeus von Savoyen, während sich Wilhelm mit Diesem vereinigte. Der Krieg ward anfangs den Franzosen wieder sehr leicht, und sie wurden, da am Rheine keine ordentlichen Vorkehrungen getroffen waren, bald die Herren von Mainz, Heidelberg und Mannheim (1688). Doch der Hauptschlag mußte in den Niederlanden geschehen, und dazu wollte Louvois am Rheine vom Krieg abschrecken und zum Frieden treiben. Es erging also der königliche Befehl, die Einwohner dort auszutreiben und an beiden Ufern eine Wüste zu machen. Es geschah im tiefsten Winter, und wenn Officiere von Gefühl auch hin und wieder die Greuel minderten, so entriß das Soldatengesindel den Jammerzügen ihre letzte Habe in dem Flammmenschein ihrer Dörfer, Schlösser und Städte. Die Todtengruft der Kurfürsten ward zu Heidelberg geplündert, die Gebeine der Kaiser zu Speier aufgewühlt. Louvois schadete durch dieses Verbrechen Frankreich mehr als durch die schwerste Niederlage. Es entflammte die Unglücklichen, die es traf, nicht zur Wuth, die Deutschen nicht zum Zorne, dazu war die Menge zu zahm und zu furchtsam; aber ein Schrei des Unwillens ging durch Europa, und der Volkshaß wider die

Franzosen faßte tiefe Wurzel. Das Verbrechen war nicht im Gefühle der Stärke, sondern der Schwäche geschehen; es schreckte die deutschen Fürsten von ihrem Bundeswesen nicht ab, sondern brachte sie in engere Verbindung. Die Franzosen sahen überlegene Heere auf ihren Grenzen und fürchteten das Wiedervergeltungsrecht, wurden auch von ihren eigenen Soldaten, bei denen die Kriegszucht verschwand, nicht geschont. Es entstand ein langer und blutiger Kampf auf allen Grenzen. In den Feldschlachten siegten meist die Franzosen durch ihr besseres Heergeräth und den Mangel an Einheit, sowol in Hinsicht der Truppen als des Befehles, bei den feindlichen Heeren. Der wissenschaftliche Catinat hatte die größten Erfolge. Er hatte den Gerichtshof mit dem Lager vertauscht, weil er als Anwalt in einer guten Sache, wie es zu gehen pflegt, ein schlechtes Urtheil bekam, und er war von dem Könige selbst befördert, weil er zufällig in Dessen Gegenwart Muth und Einsicht zeigen konnte. Ihm ward in dem Kriege das Schwerste zu Theil, nämlich wider den Herzog von Savoyen in Dessen Lande, und wider ein rüstiges Bergvolk in den Gebirgen Krieg zu führen, bei feinangelegten Ränken unbefangen zu bleiben, und bei harten Hofbefehlen mild zu sein. Er siegte bei Staffardo fast ohne Verlust (18. Aug. 1690) und benutzte den Sieg mit gleicher Feldherrnkunst; desgleichen siegte er wieder bei Marsaglia (4. Octbr. 1693), doch hier, gegen Eugen und Engländer, mit zu schwerem Verlust, um sich halten zu können. In den Niederlanden bedeckten sich die uralten Schlachtstätten mit neuen Leichenhügeln. Bei Fleurus begruben die Franzosen 6000 Feinde (30. Juni 1690), vermochten aber das Fußvolk nicht zu

sprengen und hatten bald König Wilhelm III. von England mit 80,000 Mann gegen sich. Louis XIV. erhob sich von Versailles, der glänzenden Kunstschöpfung, mit vielem Adel, den Prinzen und Garden, nahm unter Wilhelm's Augen die Schlüssel von Namur und ging zurück, die Glückwünsche seines Hofes zu empfangen. Wilhelm aber glaubte des Sieges gewiß zu sein, da er durch einen entdeckten Spion dem Marschall Luxemburg falsche Berichte zustellen ließ. Er überfiel bei Steenkerk (3. Aug. 1692) das französische Heer frühmorgens und verbreitete Verwirrung über den rechten Flügel; aber Luxemburg brach mit den Kerntruppen den Ungestüm des Angriffes und gab dem Heere Zeit, sich zu ordnen. Die jungen französischen Prinzen schonen sich nicht, der Kampf wird allgemein und zum Gemetzel, am fürchterlichsten um eine Anhöhe, die endlich den Engländern genommen wird; aber die Schlacht steht noch, bis zu den müden frische französische Truppen heranziehen. Da zieht sich Wilhelm unverfolgt zurück, und im Siegestaumel schwelgt der Hof, die Hauptstadt, Frankreich. Die Weiber tragen sich à la **Steenkerk**, und die Männer bedenken, wie nöthig der Sieg war. Die dreitägige Seeschlacht bei la Hogue hatte die französische Flotte vernichtet (19.—21. Mai 1692), die Schifffahrt war nun ein Wagstück, das nur Seeräuber, Caper genannt, nicht scheuten, und die Küste lag der Verwüstung offen, die nur zu bald erfolgte. Kühn gefaßte und muthig ausgeführte Combinationen des kaiserlichen Feldherrn Eugen hatten schon feindliche Fahnen in das Dauphiné geführt, wo die Protestanten auf Befreier hofften; eine Niederlage in den Niederlanden würde die Hauptstadt in Gefahr gebracht haben, da die

Aushebungen bei dem Soldatenverbrauche von Hunderttausenden *) schwieriger wurden, da die Feinde an allen Grenzen aufdrängten, und da mit Louvois (16. Juli 1691) der Hebel aus der Kriegsverwaltung entschwunden war, indeß die Jansenisten Unwillen gegen den Eroberungskrieg und seine Lasten verbreiteten, wobei Frankreich keinen Bundesgenossen als die Türken hatte **). Es vergaß unter den Siegesfreuden seine Leiden und rüstete eifriger als jemals zu Land und See. Auch feierte es noch vor dem Tage von Marsaglia einen neuen Sieg über König Wilhelm III. bei Neerwinden; doch war die lange Blutarbeit, der Tod von 8000 Franzosen, wieder ohne Preis; auch wurde die Schlacht nur durch die Ankunft der Besatzung von Huy entschieden. Solche Siege verriethen, daß Frankreich gegen seine Feinde zu schwach sei, daß die Kunst gleich, die Masse zu seinem Nachtheil ungleich sei. Von jenem Schlachtzorn in den Volkskriegen der alten und neuesten Zeit war auf beiden Seiten keine Spur. Die Officiere hielt das Ehrgefühl und mehr noch die Furcht vor dem Verlust ihres bürgerlichen Daseins in der Schlacht, und ihr Stock trieb und hielt die Soldaten, bis vielfache Gestalten des Todes die Augen schreckten, und keine von Neuem in das Gefecht geführte Truppen der Unordnung mehr zum Vorhange dienen konnten. Dann floh Alles; der andere Theil aber sagte zur Verheimlichung des eigenen kläglichen Zustandes, der Feind habe sich in guter Ordnung zurückgezogen. Man nahm überhaupt

*) Die Schlachten waren mörderisch, aber die elende Verpflegung und die Lustseuche noch mehr.

**) Französisches Geld vermochte den Divan, den unglücklichen Krieg mit Oestreich nicht zu endigen.

und gab einander Zeit, ging gemächlich, wie auf dem Fechtboden, in seine Stellung, wich sich gegenseitig gern aus und schied wie freundlich in die frühen Winterquartiere. Louis XIV. konnte Das nicht ändern, ohne den Geist anzurufen, den man gebannt hatte, ohne die jungen Leute aus allen Ständen zu Soldaten zu machen, oder dem Volke die Waffen in die Hände zu geben, ohne Bürgerliche, Jansenisten, Protestanten zu den Befehlshaberstellen zuzulassen; und er fürchtete sich selbst lange, einem geistvollen, muthigen Prinzen, dem vierzigjährigen, seine Bequemlichkeit liebenden Vendôme *), einen Oberbefehl zu geben. Er wußte, wie nachtheilig den Franzosen Winterfeldzüge gewesen waren, und die Bauern des Schwarzwaldes hatten ihm schon die Gefahr einer Volksbewaffnung gezeigt. Louis XIV. enttäuschte sich bei seinem Verstande über den Traum, ein großer Eroberer, oder gar jener Heldenkönig zu werden, zu welchem die Dichter im Voraus ihn gemacht hatten. Er gab sich dagegen dem Glauben an die wunderthätige Einwirkung Gottes hin; doch ließ er es dabei nicht an sich selbst fehlen. Er bot den Frieden an (1693) und rüstete zum Kriege fort; doch beschränkte sich letzterer zu Lande nur noch auf Belagerungen, und die großen Vorbereitungen zur Einschiffung eines Heeres mit König Jacob II. nach England blieben unvollendet. Drohungen von Catinat an den Herzog von Savoyen: „sein Land auszurotten, die Gebäude zu verbrennen, die Saaten zu zerstören, die Weinstöcke, die Fruchtbäume, die Waldungen niederzuhauen“,

*) Vendôme gab häufig, in seiner Bequemlichkeit, auf dem Nachtstuhle Befehle, aber doch gute.

und noch mehr Versprechungen bewogen Denselben, Frieden (29. Aug. 1696) und bald darauf ein Kriegsbündniß mit Frankreich zu schließen. Victor Amadeus erhielt Pignerol und alles Land, welches an Louis XIII. abgetreten war, zurück. Der König Wilhelm III. von England, die Seele der verbündeten Mächte, ward für den Frieden gestimmt, weil die englischen und holländischen Kaufleute ihn, wegen der Handelsstörung durch die französischen Caper, wünschten, weil die Aufbringung der Kriegskosten immer lästiger wurde, weil Wilhelm selbst kränklich und wegen der gedrohten französischen Landung und Jacob's Anhanges in England ängstlich war. So fand die schwedische Vermittelung Eingang, welche Frankreich durch seine alte Gunst und frisch erkaufte Einverständnisse in Schweden veranlaßte. Der kaiserliche Hof verzögerte die Verhandlungen zu Ryswik, da er den Krieg mit fremdem Gelde führte und während desselben die Staatsgewalt in seinen Landen und den Einfluß in Deutschland erkräftigen konnte. Er forderte, daß Frankreich Alles zurückgebe, was es nach dem westphälischen Frieden genommen habe, und daß der König sich der Ansprüche auf die spanische Erbfolge begebe; auch war von Entschädigung der deutschen Reichsstände wegen der Verwüstungen die Rede; und diese Forderungen wurden nur in dem Maße, wie Frankreich in den Verhandlungen mit den andern Mächten vorwärts kam, herabgestimmt. Der französische Hof setzte sich dagegen in den doppelten Vortheil, daß er zu dem einzelnen Verhandeln, statt mit der Gesammtheit der verbündeten Mächte, gelangte und mit dem mächtigsten Feinde zuerst abschloß. Louis XIV. verpflichtete seine Ehre in dem Ver-

trage mit England *), weder mittelbar noch unmittelbar den Feinden des Königs Wilhelm III. Hülfe zu geben, oder irgend etwas zur Störung des ruhigen Besitzes seiner Reiche zu thun. Alle Eroberungen werden gegenseitig zurückgegeben. Dasselbe geschah, mit Einschluß der Reunionen, ein paar Dörfer ausgenommen, gegen Spanien (Ryswik, d. 20. Septbr. 1697), und ohne Ausnahme gegen Holland (Daselbst, d. 20. Septbr. 1697), welches, gegen die Rückgabe von Pondichery, den freien Ausgang des Nachlasses von in Frankreich verstorbenen Holländern, nebst anderen Handelsbegünstigungen, erhielt. Nur in dem Frieden mit Kaiser und Reich (Ryswik, d. 30. Octbr. 1697) blieben Spuren französischer Eroberung: Straßburg, Saarlouis, Longwy, ein Vorbehalt wegen der elsassischen Reunionen, und eine Bedingung zu Gunsten des Cardinals Fürstenberg und seiner Anhänger; aber diese Eroberungsspuren verwischten sich wieder durch die Abtretung von Freiburg und Breisach. — Ein solcher Ausgang des glänzend begonnenen Krieges stimmte die kriegerische Phantasie der Franzosen und die Meinung von ihrem Könige herab; Letzterer war zu der Demüthigung genöthigt, die hochgefeierte Vertheidigung des Königs Jacob II. in die feierliche Anerkennung seines eigenen Feindes als König von England verwandeln zu müssen; und gleichzeitig kam Prinz Conti als abgewiesener König von Polen zurück. Das lebhafte Volk versang sich, wie immer, mit Vaudevilles seinen Unmuth, durch den Krieg nicht reich und glücklich geworden zu sein; und der Hof erheiterte sich über

*) Ryswik, d. 20. Septbr. 1697, nach der Uebereinkunft vom 26. Juli.

den gewinnlosen Frieden durch die Aussicht auf die spanische Erbschaft von Kronen und von Schätzen.

Der Tod des Königs Karl II. von Spanien stand bevor, mit ihm die Erlöschung des spanischen Zweiges der östreichschen Familie, und dadurch, nach der Rechtslehre von der Stammfolge, von der Ordnung und dem Gebrauche im Hause Oestreich und nach Erbverträgen, die Nachfolge des deutschen Familienzweiges auf den spanischen Thron, und die Vereinigung des Reiches Karl V. durch Kaiser Leopold. Aber einem solchen Reichsvereine stand die herrschende Staatslehre von dem europäischen Gleichgewicht mit gebietender und gesetzgebender Gewalt entgegen. Frankreich wollte nicht in die alte gefährliche Mitte eines solchen Reichsvereines zurückfallen, England glaubte seine eben errungene Seeübermacht, Holland seinen Handel und seine Selbständigkeit, das deutsche Reich die Landeshoheit seiner Stände bedroht, die Oestreicher wollten nicht spanisch, die Spanier nicht östreichisch werden. Beide waren indeß, durch den langen Verein ihrer Fürsten und Fahnen, einander geneigt, und die Spanier, im Gefühl ihrer Schwäche und bei dem Wunsche der ungetrennten Erhaltung ihres Reiches, hofften von Oestreich Hülfe. Sie begehrten von dem Kaiser einen Prinzen und Soldaten, erhielten aber nur Versprechungen. Indessen erschienen unter ihnen der prächtige Graf Harcourt an der Spitze der glänzendsten Gesandtschaft Frankreichs *),

*) Die französische Gesandtschaft kostete mehr als 12 Millionen. Ihr Einzug geschah zu Pferde; in dem Gefolge befanden sich 80 Gesandtschaftscavaliere in reichster Uniform, mehr als 100 Officiere, 30 Edelknaben, und ein langer Zug von Wagen. Die gleichzeitige Gesandtschaft zu London kostete fast ebenso viel.

gewann die Vertraute der Königin, die Gräfin Berlepsch, feierte die Geistlichkeit, gab mit vollen Händen dem armen castilischen Adel heimlich, dem Pöbel zu Madrid öffentlich, und alle Franzosen um ihn wetteiferten in andächtigem, gefälligem Betragen und in Freigebigkeit. Auch an den anderen Höfen verwandelte sich das hochfahrende Wesen der französischen Gesandten in liebenswürdige Aufmerksamkeit. Sie bezeugten dem Papste die bereiteste Dienstwilligkeit ihres Königs, den italienischen Staaten seine Freundschaft, und bereiteten Bündnisse vor; Das thaten sie auch in Deutschland und schoben gegen die misvergnügten Protestanten die Schuld von der Benachtheiligung ihrer Kirche im ryswiker Frieden auf den kaiserlichen Hof. Mit Schweden kam bereits ein Bündniß zu Stande *). Zu Paris selbst empfing der König den englischen Gesandten mit der größten Auszeichnung; und in der Sprache der Friedensliebe und Mäßigung ward ihm vertraut, wie nöthig es scheine, daß man sich über einen Beschluß wegen der spanischen Erbfolge vereinige. Der König Wilhelm III. ließ erwiedern, daß man französischerseits Vorschläge machen möge, und sagte in der Verhandlung: „Nach der gemeinen Meinung ist die Verzichtleistung der Gemahlin Louis XIV. auf die spanische Erbfolge gültig, aber die Rechtsanwalte werden diese Frage nicht zu entscheiden haben, und ich fürchte sehr, daß man den Degen dazu gebrauchen wird". Er äußerte ferner, daß er vor Allem auf das Interesse von England und Holland sehen müsse, daß ihm angemessen scheine, dem Kurprinzen von Baiern

---

*) Es ist noch eine Anweisung für den dortigen Gesandten zur Entwerfung einer Denkschrift über den Hof, die Verwaltung und das Land vorhanden.

die Niederlande mit einer Gebietsvergrößerung von französischer Seite, zum größeren Schutze für Holland, zu geben, und daß er Herr genug in Holland sei, um dessen Beitritt zu einem solchen Vertrage zu erhalten. Nach dem bald darauf wirklich abgeschlossenen Vertrage (11. Octbr. 1698) sollte das spanische Reich in Rücksicht auf drei weibliche spanische Linien getheilt werden, und demzufolge dem Erzherzoge Karl, dem Dauphin und dem Kurprinzen von Baiern *) zufallen. In dem Zorne der östreichschen Herren über diesen Vertrag ward der französische Gesandte, der Marschall Villars, zu Wien von dem Fürsten Liechtenstein öffentlich beleidigt; und Aergeres fürchtete der Graf Harcourt zu Madrid. Der Letztere hatte berichtet, Spanien sei ohne Recht und Ordnung, voll Verwirrung und Elend, könne sich weder jetzt und noch weniger nach des Königs Tode rathen und helfen, und Frankreich werde, ohne Beistand desselben, allein durch eigene Kraft den Krieg führen müssen, den ein Anspruch auf das ganze spanische Reich veranlassen werde. Daher hatte der französische Hof seine Forderung beschränkt, aber durch den Theilungsvertrag den spanischen Dünkel beleidigt und die dortige östreichsche Partei verstärkt. Harcourt kam nun durch sein eigenes Werk in Verlegenheit; er hatte unbestimmte Hoffnungen gegeben, und die dortige französische Partei hatte sie für bestimmte genommen; er konnte sich nicht für den Theilungsvertrag erklären, ohne seine Partei zu verstören, und er wollte sich auch nicht dawider erklären. Er ward von beiden Parteien bedrängt und

*) Die Tanten des Königs Karl II. von Spanien, Anna und Maria, waren die Großmütter des Dauphins und des Erzherzogs Karl, und seine Schwester die Großmutter des Kurprinzen von Baiern.

half sich dadurch, daß er auf die französische Grenze zurückging, aber mit seiner Partei in Verbindung blieb. Der Kurprinz von Baiern starb plötzlich; und ein neuer Vertrag theilte das spanische Reich zwischen dem Dauphin und dem Erzherzoge *). Der sterbende König Karl II., von den Parteien hin und her gerissen, bestimmte den Erzherzog Karl zum Erben seines Reiches und rief wieder umgestimmt den Papst an, welcher, auf des Cardinal Forbin Janson's Rath, den zweiten Sohn des Dauphins, den Herzog Philipp von Anjou, zum alleinigen Erben einzusetzen rieth. Karl that es (2. Octbr. 1700) und starb (1. Nov. 1700). Da fragte Louis XIV. seinen Staatsrath, ob er die Erbschaft annehmen, oder sich an an den Theilungsvertrag halten solle. Die Stimmen waren getheilt, besonders war Torcy für den letzten Willen, und Beauvilliers für den Vertrag, der König aber entschied sich für die Annahme der Erbschaft; und sofort begab sich König Philipp V. nach Spanien (im Decbr. 1700). Jubel begrüßte ihn jenseits der Pyrenäen, und Jubel hallte diesseits derselben wieder. Das Glück beflügelte die französische Phantasie, und diese schwang sich zu den kühnsten Hoffnungen. Louis XIV. sagte: „Es giebt keine Pyrenäen mehr, Franzosen und Spanier sind ein Volk. Mein Enkel wird an der Spitze der Spanier Frankreich vertheidigen, und ich werde mit den Franzosen Spanien schützen". Und er verbarg zugleich seinen Groll gegen König Wilhelm III. nicht länger, sondern schrieb, wider die einstimmige Meinung des Staatsrathes, an die Höfe nach dem Absterben des Königs Jakob II. (16. Septbr. 1701),

*) London, d. 13. März; Haag, d. 25. März 1700.

daß er Dessen Sohn und Erben in der Eigenschaft als König anerkannt habe, daß er dadurch nicht wider den ryswiker Frieden verstoße, daß er nicht der Richter zwischen den beiden Königen sei, und daß König Wilhelm III. durch geheime Hülfsleistungen an den Kaiser, durch Erklärungen zu Dessen Gunsten, und durch Rüstungen von dem Friedensstande abweiche. König Wilhelm III. hatte sich bereits für England und für Holland mit dem Kaiser verbunden; doch ließ, bei seiner Kränklichkeit, ein kräftiges Eingreifen in die spanische Sache sich nicht vermuthen, sondern Vermittelung, Vergleichung sich hoffen. Aber nach der französischen Erklärung für König Jakob III. galt es in England nicht blos der fremden, sondern der eigenen Sache des Königs und des Volkes, nicht blos dem spanischen, sondern zugleich dem englischen Throne. Das Parlement schwur den König Jakob III. ab, die Whigs und Torys vereinigten sich in dem Hasse gegen Frankreich, und der Tod des Königs Wilhelm III. (19. März 1702) hielt die Kriegserklärung nicht auf (4. Mai 1702), der die holländische (8. Mai 1702) und die kaiserliche (15. Mai 1702) schnell nachfolgten. Alle waren wider das Streben nach einem allgemeinen französischen Reiche gerichtet; die kaiserliche bemerkte beiläufig, der letzte Willen des Königs Karl II. stamme von bestochenen Räthen, als er nicht mehr habe lesen und verstehen können. Diese Meinung verbreitete auch der castilische Admiral am portugiesischen Hofe, welcher der Verbündung wider Frankreich beitrat (16. Mai 1703), was auch von Seiten Savoyens, anfangs Frankreichs Bundesgenossen, geschah. Kaum blieb die Schweiz unbetheiligt, und Frankreich stand wieder allein zwischen so vielen Feinden, da sich bei den verbundenen Kurfürsten

von Baiern und Cöln Schutz und Hülfe aufwog, und da Harcourt den Zustand in Spanien nur zu treu geschildert hatte, indem die nachfolgenden Gesandten immer kläglicher über ihre peinliche Lage, die Verwirrung am Hofe Philipp V. und in den Geschäften berichteten. Die kräftigen Leute, einige Große, die Catalonier waren für den Erzherzog gestimmt, oder wollten vielmehr unabhängig sein. Der Krieg fing in Italien an, und ungünstig. Es stieg Prinz Eugen in die Lombardie herab (1701), drängte Catinat zurück, verwundete Diesen, als er Villeroi schlug, der zum Oberbefehl und zum Schlagen gesandt war, und nahm den Letzteren gefangen, als Catinat nach Versailles ging, um sich zu rechtfertigen und Niemanden anzuklagen. Der Hof sprach dem voreiligen, herrischen Villeroi das Urtheil, und der König vertheidigte in ihm seine Wahl, nannte ihn seinen Liebling, was er sonst gegen Niemanden that. Villars siegte in Deutschland durch sein Ausharren auf dem Schlachtfelde; aus seinem Munde weiß Voltaire, daß er die fliehenden Franzosen bei Friedlingen (14. Octbr. 1702) zum Stehen brachte, indem er unter sie ritt und: „Sieg, es lebe der König!" rief. Sie sagten zitternd ihm nach: „Es lebe der König!" und sammelten sich allmälig wieder. Bei Hochstädt (20. Septbr. 1703) ging es fast ebenso: beide Heere waren in Unordnung, und die französischen Truppen, welche durch einen Angriff im feindlichen Rücken entscheiden sollten, zerstreut, — da raffte Villars Alles zusammen, was noch stand, und schob es vorwärts. Er schadete aber dem Könige mehr als durch verlorene Schlachten durch sein Benehmen gegen den Kurfürsten von Baiern, welchen er, wie Villeroi den Herzog von Savoyen, und wie der französische hohe

Adel überhaupt die Fürsten, als seines Gleichen behandelte. Auch machte er sich zum Schrecken der deutschen Lande durch Härte und Bereicherungssucht, während sich die französischen Soldaten in den italienischen Landen unter Vendôme, der ihnen, als lieben Kindern, Alles nachsah, nicht minder zum Schrecken machten. Dagegen erhob sich der Volkszorn in Tirol und befreite das Land zum, leider unbenutzten, Zeichen, wie leicht der Volkskrieg, der natürliche, dem Soldatenkriege, dem künstlichen, das Ende bringt. Indessen standen die französischen Soldaten auch als Sieger in Deutschland mit dem Gefühle, womit man vor einem schlecht verwahrten Löwen steht. Ihre Generale wichen vor der Feldherrnkunst des John Churchill, Grafen von Marlborough, in den Niederlanden scheu zurück, wie vor dem Lehrer die Schüler. Der ausgezeichnet schöne Mann that Nichts ohne Anmuth, Alles mit ganzer Seele. Es war ein Mann von Wort, ebenso scharfsinnig und tief in Geschäftsberechnungen als kaltblütig und besonnen in Gefahren. Er glich dem Marschall Villars in der Dienststrenge gegen sich und Andere, und in Habsucht, ward aber von Diesem an Kühnheit übertroffen. Es kostete ihm bei seiner Geschmeidigkeit nichts, mit dem Teller in der Hand den König von Preußen zu bedienen, wogegen Villars bei Jedermann, selbst bei Louis XIV., durch starres, selbstsüchtiges Wesen verstieß, dem Könige einst vor dem ganzen Hofe, bei der Abreise ins Feld, sagte: „Ich begebe mich wider Ihre Feinde und lasse Sie unter den meinigen". Wie scharf der Feldherrnblick Villars war, beweist sein Urtheil, das er aus der Ferne der Sevennen über die Stellung der Heere an der Donau fällte. Er schrieb nach Paris, daß die Franzosen unfehlbar würden

geschlagen werden, wenn sie ihre Stellung behielten. Sie standen, fast 60,000 Mann stark, seinem Siegesfelde Hochstädt nahe, am linken Ufer der Donau; den rechten Flügel stützten sie an den Fluß und an das Dorf Blindheim, den linken an das Dorf Lützingen, fast eine Meile weit von der Donau; vor ihnen machten die steilen Ufer eines Baches und verwachsener Moorgrund die Zugänge beschwerlich. Wider sie, und zum Schutz Oestreichs und selbst Wiens, war Marlborough dem Prinzen Eugen mit seinen Kerntruppen, Hessen und Engländern, zu Hülfe gekommen. Beide griffen nach der Mittagsstunde (13. Aug. 1704) mit großer Heftigkeit die Flügel an. Eugen konnte bei Lützingen gegen die Baiern nicht vorwärts kommen, und hier stand lange die Schlacht; Marlborough ward von Blindheim abgeschlagen, wo sich die französischen Kerntruppen zusammenzogen, aber eben dadurch von der Mitte zu weit getrennt wurden, um dort Hülfe zu geben oder zu nehmen. Marlborough wiederholte den Scheinangriff auf Blindheim und sprengte indeß die lose gedehnte Mitte, welcher keine Hauptmasse Fußvolk feste Stütze gab. Flüchtlinge bedecken die Ebene, Leichen die Donau. Der linke Flügel zerreißt, indem er den Rückzug sucht; der rechte Flügel, welchem der Rückzug schon von Marlborough versperrt ist, macht einen letzten Versuch, sich zu befreien, doch vergeblich; 11,000 Mann müssen bei dem brennenden Blindheim das Gewehr strecken; 20,000 Mann sind getödtet oder verwundet; auf feindlicher Seite 12,000 Mann. Nach dieser großen Schlacht und Niederlage, dem schulgerechten Morden in Masse, ward Villars von der Protestantenverfolgung in den Sevennen abgerufen, um der Verfolgung Marlborough's ein Ziel zu

setzen. Die Soldaten erholten sich unter ihm von ihrem Schrecken und folgten ihm willig zur neuen Schlacht, die Keiner von beiden wagte, weil Keiner dem Anderen Blößen gab. Villeroi aber, dem der König, wider die öffentliche Meinung, in den Niederlanden befehlen ließ, und der wider den Rath seiner Generale den Schlachtbefehl gab (Ramillies, d. 23. Mai 1706), erneuerte den Unglückstag von Blindheim. Der furchtlose, gescheute Herzog von Orleans, nachmals Regent, den der König nach Italien sandte und geheimer Leitung, dem Verbote des Angriffs unterwarf, verlor das Heer bei Turin (7. Septbr. 1706), und nebst ihm und ungeheuren Belagerungskosten Italien. Die Frommen und die Tapferen glaubte der König zu verbinden, als er hierauf dem Herzoge von Bourgogne, Fénélon's Zögling, und dem Herzoge Vendôme gemeinschaftlich den Krieg in den Niederlanden anvertraute; aber die Umgebung beider Herren, so verschieden wie sie, kommt statt zur Eintracht zum Zwiespalt und theilt diesen dem Heere mit, das mit Verlust zurückweicht. „So kommt es", klagt die Umgebung des Herzogs von Bourgogne, „wenn man nicht in die Messe geht"; und Vendôme fragt dagegen: „Geht Marlborough mehr in die Messe als ich?" Lille, das Thor zu Paris, fiel (Octbr. 1708). Die Feinde standen im Elsaß, in Dauphiné und Provence; die grimmigen Catalonier verfolgten das zerstreute Belagerungsheer von Barcelona über die Pyrenäen; die Küsten beider Meere standen der Verwüstung der englischen Flotten offen; fürchterliche Kälte, Hungersnoth und Seuchen wütheten im Inneren (Frühjahr 1709), und der König selbst konnte von seinem Prachtschlosse Versailles die Fahnen feindlicher Streifzüge sehen.

Das Unglück und die Verzweiflung in Frankreich trat in ihrer nackten Schreckensgestalt vor den König. Seine Umgebung war so eingeschüchtert gewesen, daß Niemand gewagt hatte, ihm die erste Meldung von der Niederlage zu Blindheim zu machen, und nur Frau v. Maintenon verstand sich, nach langem Zögern, dazu. Sie erhielt auch die Abschrift von den gesandtschaftlichen Berichten und färbte die Mittheilungen daraus an den König nach ihrer Art, wenn der redliche ehrliebende Minister auch abzulehnen gewußt hatte, ihr seine Geschäftsvorträge zu machen. Jetzt vertrug die Größe der Gefahr keinerlei Verhüllung mehr; man sprach davon im Lande und am Hofe öffentlich; man machte den König mündlich und schriftlich damit bekannt, wie denn Vauban vorschlug, der König Philipp V. möge Spanien aufgeben und nach Amerika gehen.

Es waren schon Friedensvorschläge von Frankreich gethan, und die Forderungen für Philipp V. anfangs auf Neapel, Sicilien, Sardinien und einige toskanische Landstriche gestellt (März 1707); aber die holländischen Bevollmächtigten hatten, als letzten Beschluß der Verbündeten, erklärt, daß dem Könige Philipp V. nicht das Geringste von dem spanischen Reiche werde zugestanden werden (April 1709). Es war von französischer Seite nicht zu zögern, die Eröffnung eines neuen Feldzuges stand bevor, und der König genehmigte im Ministerrathe, unter den kummervollsten Betrachtungen der Lage Frankreichs, eine Anweisung des Gesandten, daß er Alles, bis auf das einzige Neapel, zugestehen solle: die Grenzverhältnisse Frankreichs nach dem Fuße des westphälischen Friedens, das Aufgeben seiner Verbündeten, die Verweisung des Sohnes von Jakob II. aus Frankreich. Mit tiefem Schmerze sahen alle Anwesende

den König zu so schimpflichen Bedingungen erniedrigt, und als er unterschrieben, scheute Torcy die Selbstaufopferung nicht, den Frieden zu unterhandeln. Er begab sich nach dem Haag, um von Marlborough mit vier Millionen in der Hand, von Eugen und von dem Freunde der beiden Feldherren, dem bürgerlich einfachen, aber in den europäischen Geschäften mächtigen holländischen Staatsmanne, Heinsius, Frieden zu bitten. Er sah Schmähungen in Frankreich entgegen, wenn er gegen den allgemeinen Wunsch ohne Frieden zurückkehrte, und noch schmählicherem Tadel nach vergessenen Kriegsleiden, wenn er den Frieden erhielt. Seine Gegenwart und alle seine Versuche vermochten nicht, der Verhandlung eine günstigere Richtung zu geben. Er berichtete vom Haag (22. Mai 1709): „Wenn ich Ew. Maj. alle Versicherungen Marlborough's von seiner Ehrfurcht und Ergebenheit gegen Sie, und von seinem Verlangen, Ihre Gnade einst zu verdienen, wiederholen wollte: so würde mein Bericht von unwesentlicheren Sachen erfüllt werden als ich vorzutragen habe. Seine Worte sind blumenreich. — Er bezeugte den größten Wunsch, den König Jakob III., den er Prinz von Wales nannte, zu verbinden, für dessen Vater er gern das Leben gelassen hätte, und glaubte, daß es Jakob's Interesse sei, Frankreich zu verlassen. Er sagte mir, ich solle in Gegenwart des Townsend auf die Verwilligung des Unterhalts für Jakob III. bestehen, es sei sein Aufseher ein ehrlicher Mann, den er selbst habe wählen lassen, aber ein Whig, vor dem er den starren Engländer machen müsse. Er äußerte viele Vertraulichkeiten dieser Art, um meine Forderungen desto besser ablehnen zu können. So sagte er, das englische Volk ist so närrisch, daß es seinen

Ideen keine Schranken setzt, daß es glaubt, das Interesse und die Macht zu haben, Frankreich zu verderben, obgleich die verständigen Leute mit mir meinen, daß die Zeit zu einem guten Frieden da sei. Nach solchen Gesprächen konnte ich nicht erwarten, daß er einer Theilung zu Gunsten des Königs von Spanien beifällig sein werde, und ich sprach vergeblich, ihn dazu geneigtzumachen. Ich schlug nach einander Neapel und Sicilien vor, und wiederholte, was so vielfach den Holländern gesagt war. — Endlich glaubte ich, Ew. Majestät Erlaubniß benutzen zu müssen, und gab das ganze spanische Reich auf. Marlborough versicherte, Das sei das einzige Mittel zum Frieden. Er sehne sich nach Frieden, wolle dann ganz der Ruhe leben und der Betrachtung der Hand Gottes in den erstaunlichen Kriegserfolgen der Verbündeten. Dieser allmächtigen Hand schrieb er die Einigkeit zu, daß die acht Völker, woraus die Bundesheere bestehen, wie ein einziger Mann denken und handeln. Er führte indeß die Wunder der göttlichen Vorsehung nur an, um daraus zu folgern, daß Frankreich keinen Augenblick verlieren müsse, um Frieden zu machen, und daß sein Heil davon abhänge". — Marlborough, Eugen und Heinsius theilten folgende Bedingungen zu Waffenstillstand und Friedensgrundlage mit (28. Mai 1709): „Der König Karl III. von Spanien wird von Frankreich anerkannt, und der Herzog von Anjou verläßt Spanien; Frankreich giebt Alles auf, was in Bezug auf Deutschland dem westphälischen Frieden zuwider geschehen, und es tritt mehre Festungen an Holland ab". Torcy verweigerte die Unterschrift, und der König rief sein Volk an. „Bei der allgemeinen Friedenshoffnung", lautete seine Kundmachung, „bin ich es der Treue schuldig, welche

meine Völker mir während meiner Regierung gegeben, ihnen zum Troste die Gründe zu erklären, aus welchen sie noch nicht zu der Ruhe gelangen können, welche ich ihnen zu verschaffen wünsche. Ich würde dafür Bedingungen angenommen haben, die der Sicherheit meiner Grenzlande zuwider gewesen wären; aber je nachgiebiger ich mich bewies, jemehr ich die Besorgnisse zu zerstreuen suchte, welche meine Feinde von meiner Macht und meinen Entwürfen anscheinend forthegten, desto mehr vervielfachten sie ihre Forderungen; — ihre Absicht war allein, sich auf Kosten meiner Krone zu vergrößern und sich leichte Zugänge in das Innere meines Reiches zu eröffnen. Auch wäre der jetzige Krieg nicht einmal geendigt, wenn ich selbst in alle ihre Forderungen gewilligt. Ich sollte binnen zwei Monaten den Vertrag vollziehen. — Sie weigerten sich, eine andere Verpflichtung einzugehen als sich bis zum 1. Aug. aller Feindseligkeiten zu enthalten. — Ein solcher Waffenstillstand war gefährlicher als der Krieg. — Ich bin überzeugt, daß meine Völker selbst sich widersetzt hätten, den Frieden auf Bedingungen anzunehmen, die zugleich der Gerechtigkeit und der Ehre des französischen Namens zuwider sind. — Ich setze mein Vertrauen auf den göttlichen Schutz und hoffe, daß die Reinheit meiner Absichten den Segen über meine Waffen bringen werde". Diese Rechtfertigung des stolzen Königs vor Frankreich, diese Kundmachung an die Bischöfe und Gouverneure, die Gerichte und Städte wirkte, wie wenn der König überall selbst erschienen wäre, und williger gab wieder Frankreich sein Blut und seine Schätze hin. Villars warf sich mit 70,000 Mann dem überlegenen Heere von Eugen und Marlborough entgegen, welches durch Mons

den Weg zur Hauptstadt sich brechen wollte. Er nahm eine solche Stellung, bei Malplaquet, daß die Feinde entweder von Mons ablassen, oder das Schlachtfeld annehmen mußten, wie er es ihnen gab. Er hatte starkbesetzte Gehölze vor sich, Verhaue und Schanzen um sich, und einen sicheren Rückzug nach le Quesnoy und Valenciennes. Doch sie ließen sich nicht abschrecken, kämpften sich durch die Gehölze und stürmten auf die Verschanzungen (11. Septbr. 1709). Villars erfüllte seine jungen Soldaten mit Schlachtlust. Der edle Boufflers, der, wiewol älterer Marschall, freiwillig unter ihm diente, warf auf dem rechten Flügel die Feinde von den Verschanzungen zurück, verfolgte sie, und hier war die Schlacht gewonnen. Der linke Flügel beugte sich unter den Gewaltstößen von Marlborough, und es nahm Villars aus der Mitte Hülfe. Aber nun traf wieder, wie bei Blindheim, die geschwächte Mitte der Hauptangriff; Villars eilte hin und ward verwundet; Boufflers nahm an seiner Statt den Befehl und gab ihn zum Rückzuge, den die Sieger nicht störten. Die siebenstündige Blutarbeit hatte ihnen doppelt soviel als den Besiegten gekostet *). Eine so verlorene Schlacht gab den französischen Heeren Vertrauen und Siegeshoffnung; sie waren gegen Deutschland glücklich, verrammelten die Grenze von Italien, und Vendôme führte den flüchtigen König Philipp V. ins Eskurial zurück, während Dessen Gegner den Kaiserthron als Karl VI. bestieg. Eines der kühnsten Seeunternehmen, die Einnahme von Rio Janeiro durch Duguay=Trouin, brachte die dort aufgeschichteten Goldbarren nach Frankreich. Villars verlor nur

*) Der beiderseitige Verlust belief sich über 30,000 Mann.

langsamen Schrittes Land gegen die vereinten Heere von Eugen und Marlborough, und sie gewannen und wagten kein Treffen wieder gegen ihn. Als darauf aber Eugen allein (1712—1714) gegen ihn stand, verlor Derselbe schnellen Schrittes Land an ihn, und Villars wagte und gewann Treffen.

Indeß war und blieb es eine ängstliche Zeit in Frankreich. Seine Feinde griffen es mit mächtigeren Waffen als ihrem Geschütz an und wühlten in dem Grundbaue von Gefühlen, Begriffen und Meinungen, worauf sein unumschränkter Königsthron errichtet war. Die Engländer gaben sich den Schein, nicht gegen das französische Volk, sondern gegen den König, seine Wortbrüchigkeit, seine Eroberungssucht zu kämpfen. Sie bedauerten den französischen Adel, für seine eigene Unterdrückung kämpfen zu müssen, und Graf Petersborough sagte geradezu: „Sklaven kämpfen für einen Herrn, freie Männer für ihr Volk". Die ausgewanderten Franzosen in Holland riefen bei jedem Siege der Verbündeten ihren geschlagenen Landleuten tröstend zu: „Der Sturz des Wüthrichs naht, Euer Gefängniß wird gesprengt". Sie schilderten die Freiheit, die Macht, das Glück Hollands und Englands mit den glühendsten Farben und bejammerten das Elend Frankreichs. Victor Amadeus von Savoyen erfuhr durch seine Tochter, die Herzogin von Bourgogne, die Geheimnisse des französischen Hofes und erregte durch seine treffliche Landesverwaltung Sehnsucht in Dauphiné und Provence; Franche-Comté und Elsaß beseufzten ihre Verbindung mit Frankreich. Alles war hier in Einverständniß mit den Feinden, auf welche als die Retter im ganzen Reiche die Protestanten hofften, und welche ver-

folgten Jansenisten eher willkommen als gefürchtet sein konnten. Lord Bolingbrocke, der als Kriegssecretair und Minister der auswärtigen Angelegenheiten es wissen konnte, giebt zu verstehen, daß mehre mächtige französische Familien das Glück der verbündeten Mächte nicht ungern sahen. Die Feinde waren der Hauptstadt zu nahe, als daß man hätte die Frage unterlassen sollen: „Was wird werden, wenn sie wirklich kommen, und wie hilft man sich alsdann?" So viel ist gewiß, daß ihr Glück an Vielem irre machte, daß Volk und Regierung ungewiß ward, und daß Marlborough kaum hätte kälter in Paris empfangen werden können als Villars, der Beschützer vor ihm. Die Friedensverhandlungen wurden erst dann ernsthaft, obgleich sich die französische Regierung erbot *), zur Entthronung Philipp V. in Spanien Geld und freien Durchzug für die verbündeten Truppen zu geben, als die Verwaltung in England von den Whigs an die Torys kam (nach dem Aug. 1710), und die Familie Marlborough die Gewalt verlor (1711). Es war der Abbé Gautier, Almosenier des französischen Gesandten zu London, während des Krieges unter dem Schutze der katholischen Gemahlin des Grafen Jersey dort geblieben, und der Graf beauftragte ihn mündlich, dem Könige Louis XIV. wissen zu lassen, daß die neuen Minister Frieden schließen wollten, es aber nicht für sich, ohne Zuziehung Hollands, thun könnten; daß der König dort die Verhandlung eröffnen möchte, welche dann von englischer Seite zum Schlusse ge-

*) Gertruydenberg, i. J. 1710. Die französischen Gesandten beklagten sich in ihrem letzten Schreiben auch über die Schmähschriften, welche unter ihren Augen verbreitet worden; zum Theil kamen diese aus Frankreich selbst, z. B. von Sandras de Courtils.

bracht werden sollte. Gautier ging nach Paris (Jan. 1711) und begann mit Torcy zu unterhandeln: „Wollen Sie", sprach er, „Frieden, so bringe ich Ihnen die Mittel, ihn einzuleiten und unabhängig von den Engländern zu schließen". Torcy nahm das Anerbieten auf wie ein Kranker, dem Heilung von einem alten und gefährlichen Uebel verheißen wird. Er trug es im Rathe vor. Gautier brachte die Wünsche und Bedingungen, mit England allein zu verhandeln, nach London und kam mit dem englischen Gesandtschaftssecretair *) beim ryswiker Frieden zurück. Dieser forderte die Abtretung von Gibraltar, Port Mahon und vier südamerikanischen Plätzen, oder mit anderen Worten, die Handelsherrschaft im Mittelmeere und über Amerika. Der französische Hof sollte sich darüber bestimmt erklären, wich aber dadurch aus, daß er den Sitz der Verhandlung nach London verlegte und dahin den pariser Geschäftsführer des Handelsstandes zu Rouen, Menager, abgehen ließ. Die Friedensverhandlung nach dem schwersten Kriege erhielt ein ganz kaufmännisches Ansehen. Statt der vier südamerikanischen Plätze forderten die Engländer, und ihr geistreicher Bolingbroke für sie, den dreißigjährigen Alleinhandel mit Sklaven im spanischen Amerika, und den begünstigtesten Handel in Spanien. Französischerseits verpflichtete man sich, diese Forderung zu unterstützen; aber den ausschließlichen Stockfischfang bei Newfoundland wollte man nicht zugestehen und erhielt auch endlich Theilnahme daran. Als Dieses unterzeichnet war (8. Octbr. 1711), unterzeichnete man noch

*) Die Reise des englischen Gesandtschaftssecretairs ward durch den Zollbeamten bekannt, und Marlborough gab dem kaiserlichen Hofe davon Nachricht.

zwei andere Uebereinkünfte, den Herzog von Savoyen und allgemeine Friedensvorschläge betreffend. Bolingbroke sagte Menager beim Schlusse: „Wir wollen den Frieden aufrichtig, aber wir müssen zugleich die Anständigkeit gegen unsere Verbündeten beobachten. Dazu gehört, daß wir dem Kurfürsten von Hanover sofort erklären, die protestantische Erbfolge in England werde aufrechterhalten werden. Wir müssen auch dazuthun, daß Holland und Deutschland eine sichere und angemessene Barriere bekommen. Für Frankreich ist nöthig, daß es zugleich fest und nachgiebig sei: fest gegen Holland wegen der Zugeständnisse an England; nachgiebig in einigen anderen Zugeständnissen für den allgemeinen Frieden". — Ueber diesen letzteren eröffneten sich die Verhandlungen zu Utrecht (29. Januar 1712) mit einer glänzenden Rede des englischen Gesandten und einer ebenso rednerischen Erwiederung des (Cardinals) Polignac. Während darauf die verbündeten Höfe die französischen Vorschläge mit Gegenvorschlägen zurückwiesen und, statt der darüber geforderten schriftlichen Erklärungen, nur mündliche erhalten sollten, beschloß das englische Oberhaus, der Königin Anna seinen gerechten Unwillen über die französischen Vorschläge zu Utrecht zu erkennen zu geben, zu deren Annahme nur Feinde des englischen Thrones und Volkes rathen könnten. Die Königin brachte darauf Vorschläge von ihrer Seite an beide Häuser (17. Juni 1712), welche zwar hart getadelt wurden, denen aber doch der Abschluß eines zweimonatlichen Waffenstillstandes mit Frankreich folgte (22. Juni 1712). Die Holländer, in Erbitterung über diesen Rücktritt Englands und die dadurch veranlaßten Fortschritte des Marschalls Villars, wollten den Congreß aufheben, und die französischen Gesandten sollten

abreisen; Polignac aber entgegnete auf diesen Antrag: „Nein, meine Herren, wir bleiben hier und verhandeln bei Ihnen, über Sie und ohne Sie". Doch ruhten die Verhandlungen sofort in Utrecht; dagegen kam Bolingbroke nach Paris und vereinigte sich mit Torcy über den Grundriß des Friedens. Man war schon, nach den künstlichsten Wendungen, übereingekommen, daß die Kronen von Frankreich und Spanien nie vereinigt, und die Verzichtleistung des Königs Philipp V. auf den französischen Thron eine Friedensbedingung sein sollte; desgleichen sicherte man nun dem Herzoge Victor Amadeus die Krone von Sicilien und die Erbfolge in Spanien zu. Hiernach wurden binnen zwei Monaten die Friedensschlüsse zu Utrecht entworfen und unterzeichnet (31. März 1713). In dem Frieden mit England erkennt Louis XIV., bei der Verpflichtung seiner Ehre und seines königlichen Wortes, die Erbfolge des Kurfürsten von Hanover in England an und will die Person, welche nach dem Tode Jakob II. den Titel König von Großbritannien angenommen, nie wieder nach Frankreich kommen lassen. Die Festungswerke von Dünkirchen werden geschleift; die Hudsonsbai, Newscotland abgetreten, und auf Newfoundland verbleibt den Franzosen nur das Recht, Fischerhütten zu haben. Im Falle eines Bruches haben die beiderseitigen Unterthanen das Recht, ihr Eigenthum aus dem feindlichen Gebiete fortzuschaffen. Zugleich ward ein Handelsvertrag auf den Fuß der Gleichmäßigkeit zwischen ihnen, und der Gleichstellung mit den begünstigtesten Fremden geschlossen, wodurch das Abzugsrecht (droit d'aubaine) aufgehoben, der unbetheiligte Handel nach Feindes Lande freigegeben, der Grundsatz: freies Schiff, freies Gut, angenommen, und

die Ausnahme davon: Ladung von Kriegsbedürfnissen, durch deren namentliche Aufführung bestimmt wurde *). Mit Portugal kam Frankreich, unter englischer Gewähr, überein, daß beide Ufer des Amazonenflusses unter portugiesischer Hoheit stehen, von Cayenne dorthin nicht gehandelt werden sollte, und ebenso wenig umgekehrt. Desgleichen mit dem Könige in Preußen, daß er als solcher und als Landesherr von Neufchatel anerkannt und ihm Obergeldern abgetreten werde. Auch mit dem Herzoge von Savoyen ward eine Uebereinkunft getroffen, und er erhielt eine kleine Grenzerweiterung

*) Art. 18—20. All und jeder Unterthan der Königin von England und des Königs von Frankreich kann in völliger Freiheit und Sicherheit, ohne die Eigenthümer der geladenen Waaren zu unterscheiden, von welchem Hafen es sei, nach den Orten der Landesherren schiffen, welche schon im Kriege mit England oder Frankreich begriffen sind, oder darein zu treten sich anschicken. Ebenso ist es gedachten Unterthanen und Einwohnern erlaubt, mit denselben Schiffen und Waaren in derselben Freiheit und Sicherheit von den Orten, Hafen und Rheden Derer zu schiffen und zu handeln, welche die Feinde des einen oder anderen Theiles sind, ohne die geringste Widerrede und Behinderung; und nicht blos von gedachten feindlichen Plätzen nach unbetheiligten Plätzen, sondern selbst von einem feindlichen Platze nach dem anderen, er mag unter der Hoheit desselben oder verschiedener Landesherren liegen. Und wie schon in Betracht der Schiffe und Waaren bestimmt ist, daß freies Schiff freies Gut mache, und daß Alles frei sein solle, was sich auf den Schiffen der Unterthanen des einen oder anderen Befreundeten befindet, wennauch die ganze Ladung oder ein Theil davon den Feinden der einen oder anderen Majestät gehört, mit Ausnahme des in den folgenden Artikeln bestimmter verbotenen Gutes: so ist man auch übereingekommen, daß dieselbe Freiheit sich auf die Personen erstrekken soll, welche sich am Bord der freien Schiffe befinden, die folglich, wenn sie auch Feinde des einen oder anderen Theiles sein werden, aus dem freien Schiffe nicht genommen werden können, sie müßten denn Militairs und im Dienste der Feinde sein.

gegen Frankreich, sowie Sicilien und das Erbfolgerecht in Spanien. Die Holländer unterzeichneten einige Tage später (11. April 1713), da sie sahen, daß England und Frankreich auf ihrem gemeinschaftlichen Beschlusse fest beharrten; sie bekamen die Niederlande, um sie an Oestreich, jedoch nach und mit Bestimmungen zu übergeben, wodurch dieselben ihnen fortdauernd zur Barriere und Sicherheit dienten; sie bekamen ferner einen Handelsvertrag auf 25 Jahre, und darin die Begünstigung ihres Zwischenhandels zwischen Frankreich und der Levante, sowie mit den Landen, mit welchen Frankreich in Krieg gerathen könnte. Man beschränkte die verbotenen Waaren blos auf Waffen und Effecten zum unmittelbaren Kriegsgebrauche, doch unter Hinzurechnung von Lebensmitteln für belagerte, gesperrte und umstellte Städte. Der kaiserliche Gesandte unterzeichnete den Vertrag nicht, welchen England und Frankreich für ihn abgeschlossen hatten, und wonach Louis XIV. Altbreisach, Kehl und Landau herausgeben, Oestreich die Niederlande, Mailand, Sardinien und Neapel haben sollte. Man zog einen neuen Feldzug vor. Aber Eugen war gegen Villars nicht glücklich, und Beide erhielten Vollmacht, den Frieden zu unterhandeln. Sie machten keine Umstände. Eugen meinte, die beste Feinheit wäre, keine zu haben, und theilte Villars Das mit, worauf man zu Wien als entscheidend über Krieg und Frieden bestand. Villars berichtete an den Kriegsminister darüber und machte Eugen mit dem Inhalte der Antwort bekannt. Hierauf schlossen sie ab (6. März 1714), während Torcy kaum darum wußte: in der Hauptsache auf die obenerwähnten Bedingungen, welche Frankreich von England angenommen hatte, und die es durch seine günstigere

Kriegslage für sich — Landau verblieb ihm — und für die Kurfürsten von Baiern und Cöln günstiger machte. Auf dem Congresse zu Baden ward dann, nach dreimonatlichen Verhandlungen, fast wörtlich abgeschrieben, was von ihnen abgeschlossen worden war (7. Septbr. 1714).

Frankreich hatte einen Sturm bestanden, der es zu entwurzeln drohte; es hatte ihn ruhmvoll bestanden, weil es sich aufrechthielt, und weil es einen Zweig seiner königlichen Familie nach Spanien verpflanzte. Aber der Krieg hatte Oestreich intensiv vergrößert: der Frieden gab ihm einen Länderzuwachs, wodurch es reicher an Menschen und Kriegsmitteln als Frankreich ward und auf dasselbe zugleich von Italien, dem Rhein, und den Niederlanden aus drücken konnte. Die deutschen Staaten mußten der Bewegung des östreichschen Reiches folgen, da sie nun in der Mitte seiner Lande lagen, und sie konnten, bei dieser Richtung, unter die Staatsherrschaft von Frankreich nicht mehr so leicht fallen, als die sicherste Vorbereitung dazu, die Herrschaft französischer Sprache, Sitten und Wissenschaft unter ihrem ersten Stande, erwarten ließ. Auch in dem kaum möglichen Falle, daß Oestreich selbst sich Fesseln anlegen, die Volksbildung, den Gebrauch des Verstandes in seinem herrlichen Lande unterdrücken und verderben sollte, war doch das Erobern für Frankreich in Deutschland und Italien schwerer geworden. Die Franzosen hatten sich durch zwecklose Grausamkeiten im Kriege verhaßt gemacht; alle ihre Nachbarn wollten wider sie Barrieren haben und machten daraus einen Gegenstand ihrer Friedensverhandlungen und Friedensarbeiten. Holland war in dieser Rücksicht mit Oestreich und mit dem sich erhebenden

Preußen verbunden, und England konnte das deutsche Interesse nicht fallen lassen, ohne das Interesse seines Königs, als Kurfürsten von Hanover, fallen zu lassen. Frankreich hatte in Savoyen eine stärkere Grenze und einen König zu bekämpfen, und griff es Oestreich in Italien an, so war es dort fern von seinen Festungen und Hülfsmitteln, Oestreich aber mitten unter den seinigen. Frankreich hatte auch schon die Erfahrung gemacht, daß es auf spanische Hülfe nicht rechnen könne. Spanien hatte nichts für sich selbst, für die Rettung seines Reiches gethan, und die Bourbon's verlernten dort schnell ihre Muttersprache. Frankreich hatte nur die Ehre von ihrer Thronerhebung, und die Pyrenäen schieden es nach wie vor von Spanien ab. Es hatte nach einem vorherrschenden Reiche auf dem festen Lande gestrebt und war nicht dazu gekommen. England dagegen erhob sich als entscheidende Macht; es hatte Frankreich gedemüthigt und ihm den Frieden gegeben. „Sie konnten uns verderben, warum thaten Sie es nicht?" fragte der Herzog von Feuillade, und Bolingbroke antwortete: „Weil wir es konnten". England suchte im Frieden keinen Landerwerb, aber es nahm, was den Ländern Werth giebt und, wie man damals glaubte, allein Werth giebt, ihre Handelsausbeute, und es gab dazu seiner nun herrschenden Flotte neue Stützpunkte in Europa und Amerika. So ist der utrechter Frieden ein englisches Seegesetz und eine Festungsordnung, wodurch Frankreich in seiner Bewegung landwärts von Oestreich, und seewärts von England, mit gemeinschaftlichem Interesse, beschränkt ward.

Die Franzosen kamen aus dem Kriege mit dem Gefühle zurück, sich im Unglücke nicht aufgegeben zu haben,

stärker als jeder ihrer Feinde und die Sieger in Deutschland zu sein. Wie der siebzigjährige König an die Spitze des geschlagenen Heeres sich hatte stellen wollen, wie das Alter, das der männlichen Tugend verderblicher ist als der weiblichen Schönheit, seinen Hoheitssinn nicht brach, wie er sich aufrechthielt, als Sohn und Enkel vor ihm in das Grab sanken, — eine solche Haltung, solcher Ernst und Stolz war in dem Volke. Die Franzosen hatten mit großer Kraft, oft in einer Masse von 300,000 Mann versammelt, ihren Boden vertheidigt und zugleich das Reich ihrer Wissenschaft verherrlicht. In ihrer Einbildungskraft glaubten sie sich dem Ideale nahe, und Franzose sein, französisches Betragen, französische Wissenschaft galt ihnen für das Höchste. Ihre Schriftsteller schmeichelten dieser Phantasie, keiner enttäuschte sie darüber. Sie strebten mit ihrer, im Kriege höchst aufgeregten, Kraft vorwärts und wurden darin nach Außen durch den Frieden, auf die beschriebene Weise, beschränkt. Sie erkannten diese entfernte Beschränkung weniger als die näheren, die inneren Behinderungen. Der König hatte zugleich Greise und Jünglinge, die Enkel seiner ersten Minister um sich *) und wollte, wie er sagte, die jungen Minister nach seiner Hand ziehen, sie selbst bilden. Er konnte es nicht. Da er durch drei Menschenalter regierte, so kam er in eine fremde Welt; und es ging in der Verwaltung wie in seinem Hause: die Gewalt ging von seinen Zeitgenossen nicht auf die Söhne sondern auf die Enkel über. Sein Hof alterte mit ihm, oder nahm doch das

*) König Wilhelm III. von England sagte von Louis XIV.: „Er ist das Gegenbild der übrigen Fürsten: er hat junge Minister und alte Liebchen".

Ansehen des Alters an, und er als Greis zog die Jünglinge den Männern vor, die mit jugendlicher Gewandtheit sich in seinen Geist versetzten, die Geschäfte aber sich leicht machten. Die Regierung, in zu alten oder zu jungen Händen und in der vorherrschenden Hand des Kriegsministers, war sich nie gleich, aber immer hart und scharf, und hart, meinte der Canzler le Tellier, müßte besonders der Finanzminister sein. Die jungen Minister beförderten ihre Zeitgenossen und ließen zwanzigjährige Jünglinge Regimenter und die wichtigsten Aemter kaufen. Ihre Geschäftsmänner in den Bureau's verwalteten ohne Leitung nach eigenem Willen, machten ein jeder für sich aus seinem Dienst ein Geheimniß, um denselben dadurch auf die Ihrigen zu vererben *); und man hatte alle Nachtheile der einheitlichen Verwaltung, die Bureaukratie, ohne ihre Vortheile. Von der Verwaltungsgewalt war die letzte Spur des landständischen Wesens verschwunden, und die Regierung hatte keinen Vertreter des Landesinteresse's, keinen Minister des Inneren in sich, welcher, nach seinem Berufe, bei den Menschenforderungen des Kriegsministers und den Geldforderungen des Finanzministers auf Schonung gedrungen hätte. Man mußte dabei allerdings auf Herkommen, auf Adel und Geistlichkeit Rücksichten nehmen; aber die Hauptrücksicht war Furcht vor Aufruhr. Die Finanzen geriethen in fürchterliche Verwirrung. Kopfsteuer und eine Abgabe von 10 Procent des Einkommens halfen nicht, weil die Provinzen zu sehr fühlten, was Paris und der Hof ihnen koste,

---

*) Es gab Dechiffrirfamilien aus der Zeit Louis XIV. noch zu unserer Zeit.

und, mit Hülfe ihrer Obrigkeiten, sich die Last möglichst erleichterten, auch Widerstand befürchten ließen. 6 Millionen für verkaufte Adelsbriefe waren, dem Werthe nach, weit mehr erkaufte Steuerfreiheiten und hatten Mishelligkeiten zur Folge, die zur allgemeinen Enregistrirung der alten und neuen adeligen Familien und zu einer kleinen Einnahme von den Siegeln mit adeligem Wappen führten. Eine große Einnahme gewährte vorübergehend die fast bis zum Doppelten getriebene Erhöhung des Nennwerthes der Münze (40 Livres auf die Mark fein), aber sie vermehrte die Verluste und die Verwirrungen. Dasselbe geschah durch die Ausgabe von Schatzscheinen, ohne dieselben bei den öffentlichen Kassen anzunehmen. Staatsanleihen waren, bei der entwertheten Staatsschuld, nur mit ungeheuren Opfern zu erlangen, die öffentlichen Kassen waren leer, die Staatseinnahmen auf vier Jahre in Voraus erhoben, und die Staatsausgaben unbezahlt. Paris seufzte, und die Provinzen jammerten. Aus den mishandelten Provinzen hatte sich der hohe Adel nach Paris gezogen, und so gingen aus ersteren nicht blos die Steuern, sondern auch die Grundzinsen dahin. Zu Paris war neben ungeheuren Reichthümern ein dürftiges Wesen, wegen Verlegung der Hofstätte nach Versailles; in den Provinzen fehlten, mit Ausnahme der Handelsstädte, die Reichthümer, und die Bauern waren im bettelhaften Zustande. Vieles Land ward und blieb wüste, und reisende Franzosen bewunderten desto mehr, wie so schnell Mannheim, Heidelberg und das Land umher nach der Kriegsverwüstung wieder aufgeblüht wären. Es verfiel in den Provinzen manche früher gestiftete Anstalt, und der Stiftungsgeist verschwand, weil man mit Dem nicht wett-

eisern konnte, was Paris hatte. Aber auch die königlichen Anstalten sanken: die Flotte war in Verfall; das Heerwesen, die Einübung, die Verpflegung und der Gebrauch der Truppen auswärts besser als in Frankreich geworden; und der Bau der Heerstraßen blieb unvollendet. Verlassene Bauten lagen zu Paris gleich Trümmern vergangener Größe. Die Regierung fühlte, wie sehr der englische Handel gegen den französischen im Vortheile war; doch zugleich, wie vorsichtig sie sich benehmen mußte, um England nicht zu reizen. „Der Handel Frankreichs in Portugal", heißt es in der Anweisung für den dortigen Gesandten, „hat nicht blos durch Unterbrechung während des Krieges, sondern überdies durch Vermehrung des englischen Handels in diesem Lande gelitten. Sr. Majestät ist sehr entfernt, das Mindeste zu thun, was das gute Vernehmen mit England stören könnte, glaubt aber, daß er gerechten Grund zur Beschwerde nicht gebe, wenn der Gesandte den französischen Handel auf den alten Fuß herzustellen und die Rücknahme der Handelsbegünstigungen, welche England zum Nachtheile Frankreichs dort erlangt, zu betreiben sucht". Letzteres glückte nicht, und dort wie überall kam der französische Handel gegen den englischen noch mehr in Nachtheil. Selbst in China ging die Gunst verloren, welche die Missionaire, französische Jesuiten, durch Fügsamkeit in die chinesischen Sitten und durch Dienstleistung als Aerzte, Rechenmeister, Feldmesser, Glasschleifer, Maler, Drechsler, Uhrmacher, Stückgießer erworben hatten, weil sie dort von den Dominikanern angefeindet wurden, und die französische Regierung nicht sorgte, daß der Streit beigelegt ward. Letztere war selbst mit Glaubensstreitigkeiten zu sehr beschäf-

tigt und überließ den Handel sich selbst. Derselbe war verwaist, weil er eine kräftige Landwirthschaft nicht zur Seite hatte, und er war in der verderblichsten Verbindung, weil er die Verwickelung mit den Geldgeschäften des Staates und dessen ungeheurem Schuldenwesen nicht vermeiden konnte. König Louis XIV. ließ sich herab, die pariser Geldwechsler zu liebkosen und zu bitten, und sie gaben ihm mehr als sie konnten. Ihre Häuser stürzten. So traute man nur den Kaufleuten, welche mit der Regierung nicht verwickelt waren, und in der Furcht vor dieser entbehrte der Handel seiner größten Hülfsanstalt, der Bank. Es hatte indeß der Kaufmannsstand eine zu feste Stellung und zu große Vortheile, um zu fallen; vielmehr hob er sich, und dazu trug besonders seine vermehrte Ausbeute in Spanien bei. Wie er, so hob sich Alles, was unabhängig von dem Schatze und einigermaßen selbständig war. Die überreiche Kirche besaß herrliche Bildungsanstalten, in der hohen Geistlichkeit Männer von dem feinsten Geschmack, der höchsten Wissenschaftlichkeit, den edelsten Sitten, und in der niederen Geistlichkeit zum Theil Solche, die Jenen glichen, im Allgemeinen bäuerlich einfache, aber gebildete Leute. Die innere Trennung des geistlichen Standes und sein theilweiser Bruch mit dem geistlichen Ministerium ist schon erzählt. Der Rechtsstand hatte seinerseits die Rechtsideen entwickelt, und die französische Rechtsgeschichte vor Augen; er entfernte sich auf beiden Wegen von der Regierung, welche die Unterthanen und ihr Eigenthum schützen sollte und sich über Beides Willkür erlaubte. Der Rechtsstand, die Parlemente, Advokaten und Notare hatten große Einkünfte, unabhängig von der Regierung, und der gesammte Rechtsstand war,

ohne den Namen zu haben, eine mächtige Körperschaft, die kaum der gallikanischen Kirche nachstand. Als er sich mit der Regierung in Widerspruch setzte, geschah es mit großem Beifalle von Seiten des wohlhabenden, kräftigen Landadels, und der gebildeten Bürger. Die öffentliche Meinung verbarg ihre Stärke noch, aber nicht mehr ihre Richtung. Die Worte, wodurch Molière den Heuchler verächtlich macht, Corneille vom Wüthrich abschreckt, Bossuet Gott allein die Ehre und Majestät giebt, Flechier für Menschenliebe, Menschenwürde einnimmt, la Fontaine Staatsgebrechen in der Fabel schildert, und Fénélon, ohne sich deutlich auszusprechen, auf den Freistaat hindeutet: — diese Worte, die Anspielungen der Dichter und Redner auf den französischen Zustand waren in dem Munde aller Gebildeten, Anklänge davon in jeder Gesellschaft, und kein Unterschied zwischen der Schrift- und der Umgangssprache. Die Männer sprachen zum Theil eben so schön als sie schrieben, und das Gefühl, die Stimmung, worein sie die Andern versetzten, brauchte sich bei Diesen nur der vollendeten Sprache zu überlassen, um sich voll und wohlklingend auszudrücken; und selbst Handwerker wurden glückliche Dichter, wie der Tischler Billaut. Man sagte mehr als man schrieb; im Schreiben beobachtete man den Hofanstand und huldigte dem Könige, doch allmälig mehr dem Könige der Idee als dem König im versailler Schlosse. Während seiner glänzenden Zeit empfing der König auch aus dem übrigen Europa schriftstellerische Huldigung. Er ließ Verzeichnisse von den namhaftesten Gelehrten entwerfen, und Colbert sandte ihnen, mit höflichen Schreiben, Geschenke und Gehaltsverwilligungen; aber die berühmtesten Schriftsteller wurden oft

die Feinde des Königs. Es läßt sich nicht verkennen, daß anfangs die dichterische Stimmung selbst auf die Regierung nicht ohne Einfluß war. Später änderte sich Das, und Racine soll es sich zu Gemüthe gezogen haben, daß der König eine Schilderung von dem Volkselende, die von ihm verfaßt und von Frau v. Maintenon, auf sein Bitten, überreicht worden war, übel aufgenommen hatte. Es fehlte Vielen unter den Großen und selbst einem schlichten Prediger nicht der Muth, dem Könige die Wahrheit hören zu lassen, aber die Schmeichler übertäubten ihn, und er selbst mußte den Lobpreisungen steuern. So verbat er sich Inschriften von der Akademie, wie „der wundervolle Rheinübergang" und dergl. m. Er rief, und für seine Huldigung ward die Kunst zu ihren höchsten Leistungen aufgerufen; aber nicht, daß sie Hand in Hand mit der Natur, sondern daß sie im Kampfe mit ihr, ein Herold seiner Großherrlichkeit, eine Zauberin erschiene. Er hatte den Wunsch geäußert, ein Gehölz fällen zu lassen; alsbald ward er dahin geführt, und wie er im Gespräch über das misfällige Gehölz die Aeußerung wiederholte: „Es soll umgehauen werden" — siehe! da wankten plötzlich die Bäume und stürzten zusammen. In einer unwirthbaren Gegend lag ein Jagdhaus, bei dem öden Flekken Versailles; und die Gegend ward zum unabsehbaren Park *) mit springenden Gewässern, hohen Baumgängen, üppigen Fluren und freundlichen Dörfern, das Jagdhaus zum glänzendsten Schlosse, der Flecken zu einer prächtigen Stadt

*) Als Le Notre dem König einst seine neuen Anlagen zu Versailles zeigte und von ihm ein Geschenk (mehrmals von 4000 Louisd'or) nach dem anderen erhielt, sagte er: „Sire, ich zeige Ihnen nichts mehr, um Sie nicht zu Grunde zu richten".

von 100,000 Einwohnern. In dem ersten Werden *) dieser Hofstätte, worauf die Künste und die Schätze Frankreichs als auf sein höchstes Werk verwendet wurden, begab sich der König mit 600 Herrschaften dahin, welche sammt ihrem Gefolge auf seine Kosten dort lebten. Er hielt im Schmucke des blitzenden Krongeschmeides ein Ringstechen; die Königin und die Frauen im kostbarsten Staate saßen auf gekröntem Siegesbogen. Bei den Tafeln warteten die Bedienten als Schäfer und Winzer auf, von wandernden Bergen stiegen die Feldgötter und die Jagdgöttin mit ihrem Gefolge und brachten ihre Gaben. Es wechselte Gesang und Spiel. Plötzlich erhob sich eine Bühne. Die Gesellschaft, die Gegend schwamm in dem Meere des Lichtes von 500 Kron- und silbernen Arm-Leuchtern, und von 4000 Fackeln. Schnell wie die Tage folgten Jagden, Masqueraden, Ballete, Concerte, Schauspiele auf einander, wobei der Hofnarr auch noch nicht fehlte. Der Hof nahm selbst an dem Tanz und Spiel auf der Bühne Theil, und die Dichter berechneten ihre Schauspiele auf ihn; Racine sein Trauerspiel Esther auf die weibliche Erziehungsanstalt der Frau v. Maintenon zu St. Cyr. Die Musik nahm dieselbe Richtung; Lully erfand die Menuet, und der König tanzte zuerst nach seiner Musik. Zwar ward dieser Lully, indem er die Opern von Quinauld componirte, der bildende Meister im Recitativstyle, aber die Musik wagte sich so wenig in die höchsten Gefühle mit eigenem Schwunge wie sich die Philosophie an die freieste Gedankenschöpfung wagte. Le Brun malte unter den Augen des Königs sein berühmtes Meisterwerk: Alexander's Besuch bei

*) Im J. 1664. Der Anfang des Baues geschah i. J. 1661.

der Familie Darius, großartig und prunkvoll nach dem herrschenden Geschmacke. Lebendige Bilder von diesem Geschmacke waren Alle, die den König umgeben; selbst die Bedienten nahmen ein vornehmes Wesen an. Die Gesetzgebung über Rang und Würden und Ehrenbezeigungen rastete nicht. Man aß bei Hofe an 12 stufenmäßig geordneten Tafeln, und alle Fremden wurden dazu nach Rang und Würden geladen. Man aß noch schlecht; das deutsche Gericht, gebratene Bücklinge, war ein Lieblingsessen des Königs. Die Unterhaltung war oft nicht besser, da der König nicht launig, die Frauenzimmer aber, auf Kosten der Gäste, muthwillig waren; und es fielen unter der Hand auch Unanständigkeiten vor. Die Hoffräulein wurden durch Hoffrauen ersetzt, weil ihre Neigung zum Frauenstande zu sichtbar ward. Es wimmelte Alles voll Galanterien und Liebesabenteuern. Die Zärtlichkeit des Königs zu seines Bruders Frau, des Herzogs von Orleans zu seiner eigenen Tochter ward verdächtig, und für die Geliebte Louvois's wurde eine neue Hofstelle bei der Königin gestiftet. Als man unter den Augen der Frau v. Maintenon mit den Galanterien zurückhaltender sein mußte, trieb man es mit dem hohen Spiele desto wilder. Es ward bei dem geräuschvollsten Prunke des Hofes doch zugleich still und geheimnißvoll, man flüsterte von dem verderblichen Geschäftseinflusse der Frauen in Frankreich und von dessen völliger Entfernung in England (wo ihn zuletzt die Herzogin von Marlborough gehabt hat), von den Rechten des englischen Adels, von Frankreichs Unglück, von fürchterlichen Verbrechen. Der König ward düster, er alterte und wollte es verbergen, er fühlte sich unglücklich und wollte glücklich scheinen. Er blieb jener Fürst, bei dessen

Anblick ein tapferer Officier bebte und, statt seiner Bitte, endlich nur die Worte hervorbrachte: „Ich zittere vor Ihren Feinden nicht so". Dem tiefverschuldeten Herzoge von Rochefoucault sagte der König: „Warum sprechen Sie mit Ihren Freunden nicht"? und endigte seine Geldverlegenheit. Er hörte, daß Villiers Alles zu Versailles laut tadelte und fragte Denselben alsbald: „Hat diese neue Anlage das Glück, Ihnen zu gefallen"? — „„Nein"". — „Andere sind damit nicht so unzufrieden". — „„Das kann sein, Jeder hat seine Meinung"". Und der König sagte lächelnd: „Man kann nicht Jedermann gefallen". — Er stand furchtlos an seinem Hofe, obgleich mit Meuchelmorde bedroht. Man warf sich nicht mehr Dolche zu, aber man mischte Gift; diesem Gift und dem Herzoge Philipp von Orleans ward die Todesverheerung im königlichen Hause Schuld gegeben. Der König fiel in heftige Zuckungen, aber zeigte sich öffentlich als Herrn seines Schmerzes und war gegen den Herzog von Orleans freundlich. Man forderte von ihm neue Verfolgungsbefehle wider die Jansenisten, und er sagte: „Ich habe lange und vergeblich Euch zu versöhnen gesucht; nun überlasse ich es Gott". In Sorgen und in Gram ging er dem Tode, auf den die Hauptstadt und Frankreich harrten, mit Festigkeit entgegen.

Die Hauptstadt und Frankreich, in ihrer Kenntniß von dem Hofe und in ihrer steigenden Misstimmung über die Regierung sowie über den König, hatten ihre Hoffnung auf den guten Herzog von Bourgogne gesetzt, und der König hatte den lieben Enkel schon bei seines Vaters Lebzeiten gewähren und dann (1711) die Minister mit ihm, dem Dauphin, arbeiten lassen. Die Minister, den Dauphin an

ihrer Spitze, hatten sich und die Regierung nun auf eine ganz andere Weise der Frau von Maintenon und dem Beichtvater entzogen, als sie schon zuvor dadurch zu thun gesucht, daß sie nur das Unerläßlichste vor den König brachten und zur Entscheidung der übrigen Geschäfte für sich Ministerrath hielten. Da starb plötzlich der Dauphin (18. Febr. 1712); seine Gemahlin, sein ältester Sohn waren wenige Tage zuvor in die Gruft gesenkt, und sein jüngster Sohn (Louis XV.) schwebte in Todesgefahr. Ein Arzt urtheilte, das Fleckfieber, das als Seuche in Frankreich wüthete, habe den Dauphin getödtet, die andern fanden die Krankheit unerklärlich. Frankreich schrie auf. Es ward eine große Betrübniß; die Giftmörder, die Giftkammer waren in frischem Angedenken, und plötzlich ging das Gerücht, der Herzog von Orleans habe den Dauphin vergiftet. Der pariser Pöbel tobte auf, der Herzog von Maine sprach davon am Hofe, und Frau v. Maintenon mit dem Könige. Wer den Secretair des Herzogs von Orleans durchschaute, konnte ihn wol eines solchen Verbrechens fähig halten. Es war der Sohn eines Apothekers, Namens Dubois, aus Limousin, ein kleines scheinheiliges Männchen vom feinsten Ton, ausgebreitetem Wissen, und, ungeachtet seines Stotterns, Meister in der Kunst, zu unterhalten und einzunehmen. Er hatte sich, als Lehrer des Herzogs, das große Verdienst erworben, ihm Geschmack an den Wissenschaften eingeflößt und seine Begriffe zur Klarheit gebracht zu haben; er hatte ihn aber zugleich insgeheim zu Kirchenspötterei und Ausschweifung geleitet. Der Herzog war mit den wildesten jungen Leuten und mit den englischen Gefangenen befreundet; er hatte versuchen wollen, die spanische Krone für sich

aufzunehmen, als sie dem Könige Philipp V. zu entfallen schien. Er hatte einen Chemiker im Dienst und nahm wol selbst den Tiegel in die Hand. Dieses und Mehres konnte verdächtig gemacht werden. Dawider sprach indessen das ritterliche Wesen des Herzogs, der sich den König Henri IV. zum Vorbilde genommen hatte, der den Abbé Dubois verächtlich, seine zügellosen Genossen, die sogenannten lieblichen Galgenvögel (aimables roués) sehr vornehm behandelte, der überall und am Hofe durch Aergerniß der Heuchler und Frömmler seine Lust haben wollte, und der nichts mit Ernst nahm und trieb. Er war über das Gerücht außer sich und forderte gerichtliche Untersuchung und seine Verhaftung. Der König erließ den Befehl dazu und nahm ihn wieder zurück. Als aber auch der Herzog von Berri plötzlich starb (1714), und in seinem Hause Niemand übrig war als der vierjährige Louis (XV.): verordnete er, daß der Herzog von Maine und der Graf von Toulouse (Söhne der Frau v. Montespan) die Rechte der Prinzen vom Geblüt in Rang und Thronfolge, doch nach ihnen, haben sollten; und er schloß in seinem letzten Willen *) den Herzog von Orleans zwar nicht von der Regentschaft aus, beschränkte sie aber auf den bloßen Vorsitz im Regentschaftsrathe, indeß der Herzog von Maine die Obhut über den minderjährigen Louis XV., die Hofverwaltung und den Oberbefehl über die Haustrup-

*) 2. Aug. 1714. An demselben Tage enregistrirte das Parlement die Verordnung über das Thronfolgerecht des Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouse. Die Verordnung vom 23. Mai 1715 bestätigte die frühere Verordnung und gab ihnen gleichen Stand und Rang mit den Prinzen vom Geblüt. Valincourt sagte indeß zum Grafen Toulouse: „Ich fürchte, daß aus der Krone nach ihren verblühten Rosen eine Dornenkrone wird".

pen haben sollte. Diese Anordnungen und die bekannte Gemüthsart des Herzogs von Maine, der die eigene Mutter nicht geschont, und über welchen Frau v. Maintenon noch immer Gewalt hatte, erregten große Besorgniß. Der Schaden, welchen der Herzog von Orleans von den Gerüchten gehabt, er habe den Dauphin, und seine Tochter ihren Gemahl, Berri, vergiftet, ward in Verbindung mit den Vortheilen gebracht, welche dem Herzoge von Maine verliehen waren, und man vermuthete, daß der Argwohn der Giftmischerei wider Jenen und für Diesen künstlich aufgeregt und verbreitet sei. Die Vermuthung ward zu neuem Argwohne; man blickte auf alle Vorbereitungen und Schritte zur Erhebung des Herzogs von Maine zurück; man wußte, daß der König seinen letzten Willen ins Parlement geschickt hatte und kannte ihn nicht, flüsterte sich aber einige unbewachte Aeußerungen des Königs zu, woraus man das Schlimmste ahnte; man sah den König am Grabe, die Wiege seines Urenkels am Throne, und den Bastard nur noch einen Schritt davon entfernt. Es schien der fürchterlichste innere Krieg zu drohen, wenn Orleans nur Regent heißen, und Maine es werden sollte, und wenn ihr Haß glühende Funken in das gespaltene Frankreich, zwischen Constitutionisten und Anticonstitutionisten sprühen würde. Es schien der kaum geendigte äußere Krieg mit neuer Wuth zu drohen, wenn die Krone Frankreichs für Louis XV. zur Sterbekrone werden, und wenn dann der Herzog von Orleans und der König von Spanien darüber streiten sollten. Die öffentliche Meinung schwankte nicht zwischen dem Herzoge von Orleans und dem Bastarde; sie erklärte sich für den Herzog, obgleich der Argwohn noch nicht unter dem

Volke verschwunden war. Er bekam und gab in der Stille Zusicherungen, die Behörden und die Heere waren für ihn, und der Hof erwartete das Ende des sterbenden Königs nicht, um sich zu dem Herzoge zu wenden. Der König sagte, er finde das Sterben so schwer nicht wie er geglaubt, und er hoffe zu Gott, daß sein Urenkel — den er ans Herz preßte — für Frankreich mehr thun werde als er gethan. Während er es zum mächtigsten Reiche hatte machen wollen, war ihm gegenüber England das blühendste, kraftvollste geworden, und während er sein Kriegsunglück beseufzte, erschien, fern im Norden, der Heldenkönig Karl XII., keiner Wollust, den schwersten Arbeiten und den höchsten Gefahren zugethan, und zuletzt sah Louis XIV. sein eigenes Reich mit ihm und in sich selbst zerfallen. Es ward Freude in der Hauptstadt und in Frankreich bei seinem Tode (1. Septbr. 1715).

F.

Louis XV.

Von 1715 bis 1774.

An dem Morgen (2. Septbr. 1715) nach des Königs Todestage versammelten sich das Parlement, die Pairs und die Prinzen; die Garde française *) besetzte in der Stille die Zugänge;

*) Der Oberst der Garde française, der Herzog von Guiche Grammont, war von dem Herzoge von Orleans mit 600,000 Livr. gewonnen.

vertraute Officiere mit auserwählten Leuten verbreiteten sich in bürgerlicher Tracht durch die Hallen, und Dubois führte den englischen Gesandten als Zuschauer hin. Als nun die Urkunde von Louis XIV. letztem Willen eröffnet ward, nahm der Herzog von Orleans mit sichtbarer Gemüthsbewegung das Wort und sprach von seiner Berufung zur Regentschaft durch das Recht als erster Prinz vom Geblüt, und nach dem letzten Willen des Königs. Er ward zuversichtlicher, als er günstige Stimmung der Versammlung bemerkte, machte sein angeborenes Recht geltend und schloß mit den Worten: „Doch aus welchem Rechtsgrunde ich zur Regentschaft berufen werden mag, so wage ich Ihnen zu versichern, daß ich die Regentschaft durch meinen Eifer für den königlichen Dienst und durch meine Sorgfalt für das öffentliche Wohl verdienen werde; und ich bitte in Voraus, daß Sie mich dabei durch ihre Rathschläge und weisen Vorstellungen unterstützen". — Das Parlement erklärte ihn zum Regenten, nach dem Beispiele der Königinnen Maria und Anna; indeß einzelne Stimmen voll Groll wider Louis XIV. waren, andere aber, in Besorgniß vor dem Regenten, forderten, daß Demselben die Obhut des Königs und der Truppenbefehl nicht anvertraut würde. Der Herzog von Maine war zu eingeschüchtert, um kräftig zur Vertheidigung des Willens und Andenkens seines Vaters und seines eigenen Interesse's hervorzutreten, und wagte doch, aus Furcht vor seiner stolzen Gemahlin, auch nicht, zu schweigen. Er zog den Herzog von Orleans in die Stellung, in welcher Parteien und Bittende dem Parlemente gegenüber erschienen, zu sich herab, und die Verhandlung drohte sich zu verwickeln: — da rieth man dem Regenten, die Sitzung bis Nachmittag

auszusetzen, und machte in der Zwischenzeit auf die Gefahren aufmerksam, welchen man entgegengehe, wenn man dem Regenten die Gewalt über die Truppen dem Worte nach nicht gebe die er der That nach bereits habe. Sonach fand er in der wiedereröffneten Sitzung keine Schwierigkeit, als er die Versicherung gab, daß er in dem Regentschaftsrathe der Stimmenmehrheit folgen und nur frei sein wolle, um Gutes zu thun; Beschränkungen gegen übles Verfahren lasse er sich gern gefallen. Den Regentschaftsrath bildeten meist die Mitglieder, welche Louis XIV. bestimmt hatte, und der junge König blieb der Obhut des Herzogs von Maine und des Marschalls Villeroi überlassen. Er ward von Niemandem mit mehr Aufmerksamkeit und Ergebenheit als von dem Regenten behandelt und bemerkte es, so jung er war. Schnelle und große Ersparungen traten bei dem Hofstaate, den Bauten, dem Marstalle ein. Sparsamkeit herrschte bei der Todtenfeier des Königs Louis XIV., aus welcher der Pöbel jedoch eine verschwenderische Freudenfeier machte. Die Thore der Bastille öffneten sich für Alle, die nicht wegen Verbrechen verhaftet waren, und es schlich ein langer Zug bleicher Gestalten, darunter mancher vergessene Gefangene und längst verschollene Fremdling, hervor. Die neue Regierung spannte die Erwartung durch Veränderungen und erregte noch mehr die Hoffnungen durch Verordnungen. Das Büreauwesen der Ministerien verwandelte sich in sechs Rathsbehörden (15. Septbr. 1715). Der Cardinal von Noailles erhielt den Vorsitz in dem Kirchenrathe, dessen Mitglied d'Aguesseau ward, und der Regent antwortete dem Beichtvater Tellier, auf die Anfrage über seine Bestimmung: „Damit habe ich nichts zu thun, wenden Sie sich an Ihre

Vorgesetzten"; er besuchte aber Frau v. Maintenon zu St. Cyr in ihrer Zurückgezogenheit. In den Vorberathungen wegen der Regentschaft mit dem Herzoge von Orleans war es zur Sprache gekommen, ob man die Jesuiten vertreiben solle; und man hatte es den Umständen nicht angemessen gefunden. Man verwies nur Diejenigen in ihre Klöster, welche sich den Jansenisten am verhaßtesten gemacht hatten, vor Allen le Tellier, und berief dagegen die verwiesenen Jansenisten zurück. Der Kirchenrath konnte den Constitutionsstreit nicht beilegen, in welchem Noailles selbst Partei war und die Mehrzahl der Bischöfe gegen sich hatte; der Streit ward vielmehr in Schriften heftiger als je geführt. Da der Kirchenrath aber mit Schonung verfuhr, so ließ sich hoffen, daß die Sache, bei verlorenem politischem Interesse, ins Vergessen gerathen würde. Gegen die Protestanten betrug er sich, als wenn das Edict von Nantes nicht aufgehoben worden wäre. Mit solcher Geschäftskenntniß und Sorgfalt, als nun, waren die Kirchensachen noch nicht verwaltet worden. Ernennungen, wie des bescheidenen Massillon zum Bischofe, gaben dem Verdienst, ohne weitere Empfehlung, sein Recht; der niederen Geistlichkeit Ehre. Unter dem Beifalle der Frommen und Edlen und zum Erstaunen der Hofleute schlug Vittemant, der Lehrer des Königs, eine reiche Pfründe aus; während zum Gelächter und zum Aergerniß der päpstliche Nuntius als ein berüchtigter Wüstling erschien. Seine Verächtlichkeit schadete dem Ansehen des Papstes und stimmte die öffentliche Meinung noch mehr für den Kirchenrath, der weder geneigt war, von dem Papste Befehle zur Vollziehung der Constitution anzunehmen, noch ihm Anlaß zu Beschwerden zu geben. Der Rath für das

Innere nahm sich der Unterthanen mit Wärme an: es ergingen Verordnungen zum inneren freien Verkehr mit Lebensmitteln, auch zur Kornausfuhr, und zur Abstellung von Monopolien und willkürlichen Lieferungen und Auflagen; auch ward die Polizeigewalt beschränkt, da die Mitglieder des Rathes meist aus dem Parlemente genommen waren, welches seinerseits dem Polizeilieutenant d'Argenson häufig vor den Schranken scharfe Verweise gab. Der Rath für das Auswärtige sprach bei jeder Gelegenheit seine friedlichen Gesinnungen aus, und der Regent sagte zu Dubois, bei Dessen Ernennung zum Mitgliede dieses Rathes: „Aber ich bitte mir ein Bischen Rechtlichkeit aus". Der Kriegsrath, unter Marschall Villars, und der Seerath suchten mit Ernst den Unordnungen und Misbräuchen zu steuern; jener verminderte das Heer, und dieser vermehrte die Flotte. An die Spitze des Finanzrathes trat der Herzog von Noailles mit derselben Gewandtheit in Geschäften, womit er zugleich in den Gesellschaften des Regenten und der Frau v. Maintenon sich geltend machte. Man verbot bei Strafe die Erhebung irgend einer Steuer, die sich nicht auf königliche Verordnung gründete, und man verbot die Auspfändung von Ackergeräth und Ackervieh. Die Taille sollte mit Schonung für Landbau, Gewerbe und Verkehr den einzelnen Steuerpflichtigen angesetzt werden, und die Intendanten mußten über die Gründung einer gleichmäßigen Taille auf den Fuß einer allgemeinen Abschätzung berichten. Es wurden mehre Steuerzusätze und selbst die Zehnprocentsteuer aufgehoben; und Dieses sollten nur die Vorbereitungen zur Ausführung eines allgemeinen Planes sein, der die Finanzverwaltung vereinfachte, die

Hemmnisse des Verkehres wegräumte, durch beförderten Waarenverbrauch die Staatseinnahmen verbesserte und die Besteuerung nach dem unentbehrlichen Geldbedarfe des Staates zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten beschränkte. Man stellte den Grundsatz auf, daß im Nothfall eine außerordentliche Abgabe dem Schuldenmachen vorzuziehen sei, welches letztere wenigstens einen Tilgungsfonds zur Seite haben müsse, wenn es sich nicht vermeiden lasse; ferner, daß die Steuern allgemein sein müssen, und daß die Besteuerung eines Theiles der Unterthanen verhaßt und ungerecht sei; und man fing an, Steuerfreiheiten aufzuheben. Auch kam eine Bank zu Stande (Edict vom 2. u. 20. Mai 1716), welche großen Erfolg hatte und ihrem Urheber Einfluß auf die Finanzsachen verschaffte. Der sinnreiche Schotte Law hatte dem dortigen Parlemente i. J. 1705 den Plan zu einer Bank übergeben und denselben durch die Schrift „über Handel und Geld" gerechtfertigt, aber keinen Eingang gefunden; dagegen hatte er nun für ihn und seine Ausführung den Regenten von Frankreich gewonnen. Man hatte die großen Wirkungen der Bank von London vor Augen, und für englische Einrichtungen Sinn; der Regent war den Engländern günstig und für neue, großartige Ideen empfänglich. Diese hatte Law in der That, und er trug sie selbst im Französischen mit Beredsamkeit und mit den Farben seiner glänzenden Einbildungskraft vor. „Alles Geld", sagte er, „beruht auf der Meinung, welche dasselbe für Zeichen des Reichthumes gelten läßt; es ist Reizmittel zu Erwerb und Wohlstande. Wer die Meinung gewonnen hat, wer Credit hat, Der braucht ein Stück Papier, einen Wechsel, eine Banknote als Geld und verwerthet dieses Geld höher als

klingende Münze, er schafft also Geld und fördert mittelst des Geldes Erwerb und Wohlstand. Seine Bank gewann die Meinung; sie half einem Bedürfnisse des raschen Geldverkehres ab, das desto lebhafter gefühlt wurde, je verwirrter das Zahlwesen in baarem Gelde durch dessen verschiedenartigen Gehalt war. Die Bank Law & Compagnie ward mit Einlagen errichtet *), zahlte mit baaren harten Thalern auf Sicht ihre Scheine, und diese machten sich bald beliebt, thaten Aufgeld und blieben im Umlaufe, die harten Thaler dagegen ruhig in der Bank. Das ermuthigte, und die Bankscheine wurden, nach kaum verflossenem erstem Jahre, bei den öffentlichen Kassen nicht blos zurückgelassen, sondern auch gegen baares Geld eingewechselt. Zugleich ward Law zur Errichtung einer Handelsgesellschaft für das Colonienwesen in Nordamerika ermächtigt, und Louisiana dieser Gesellschaft übergeben. Man konnte ihre Actien, im Ganzen 100 Millionen, gegen Staatsschuldscheine zu deren Nennwerthe erhalten, der Staat verschrieb für die 100 Millionen 4 Procent Zinsen, und die Gesellschaft verhieß für die Actien gleiche Verzinsung außer dem Handelsgewinne. Auf diesem Gewinn und den Geschäftsunternehmungen in Nordamerika ruhte zwar ein Dunkel, aber es glückte doch, 100 Millionen Staatsschulden aus dem Verkehre zu ziehen, und die Staatspapiere stiegen schnell im Preise bis zu ihrem Nennwerthe; der Schatz hatte weniger Schuldzinsen als zuvor zu bezahlen und eine Capitalschuld in eine Rentenschuld verwandelt. Es waren bisher harte Hülfsmittel gebraucht

*) Das Capital der Bank bestand aus 1200 Einlagen, jede zu 3000 Livr., im Ganzen aus 6,600,000 Livr.

worden, um ihm aus der Noth zu helfen, und man hatte selbst an eine Nichtigkeitserklärung der ganzen Staatsschuld gedacht. „Der König", sagte man, „war nur Nutznießer und konnte sich nur auf seine Lebzeiten verschulden; der Nachfolger verdankt nicht im mindesten ihm, sondern allein dem Gesetze sein Recht, und er darf in diesem Rechte von ihm nicht beeinträchtigt werden. Hätte man zu Lebzeiten des Königs diesen Grundsatz vor Augen gehabt, so würde Frankreich nicht in die erdrückende Schuldenlast gerathen sein; die Staatsgläubiger würden vorsichtig gewesen sein, und der König hätte seine Unterthanen nicht zu Grunde richten können. Daß das Letztere aber außerdem durch Steuern geschehen wäre, dürfen wir nicht glauben: die Steuern lassen sich nicht sowie die Anleihen ins Wilde treiben, und die Verzweiflung der Steuerpflichtigen ist selbst für den Fürsten gefährlich. Vernichtet man die Staatsschuld, so vernichtet man blos die anstößigen übelerworbenen Reichthümer und verstört nur die Müssiggänger in der Hauptstadt, ohne das Vermögen der Grundeigenthümer und der Gewerbleute zu berühren; man steuert der Uebervölkerung von Paris und hilft dem Lande durch Abgabenerlaß auf". Dagegen ward gesagt: „Weder der König noch die Staatsgläubiger haben sein Recht bezweifelt, für den Staat Anleihen zu machen und denselben zur Berichtigung von Schuldforderungen zu verpflichten. Die Nichtigkeitserklärung der Staatsschuld wird als eine Wortbrüchigkeit angesehen werden, da wir nicht in der Unmöglichkeit sind, die Schuldverbindlichkeiten des Königs zu erfüllen, wenn wir mit Sparsamkeit haushalten. Sie würde einer Menge achtbarer Familien ihr rechtmäßiges Eigenthum und oft einziges Vermögen rauben und große Zerrüttungen ver-

anlassen. Man erwartet von der neuen Regierung die Herstellung des öffentlichen Rechtes und Vertrauens, und sie würde mit einem Gewaltstreich und mit allgemeinem Mistrauen anfangen". Die Nichtigkeitserklärung ward verworfen; aber alle Einschränkungen, wozu auch die Herabsetzung der größeren Gnadengehalte gehörte, und die schärfere Aufsicht über die verrechnenden Beamten halfen dem Schatze nicht aus der Verlegenheit. Man verwandelte die umlaufenden Anweisungen auf ihn, eine schwebende Schuld von 250 Millionen, in Schuldverschreibungen. Man entschloß sich zu Münzverringerungen; und diese trafen nicht blos die Staatsgläubiger, sondern alle Gläubiger, weil der Schatz nicht nur seine sämmtlichen Zahlungen nach dem neuen Nennwerthe des Geldes machte, sondern weil auch die Gerichte auf solche Zahlung bei allen Schuldklagen erkannten. Der Schaden war allgemein und daher für den Einzelnen nicht fühlbar; weit schmerzlicher und oft entsetzlich waren die Folgen der angeordneten Chambre ardente (12. März 1716) für beinahe 5000 Familien. Dieses peinliche Gericht sollte alle Diejenigen verfolgen, welche sich irgend eine ungebührliche Hebung oder einen Unterschleif erlaubt hatten, sowie auch die sonst unbekannte Art von Leuten, welche bei dem beständigen Umsatze von Papieren der Schatzmeister, Einnehmer und Pächter den Wucher ins Ungeheure getrieben hatten. Es ward in dieser Hinsicht auf die früheren, blutigen Gesetze verwiesen, und dem Gericht unermeßlicher Reichthum und Prachtaufwand in Voraus als offenbarer Beweis von Veruntreuung öffentlicher Gelder bezeichnet. Die nach dem gerichtlichen Erkenntnisse zu leistenden Erstattungen, hieß es am Schlusse des Edicts, sollten allein zur

Tilgung der rechtmäßigen Staatsschulden verwandt werden. Das Gericht brachte in wenigen Monaten über 60 Millionen ein; aber es ward (22. März 1717), als d'Aguesseau Canzler geworden, aufgehoben, weil die Schuld tief durch alle Stände verbreitet war, und man die Unzahl der Theilnehmer nicht mit verdienter Strenge bestrafen konnte, ohne den Verkehr in gefährliche Stockung zu bringen und ohne den Staatskörper zu erschüttern, wie es in der aufhebenden Verordnung hieß. Doch d'Aguesseau, ein Canzler wie ihn Frankreich nie gehabt, erklärte zugleich, daß die Scheu, welche das Gericht vor allem unerlaubtem auf öffentliche Kosten gezogenem Gewinn erregt, nicht verschwinden, sondern von den Parlementen zur Beförderung guten Haushaltes auch ferner bewahrt werden solle. Er stand bei dem Rechtsgelehrtenstand in großer Achtung, und mit dem Herzoge von Noailles in freundschaftlicher Verbindung; er wollte und konnte also der Finanzverwaltung die beste Hülfe von Seiten der richterlichen Behörden geben. Vermittelst seiner mathematischen Bildung in Descartes's Schule vermochte er in die Finanzsachen leicht einzugehen, und sein Scharfsinn drang auf ihren Grund. Klarer hat Niemand zu seiner Zeit über das Münzwesen, in staatswirthschaftlicher und rechtlicher Ansicht, geschrieben, und das Stärkste, was wider den Staatspapierhandel gesagt ist, hat er gesagt. Wenn er seine Entscheidungen den Gerichten als Canzler giebt, so rechtfertigt er sie vor ihnen durch Gründe und scheint diese sich selbst zu geben. Sie sind großentheils in seinen Schriften aufbewahrt und scheinen, so alt sie sind, wie eben erst neu gemacht zu sein. Er sprach leise, aber ergreifend zu dem Ehrgefühl und dem Gewissen der Richter und

that Alles, um das Ansehen des Richterstandes zu heben. Der Geschäftsgang wird festgehalten, aber auch zeitgemäß geordnet; die bestehenden Formen werden geachtet, aber der Geist der Sache herrscht; Jedem wird sein Recht gewährt, und doch nach Einem Rechte für Frankreich gestrebt. Wenn Verordnungen erlassen werden sollen, so müssen zuvor die Gerichte gutachtlich berichten. Uebrigens verknüpfte der Canzler die Rechtslehre nicht blos mit der Sittenlehre, sondern machte sie zu einem Theile derselben, da er dem Rechte die menschliche Vervollkommnung und Glückseligkeit zum Zwecke gab. Die Sittenlehre verband er wiederum mit der herzlichsten Gottesfurcht, und er scheint sich in seinen Betrachtungen über den Heiland in die Stelle eines Jüngeres gedacht zu haben, wenn er die Anhänglichkeit an Jesus, ungeachtet die Zukunft von ihm nicht glänzend, sondern finster geschildert, dadurch erklärt, daß kein anderer Gesetzgeber so zu dem Herzen gesprochen habe. Das Herz des Canzlers schlug für die Menschheit und ihr Glück, aber sein Verstand wog das Geschäftsverfahren nach den Umständen ab. In dieser Seelenbewegung sprach er gefühlvoll und klar und näherte sich dem Majestätisch-Einfachen. Die Bildungsmittel hielt er wie heilig und duldete nicht einmal die zeitige Vereinigung von zwei Lehrstühlen, damit der wissenschaftliche Dienst und das Unterkommen der Gelehrten nicht geschmälert werde. An der Bildung des Canzlers erkennt sich die Bildung des Richterstandes, wenn er auch die umfassenderen Kenntnisse gehabt haben mag, die sich selbst auf das Bühnenwesen erstreckten.

Hatte der Regent dem Parlemente vor seiner Anerkennung geschmeichelt, so gab er ihm sogleich nach derselben

das Recht, gegen neue Verordnungen vor ihrer Enregistrirung Vorstellung zu machen, und dadurch Einfluß auf die Gesetzgebung. — Es schadete dem Regenten, aber es konnte der neuen Regierung, einer collegialischen Verwaltung an der Seite eines gesetzberathenden Parlements, nicht schaden, daß der Regent keine Neigung hatte, selbst in die Geschäfte einzugehen, sondern auf guten Glauben unterzeichnete, wenn man nicht mehr von ihm verlangte und ihn durch leichten angenehmen Vortrag nicht gewann; daß er das ganze Leben leicht und zu seiner Belustigung gleich einem Possenspiele nahm, und daß vor seinen Lustgemächern sein eigener alter Diener d'Ibagnet zu ihm sagte: „Ich gehe nicht in so schlechte Gesellschaft, und Sie thun es zu meinem Herzleid". Es mußte vielmehr dadurch die Gewalt und die Achtung der Verwaltungsräthe vermehrt, und die Belebung des gemeinheitlichen Grundsatzes erleichtert werden. Aber die neue Regierung war offenbar aus der Rückwirkung der alten, willkürlichen Regierung entstanden, und sie hatte zugleich mit den Uebeln, welche zu der letzteren geführt, und mit dem Gliederwerke derselben zu kämpfen. Der alte Hof nahm Aergerniß an dem unzüchtigen Betragen, dessen sich selbst Regierungsglieder schuldig machten, wie der Herzog von Noailles, der betrunken, in dem öffentlichen Tanzsaale des Palais Royal, nach seinem Liebchen haschte. Den Herzog von Maine und noch mehr seine Gemahlin erbitterte die Forderung der Prinzen vom Geblüt, daß die Erhebung des Ersteren zu ihrem Range für nichtig erklärt würde, und sie veranlaßten Zusammenkünfte von Edelleuten, welche bei dem Regenten und Parlemente darauf drangen, daß die Entscheidung bis zur Volljährigkeit des Königs oder zur

Ständeversammlung ausgesetzt würde. Man entschied gegen den Herzog und sandte einige Edelleute in die Bastille; der alte Hof beklagte sich darüber desto heftiger, je misvergnügter er über die Gnaden und Gaben war, die der Regent, mit geringer Rücksicht auf ihn, nur zu nachgiebig verlieh; Villeroi schien durch seine ängstlichen Sorgen für den König Louis XV. den Argwohn der Giftmischerei erneuern zu wollen; und die spanische Gesandtschaft ward sehr geschäftig. Die Provinzen geriethen, bei der Aussicht auf die verheißene Verbesserung der Verwaltung, in mancherlei Bewegung. Es kamen die Abgeordneten einer Stadt nach Paris und klagten, daß der Intendant die Beschwerdeführer über seine willkürliche Besteuerung ins Gefängniß habe setzen lassen; sie fanden lange kein Gehör; endlich nahm sich der Herzog von St. Simon ihrer an und setzte, wiewol mit Mühe, durch, daß sie klaglos gestellt, und dem Intendanten, gegen d'Aguesseau's Meinung, der das obrigkeitliche Ansehen schonen wollte, harte Verweise ertheilt wurden. Die Normannen stellten mit rascher That Misbräuche ab, und die Einwohner von Martinique sendeten ihre unrechtfertigen Vorgesetzten ungeahndet zurück. Die Stände von Bretagne hielten stürmische Sitzungen und wollten ihre Steuerbewilligung von der Untersuchung des dortigen Landeszustandes abhängig machen. Die Protestanten in Poitou, Guyenne und Languedoc versammelten sich und baten um Herstellung des Ediktes von Nantes, wozu der Regent, aber nicht die Mehrzahl im Rathe geneigt war. Man fand heimliche Waffenvorräthe. In der Regierung fehlte die Geschäftseinheit, weil Jeder gewohnt war, in seinem Amt eigenmächtig zu verfahren, und weil die Einen die alte

Ordnung wollten, die Andern aber eine neue Ordnung, bei welcher die englische Verfassung vorschwebte. Keiner war stark genug, um die Andern zu leiten. Der Präsident im Rathe des Auswärtigen erhielt von dem Vertrage mit England erst dadurch Kenntniß, daß er ihn unterzeichnen sollte. Villars bekam, als Präsident des Kriegsrathes, von einem Obersten eine schnöde Antwort, und dafür keine andere Genugthuung als ein Entschuldigungswort des Regenten. Dem Kirchenrathe mistrauten die Constitutionisten und Anticonstitutionisten; Jene verfuhren nach der Bulle als einem Glaubensgebote, und von Diesen beriefen sich vier Bischöfe auf eine Kirchenversammlung, als man im Palais-Royal über einen Vergleich mit dem Papste berathschlagte. Letzterer hatte den neuen Bischöfen, leider nur zu oft und zu sehr Gegenbildern von Masillon, ohne die Unterschrift der Constitution zu fordern, die Einweisung ertheilt, da man im Palais-Royal überlegte, ob und wie die Einweisung ohne ihn geschehen könne. Von dem Canzler sagte man dem Regenten, daß er sich zuviel mit den Wissenschaften beschäftige, die Verwaltungssachen als Rechtssachen behandle, zu genau und zu bedenklich, daher zu langsam sei und dem Parlemente, welches sich in seinem neuen Vorstellungsrechte nicht zurechtfinden könne, zu viel Willen lasse. Der Herzog von Noailles mußte in der Sitzung Anspielungen auf seine Bestechlichkeit hören und war dem Sturmdrange des neuen Hofes, des Heeres und der Regierung selbst gegen den Schatz, der wieder in die alte Unordnung zurückfiel, nicht gewachsen. Dadurch fiel und verschwand zugleich seine Hoffnung, erster Minister zu werden; und Law stieg dagegen in der Gunst des Regenten, da er Demselben mit vollen

Händen Geld aus der Bank gab. Unter diesen Umständen wollte das Parlement einschreiten und forderte namentlich die Ueberschläge der Einnahme und Ausgabe; der Regent verweigerte sie und entließ den Canzler, indem für Diesen sowie für den Herzog von Noailles ein gewandter und durchgreifender Geschäftsmann, der sich in der Rechtsform, aber nicht an das Recht hielt, der Polizeilieutenant d'Argenson, eintrat. Er und Law wurden die Gehülfen von Dubois, der sich im Stillen der Gewalt bemächtigte und zugleich die Engländer, bald genug auch die Jesuiten zu Freunden hatte. Das Parlement war, nach d'Aguesseau's Verweisung, gegen den Regenten so weit gegangen, daß man in der Hauptstadt schon laut von seiner Unfähigkeitserklärung sprach. Der Ruf machte ihn schlechter als er war, sogar zum Liebhaber seiner eigenen Tochter. Man sagte Solches dem Regenten: er lachte und kam zu keinem Entschlusse; auch blieben die Pariser ruhig bei ihrer alten Ordnung des Gehorsams und ihren neuen Lustbarkeiten im Palais-Royal. Aber das Parlement bestimmte bereits den Gerichtstag für Law, und weder Dubois noch d'Argenson verkannten ihre gefährliche Lage. Sie vermochten den Regenten, mittelst eines Lit de Justice das Parlement zur Ruhe zu bringen, und sie benutzten dazu die beleidigte Eitelkeit der Herzöge über den Vortritt des Herzogs von Maine, und den Wunsch des Prinzen von Bourbon, Dessen Stelle bei dem Könige zu bekommen. Ihrer Schlauheit entging dabei kein Bedenken. Damit dem Herzoge von Maine und dem Marschall Villeroi aller Vorwand benommen würde, den König nicht ins Lit de Justice zu führen, sollte es in den Tuilerien gehalten werden. In dem Regentschaftsrathe mußte das Lit

de Justice beschlossen, und von den Verordnungen Vortrag gemacht werden; aber die Mehrzahl seiner Mitglieder war dem Herzoge von Maine günstig, und daher nicht zu erwarten, daß sie für ein Lit de Justice zu seinem Schaden stimmen würde. Man wollte deswegen dem Regentschaftsrathe nur die Verordnung vorlegen, wodurch das Verfahren des Parlements in Regierungssachen für nichtig erklärt wurde, und der Rath sollte nur kurz vor dem Lit de Justice sich versammeln, wozu Alles in der Stille vorbereitet wurde. Aber, fragte man sich, werden die Freunde des Herzogs von Maine im Lit de Justice nicht erklären, daß ihnen im Regentschaftsrathe seine Sache nicht vorgetragen worden? Und Das würde die Beschwerde des Parlements bestätigen, daß ohne den Regentschaftsrath regiert werde, obgleich sich der Regent feierlich an die Entscheidung der Stimmenmehrheit gebunden hat. Dann wird ohne Zweifel Villeroi den Schatten des alten Königs mit Thränen anrufen und ohne Verstand, aber mit gewaltiger Betonung reden, was leichter eindringt als mit Verstand reden; der kühne Villars wird sich wie zur Schlacht mit Feuerworten erheben, die ihm natürlich sind. Das Parlement wird durch solche Hülfen sich ermuthigen, und selbst die Gegenwart des jungen Königs kann ihm vortheilhaft werden. Wie, wenn der achtjährige Knabe von dem Getümmel erschreckt, von den Thränen seines Gouverneurs gerührt wird, mitweint und mitspricht? wird dann nicht der Regent im Unrecht, im Gewaltmisbrauch erscheinen! Der Regent schwankte, aber man entschied ihn durch die Bemerkung, daß im schlimmsten Falle der Bürgerkrieg zu fürchten, und dieser unter einem minderjährigen Könige leichter als unter einem volljährigen zu bestehen sei.

Der Entschluß blieb Geheimniß; aber seine Folge, die Ruhe um den Regenten, setzte die Gegenpartei in Unruhe, welche keinen bestimmten Plan hatte. Der Herzog von Maine und Villeroi suchten von dem Regenten eine Erklärung zu erhalten; das Parlement, besonders seine geldgierigen Präsidenten veränderten den Ton gegen Law. Dieses Betragen vermehrte das Vertauen in der Umgebung des Regenten. Am Morgen des zum Lit de Justice bestimmten Tages (26. Aug. 1718) weckte kriegerisches Geräusch die Hauptstadt, die Tuilerien wurden besetzt, der Regentschaftsrath, die Pairs, das Parlement berufen. Der Regent erschien in dem Regentschaftsrathe freundlich und unbefangen, der Herzog von Maine, ohne geladen zu sein, bleich und verlegen; und er zog sich zurück, als er vernahm, daß seine Ahnung gegründet, und seine Standeserniedrigung in Antrag sei. Nach eröffneter Sitzung gebot der Regent dem Siegelbewahrer d'Argenson, die Anträge zu verlesen, und begleitete jeden mit einer Vorrede, stimmte dann, gegen die Gewohnheit, zuerst und nahm die Stimmen von oben nach unten, damit man merke, daß Alles vorbereitet sei. Bei dem Beschluß in Betreff des Parlements äußerte Villeroi blos halblaut: „Wird dasselbe kommen?" und der Regent erwiederte trocken: „Ich zweifle nicht daran, man hat mir gesagt, daß es gehorchen würde". Den Antrag, wodurch der Herzog von Maine und sein Bruder nur Stand und Rang den Pairs gleich haben sollten, nahmen die Meisten durch bloße Verbeugung an; und alsbald auch forderte und erhielt der Herzog von Bourbon Dessen Stelle bei dem Könige, weil der ältere Pair, Villeroi, nicht unter dem jüngeren, dem Herzoge von Maine, stehen könne. Villeroi sagte: „So sind

denn alle Verfügungen des verewigten Königs umgestoßen; ich kann es nicht ohne Kummer sehen, der Herzog von Maine ist sehr unglücklich"; worauf der Regent, mit lebhaft erhöhtem Tone einfallend, erwiederte: „Der Herzog ist mein Schwager, ich habe aber lieber offene als geheime Feinde". Das schüchterte noch mehr ein. Währenddessen berathschlagte das Parlement über Das, was der erste Präsident im Lit de Justice zu sagen habe, und begab sich zu Fuß nach den Tuilerien; Mehre flüchteten sich unterweges, und Einer fiel in Ohnmacht. Wäre das Parlement nicht gekommen, so sollte es außer Thätigkeit gesetzt werden; würde es im Lit de Justice sich schweigend verhalten, so sollte darauf keine Rücksicht genommen werden; würde es sich entfernen, das Lit de Justice dennoch fortgehen, und acht Tage nachher ein anderes zur Enregistrirung der Beschlüsse gehalten werden; würde Jemand auftoben, so sollte er in oder nach der Sitzung verhaftet werden, in welcher Absicht Officiere des Winkes harrten. Doch es begnügte sich im Lit de Justice der erste Präsident des Parlements, nach Verlesung der Nichtigkeitserklärung über die Einmischung des Parlements in Regierungssachen, um Mittheilung dieses wichtigen Beschlusses zur Berathschlagung darüber zu bitten. Der Siegelbewahrer schien deshalb die Befehle des Königs zu fordern und sagte dann: „Der König will Gehorsam, und auf der Stelle Gehorsam". Hierauf wurden die Beschlüsse ohne alle Einrede enregistrirt, und einige Tage nach dem Lit de Justice ein paar Parlementsglieder verhaftet, ohne daß die Vorstellung des Parlements bei dem Könige, und die Bitte des Parlements von Bretagne bei dem Regenten ihre Freilassung bewirkten. Dubois trat öffentlich an die Spitze der aus-

wärtigen Angelegenheiten als Staatssecretär, und alle Regierungsräthe wurden aufgelöst; die Mitglieder dieses Rathes behielten ihre Geschäfte, als Generaldirectoren, wie wir es jetzt nennen, unter Staatssecretairen. So war man nach einem dreijährigen Versuche, die alte Regierungsform zu ändern, wieder zu derselben zurückzukehren gedrängt worden. In der Unmöglichkeit, sich unter einander zu verständigen und einen allgemeinen Willen zu bilden und zu befolgen, hatte man sich anscheinend dem Gebot eines achtjährigen Knabens unterworfen *). Der Regent war wieder im Besitze der unumschränkten Gewalt wie sie König Louis XIV. geübt hatte. Aber nun trat der Cardinal Noailles von ihm zurück und berief sich wegen der Constitution auf eine Kirchenversammlung; und der Cardinal Alberoni, der spanische Dubois, fand zum Beistande seiner Rache an dem Regenten, wegen seines versuchten Sturzes und der gestörten Pläne, ganz andere Misvergnügte als die Jansenisten gewesen waren. Sie wollten durch Verschwörung erreichen, was das Parlement, zum Hohngelächter von Paris, verfehlt hatte, und die Verschwörung verzweigte sich am Hofe, unter Bischöfen, Beamten und Officieren, hinauf bis zu der Herzogin von Maine, einer Prinzessin vom Geblüt. Es war der Plan entworfen, den Regenten am Weihnachtsabende, mittelst dreihundert falscher Garde du Corps, aufzuheben und nach Spanien zu bringen, den König von Spanien aber, und unter ihm den Herzog von Maine, zum Regenten

*) Diese versuchte Veränderung und diese Wiederannahme der Regierungsform bestätigt den alten Erfahrungssatz, woraus die Römer einen Rechtssatz gemacht haben, daß die Sachen so entwickelt werden müssen wie sie verwickelt worden.

zu erklären. Der spanische Gesandte zu Paris leitete die Verschwörung und brauchte zu seinen vielen Schreibereien französische Abschreiber. Einer derselben entdeckte Dubois was er wußte, und erhielt die Anweisung, seine Arbeit fortzusetzen und ein Verzeichniß von den Verschworenen auszufertigen. Er meldete, daß er den ganzen Verschwörungsplan abgeschrieben habe, und daß derselbe in funfzig verschiedenen Denkschriften enthalten sei, deren Inhalt er angab, und die ein Courier nach Madrid bringen solle. Der Courier ward ergriffen; Dubois erhielt die Papiere (8. Dec. 1718) und legte davon zur Seite was ihm heimlich zu gebrauchen nützlicher war als öffentlich. Er hatte volle Zeit, die Sache nach seinem Gefallen vorzubereiten, da der Regent sich durch die Anzeige von dem Fange zwischen der Oper und der Abendgesellschaft nicht von seinen aimables roués abhalten ließ. Man untersuchte die Papiere des spanischen Gesandten *) in seiner Gegenwart und schickte ihn unter Bedekkung über die Grenze. Alberoni hatte ihm geschrieben: „Sollte man Sie fortsenden, so müssen sie zuvor alle Minen springen lassen". Der Regent hielt in dem Rathe nur einen kurzen Vortrag von der Verschwörung, auch wurden anfangs nur Wenige verhaftet **), zuletzt aber die ganze

*) Dubois und der Staatssecretair vom Kriegswesen untersuchten die Papiere. Als sie zu den Liebesbriefen des spanischen Gesandten kamen, sagte Derselbe: „Laissez cela à l'abbé qui toute sa vie a été maquereau". Dubois lachte und that als wenn er Spaß verstehe.

**) Es flüchteten sich mehre Verschworene, unter ihnen Daidie, welcher die Nachricht von der Verhaftung des spanischen Gesandten in einer Gesellschaft hörte, das aufgegebene Schachspiel eines Anderen annahm und gewann, darauf aber Uebelsein vorschützte und verschwand.

Dienerschaft des Herzogs von Maine, er selbst und seine Gemahlin.

Während Dieses im Inneren vorging, gab Frankreich zwar seinem alten Bundesgenossen, Schweden, vertragsmäßig einige Hülfsgelder, überließ ihn aber zwischen wachsenden Feinden: Rußland, Preußen, Dänemark und selbst dem Könige Georg I. von England, wegen Vergrößerung Hanovers auf schwedische Kosten, seinem Schicksale; es ließ die Küstenherrschaft dieses alten Bundesgenossen auflösen, welche sich von Schweden aus an der Ostsee herab bis nach der Weser erstreckte, und es ward dadurch der Hülfe einer Seemacht beraubt, welche in einem Kriege mit England vom größten, vielleicht entscheidenden Nutzen sein konnte. Frankreich wandte sich von Schweden zu Preußen, wo seine vertriebenen Hugenotten in Gewerbe und in Wissenschaft emporkamen, und schloß einen geheimen Vertrag (1716), wodurch Frankreich Hülfsgelder, die Gewährleistung von Stettin, und seine guten Dienste bei den Friedensverhandlungen mit Schweden zusicherte; Preußen dagegen die Gewährleistung des Gebietes übernahm, welches vom deutschen Reich an Frankreich abgetreten war, und dahin zu streben versprach, daß sich das Reich nie gegen Frankreich erkläre. Um dieselbe Zeit ward ein Handelsvertrag mit den Hansestädten geschlossen (28. Septbr. 1716), welche den Handel zwischen Frankreich und dem Norden vermittelten. Der Rath des Auswärtigen zu Paris hatte von den Handelsverhältnissen in der Ostsee nicht die mindeste Kenntniß und sich also mit den Franzosen, welche die staatswirthschaftlichen Schöpfungen des russischen Kaisers Peter I. betrieben,

nicht in Verbindung gesetzt *). Peter I. kam nach Paris (7. Mai 1717) und wollte den französischen Hof wider England einnehmen und ihn zur Begünstigung seiner Absichten auf Mecklenburg, zur Entsagung aller mittelbaren und unmittelbaren Unterstützung an Schweden, und zur Gewährleistung der russischen Eroberungen von Liefland, Esthland und Ingermanland bewegen. Man erwiederte auf die russischen Anträge, daß man gern ein Bündniß mit Rußland eingehen wolle, aber ältere Verträge nicht beeinträchtigen dürfe; ein solcher bestehe mit Schweden, und man könne sich nur verpflichten, keinen neuen hinzuzufügen. Uebrigens könne man für Eroberungen nicht Gewähr leisten, weil sich der Ausgang des Krieges nicht verbürgen lasse. Das ward von russischer Seite zugegeben, und der Antrag darauf beschränkt, daß Frankreich den russischen Kaiser frei handeln, und Rußland in die Stelle von Schweden treten lasse. Frankreich habe sich mit Schweden verbunden, um von ihm Hülfe gegen Oestreich zu haben; nun sei aber Schwedens Macht vernichtet, und Oestreich stärker als je; der Kaiser Peter I.

*) „Die Handelsverhältnisse mit dem Norden", lautet die französische Anweisung zur Unterhandlung mit Rußland, „sind bis jetzt sehr dunkel. Man weiß weder die Beschaffenheit der dortigen Einfuhr noch der Ausfuhr, man weiß nicht, welche Rückladung die französischen Schiffe dort nehmen können, und man weiß kein Wort von dem dortigen Hafenrechte, Handelsgebrauch und Verwaltungswesen, von den Einfuhr- und Ausfuhrzöllen, von den Vorrechten, welche fremde Kaufleute, von den Begünstigungen, welche fremde Völker dort haben mögen. (Die englischen Minister waren damit nicht so unbekannt.) — Dagegen sind die französischen Gesetze für die Häfen und die Schifffahrt, sowie die Zollsätze öffentlich bekannt".

biete sich Frankreich statt Schweden an, er könne nicht blos für sein großes Reich, sondern zugleich für Preußen das Bündniß schließen, worin auch Polen aufgenommen zu werden wünsche. Dieses Bündniß sei von ganz anderem Gewichte gegen Oestreich als das schwedische und dem französischen Bündnisse mit Holland und England nicht entgegen. Holland werde es gern sehen, weil nach seinem Interesse Oestreich nicht übermächtig werden dürfe. England sei innerlich sehr bewegt und könne leicht sich von Frankreich entfernen, welches dafür in der Freundschaft Peter I. Entschädigung finden werde. Der Kaiser verlange nur die Bedingungen, die Schweden gehabt habe. — Man lehnte von französischer Seite die Zahlung von Hülfsgeldern ab, da man bereue, sich gegen Schweden darauf eingelassen zu haben. Man sei dazu aber auf den Fall erbötig, daß Rußland eine Hülfsmacht für Frankreich stellen werde. Man könne sich, bis zur Herstellung des Friedens im Norden, nur zu einem allgemeinen Freundschaftsvertrage verstehen, um Schweden nicht mistrauisch zu machen und um bei der Vermittelung des Friedens Rußland nützlich zu sein. Damit man Zeit gewänne, den Wünschen des Kaisers bei seiner Anwesenheit nicht entgegen zu sein und sie doch ebenso wenig zu erfüllen, erbat man sich ausführliche Nachrichten über die russischen Handelseinrichtungen in den Ostseehäfen, zum Behuf eines Handelsvertrages. Um endlich die Einsicht des Vertrages zwischen Rußland und England zu erhalten, wollte man den Vertrag mit Schweden mittheilen; aber es würde doch besser sein, lautet die Anweisung, davon unvollständige Abschrift nehmen zu lassen, die den Schein von einer vollständigen hätte. Der Vertrag ward erst nach der Abreise

des Kaisers nach Holland abgeschlossen (Amsterdam, d. 4. Aug. 1717), auf Freundschaft und Bündniß mit Sr. Maj. dem Czar und dem Könige von Preußen, von dessen Bündnisse mit Frankreich der Kaiser nichts erfuhr; zur Aufrechthaltung des westphälischen und utrechter Friedens, sowie der Verträge, welche zur Herstellung des Friedens im Norden würden geschlossen werden. In geheimen Zusätzen verpflichtete sich Frankreich, nach Ablaufe des Vertrages mit Schweden keine neue Verpflichtung mit demselben gegen das preußische und russische Interesse einzugehen; dagegen ward Frankreichs Friedensvermittelung angenommen, sowie auch eine weitere Uebereinkunft die Hülfsleistung für die Macht bestimmen sollte, welche angegriffen würde. Dieser Vertrag, welcher die gesandtschaftliche Verbindung zwischen Frankreich und Rußland veranlaßte, gab dem russischen Kaiser zu wenig, um ihn zu gewinnen, und leider nur zu viel, um über Schweden unsägliches Unglück zu bringen. Es ward von dem Kaiser der Krieg noch vier Jahre bis in das Herz von Schweden fortgeführt. Der König von England, Georg I., war in die schwedische Sache verwickelt, weil er von Dänemark die eingenommenen Herzogthümer Bremen und Verden, zur Ausrundung seiner deutschen Erblande, gekauft hatte. Wegen dieses Ankaufes konnte Frankreich die Gewährleistung geltend machen, welche es für die Krone Schweden hinsichtlich jener beiden Herzogthümer, in dem westphälischen Frieden und anderen Verträgen, übernommen hatte. Es ward darum von Schweden angesprochen, sowie auch die Stimmung in England dazu reizte, weil diese nicht hoffen ließ, daß der utrechter Frieden würde gehalten werden, da die Friedensunterhändler dort in peinliche Untersuchung geriethen. Man

konnte, im Falle des Bruches mit England, zwar nicht auf Holland rechnen, welches aus den langen Kriegen Erbitterung wider Frankreich, und Geneigtheit für England, ungeachtet der Handelseifersucht, behalten und zur Besetzung der niederländischen Grenzfestungen den Barrierevertrag (15. Nov. 1715) mit Oestreich geschlossen hatte; aber man rechnete desto mehr auf die innere Gährung in England, auf die Anhänger, welche das Haus Stuart dort noch hatte. Dem Regenten war indessen, bei seiner Stellung in Frankreich selbst und zu dem Könige von Spanien, das Wohlwollen des Königs Georg I. sehr wünschenswerth; und der König sah seinerseits in dem guten Vernehmen mit dem Regenten die Bürgschaft für den Frieden seiner deutschen Erbstaaten. Das Zusammenwirken dieser entgegengesetzten Verhältnisse ergab sich einander bestreitende Erscheinungen, welche Dubois mit bewunderungswerther Geschicklichkeit ausglich, als Frankreich, nach der misglückten Unternehmung des sogenannten Königs Jakob III. in Schottland, den englischen Zorn zu fürchten hatte. Dubois schrieb dem Minister Stanhope (12. März 1716): „Man kann nicht so alten Beruf wie ich haben, zu ihren Freunden zu gehören, ohne vielen Antheil an dem Erfolge zu nehmen, den Ihre Sorgen als Minister in den letzten Bewegungen in Schottland gehabt haben, und ohne Ihnen zu dem Ereignisse Glück zu wünschen, welches diese Bewegungen so schleunig beendigt hat. Ich kenne das Verhältniß von Achtung und Vertrauen zu gut, welches zwischen Ihnen und dem Herzoge von Orleans obwaltete, um nicht durch die schnelle Rückkehr des Prätendenten entzückt zu sein, sowol weil Sie den Ruhm davon haben, als auch weil Sie dadurch über die verbreiteten Ge-

rüchte von dem geheimen Einfluß unseres Hofes auf dieses Unternehmen enttäuscht werden und dieselben nun völlig grundlos sehen. Ich hoffe, daß nichts die erste Stimmung ändern wird, welche ich an Ihnen bemerkte; und ich wünsche, daß man weder von der einen noch von der andern Seite irgend Etwas vernachlässige, was zu dem Briefwechsel zwischen unsern Herren beitragen kann". — Zugleich mußte der französische Gesandte ein Bündniß bei dem Lord Stanhope in Antrag bringen. Die Antwort (19. März 1716) an Dubois war beruhigend. Nach erwiederten Freundschaftsversicherungen sagte der Lord: „Wir wollen glauben, daß die Gerüchte (Frankreich wolle den Krieg und suche dazu andere Mächte zu bewegen) weder veranlaßt, noch in der Absicht ausgestreut sind, um gegen uns gerichteten Entwürfen Farbe zu geben. Wir wollen auch wol glauben, daß alle die Gerüchte von dem geheimen Einfluß ihres Hofes auf die Unternehmung des Prätendenten nur eine bloße Erfindung der Jakobiten (seines Ministers Bolingbroke) gewesen sind. Welchen Argwohn wir auch früher gehabt haben, so ist nunmehr nichts leichter als sich gegenseitig von seinen friedlichen Gesinnungen zu überzeugen, wenn man solche wirklich hegt. Für uns stehe ich ein, und es ist zu hoffen, daß ein so aufgeklärter Fürst als der Regent nicht der Narr unserer unglücklichen Flüchtlinge sein wird. — Sie wissen was uns beleidigt, und es steht in Ihrer Macht, allen Grund zum Mistrauen wegzuräumen (den Prätendenten aus Avignon zu entfernen, ist der Sinn). Wenn der Regent seine Aufmerksamkeit darauf richtet, so wird er finden, daß es sowol der Staatsklugheit als seinem Interesse völlig zuwider ist, uns immer in einem Zustande zu halten, der ge-

waltsamer als offener Krieg ist". — Dubois (Schreiben vom 10. April 1716), welcher durch diesen Brief erst die ganze Größe der Gerüchte erkennen wollte, freute sich, einen sicheren Weg zu haben, um sie zu zerstreuen und mit Jenem offen sprechen zu können. „Ich versichere Ihnen", schrieb er zurück, „daß ich Alles thun werde, um Ihnen zu helfen, die Wahrheit zu enthüllen, einfach zu machen, was in Verwickelung geräth, und zu einer Einigung zu kommen, die keinen Verdacht mehr zuläßt, wenn sich Ihnen, in dem Verfolge wechselseitiger Maßregeln, irgend ein Grund zur Furcht zeigt, daß verkehrte Interessen dem gemeinschaftlichen Interesse beider Herren schaden. Prüfen Sie, wann es Ihnen gefällt, die Wahrheit Dessen, was ich Ihnen verspreche. Wir haben uns einander nicht gesucht, um uns zu betrügen, und ich kenne Ihre Aufrichtigkeit zu gut, um in den Verhandlungen mit Ihnen nicht das Herz auf der Zunge zu haben. Sie errathen hinlänglich, daß es mich entzücken würde, wenn Ihr Herr so verführe wie es seinem Interesse am zuträglichsten ist, wenn wir uns mit einem Volke verständen, für welches ich eingenommen, besonders während der Verwaltung eines so geachteten und zuverlässigen Freundes als Sie. Uebrigens, Mylord, abgesehen von dem Interesse unserer Herren, erkläre ich mich hocherfreut, wenn Sie den besten französischen Wein statt des portugiesischen tränken, und wenn ich ihren Cider von Goldpeping statt des dicken normannischen hätte". — Bald darauf sprach Dubois mit Stanhope (21. Juli 1716), welcher sich zum Könige Georg I. nach Hanover begab, im Haag. Er bot dem Lord von Seiten des Regenten Dienste, Freunde und Geld an, wenn er in die Ungnade gegen die Freunde

des Prinzen von Wallis verwickelt werden sollte. Es war Dieses nicht der Fall und wurde von Dubois nur als Einleitung gebraucht, um ein Bündniß anzutragen. Stanhope antwortete: Das Vertrauen zwischen beiden Höfen sei durch die guten Gründe verändert, welchen gemäß der König nun doch denken müsse, daß der Regent die schottischen Unruhen heimlich begünstigt; wenigstens habe Derselbe Alles geduldet, was in Frankreich für die Landung des Prätendenten geschehen sei, habe geheime Briefwechsel und die Absicht gehabt, sich nach den Umständen öffentlich für den Prätendenten zu erklären. Dubois entgegnete, daß die unbeschränktesten Herren mit aller ihrer Gewalt und Aufmerksamkeit geheime Verbindungen und Hülfsleistungen nicht verhindern können, daß der Regent mit Unrecht einer Theilnahme an Dem beschuldigt werde, was in Frankreich für den Prätendenten geschehen sein möge, und daß der englische Gesandte zu Paris sehr vorurtheilsvoll gewesen sein müsse, wenn er anders berichtet habe, weil er die untrüglichsten Beweise während der schottischen Unruhen gehabt habe, daß alle ihm zugekommenen Nachrichten falsch seien. Stanhope werde gegen den Regenten so billig sein wie Dieser gegen ihn während der Parlementssitzung gewesen sei, da Derselbe ihm alle die Ausfälle dort nicht zugerechnet habe, die von ihm gegen den Regenten durch die öffentlichen Blätter bekannt geworden. Der Regent habe geäußert, daß man die Engländer nicht in Bewegung und zu Geldbewilligungen bringen könne, ohne ihnen wahre oder falsche Feinde zu zeigen. — Stanhope leugnete, daß er im Parlemente so gesprochen habe wie es gedruckt worden; erklärte aber zugleich, daß der König den Regenten für unzuverlässig halte. Er habe

bei dem Antritte der Regentschaft für ihn Geld, Schiffe und Truppen zur Hülfe bereit gehalten und sie ihm angeboten; er habe Alles entfernt, was ihm unangenehm hätte sein können, selbst von dem Hafenbau zu Mardick sei die Rede nicht gewesen. Dagegen habe er von dem Regenten in den schottischen Unruhen keine Hülfe erhalten, sondern es seien diese von Demselben begünstigt worden; Das könne er noch nicht verschmerzen, da er selbst streng auf Treu und Glauben halte. Dubois möge nach Hanover kommen, um mit dem Könige selbst zu sprechen. — Dieser ging in größter Heimlichkeit dahin, nahm den König ein, legte den Grund zur Tripleallíance und vergaß in Rücksicht seiner selbst nicht, wie wirksam die Empfehlung des Königs von Großbritannien bei dem Kaiser, und des Kaisers bei dem Papste war. Die Tripleallíance zwischen Frankreich, England und Holland ward im Haag von ihm geschlossen (4. Jan. 1717); der Hafen von Mardick sollte zugeworfen werden; der Prätendent Avignon verlassen; man versprach gegenseitig, die Ruhestörer aus dem andern Staate nicht bei sich zu dulden; übernahm die Gewährleistung des utrechter Friedens, und namentlich seiner Bestimmung über die englische und französische Thronfolge; und es ward die Hülfsleistung der Mächte unter einander, im Falle des Angriffes oder einer Ruhestörung, bestimmt. Dieses Bündniß ward in Frankreich von Vielen für eine Erniedrigung gehalten, von Andern aber für eine Bürgschaft, daß man nicht wieder in den Bürgerkrieg zurückfalle. Frankreich konnte mit seinen neuen Bundesgenossen nicht gleichmäßig gehen, ohne aufzugeben, was bei ihm eine feindliche Richtung wider diese Bundesgenossen hatte, und ohne sich von Spanien zu entfernen. Das Bündniß

war eine Stütze des Regenten sowol wider seine inneren Feinde als wider den König von Spanien, mochte sein Recht als Regent oder, bei erledigtem Throne, als Erbfolger angefochten werden. Er wußte, daß Alberoni von Anfang an auf Dergleichen gesonnen hatte und einen spanischen Anhang in Frankreich warb; er selbst ließ dagegen in Spanien Denjenigen Hülfe hoffen, welche die Veränderung der unbeschränkten Regierung wünschten, und der französische Gesandte mußte versuchen, den herrschenden Minister Alberoni und den Beichtvater mit einander zu entzweien und sie durch einander selbst zu Falle zu bringen. Sie verkannten aber ihr gemeinschaftliches Interesse nicht; Alberoni ward Cardinal und mächtiger als je, da man zu Paris ihn seinem Falle am nächsten glaubte; er machte durch einige Verwaltungshülfen Spanien stärker als es seit hundert Jahren gewesen war, und den König orientalisch unzugänglich. Hiernach überließ er sich den verwegensten Combinationen, um in Europa wie in Spanien zu herrschen. Er verband sich mit den Türken und den ungrischen Misvergnügten wider Oestreich, und der spanischen Kriegserklärung folgte sofort die Eroberung von Sardinien (22. Juli 1717). Er reizte den Kaiser Peter I. zur Verwirrung von Deutschland, den König Karl XII. von Schweden zum Einfall in das britische Reich und zur Unterstützung seiner dortigen Umtriebe auf. Er ließ zu Paris glänzende Eroberungsaussichten in Gemeinschaft mit Spanien zeigen und über die Triplealliance als Irrthum und Verblendung klagen. Der alte Hof stimmte in diese Klagen ein und erschwerte den Abschluß der Quadrupleallianice, welche Dubois zu London unterhandelte und, mit Hülfe des nach Paris gekommenen Lord Stanhope, durch-

setzte *). Oestreich verstand sich darin zur Anerkennung des Königs von Spanien und zur Belehnung der Kinder der Königin von Spanien mit Parma und Toskana im Eröffnungsfalle dieser Lande, sowie zur Abtretung von Sardinien an den König von Sicilien; gegen die Erwerbung von Sicilien und gegen Hülfszusage, wenn Spanien die Bedingungen nicht annehmen würde. Alberoni verweigerte die Annahme, scheiterte aber in seinen Planen durch Englands Macht und das folgerechte Benehmen Dubois's **), der Frankreich in der Verbindung mit dem mächtigsten Staate erhielt, da es selbst der mächtigste nicht war. Der englische Einfluß vernichtete die spanische Einwirkung auf die Fortdauer des Türkenkrieges; die englische Flotte zerstörte die Hoffnung Spaniens auf seine Flotte und Siciliens Besitz; die französische Entdeckung zu Stockholm und ihre Mittheilung an England über den Zweck der spanischen Friedensvermittelung zwischen Rußland und Schweden verdarb den Plan mit Karl XII.; und der Regent von Frankreich vergalt die schon erzählten spanischen Umtriebe wider ihn mit der Kriegserklärung (8. Jan. 1719) und den Einbruch französischer Truppen in die beiden Küstenlande von Spanien. Der spanische Hof fühlte seine Schwäche, gab den Mann auf, durch den er stark geschienen, erhielt dann leicht Frieden von Frankreich ***), und die Aufnahme in ein Vertheidigungsbündniß mit England.

*) Oestreich, Frankreich und England nur schlossen ab (2. Aug. 1718); Holland trat später bei.

**) Dubois stand, nach mehren Versicherungen, in englischem Jahrgelde, man sagt, von 40,000 Pf. St.

***) Der Beitritt von Spanien zur Quadrupleallianc (17. Febr. 1720) diente statt des Friedensschlusses.

Law hatte zu den Kosten des spanischen Krieges Rath geschafft, mittelst der königlichen Bank (Erklärung v. 4. Dec. 1718), welche die Geldeinlagen der früheren Bank einlöste, ihre Scheine durch das königliche Gebot, alle Zahlungen über 600 Livr. in denselben zu leisten, als Papiergeld über ganz Frankreich verbreitete und das baare Geld ansichzog. Sie setzte sich in Verbindung mit der Handelsgesellschaft, welcher Law die weiteste Ausdehnung, unter dem Namen der indischen, geben ließ, sowie er auch dieses Bankwesen auf die Verwaltung der Münze und der Staatsgefälle verzweigte. Mit Papiergelde wurden nun nicht blos die laufenden Staatsausgaben bestritten, sondern auch die Staatsschulden abgelöst, deren Tilgung dadurch befördert ward, daß den Staatsgläubigern nur die Wahl blieb, entweder diese Rückzahlung oder herabgesetzte Zinsen von zwei Procent anzunehmen. Das Papiergeld erleichterte alle Geldgeschäfte; es bewirkte, gleich vermehrtem Geldreichthum, in raschem Umlauf eine Preiserhöhung der Waaren, der Lebensmittel, und selbst der Grundstücke. Damit sein Zurückströmen die Bank nicht in Verlegenheit setze, ward es zur Bezahlung der Actien der Handelsgesellschaft angenommen. Diese Actien wurden mit jeder neuen Verzweigung derselben vermehrt, ihre Zinsen auf 12 Procent erhöht, und die Hoffnung auf ihre steigende Verwerthung stieg durch die glänzendsten Vorstellungen von dem Reichthume der Bank, von dem Ertrage des Handels in beiden Indien, und des Sklavenhandels, und durch das Gerücht von den entdeckten Goldgruben in Louisiana. Das Neue, das Riesenhafte des Bankwesens setzte in Erstaunen; man sah die reichsten Leute der Hauptstadt an der Handelsgesellschaft theilnehmen; die Verwal-

tung hatte den ungewohnten Schein der Oeffentlichkeit und steigerte das Vertrauen. Der Ueberfluß des Papiergeldes mußte nothwendig zum Ankaufe von Actien führen, der die vortheilhafteste Capitalanlage zu sein versprach; aber die französische Einbildungskraft faßte Feuer, verband sich mit der Gewinnsucht und machte den Actienhandel zur Schwärmerei. Die Actien stiegen auf das Zehnfache, selbst Zwanzigfache ihres Nennwerthes. Law hatte die kühnsten Hoffnungen gehegt und sah sie noch übertroffen. Er war mit der Großanstalt für das französische Geldwesen zu Stande gekommen, obgleich er sie nicht sowol auf den öffentlichen Dienst Frankreichs als auf den geheimen Dienst der Regierung hatte einrichten müssen. Es war auch nicht blos die Regierung, die dadurch aus der Geldverlegenheit kommen wollte, sondern alle Männer und Frauen von Einfluß, mit geringer Ausnahme, wollten sich dadurch bereichern, und die stolzesten meinten sich einen Spaß gemacht zu haben, wenn sie bei Law gebettelt hatten *). Er trat als Generalcontroleur an die Spitze der Finanzverwaltung und verschmolz sie völlig mit dem Bankwesen. Er machte heimlich Papiergeld über den genehmigten Betrag, und der Regent sagte nachmals, daß darüber Nachverwilligungen ertheilt seien. Das Parlement faßte Argwohn und versagte mehren Finanzverordnungen die Enregistrirung. Law verkannte nicht, wie gefährlich der Widerspruch des Parlements sei, und wünschte dasselbe für sich zu gewinnen; aber es hätte mit dem besten Willen nicht über die Bank schweigen können, wenn ihre Geschäfte sich verwirrten und als Abfolge bürgerliche Klagen

*) Ein paar der vornehmsten Frauen verfolgten Law bis in sein Schlafzimmer: „Pissez toujours, mais entendez nous."

veranlaßten. Die Gewähr des öffentlichen Rechtes hätte die Bank halten können, aber sie war mit einer willkürlichen Regierung unvereinbar, die sich eben erst wieder geltend gemacht hatte und den Gedanken an eine Ständeversammlung völlig verwarf. Dubois sagt darüber in einer Denkschrift an den Regenten: „Kennen Sie wirksame Mittel, um sich dem Unternehmen einer wirklichen volkvertretenden Versammlung zu widersetzen, die sich gegen Ihren Willen auflehnt? Kann der Monarch zu dem Volke wie zu dem Parlemente sagen, es sei das Volk nicht? — — Der König ist der Truppen gegen das Parlement gewiß, würde er ihrer auch gegen das versammelte Frankreich gewiß sein? Wohin würden Soldaten, Officiere, Generale schlagen, ohne nicht auf ihre Landsleute, ihre Freunde, ihre Brüder zu schlagen? Wir dürfen nicht vergessen, daß der Könige größtes Unglück ist, wenn der Soldat ihnen nicht blind gehorcht; daß man diese Art der Gewalt, die einzige Hülfe der Könige, nicht gefährdet, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Das ist die wahre Schmutzseite unserer Monarchie, die man nicht zeigen darf, und selbst nicht in den größten Staatsübeln. Unter diesen Umständen scheiterte Law's Werk, sobald man sich über die habsüchtige Schwärmerei enttäuschte und den durchwühlten Grund der Bank entdeckte. Den ersten Anstoß gab der Prinz Conti, welcher den Werth seiner Papiere auf vier schwerbeladenen Geldwagen aus der Bank abfahren ließ; die verschiedenen künstlichen Hülfsmittel Law's und Zwangsgebote vermehrten das Mistrauen; das Papiergeld strömte an die Bank zurück, und sie konnte nicht zahlen *). Es

*) Im J. 1720. Die Verordnung vom 21. Mai wegen Herab-

waren in 17 Monaten 2237 Millionen ausgegeben, wovon 1630 Millionen als Staatsschuld anerkannt wurden (1721), und einen Theil die indische Handelsgesellschaft übernahm, die sich aus dem Sturze des Bankwesens rettete. Es wurden Gemeindeämter und Zunftrechte käuflich gemacht, um einen Theil der neuen Staatspapiere einzuziehen. Die Landleute und Kleinstädter hatten durch dieses Bankwesen eher gewonnen als verloren, weil sie mehr und theurer als zuvor verkauft, das baare Geld, in alter Vorliebe, zurückgehalten und mit Papiergelde ihre Steuern und Abgaben bezahlt hatten. Die Kaufleute hatten zu ihren auswärtigen Handelsgeschäften leichter als zuvor das baare Geld gefunden und sich auf neue Handelsunternehmungen eingelassen, besonders nach Indien und China. Die Ausländer hatten die französischen Waaren theurer bezahlen müssen *), und die Theurung hielt sich. Das Wechselwesen hatte in Frankreich Zusammenhang bekommen. Paris erhielt eine Mäklerordnung, und seine Börse erscheint unter diesem Namen (1720) zu gleicher Zeit. Die dortigen Bürger verloren durch die Theurung, durch die Theilnahme an dem Börsenspiele, durch die Ungewißheit, in welche die Staatsschuld gerieth, und durch ihre bösen Schuldner, welche mit Papiergelde bezahlten, bis es außer Umlauf gesetzt ward. Todesfälle im Gedränge, Selbstmorde in Verzweiflung, Meuchelmorde aus Geldgier begleiteten die ent-

---

setzung des Papiergeldes ward zwar zurückgenommen, aber dasselbe unterm 10. Octbr. außer Umlauf gesetzt.

*) Nach einem Wechsel vom J. 1723 bezahlte Smith (ein Engländer, nach dem Namen zu urtheilen) die Tonne (vier Orhoft) Chateau Margaux zu Bordeaux mit 2500 Livr. Das ist der jetzige Preis.

setzliche Vermögensverwirrung. Doch so groß das Unheil der Bankzerrüttung war, so offenbarte es das größere: die Sittenzerrüttung des Hofadels und der Pariser. Law entkam (10. Decbr. 1720), in dem Wagen des Regenten, mit geringem Vermögen über die Grenze. D'Aguesseau hatte nicht verschmäht, von ihm sich nach Paris zum Wiederantritte des Canzleramtes führen zu lassen, als die Bank bereits schwankte, und d'Argenson empfand, daß die Parlementsräthe sich nicht wie seine Polizeicommissaire behandeln ließen. Das Parlement mochte außer Stande sein, den Plan zu einer Bank wissenschaftlich zu begründen; es war aber völlig im Stande, Law's Misbrauch mit den Bankgeldern einzusehen, und verfuhr dawider in seinem Schmerz über das Lit de Justice. D'Aguesseau hatte das alte Ansehen nicht mehr bei ihm, mußte sich zu dessen Verweisung nach Pontoise verstehen, wo die Herren auf öffentliche Kosten sehr angenehm lebten, und fand auch bei dem Stellvertreter des Parlements, einem Rathe von Staatsräthen und Requetenmeistern, Widerspruch *). Er war in eine falsche Stellung gerathen, verhinderte indessen bei dem Bankwesen noch größeres Unheil und widersetzte sich dem Plane, die Kaufgelder für die Parlementsstellen und alle richterlichen Aemter zurückzuzahlen und den Richterstand völlig von der Regierung abhängig zu machen. Er endigte wieder mit Verweisung, als mit dem Parlemente Ruhe, aber Dubois Cardinal geworden war. Dieser hatte die Wahl des Papstes Inno-

*) Der Canzler d'Aguesseau fragte ein widersprechendes Mitglied des großen Rathes, woher es die aufgestellten Grundsätze habe? und erhielt zur Antwort: „Aus den Vorträgen des verewigten Canzlers d'Aguesseau".

cenz XIII. befördert, nun unter dem Schutze der Kirche die Besorgniß für eigene Sicherheit entfernt und durch die Unterstützung der Geistlichkeit neue Stärke gewonnen. Er griff durch. Eine Besatzung von 40,000 Mann und Villars mit seiner weißen (blos abgeschälten) Krücke verbürgten die Ruhe der Hauptstadt. — Wenn der alte Hof, im Hasse gegen den Regenten, noch auf Spanien blickte, nachdem die Verschwörung entdeckt worden, die Verhafteten aber nur in geheimes Verhör genommen und, mit Ausnahme einiger Bretagner, welche hingerichtet wurden, um ihre frei sprechenden Landsleute einzuschüchtern, ohne gerichtliche Untersuchung freigegeben worden waren: so mußte er seine Hoffnung aufgeben, da der Regent die Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen von Asturien und die Verlobung des Königs Louis XV. mit der Infantin schloß. Dem alten Hofe ward sein Haupt genommen, der Marschall Villeroi wegen Beleidigung des Cardinals Dubois verhaftet und auf sein Gut gebracht. Er hatte den jungen, von Natur schwermüthigen, König mit dem Argwohn erfüllt, daß er sein Leben vor Gefahren bewachen müsse, und er hatte ihm zugleich auf die gefährlichste Weise geschmeichelt: Alles geschehe um seinetwillen, Alles gehöre ihm. Der König weinte sehr bei der Nachricht, daß Villeroi verreist sei, und verfiel in einen Zustand, welcher Alles befürchten ließ, als ihn sofort sein geliebter Lehrer Fleury *), man sagt auf gegenseitiges Versprechen von Dessen und Villeroi's Seite, zusammen zu bleiben, verließ. Doch tröstete er sich, da Dieser wiederkommen mußte. Der Hof war damals wieder nach Versailles ver-

*) André Hercule de Fleury ist zu Lodève in Languedoc i. J. 1653 geboren.

legt, um die Regierung von den Umtrieben in der Hauptstadt zu entfernen; und aus der Regierung entfernte Dubois Alle, welche ihm nicht zu Willen waren, zuletzt sozusagen den Regenten selbst, der zu seiner Ernennung als erster Minister die Hand bot, um mit dem Regieren und durch die Reisen nach Versailles nicht mehr belästigt zu werden. Dubois forderte strengen Gehorsam und wollte von Allem unterrichtet sein, begnügte sich aber, den Geist der Sache zu haben, und that das Gegentheil von dem zu ceremoniös und zu umständlich sein, von dem zuviel schreiben und zuviel regieren unter Louis XIV. Im Eifer, oder vielmehr in der Aufwallung seines vergifteten Blutes, sprang er auf Stühle und Tische. Man hat ihn als Cardinal in seinen öffentlichen Audienzen Soldatenflüche ausstoßen hören; dem Gesandten, welcher bei seiner Abreise nach London Anweisungen begehrte, antwortete er: „Thun Sie, was die englischen Minister haben wollen"; und er sagte, daß er seinen Posttag halte, als ihn Jemand beschäftigt fand, einen Stoß unerbrochener Briefschaften ins Kaminfeuer zu werfen. Er vermied, die Ansprüche des Parlements von Neuem anzuregen, und suchte mit dessen Hülfe den Constitutionsstreit auszugleichen. Der Cardinal Noailles hatte zwar verschmäht, ihm die Priesterweihe zu ertheilen, ward aber vermocht, zu dem Vergleiche die Hand zu bieten; und die Parlemente enregistrirten eine Verordnung, wodurch die Constitution mit der Erklärung von Noailles beobachtet, aller Streit darüber, sowie alle Berufung von ihr verboten sein sollte. Auch ward nun eine Versammlung der Geistlichkeit gehalten und zu deren Präsidenten der Cardinal Dubois erwählt; diese bewilligte dem Schatze 8 Millionen. Sein Tod (10.

Aug. 1723) verhinderte es, mit dem Papste zum Schlusse zu kommen, und der Herzog von Orleans († 2. Decbr. 1723) überlebte ihn nicht lange. Bis dahin hatte die Regentschaft fortgedauert, wenn sie auch dem Namen nach mit der Volljährigkeit des Königs (16. Febr. 1723) aufhörte.

Unter der Regentschaft blieb der Sinn für das Prunkwesen und veränderte nur die Richtung. Man prunkte mit der Unzucht. Das Galanteriewesen aus der Zeit Henri IV. war in ein wollüstiges Getriebe überreizter Sinne und grundverderbter Phantasie ausgeartet; wobei Künsteleien und selbst Verbrechen Aufregungsmittel waren. Die eheliche Treue ward verspottet, das häusliche Leben in Höflichkeitsbesuche verwandelt. Die Mütter gaben ihre Kinder sogleich nach der Geburt auf das Land und sahen sie kaum anders als in Gesellschaft. Töchter verfolgten ihre Mütter mit Haß, um des Ranges willen, und Väter wurden die Verführer ihrer Söhne. Die Zerstörung in den Familien war entsetzlich: Viele verzehrte schnell das Gift, welches in ihren Adern glühte; Andere, die letzten Kümmerlinge rühmlicher Geschlechter, verbargen sich in Klöster. Unter den jungen Leuten wurden schon jene dürren, hohläugigen, bleichen Gestalten sichtbar, welche zu den Darstellungen der Pariser auf den englischen Zerrbildern Anlaß gegeben. Bei der inneren Auflösung des Familienwesens unter den Vornehmen zu Paris gab es auch kein Zusammenhalten der Familien in Staatssachen, welches sonst der Willkür Schranken setzt, sondern man hielt nur nach Rang und Stand zusammen, und immer nur schwach, oft unschicklich. So wollte man die Hinrichtung des Grafen Horn mit dem Rade als eine Beschimpfung des Adels hintertreiben. Er hatte einen Meuchelmord

begangen, um sich einer Brieftasche mit Staatspapieren zu bemächtigen; und der Regent wies die Bitten um Begnadigung mit Corneille's Worten ab: „Das Verbrechen macht die Schande, und nicht das Blutgerüst". Uebrigens hielt es der Gouverneur von Paris nicht für schimpflich, von den sonst verbotenen Hazardspielen ein Diensteinkommen zu beziehen, und die anderen Gouverneure thaten wie er. Die Andacht der Prinzessin Carignan nahm auch an solchem Gewinne keinen Anstoß. Das Parlement verfuhr gegen keinen der Großen wegen schamloser Geldgier bei dem Law'schen Bankwesen als gegen den unbefreundeten Herzog de la Force, welcher Colonialwaaren gekauft hatte, des Vergehens des Monopols, wovon sich das Parlement selbst keinen Begriff machen konnte, angeklagt und mit der Warnung entlassen wurde, welche das Parlement mit den Pairs verabredet hatte, in Zukunft sich mit Umsicht und Anstand zu betragen. — Man prunkte, wie mit dem Laster, mit dem Unglauben. Die Herzogin von Berri drohte den Priester aus dem Fenster werfen zu lassen, der ihr die letzte Oelung geben wollte und nicht aus ihrem Vorzimmer wich. Man prunkte mit einem Betragen, worin Alles erlaubt war, wenn es nur mit Anstand, zum Wohlgefallen und zur gesellschaftlichen Unterhaltung geschah. Dieses Betragen öffnete die sogenannte gute Gesellschaft und den Zutritt zum Regenten, ohne daß nach Adel oder Rang gefragt ward. Die jungen Leute konnten sich am meisten geltend machen, und sie zögerten nicht. Der Herzog von Richelieu übertraf alle in dem leichtsinnigen Gebrauche der glücklichsten Anlagen zur Liebenswürdigkeit und ward ihr Liebling. Derselbe hatte in der Verschwörung wider den Regenten nichts Geringeres als die

Ueberlieferung von Bayonne an die Spanier im Sinne gehabt und ging in die Bastille wie zur Lustbarkeit. Der Regent ließ es ihm dort auch weder an wissenschaftlicher noch gesellschaftlicher Unterhaltung fehlen, und Richelieu rühmte sich nach seiner Entlassung der bestandenen Haft gleich einer Ritterthat. Die Furcht vor dem Hofe verschwand, und die jungen Herren nahmen nicht von ihm, sondern von Richelieu Ton und Mode an. Die Mengen der Neureichen, welche aus der Vermögensumwälzung durch das Bankunwesen entstanden waren, folgten nach und konnten sich den jungen Hofherren durch die Annahme ihrer Moden gleichstellen, weil diese Moden von dem Hofe unabhängig geworden waren. Aber die gesellschaftliche Revolution nahm auch noch eine ganz andere Richtung. In dieser Richtung schritt Voltaire den jungen Leuten voran und sprach in seinem Heldengedichte, der „Henriade", das Gefühl für Ruhm und Heldengröße aus, worin' sie aufgewachsen waren; aber zugleich auch als Gefangener in der Bastille den Grimm wider Gewaltmisbrauch, Glaubensverfolgung und Gewissenszwang. Die Wissenschaftlichkeit, das Selbstdenken und Selbstforschen waren herrschend und über den Mittelstand verbreitet. Der gebildete Mann bedurfte keines Schutzherrn mehr *), sondern galt durch sich selbst, und auch der Herzog von St. Simon verschmähte, bei seiner Wissenschaftlichkeit, solchen Umgang nicht, sowenig er sich mit den aimables roués seines Freundes abgab, und soviel er auf Standesehre hielt. Die Unterhaltung war Kunst und Be-

*) Die Kammerdiener des Königs Louis XIV. hatten mit Molière nicht essen wollen und fügten sich erst, als der König in seinem Zimmer ihn frühstücken ließ.

dürfniß geworden, und die geistreichen der vornehmen Frauen vereinigten die Meister in dieser Kunst (beaux esprits) zu jenen kleinen Abendessen, welche die Dichter so hoch gefeiert haben. Der Umgang mit Gelehrten und die Denkfreiheit gehörten zum guten Tone. Der Regent vernachlässigte selbst auswärtige Zeitungsschreiber nicht, um die öffentliche Meinung zu gewinnen; er that aber leider sonst zuviel, um sie von sich abzuwenden, und ward in Druckschriften fürchterlich angegriffen. Doch ließ er la Grange nur mit Verweisung das Schmähgedicht büßen, worin er als Giftmischer dargestellt wird, und ihn selbst nach Paris zurückkommen. Bei solcher Nachsicht schrieb man ebenso frei als man schon sprach; die bischöfliche Bücheraufsicht ward durch den Constitutionsstreit geschwächt, und das Parlement schritt in seinem Streite mit der Regierung auch nicht gegen Schriften wider sie ein. Diese Zeit der Freiheit des Wortes und der Schrift ward die reiche Bildungszeit glänzender Köpfe. Man überließ sich öffentlich den Forschungen über die Natur, und den Untersuchungen über das menschliche Wesen und Treiben, ohne weitere Rücksicht, wohin dieselben führten, und ob ihre Ergebnisse Anstoß gäben oder nicht. Die Schriftsteller künstelten nicht mehr, um das Misfallen bei Hofe und in der Kirche zu vermeiden, sondern strebten nur, der Lesewelt zu gefallen. So bildete sich eine Meinung, frei und unabhängig von allem Ansehen des Hofes und der Kirche, unter der Einwirkung des Abscheues vor dem Wüstlingsleben, und des Ekels vor dem Constitutionsstreite. Man konnte die Gefahr nicht verkennen, welche mitten in den Reichthümern und Verbesserungswerken eines tiefen, inneren Friedens bevorstehe, wenn die Genußsucht, die Freigeisterei, die Ver-

achtung der Grundsätze als Vorurtheile von den Höhen der Gesellschaft herab die ganze Tiefe der Hauptstadt durchdringen, und wenn Paris bei den Provinzen, bei denen sich schon Selbständigkeitsgefühl zeigte, in Verachtung sinken sollte. Dort verlor sich die Anhänglichkeit an die Grundherren, welche zu Paris wohnten, weil sie mit ihren Gütern in beständigem Handel begriffen waren. Der Landadel war ängstlich besorgt, sich Das zu erhalten, was er in jeder Provinz an Gütern, Pfründen, erblichen und gekauften Aemtern besaß. Er hatte die hohen geistlichen Stellen verloren, welche zu Paris vergeben wurden, und suchte sich durch die Finanzstellen in den Provinzen zu entschädigen, mit Ausnahme von Bretagne, wo der niedrigste Gewerbsmann, aber kein Finanzbeamter Landstand werden konnte. Der Adel hatte aber mehr als den Schein des alten Ansehens in seiner Provinz, da der Gouverneur wie der Bischof meist abwesend waren, und da der Intendant zugleich von dem einheimischen Parlement und von den einheimischen Geistlichen in Schranken gehalten wurde, auch mehr noch die letzteren als das erstere zu fürchten hatte, weil die Geistlichen große Gewalt auf das Volk, durch ihren Bischof Einfluß am Hofe, und an der gesammten Geistlichkeit als Körperschaft Rückhalt hatten. Der Landadel hielt so fest an seinen alten Sitten, daß die schimpflichsten Strafen den Zweikampf, welcher nun wieder im Stillen geduldet wurde, nicht unterdrücken konnten. Auf der Kaufmannschaft lastete mit geschärftem Stachel, wegen des Papiergeldes und Actienhandels, das Vorurtheil, und die Söhne reicher Handelsleute suchten, wenn nicht in den Adel, doch in den gelehrten Stand zu kommen. Der Stand kleiner Landeigenthümer und die Bauern

konnten nicht gedeihen. Die schönen Verordnungen über Beförderung des Landbaues, der Gewerbe, des Volksglücks wurden in den Provinzen als Mährchen betrachtet; die Worte der großen Schriftsteller drangen aber immer tiefer in die Herzen. Man fühlte, daß die Provinzen wie völlig getrennte Staaten nebeneinanderlagen und nur durch Paris, wohin sie jährlich nicht blos ihre schönsten Arbeitsfrüchte, sondern auch ihre ersten Familien zum Opfer senden mußten, in Verbindung standen. Man hatte Muße, den verwahrlosten Zustand zu betrachten. Man hoffte auf den König, und die ganze Liebe Frankreichs ruhte auf ihm.

Ein freundlicher Greis mit jugendlicher Kraft, Fleury, der liebe Lehrer des Königs Louis XV., erschien in Frankreichs Regierung wie Mentor in Fénélon's Romane, und vielleicht nicht ohne allen Einfluß dieses Romanes. Er hatte bisher nur für den König gelebt, allen Ränken fremd, mit dem Gange der Geschäfte und dem Stande der Parteien bekannt. Die Jesuiten sahen in ihm ihren Zögling, die Jansenisten einen Sinnesverwandten, der alte Hof einen geehrten Diener Louis XIV., die Umgebung des Regenten einen liebenswürdigen Gesellschafter, alle Ehrenmänner einen staatsklugen und sehr uneigennützigen Mann. Fleury übernahm sofort die Leitung der Kirchensachen, die übrigen Staatssecretaire arbeiteten im Stillen mit ihm, und der leichtfertige Herzog von Bourbon ward verwiesen (1726), als er, dem Namen nach erster Minister, sich verführen ließ, dem Könige ohne Fleury's Zuziehung Vortrag zu machen, oder vielmehr den Versuch, Denselben zu entfernen, wagte. Fleury hatte sich sogleich entfernt, aber unverzüglich den königlichen Befehl zur Rückkehr bekommen, und der englische Gesandte

Horace Walpole, Bruder des Ministers Robert Walpole, in Dessen Voraussicht ihn während seiner augenblicklichen Zurückgezogenheit aufgesucht. Nach der Verweisung des Herzogs von Bourbon enthielt sich Fleury des Namens erster Minister, ward aber schnell Cardinal. So hatte er den Rang über den Großen des Reiches und stieß bei ihnen durch das fast königliche Ehrengepränge eines ersten Ministers nicht an. Seine Ruhe ging auf den Staatsrath über, dem bald auch die Beurtheilung der streitigen Verwaltungssachen mit den kirchlichen Behörden überwiesen wurde, und der Cardinal hielt sodann unter seinem Vorsitze Ministerrath (comité) sowol zur Entscheidung als zur Vorbereitung der Vorträge bei dem Könige und im Staatsrathe. Sogleich wurden die Inhaber der obersten Verwaltungsstellen, doch nicht die letzteren selbst verändert; diese erhielten zum Theil ihre alten Inhaber aus der ersten Zeit der Regentschaft, und auch der zurückberufene d'Aguesseau gelangte wieder zur Canzlerwürde. Auf die Dankbarkeit des Cardinals mochte Niemand rechnen; er vergab die Aemter nach bloßer Geschäftsberechnung und in dem Sinne, daß Alles in seiner üblichen Ruhe und Ordnung bleibe. Mit der übrigen Aufführung der Beamten nahm er es nicht gewissenhaft, und nicht einmal ernsthaft. Es schadete dem Herzoge von Richelieu, Gesandten zu Wien, seine Theilnahme an der blutigen Rache nicht, welche einige Herren dort an einem Teufelsbeschwörer verübten, als sie sich von ihm betrogen erkannten; obgleich die Kirchengesetze schon den Verdacht des Zauberwesens mit Bannfluch verfolgen. Richelieu ward vielmehr von dem Cardinale, und sogar in dem Umgange mit dem jungen Könige, begünstigt. Dagegen büßten mehre Spielgenossen Louis XV. mit Verweisung den

jugendlichen Dünkel und die Anmaßung, mit dem Könige von Geschäften zu sprechen, und mitregieren zu wollen *). Dessen Gemahlin Marie, die Tochter des vertriebenen Königs Stanislaus Lesczynski von Polen (die spanische Infantin war als zu jung zurückgesandt worden), beschäftigte sich nur damit, dem Könige zu gefallen und auf die Hofetiquette zu halten; und er selbst hatte seine Freude an Jagden, Lustreisen und Repräsentation. Der Cardinal ließ die Herren und Frauen vom Hofe sich in Etiquettenstreitigkeiten verwickeln, die mit der höchsten Wichtigkeit, bei lang verzögerten und selten erfolgenden königlichen Entscheidungen, behandelt wurden, und man weiß, daß über den Anzug eines Frauenzimmers bei der Vorstellung am Hofe Marschälle zu Rathe genommen wurden. Er wehrte aber dem Andrange nach Gaben und Gnaden, indem er sie Allen abschlug und die Versagung dadurch versüßte, daß er dem Bittenden seine Feinde nannte, denen man zu seinem Besten mehr als ihm geben müßte, wenn man geben könnte; sowie er auch das Sparwesen selbst auf die königliche Familie erstreckte, indem die Töchter des Königs im Kloster, in der Provinz erzogen wurden.

Das Diensteinkommen, welches Jeder hatte, ward hingegen desto sorgfältiger benutzt und durch häufig ertheilte Anwartschaften auf die Söhne gebracht. Indem es auf diese Weise eine Pfründennatur annahm, und der Geist der Ruhe und nicht der Thätigkeit von oben herab die Verwaltung durchdrang, ward der Dienst matt und schwach. Es erscholl überall der Ausspruch: „Das ist mein Dienst, meine Ar-

*) Conjuration des marmousets.

heit nicht", und wenn etwas Neues geschehen sollte, so geschah es auf neuen Gehalt, oder durch neue Aemter. Der Hauptmann rechtete mit dem Obersten um Befehl und Gehorsam, und der Lieutenant mit dem Hauptmann. Wenn man die Bischöfe am Hofe in Verlegenheit setzen wollte, so sprach man mit ihnen von den neuesten Hirtenbriefen, die in ihren Bisthümern erlassen waren. Der Sinn des Cardinals war so sehr auf Sparsamkeit gerichtet *), daß er doch in den achtzig Jahren lange eigenhändige Briefe schrieb, wenn es darauf ankam, insgeheim eine Ersparung vorzubereiten. Diese Sparsamkeit hatte indeß auch ihre großen Nachtheile für die Verwaltung, besonders für das Seewesen, welches bei Hofe am wenigsten vertreten war und auch wol um deswillen die größten Einschränkungen erfuhr, weil der Cardinal, in einem guten Vernehmen mit England, einen Seekrieg nicht befürchtete. Man war gegen die englische Handelspolitik im Nachtheil; indeß verstand sich Amelot, Staatssecretair des Auswärtigen, doch darauf, errichtete auch einen Handelsrath und ließ den beiden bevorrechteten Körperschaften, der pariser Kaufmannschaft und der indischen Handelsgesellschaft, ihren Willen, wenn ihn der Prévôt jener, ein Staatsrath, und die königlichen Commissaire dieser geltend machten. Es nahm sich der Handelsstand in dem glücklichen Frieden auf; er hatte den ausschließlichen

*) Die Staatseinnahme betrug i. J. 1724 an 190 Millionen, und die Staatsausgabe über 204 Millionen; die Grundsteuer 43, die Kopfsteuer 33 Millionen; der Hofstaat kostete 12,000,000, die Landmacht 37,500,000, die Seemacht 8,744,000, die Verzinsung und Tilgung der Staatsschuld 51,500,000 Livr.

Der Scheffel Weizen galt 17, und die Mark feinen Silbers 44 Livr.

Vertrieb den europäischen Modewaaren, der Hauptmarkt der Seidenzeuge, den vorherrschenden Verkehr in der Levante und dem Mittelmeere, einen neuen Waarenzug nach der neuen Kaiserstadt St. Petersburg. Die Colonien, vor allen Domingo, blühten. Das Kriegswesen hatte zu mächtige Fürsprecher, als daß bei demselben das Sparwesen des Cardinals völlig geltend geworden wäre; die Soldaten verbürgerten, da sie die Standorte nicht wechselten und wenig in den Waffen geübt, desto mehr aber, zum Vortheile der Hauptleute, beurlaubt wurden. Die Gnadenbewilligungen beschränkten sich meist auf Ordensverleihungen; aber die Ausgaben für das Bildungswesen der Officiere wurden vermehrt, die Kriegsschulen verbessert. Neue Prachtanlagen mochten, bei fortgehender sehr kostbarer Erhaltung und Ausführung alles Dessen, was bereits vorhanden war, besser unterbleiben; aber nicht ohne großen Nachtheil unterblieben bei dem Sparwesen neue allgemein nützliche Anlagen und staatswirthschaftliche Geldverwendungen, welche sich mit der Zeit reichlich belohnen. Die Intendanten konnten damit auch in den Provinzen nicht zu Stande kommen, weil über den Beitragsfuß und die Beitragspflicht von Jedermann gerechnet und gerechtet ward. Versailles selbst erhielt kein Straßenpflaster. Eher als die Intendanten brachten noch die Parlemente gemeinnützige Einrichtungen zu Stande, weil sie den Verwaltungsbeschlüssen die Kraft richterlicher Entscheidungen gaben. Der Wiederherstellung eines abgebrannten großen Krankenhauses zu Paris nahm sich das Parlement dadurch an, daß es eine Almosensammlung veranlaßte. Die Armen waren dort zu tausendfältigen, unglaublich großen Scharen angewachsen; der alternde, abständige Dienstroß der ai-

mables roués und seine sieche, verkrüppelte Brut, sowie das bei dem jetzigen Sparwesen brotlos gewordene Gesinde belagerten alle Straßen, alle Zugänge der Hauptstadt. Die schlauesten, verwegensten zitterten wol, in ihrer Verbindung zu Raub und Mord, vor dem schnellen Blutgerichte, vor dem Rade, worauf Cartouche, das Haupt so vieler, mit den fürchterlichsten Eiden verschworener, Diebe und Räuber, noch lag; aber der Hunger stachelte zum Verbrechen. Eine kräftig gehandhabte Armenpflege war dringendstes Bedürfniß; aber man verwandte darauf die Kosten nicht und gab der Verordnung (18. Juli 1724), daß die Bettelei nicht geduldet, die arbeitsfähigen Armen beschäftigt, die arbeitsunfähigen verpflegt werden sollten, keinen Vollzug. Mit der Quarantaine ward es sehr genau genommen, seit Marseille durch die Pest, unter der Regentschaft, verheert worden war (1720). Man hatte dahin Aerzte gesandt und die Provence mit Truppen gesperrt. Man machte nun Grenzsperren, wenn die Pest sich nur in Ungern äußerte. In Hungersnoth ließ das Parlement die Reliquien der heiligen Geneviève aussetzen, welche nur zweimal wöchentlich Brot gegessen, Getreide auf dem Lande zusammengebracht und unter den Parisern, zu Königs Klodwig Zeit, vertheilt hatte. Aber man verfuhr jetzt in einem dem der Heiligen entgegengesetzten Sinne: Leute, welche mit den Regierungsgeschäften bekannt waren, verkümmerten die Zufuhren nach Paris, verkauften den Bäckern das Getreide theuer und bewirkten zugleich, daß ihnen hohe Brotpreise bewilligt wurden. Das Parlement hatte wol den Willen, diesem Misbrauch unter dem Namen von Wucher und Monopol zu steuern; es benahmen sich die Wucherer aber zu schlau. Die Geliebte des ersten

Ministers, Herzogs von Bourbon, soll darein verwickelt gewesen sein, sowie auch jene vier Brüder Paris, welche, Söhne eines Gastwirthes, erst kleine, dann größere Kriegslieferungen übernommen, die Untersuchung der nachgelassenen Staatsschuld von Louis XIV. und von Law's Bankwesen durchgeführt und Antheil an der Finanzverwaltung erlangt hatten. Die Parlemente der Provinzen behinderten besonders die Versorgung der Hauptstadt, indem sie, zur Verhütung des Getreidemangels in ihren Gerichtskreisen, die dortige Kornausfuhr verboten. Die Getreidetheurung war häufig, weil die Gewerbsamkeit dem Landbaue, die städtische Bevölkerung der ländlichen vorangeeilt, das Bauernwesen armselig und verachtet, und der Getreideverbrauch durch Viehmast und den sämmtlichen Vorbedarf zu feinen Gerichten, auch durch Branntweinbrennereien sehr vermehrt war. Die Korntheurung stieg aber so, daß ein Pfund Brot 3 Sgr. kostete, als vom April bis October fortdauernder Regen die Saat und die Ernte verdarb (1725). Einen solchen Preis konnten die Armen nicht bezahlen, und die Normannen hungerten nicht geduldig, auch die Hauptstadt ward unruhig. Da kaufte die Regierung einiges Getreide und verkaufte es mit Verlust auf dem Markte. Dadurch fiel sofort der Preis; aber der Rathgeber wäre in die Bastille gekommen, wenn ihn Fleury nicht geschützt hätte. Doch geschah wider die Rückkehr des Brotmangels und zur leichteren Versorgung der Hauptstadt nichts. Die Großanstalten für Wissenschaft und Kunst litten durch das Sparwesen nicht; sie hatten reiche Ausstattung und verfuhren von der Regierung unabhängiger. Ihre Arbeiten schritten vor, und es kam zu öffentlichen Kunstausstellungen.

Der Rechtsgelehrtenstand war, nach abgewandter Gefahr des Rückkaufes seiner Aemter, in dem Gefühle seines Rechtes, seiner Selbständigkeit und seiner Würde noch zuversichtlicher geworden. Er war mehr als ein mächtiger Dienstadel. Die Parlemente *) behaupteten, die Richter der Pairs zu sein, mit Ausschließung des Urtheilsspruches, der von dem Könige selbst, oder von seinen erwählten außerordentlichen Richtern ausgehe; ebenso behaupteten sie, dem Befehl aus des Königs eigenem Munde zur Enregistrirung der Verordnungen den Gehorsam nicht versagen zu dürfen, aber dieser unberathenen Handlung keine Rechtsfolge geben zu können. Sie drückten sich über ihr Recht gegen die königliche Gewalt ebenso dunkel aus als über ihr Recht bei dem Anrufe comme d'abus gegen die kirchliche Gewalt und vermieden sich darüber auszusprechen, mit der Gewandtheit, die man ein Jahrhundert hindurch in dem Jansenistenstreit eingeübt hatte. Sie machten dabei von einem Worte sehr glücklichen Gebrauch, das den Untergang Dessen, was es bedeutete, überlebt hatte: von Reichsgrundgesetzen. Ihre Gegner, die Hofpublicisten, durften nicht behaupten, daß es keine Reichsgrundgesetze, sondern blos wiederrufliche Verordnungen gebe, wenn sie nicht beschuldigt werden wollten, alles Recht, jede Ordnung zu verkennen. Die Parlemente wären ihrerseits in die größte Verlegenheit gekommen, wenn sie sich über die Reichsgrundgesetze hätten erklären sollen; aber sie waren gewiß, daß man ihre Erklärung darüber nicht fordern würde. Sie gaben ihren Vorstellungen an die Regierung durch die Berufung auf die

*) Das pariser Parlement hatte mehr als 200 Mitglieder.

Reichsgrundgesetze den Schein höherer Bedeutung; sie regten die Einbildungskraft auf und gewannen dadurch in der öffentlichen Meinung. Die matte Verwaltung ließ zu, daß mehre Verwaltungssachen in den Gerichtskreis der Parlemente kamen, und auch Das vermehrte ihren Einfluß. Indessen ging die Regierung einen zu ruhigen Gang, und der Canzler d'Aguesseau wußte die Parlemente in ihrem schwerfälligen Benehmen zu geschickt zu behandeln, um in bedenkliche Weiterungen mit ihnen zu gerathen. Er beschäftigte sie mit den Gutachten über eine Menge Verordnungsentwürfe, um Einheit in das Rechtsverfahren zu bringen, z. B. über das Recht der Schenkung, über letzte Willenserklärung, über das Beweisverfahren in peinlichen Fällen, über Ordnung und Aufsicht der Tauf-, Trau- und Sterbeverzeichnisse, oder Kirchenbücher. Die vermehrten Rechtsstreitigkeiten machten die Vermehrung der Richter nöthig, da der Canzler das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Fällen, aus Schonung für den Anwaltstand, nicht abkürzen mochte. In peinlichen Sachen ward es schnell, und selbst in der Untersuchung gegen Cartouche binnen zwei Monaten beendigt. Der pariser Anwaltsstand nahm sich das Recht, über Fragen abzustimmen und seine Meinung darüber öffentlich bekanntzumachen, wenn dieselben mit seinem Geschäft und dem Ordnunghalten unter seinen Mitgliedern auch nicht in Verbindung standen, sondern sich auf den Constitutionsstreit und den Parlementsstreit über Misbrauch der Kirchengewalt bezogen. Das Parlement wollte den Constitutionsstreit endigen und verfuhr gegen die Schriften und Verfasser, von welcher Seite sie sein mochten. Es schritt zugleich mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit wider jeden Erlaß

des Papstes und der Bischöfe ein, der sich gegen das französische Staatsrecht deuten ließ. Der steigende Einfluß der Geistlichen reizte dazu; und es glückte dem Cardinal Fleury nicht, wie in den Finanzsachen, so auch in Kirchensachen Anstoß mit dem Parlemente zu vermeiden.

Bei seiner Sparsamkeit und bei den steigenden Staatseinkünften durch den blühenden Handel konnte er nicht blos in Friedenszeit neue Steuern entbehren, sondern auch den Fünftelzehnten (die funfzigste Garbe) abschaffen, welcher allen Gütern nach dem Tode des Regenten aufgelegt wurde, während schon bei Dessen Lebzeiten der Versuch im Kleinen mit Verwandlung der Abgaben in einen Zehnten gemacht worden war. Die Lehre der allgemeinen Steuerpflicht hatte Feld gewonnen; aber alle Parlemente hatten gegen diese Steuerverordnung Vorstellung gemacht, und die Bretagne war durch die Hinrichtungen unter der Regentschaft so wenig eingeschüchtert, daß gerade von dort die stärkste Vorstellung kam. Die Steuerverordnung war darauf im Lit de Justice enregistrirt worden, aber die Parlemente hatten eben deswegen die Hand zu ihrer Vollziehung nicht geboten. Nach der Aufhebung dieser Steuer ließ von ihnen sich willfährigere Hülfe zur Beitreibung der übrigen Staatseinkünfte erwarten; und sie machten auch später bei der Ausschreibung von mäßigen Kriegssteuern keine Schwierigkeit. Der Cardinal vermied indessen diesen Weg. Die Verpachtungen wurden höher ausgebracht, und es hätte noch mehr geschehen können, wenn man sich nicht hätte einreden lassen, daß die Reichthümer und der Credit der Pachtgesellschaften eine Nothhülfe seien, um Vorschüsse und Staatsanleihen zu erhalten. Der Cardinal sprach die Hülfe der Geistlichkeit häufig an, und sie bewilligte auf ihren Versammlungen

bis 12 Millionen auf einmal. Es ward ferner das Lotteriewesen ins Große getrieben, sowie das Kriegssteuerwesen in den Landen, wohin die französischen Truppen kamen; und es ward nicht verschmäht, um spanische Hülfsgelder zu verhandeln, über deren schlechte Zahlung aber freilich geklagt.

Es läßt sich nicht daran zweifeln, welche Partei Fleury ergriff, als er geistlicher Minister geworden war, da sich sogleich die Verfolgung wider die Protestanten erneuerte, und da der Cardinal Noailles bewogen ward, die Constitution unbedingt anzunehmen. Es erging ein Gebot (14. Mai 1724) zur Vollziehung der Verordnungen wider die Protestanten, mit Schärfung. Wer sich bei Versammlungen des protestantischen Gottesdienstes betreffen ließ, sollte zeitlebens auf die Galeeren geschmiedet werden und sein Vermögen verlieren; der Prediger irgend eine Verrichtung seines Amtes mit dem Tode büßen; kein gewesener Protestant seine Kinder auswärts erziehen lassen, bei Strafe von 6000 Livr. für jedes Jahr; jede Ortschaft, in Ermangelung von Stiftungseinkommen, 150 Livr. zum Einkommen für einen Schullehrer, und 100 Livr. für eine Lehrerin aufbringen, und keine Ehe gültig sein, welche nicht mit allen Feierlichkeiten der katholischen Kirche geschlossen worden. Die Verordnung machte wieder viele Protestanten unglücklich, aber nicht katholisch; und die Berichte von dem bischöflichen Stuhle zu Nimes u. a. O. lauteten in diesem Sinne. Die Protestanten wichen der neuen Verordnung auf den Wegen aus, die sich gegen die alte bewährt hatten, und ihre Prediger, als Bürger oder Schutzverwandte von Bern oder Genf, und in Verkleidung, reisten unter ihnen umher und durch die Sevennen. Wie früher die Protestantenverfolgung gleichzeitig mit der Unter-

drückung des Ständewesens Statt gefunden hatte, so folgte ihr jetzt die Abschaffung der selbsterwählten Gemeindebeamten. Der Cardinal Noailles seinerseits hatte um den Versuch gewußt, die gallikanische Kirche mit der bischöflichen Kirche in England wieder in Verbindung zu bringen. Sehr gelehrte Männer, wie du Pin, wünschten und hofften es, und Courayer behauptete öffentlich, daß die englischen Bischöfe zwar in der Lehre von den französischen abwichen, aber gleichen von Gott verliehenen Beruf zu ihrem Amte hätten; und daß die englische Kirche vermittelst ihrer Bischöfe noch immer mit der altchristlichen und also auch mit der katholischen Kirche zusammenhinge. Man war mit dem Erzbischofe von Canterbury in Verhandlung getreten; aber Dubois hatte, bei Strafe der Bastille, die sämmtlichen Papiere darüber gefordert und sie nach Rom gesandt. Der Papst, in Kenntniß dieser Verhandlung und der Stimmung des Cardinals Dubois, hatte den Vergleich über den Constitutionsstreit verworfen, welcher auf die bedingte Constitutionsannahme von Noailles vermittelt war. Unter dem Cardinal Fleury traten die Constitutionisten dreister hervor: der Erzbischof zu Embrun hielt eine Kirchenversammlung seiner Provinz (1727), worauf ein Bischof wegen constitutionswidriger Hirtenbriefe seines Amtes entsetzt wurde; kein Bischof ward ernannt, der die Constitution nicht unbedingt unterschrieb; und zu ihrer unbedingten Annahme auch der Cardinal Noailles in seinem hohen Alter und bei der Nähe des Todes, durch päpstliche Ermahnungen und vielfache Ueberredungsmittel, vermocht (1728). Die Pfarrer zu Paris folgten aber dem Beispiele ihres Erzbischofes nicht nach, sondern gaben öffentliche Erklärungen, wie von dem Anwaltsstande schon erwähnt worden.

Der Cardinal Fleury that den letzten Gewaltschlag. Es ward im Lit de Justice die Vollziehung der Constitution geboten, auf die Berufung von ihr die Strafe der Empörung gesetzt, und von ihrer Annahme die Zugänglichkeit zu jeglichem geistlichen Amte abhängig gemacht. Die Jansenisten feuerten sich dagegen wieder an, um der Wahrheit willen Alles zu dulden. Sie hatten die ehrbaren Bürger vorzüglich deshalb mehr für sich gewonnen, daß sie, während der Leichtsinn und die Unzucht öffentlich unter der Regentschaft hausten, eine größere Bußstrenge und die Lehre aufstellten, daß man nur durch reine Liebe Gott gefalle. Vor Allen war der Pfarrer François de Paris von St. Médard zu Paris gefeiert und wegen der Bußzucht bewundert, deren Opfer er in dem blühendsten Alter ward (1727). Man strömte zu seiner Grabstätte, betete dort mit solcher Inbrunst, daß ein Parlementsrath, der nur gekommen war, um über die abenteuerlichen Gebehrden zu spotten, von der Andacht der Menge ergriffen und bekehrt ward. Viele Kranke glaubten durch die Wunderkraft des heiligen Paris genesen zu sein, und die Pfarrer trugen auf die gesetzmäßige Untersuchung der Wunder an, deren Ausgang nicht zweifelhaft schien, da kurz vorher der Cardinal Noailles für eine Wunderheilung entschieden hatte, obgleich die untersuchenden Aerzte nur die Gesundheit, aber nicht das Mindeste von einer wunderbaren Heilung bezeugt hatten. Den Wunderheilungen, welche die Hauptstadt und Frankreich aufregten und durch Europa erschollen, folgten Krampfwunder. Die Ausschweifungen, die schlechte Nahrung während der großen Getreidetheurung, die harte Bußzucht bewirkten natürlich fürchterliche Nervenzerrüttungen; die Sucht nach Ruf und

Erwerb kam hinzu; man sah auf dem Gottesacker von St. Médard und auf den pariser Straßen die Schauspiele der gräßlichsten Zuckungen, wozu mit Schlägen von eisernen Stangen auf die Brust, und mit andern Martern die Hülfe gegeben wurde, und man hörte Verzückte in der Gestalt des Kreuzes fremde Sprachen, wenigstens unvernehmlich reden. Die Krampfwunder stiegen in die Höhe der Gesellschaft, und der berühmte Taktiker Folard zeigte sich nicht blos in Verzerrungen, sondern behauptete auch, mit verschlossenen Augen zu sehen. Die vornehmen Frauen nahmen das Versinken in einen bewegungslosen Zustand reizender Stellungen und Lagen in ihre Kunst zu gefallen auf; sie machten die reine Liebe zu ihrem Lieblingswort, und die Empfindsamkeit ward unter ihnen Mode. Ein so verbreitetes Schwindelwesen ließ Zusammenrottirungen des Pöbels und Bewegungen am Hofe wider den Cardinal Fleury befürchten; und es setzte die Behörden wegen seiner Unterdrückung in Verlegenheit. Die Polizei verleugnete den Wunderglauben, ließ die Grabstätte des vermeinten Heiligen zumauern und die stärksten Krampfwundermänner in Haft setzen; aber sie konnte den Ehrenbezeugungen, den Andachten in Bezug auf ihn nicht steuern. Diese verbot der neue Erzbischof von Paris, entzweite sich aber dadurch mit den Pfarrern, sowie auch bald der Anwaltsstand über ihn beim Parlemente klagte. Letzteres ließ dem Volksglauben wie an die heilige Géneviève so auch an François de Paris sein Recht, gab der päpstlichen Verdammung seiner „Lebensbeschreibung" keine Folge und sprach wider die Einmischung des Papstes und der Bischöfe in Polizeisachen (18. März 1731). Der Cardinal Fleury ließ dem Parlemente dagegen alle Einmischung in geistliche Sachen

im Lit de Justice untersagen (3. Septbr. 1732) und immer mehr widerwärtige Parlementsglieder verweisen und verhaften; doch wie er früher, auf die Einstellung der Gerichtsverwaltung und auf den Beschluß des Parlements zum Abschiednehmen aller seiner Mitglieder, nachgegeben hatte, so gab er auch diesmal wieder nach. Das Parlement trat in seine alten Befugnisse, aber in eine neue Stellung zu der uneinigen Kirche und der schwachbefundenen Regierung.

Die Wunderheilungen und die Krampfwunden sowie auch die Jansenisten, insofern die Freunde von jenen Wundern sich Jansenisten nannten, kamen durch eine Partei in Verachtung, welche sich wider Jansenisten und Jesuiten zugleich erhob und die neu aufgeregte Lesesucht benutzte. Der Cardinal Fleury hatte einer Wochenzeitung (nouvelles ecclésiastiques; seit 1728) auf die Spur kommen wollen, die auf Anlaß des Wunderwesens zu Paris gedruckt ward. Er hatte wol Zeitungsblätter davon in seinem Wagen gefunden, aber nichts weiter an Ort und Stelle, wohin er sich, auf die Verheißung gewisser Entdeckung, begeben hatte, um Drucker und Zeitungsschreiber auf frischer That zu ertappen. Es half ihm auch zu der Entdeckung nicht, an der Spitze der Postverwaltung zu sein. Wie diese Zeitung, so druckte und vertrieb sich Vieles insgeheim. Auch bot d'Aguesseau vergeblich die Strenge der Gerichte und seine Gewalt als Canzler wider anstößige Schriften auf. Ihre entdeckten Verfasser kamen in die Bastille, an den Schandpfahl, wurden aber deshalb als Märtyrer der Wahrheit gepriesen; die Schriften wurden von Henkershand verbrannt, aber die Verbote reizten noch mehr zum Lesen auf. Es verdammte der Papst Berruyer's „Geschichte des Volkes Gottes",

eine geschmackvolle Bearbeitung der Bibel mit sehr üppigen Schilderungen, und voller Zweifel an der Echtheit der Schriften des Alterthumes. Eben dieser Geschichte darf man zum großen Theil den verbreiteten Unglauben an der Echtheit der heiligen Schriften zuschreiben. Ein Frauenzimmer, Marie Huber, sprach aus vollem Herzen zum Herzen: man müsse alle Glaubensgeheimnisse verbannen, als Verunstaltungen der einfachen, beseligenden Religion, zu welcher sittliches Gefühl und der Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit gehöre. Mehre englische Freidenker waren in Frankreich befreundet, wie Mandeville, Bolingbroke, Hume; und kaum erlangte eine Schrift in England Ruf, so ward sie auch übersetzt. Voltaire war seinerseits in England befreundet, lebte dort mehre Jahre, als Rohan's Bedienten auf Dessen Befehl ihn geprügelt; und wenn er auch nur wenig Englisch verstand, so verstand er doch Locke, begriff das Parlement und fühlte den Segen eines praktischen öffentlichen Rechtes. Er nahm von Locke den Satz, daß die Unfähigkeit des Körperlichen zum Denken sich nicht beweisen lasse, und behauptete die Fähigkeit des Körperlichen zum Denken, weil man sich an die Erfahrung halten müsse, daß der Körper Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, Vorstellungen und Wahrnehmungen habe, da sich ebenfalls nicht beweisen lasse, daß er sie nicht habe. Sofort auch schloß er Alles von der Wissenschaft aus, was sich nicht begreifen und erklären ließ. Von dem englischen Parlemente nahm er die Idee von der gesetzgebenden Gewalt, und als Gegenidee die zwingherrliche Gewalt (le pouvoir absolu). Von der öffentlichen Ordnung in England nahm er die Farben zu einem Staatsbilde, das keineswegs eine beste Welt, aber doch Alles besser als die wirk-

liche zeigte, und bei dessen Anblicke Jeder sich sagen müßte: mit gesundem Verstande und gutem Willen läßt es sich verwirklichen, ohne daß außerordentliche Umstände und Männer dazu nöthig sind. Es wäre dazu nur Sinn für Verbesserung des menschlichen Zustandes (l'intérêt à l'humanité) erforderlich; man solle den Fortgang des Denkens und Arbeitens (progrès de civilisation) nur nicht zu seinem eigenen größten Schaden stören, weil man dadurch gegen Andere zurückbleibe und nicht der Humanität, sondern der Barbarei sich nähere. Die Civilisation führe zu den gesellschaftlichen Tugenden (vertus sociales) und gebiete die Wohlthätigkeit (bienfaisance), weil sie durch Betriebsamkeit (industrie) Ueberfluß verschaffe, aber zugleich auf Vermehrung der eigenthumslosen Volksmenge einwirke, und weil Jeder, welcher lebe, ein Recht zu leben habe. Die Humanität gebe das allgemeine Gesetz, welches Jeder gegen Alle beobachten müsse; der Glauben an und über Gott sei Jedes eigene Sache, und gegenseitige Duldung (tolérance) Pflicht. Voltaire verbreitete nach seiner Rückkehr aus England diese Gedanken theils in heimlichen Handschriften, theils in öffentlich gedruckten philosophischen Abhandlungen, Geschichtswerken und Gedichten. Er gebrauchte dazu neue Wörter und gab ihnen in den Abhandlungen Begriffsklarheit, in den Dichtungen Lebensglanz. Beides verschmolz die Umgangssprache zum Helldunkel, da sie Humanität, Civilisation u. s. w. zu Modewörtern machte. Man fühlte die Geistesgewalt Voltaire's, und er benahm sich fürstenmäßig. Er schien dem Lärm über das Wunderwesen und dem Gezänk über die Constitution Ruhe zu gebieten und zur Ordnung zu rufen, damit der gesunde Verstand zum Worte käme. Seine Widersacher be-

handelte er als einfältiges oder böses Gesindel; gegen Alle, die ihm huldigten, auch die gewöhnlichsten Leute, zeigte er sich freundlich und oft dienstfertig. Man sah ihn planmäßig und folgerecht wider die alte Ordnung und für seine neue verfahren und sich dabei mit Vorsicht benehmen; die Sinnesverwandten schlossen sich an ihn, und wenn sie kein anderes Verbindungszeichen hatten, so war es doch der Namen Philosophen, und sie traten als philosophische Partei der jesuitischen und jansenistischen entgegen. Die glänzendsten Frauen wünschten Voltaire's Umgang, die Fürsten seinen Briefwechsel, und er half dem Könige Friedrich II. die Feder wider Macchiavelli's „Fürsten" führen. Aber es ward auch bekannt, daß er die Muße und den Fleiß für ein Meisterstück auf das üppigste und leichtsinnigste Gedicht verwandt habe („pucelle d'Orléans"). Die sittlichen Gemüther zogen sich von ihm zurück, die Frommen, die ihn schon schüchtern geliebt hatten, verabscheuten ihn als den Verführer zur Gottlosigkeit; doch täuschte er Viele durch die laute Klage, daß in ihm die Unschuld und die Wahrheit verfolgt werde. Die Jesuiten schonten ihn, weil er sie schonte. Wer ihn nach den Schriften beurtheilte, wozu er sich bekannte, Der konnte ihn tadeln, aber nicht verurtheilen, und nicht einmal tadeln in Vergleich Dessen, was den übrigen Lieblingsschriftstellern bei geringerer Kraft und Schönheit nachgesehen war; auch hatte er die Menge für sich, weil er ihr schmeichelte. So wie er hatte Niemand von dem Volke, von der französischen Nation gesprochen. Er nennt in seiner „allgemeinen Geschichte" die Königswahl ein geheiligtes Volksrecht, welches in Deutschland sich erhalten habe, und spottet über die Salbung des Königs durch den Papst. Er schei-

det das Volk von der Geistlichkeit und dem Adel; jene ist Schuld an des Volkes Unwissenheit, seinem Aberglauben, den schrecklichsten Zerrüttungen; und einige Edelleute haben dasselbe in Elend und Sklaverei gehalten. Die Civilisation des französischen Volkes windet sich zwar endlich durch den Kirchenzwang und den Lehnszwang; aber England kommt viel weiter. Die Parlemente wollen zwar, statt der Reichsversammlungen, der Willkür Schranken setzen; aber sie vermehren durch ihre Anmaßung die Verwirrung. Doch nun ist das Volk aufgeklärt; der philosophische Geist in allen Ständen, mit Ausnahme des Pöbels, verbreitet; die französischen Schriften stehen in allen Büchersammlungen Europa's, und wenn man sagt, daß die Völker glücklich sind, wenn sie Philosophen zu Königen haben: so sind die Könige nicht minder glücklich, wenn sie unter ihren Unterthanen viele Philosophen haben. Während Voltaire so aufregte, arbeiteten Viele mit gewaltiger, ausdauernder Anstrengung, eine jede Wissenschaft zugänglicher, übersichtlicher zu machen, sodaß der gebildete Mann sich darein finden und selbst unterrichten könnte. Buffon machte durch glänzende Beschreibung des Scharfbeobachteten die Naturgeschichte zur Lieblingswissenschaft. Ein Jüngling, d'Alembert, stellte sich den gründlichsten Naturforschern und Mathematikern an die Seite und übertraf sie alle durch den Vortrag. Réaumur verzweigte den Ruhm, den er in der Scheidekunst begründet. Vaucanson offenbarte selbst den Mechanismus seiner Automaten, während die Engländer ihre mechanischen Erfindungen ängstlich als Geheimniß verwahrten. D'Anville vergegenwärtigte in seinen Landcharten die Länder und Volkssitze der alten Zeiten und des Mittelalters, während Cassini de

Thury mit der Vermessung und Aufnahme von Frankreich beschäftigt war. Schon sammelte Jean Jacques Barthélemi die Farben, um von dem alten Griechenland sein lebendiges Gemälde zu entwerfen, und Montesquieu zeigte die Ursachen des Verfalls des römischen Reiches, nicht zwar so ausführlich als später Gibbon, aber auch mit Geschichtskunst und mit warnendem Hinblick auf Frankreich, nachdem er über die dortige vornehme Welt und ebenso etwas über das Kirchenwesen, in seinen „persischen Briefen", gescherzt hatte. Des Scherzens und des Spottens war kein Ende; aber man fragte und forschte zugleich auf das ernsthafteste nach den Grundsätzen und Verfahrungsweisen für jede Sache. So stellte auch Rameau zuerst ein System des Generalbasses auf, während er die früheren Tonsetzer verließ und die französische Musik durch Feuer und Ueberraschung eigenthümlicher machte. Es malte als größter Meister Joseph Vernet das Gewaltigste auf Erden, das Meer in seinem Sturme.

Lange bewahrte der Cardinal Fleury den Frieden mit dem Auslande, hielt, was er zu Anfange versprochen, sich an die Verträge und gewann für Frankreich durch seinen vermittelnden, versöhnenden Sinn Ansehen und Vertrauen. England versicherte *) er besonders, daß Frankreich mit demselben über das gemeinschaftliche Interesse völlig einverstanden sei und ihm nöthigenfalls wider Spanien Beistand leisten werde. Spanien hatte die Rücksendung der Infantin, der

---

*) D. 12. Nov. 1726. Frankreich, England und Preußen hatten zu Hanover, d. 23. Septbr. 1725, ein Bündniß geschlossen, wovon Preußen ab- und auf kaiserliche Seite trat; dagegen trat Holland i. J. 1726, und gewissermaßen auch Dänemark i. J. 1727 hinzu.

Königsbraut, aus Frankreich übelgenommen, mit dem Kaiser ein geheimes Bündniß geschlossen *) und Gibraltar angegriffen. Der Kaiser ward von England und Holland, wegen Eifersucht ihrer indischen Handelsgesellschaften auf die gedeihende Handelsgesellschaft zu Ostende, mit Krieg bedroht, und Frankreich rüstete in gleichem Interesse wider ihn. Der Cardinal gab durch diese Rüstung seinen Vermittelungsversuchen Nachdruck, sowie er auch dem östreichschen Gesandten erklärte, daß er mit großer Mühe von seinen Verbündeten die Einwilligung erhalten habe, sich mit einer bloßen Gestundung der Handelsgeschäfte von Ostende nach Indien auf sieben Jahre zu begnügen; daß die verweigerte Gestundung sofort Krieg veranlassen werde, und daß der kaiserliche Hof dazu durch Aufregung von Feinden gegen Frankreich Grund gebe. Nach dieser festen Erklärung verstand sich der östreichsche Hof (31. Mai 1727) zur Gestundung der niederländischen Handelsgeschäfte nach Indien, die Feindseligkeiten zwischen Spanien und England wurden eingestellt, und ein Congreß zu Soissons eröffnet. Der Cardinal Fleury und die Gesandten der meisten europäischen Staaten, auch Rußlands, erschienen hier zu einer allgemeinen Friedensstiftung. Der kaiserliche Bevollmächtigte sprach in der Eröffnungsrede von dem Vertrauen seines Hofes auf den Cardinal, als Vermittler, und der Cardinal erwiederte, daß er besten Erfolg hoffe, da er von allen Gesandten Gesinnungen der Billigkeit und Mäßigung vernehme, und bereits alle Anstände über das Ceremoniel beseitigt seien. Die Sitzungen

*) Richelieu bekam als Gesandter zu Wien von dem Bündnisse mit Spanien durch Bestechungen Nachricht, von denen Flassan 5. 23. ein Verzeichniß giebt.

dauerten ein Jahr hindurch und führten nicht zum Schlusse; es näherten sich inzwischen Frankreich und Spanien wieder einander, und darauf folgte der Vertrag (Sevilla, d. 9. Nov. 1729) zwischen ihnen und England, wodurch Spanien die Handelszugeständnisse für Oestreich zurücknahm, die französischen und englischen Handelsgesellschaften wieder in ihren alten Verkehr auf seinem Gebiete eintreten ließ; dagegen die Gewährleistung für den Erwerb von Toskana und Parma und sogleich das Besatzungsrecht dortiger Städte erhielt. Der kaiserliche Hof versagte mit Unwillen den Beitritt, weil sowol sein Verbündeter als der Vermittler einseitig gehandelt und ihn getäuscht hätten. Er war bald darauf den Wünschen des französischen Hofes entgegen, den König Stanislaus wieder auf den erledigten polnischen Thron (1733) zu erheben. Die Wahl fiel auf ihn, doch schnell, unter dem Gewichte der Waffen von Rußland und von Oestreich, auch auf den Kurfürsten von Sachsen. Stanislaus mußte nach Danzig und verkleidet nach Frankreich zurückflüchten, als es dem französischen Gesandten am dänischen Hofe, de Plelo, vor Danzig an der Spitze von 1500 Mann, der ganzen Hülfe Frankreichs für Stanislaus, ergangen war, wie er dem Staatssecretair Chauvelin berichtet hatte: „Ich bin gewiß, daß ich nicht zurückkomme, und empfehle Ihnen meine Frau und Kinder". Er blieb bei dem ersten Angriff, und sein Häuflein ergab sich den Russen. Chauvelin besiegte, wie man glaubt *), die Friedensliebe des Cardinals und war Richelieu's Meinung, daß ein erster Minister sich durch Krieg erhalte. Der König, im Bunde mit Spanien und

*) Die Pariser sagten: „Chauvelin a escamoté la guerre au cardinal, et le cardinal a escamoté la paix à Chauvelin".

Sardinien, erklärte dem Kaiser den Krieg (10. Octbr. 1733), weil er in seinem Schwiegervater von ihm beleidigt sei, und der Kaiser enthüllte in der Gegenerklärung die französischen Umtriebe bei der polnischen Königswahl. Der Cardinal ließ den Krieg sich durch den Krieg ernähren. Zur Kostenersparung ließ er Jeden, der es vermochte, ohne Rücksicht auf den Adel, Freicorps errichten; die Truppen wurden durch mangelhafte und betrügerische Verpflegung zum Plündern getrieben und schossen auf Officiere, welche Grausamkeiten steuern wollten. Sie waren verweichlicht, aber in allem Rüstzeuge den Kaiserlichen überlegen. Der achtzigjährige Villars führte sie nach Mailand, und sie drangen nach seinem Tode noch weiter vor, während die Spanier Neapel eingenommen hatten. In Deutschland eroberten sie, ungeachtet der Uneinigkeit zwischen den Generalen, Philippsburg, da nur noch der Namen, aber nicht mehr der Geist Eugen's ihnen gegenüberstand. Ueber die geistlichen Lande ließ der Cardinal, auf die Anfrage des Herzogs Noailles, den Kriegsgebrauch in Steuer- und Lieferungssachen walten. Das dauernde französische Waffenglück hatte indeß die Aufmerksamkeit Englands, welches auch nach der Thronbesteigung König Georg II. in gutem Vernehmen mit Frankreich geblieben, sowie auch Hollands erregt. Es wurden von ihnen Vermittelungsvorschläge gemacht, wonach Stanislaus den Königsnamen fortführen und in Besitz seiner Güter zurücktreten, aber dem Recht auf die polnische Krone entsagen sollte. Der Kaiser solle beide Sicilien an den Infanten Don Carlos, und einen Gebietstheil von Mailand an den König von Sardinien abtreten; dagegen aber Toskana und Parma erhalten, sowie die Gewährleistung der prag-

matischen Sanction, des Gesetzes der weiblichen Thronerbfolge für alle östreichschen Staaten, von Seiten Frankreichs, welches alle Eroberungen herausgeben solle. Der Kaiser nahm den Vorschlag an, der französische Hof lehnte ihn mit Spanien ab, weil er nicht auf Genugthuung Oestreichs, sondern auf dessen Vergrößerung gerichtet sei; zu einem Waffenstillstande sei man geneigt (20. Juli 1735). Doch ging der Cardinal heimlich weiter und schickte, auf die Mittheilung zwischen einem französischen und östreichschen Gesandten, in der Stille einen Unterhändler nach Wien, welches zum Abschlusse von Präliminarien (3. Octbr. 1735) zwischen beiden Mächten führte. Die Vermittelungsvorschläge waren darin befolgt, und außerdem nur bestimmt, daß der Herzog Franz von Lothringen, bestimmter Gemahl der östreichschen Erbtochter Maria Theresia, nach dem Ableben des Großherzogs von Toskana dessen Land, und König Stanislaus auf Lebzeiten Lothringen haben, dieses aber nach seinem Tode an Frankreich fallen solle. Dem Cardinal Fleury ward es leichter, die englischen und holländischen Minister über die Uebereinkunft mit Oestreich ohne ihre Mitwirkung zu beruhigen als die Bedingungen gegen die Kriegspartei zu Versailles zu halten. Spanien war darüber sehr misvergnügt, und der König Louis XV. sagte dem Cardinal, daß Chauvelin nach seiner Stelle trachte. Der Cardinal warnte Chauvelin blos, sich ferner Einverständnisse wider ihn zu Schulden kommen zu lassen, verwies ihn aber darauf wegen neuer Ungebühr. Doch mußte Fleury der Kriegspartei sehr viel nachgeben, indem er selbst an den Kaiser schrieb, der Gesandte habe in den Präliminarien seine Vollmacht überschritten; und die Verhandlungen über den Friedensschluß

zogen sich in die Länge, weil Frankreich sofort in den Besitz von Lothringen kommen wollte, und weil es wegen Gewährleistung der pragmatischen Sanction, zum Vortheile der baierschen Erbansprüche auf Oestreich, Schwierigkeit machte. Der Cardinal gab jedoch hierin nach, und der König verpflichtete sich in dem Friedensschlusse (8. Nov. 1738), daß er Den oder Die, welchen (in den östreichschen Staaten nach der pragmatischen Sanction) die Erbfolge gebührt, darin aufrechterhalten und wider Jeden, welcher diesen Besitz zu stören unternähme, beständig schützen wolle und solle. Frankreich rundete sich durch das sogleich gewonnene Lothringen ab und konnte künftig, mit Hülfe der reichen Früchte und kräftigen Leute dieses Landes, den Krieg am Rheine leichter führen. Lothringen aber freute sich unter der wohlthätigen Verwaltung des Königs Stanislaus der Verbindung mit Frankreich. Der Cardinal ließ hierauf durch den unbestechlichen Villeneuve zwischen der Pforte, Rußland und Oestreich Frieden vermitteln. Die französische Gesandtschaft zu Constantinopel hatte den widrigen Eindruck ausgelöscht, welchen die öffentliche Schilderung des türkischen Gesandten zu Paris unter seinen Landsleuten von Dubois als Erzlügner gemacht haben konnte, und sie war den Türken durch Rath und Vermittelung zur Zeit Peter I. nützlich gewesen. Villeneuve hatte dann, im Kriege wegen der polnischen Krone, die Tataren zu einem Einfall in Rußland vermocht und den Türken durch die beförderte Theilnahme französischer Officiere an ihrer Kriegführung wider Rußland (1736) und Oestreich wesentliche Dienste geleistet. Die Türken waren wider jenes zwar unglücklich, aber wider dieses desto glücklicher, und Villeneuve vermittelte den Frieden (18. Septbr.

1739), worin sie Belgrad wiederbekamen. Zur Vergeltung wurden die Vorrechte der Franzosen in der Türkei von Neuem bestätigt und noch vermehrt (28. Mai 1740): die Zölle für sie auf drei Procent herabgesetzt, von dem Weine ganz erlassen, sowie von den Piastern; feindliche Güter unter französischer Flagge für frei erklärt, gleichwie Franzosen und ihr Eigenthum auf feindlichen Schiffen. — Mit Schweden ward nun auch ein Handelsvertrag (25. April 1741) geschlossen, wonach die Zölle auf drei Procent vom Werthe gesetzt wurden. Aber die Engländer waren schon zuvorgekommen und hatten sich der schwedischen Zahlmittel, der Ausbeute der Bergwerke, bemächtigt. Es folgte eine ähnliche Uebereinkunft mit Dänemark (23. Aug. 1742). Mit Holland ward der Handelsvertrag (21. Decbr. 1739) auf den Grundsatz „freies Schiff, freies Gut" erneuert, das ausgenommene verbotene Gut namhaft gemacht, und ein Zolltarif beigefügt. Der Cardinal war gegen Holland gefällig, welches auch über das Verfahren wider die Protestanten Vorstellung machte und beitrug, daß sie im Elsaß nicht beunruhigt wurden. Der französische Handel in Portugal hatte Schaden davon, daß dort lange Zeit kein Gesandter war, weil man aus einem Streit über Etiquette in den andern gerieth, und der Cardinal dem Gesandten den Gehalt nicht zahlen lassen wollte, der, laut seiner Bestallung, vom Tage der Ernennung an bezahlt werden sollte, wegen des Etiquettenstreites aber nicht abgereist war. Der Seeminister klagte, in der Anweisung (1737) des Gesandten über die Handelsverhältnisse, daß von dem Verkehre, welchen die Franzosen vor dem Erbfolgekriege in Portugal gehabt hätten, sowie von ihrem Zwischenhandel an den spa-

nischen Küsten kaum eine Spur mehr sei. Es wären dort nur noch unbedeutende französische Kaufleute, da man nicht mehr von dort, sondern aus den eigenen französischen Colonien den Zucker bezöge, da die Einfuhr der französischen Modewaaren dort verboten wäre, die der Adel doch sehr gern hätte, und da die Engländer vertragsmäßig das Land mit Gewerkwaaren, gegen Abnahme von dessen Weinen, versorgten. Obgleich man nun in Portugal den französischen Handel zu heben suchte, so blieb er doch dort und ebenso in Spanien, ungeachtet der Familieneintracht zwischen den Häusern Bourbon, gegen den englischen im Nachtheile. Den Verkehr in Italien beförderte das gute Vernehmen mit Sardinien, das friedliche Verhältniß mit den Raubstaaten, und der Rücktritt beider Sicilien unter spanische Hoheit. Der Cardinal Polignac, französischer Gesandter zu Rom, wies den Unterwerfungsantrag der Corsen, in ihrem Aufstande gegen Genua, zurück, weil seine Annahme sich weder mit der Ehre noch mit der Staatsklugheit vertrage, und Genua ward von Frankreich zur Behauptung seiner Herrschaft in Corsika unterstützt. Er war es auch, welcher dem Papste die unbedingte Annahme der Constitution von dem Cardinal Noailles mittheilte und diese Angelegenheit bei dem päpstlichen Hofe zur Ruhe brachte. In dieser Verhandlung möchte er am meisten seine Kunst bewiesen haben, wennauch andere weit glänzender sind. Der Stallmeister des Papstes, Marquis Ottieri, beleidigte ihn öffentlich in der Schrift „über die spanische Erbfolge", worin er den König Louis XIV. verhaßt zu machen suchte, ward aber, auf Polignac's Beschwerde, abgesetzt und verwiesen. Der französische Postmeister zu Rom verrieth den Briefwechsel sowol des päpstlichen Mini=

sters als des Cardinals Polignac, welcher ihn von päpstlichen Behörden vernehmen und dann nach Frankreich führen ließ; obgleich der Papst selbst äußerte, daß eine solche Nachgiebigkeit gegen Gesandte beispiellos sei und seinem Hoheitsrechte schaden könne. Während Frankreich zu Rom vorherrschenden Einfluß erwarb, verschmähte es neben Bern und Zürich die Vermittelung zwischen Rath und Bürgerschaft von Genf nicht, sowie es auch das Wort in den Weiterungen unter den deutschen Staaten führte. Der Cardinal Fleury war nicht minder gegen die Gesandten der kleinen Höfe sehr artig, und gegen alle Diejenigen vertraulich, welche Nachrichten über größere Höfe und interessante Umstände geben konnten. So sehr er das Geld im Innern sparte, so wenig schonte er es im Auslande. Die Franzosen nannten ihn den Schiedsrichter von Europa; und der fünfundachtzigjährige Greis besaß in der That, sowie er daheim Ordnung hielt, das Geheimniß des Serails und Escurials, das Vertrauen zu London und zu Rom, ein väterliches Ansehen bei allen Höfen von Lissabon bis Petersburg; und Frieden waltete in Europa. Das Kriegsglück und der Kriegserwerb hatte aber den französischen Hof nach neuem Kriegsglück und neuem Kriegserwerbe lüstern gemacht, und der Cardinal vermochte nicht zu widerstehen, wollte aber doch auch nicht abtreten, als von Neuem der erste Kanonenschuß fern in Schlesien fiel.

Es stimmte der Cardinal, in schriftlichem Gutachten, für Aufrechthaltung des Friedens, als nach Kaiser Karl VI. Tode (20. Octbr. 1740) alle östreichschen Staaten seiner Tochter Maria Theresia huldigten, der Kurfürst von Baiern aber, wegen seiner Abstammung von einer Tochter Kaiser

Ferdinand I., diese Erbfolge ansprach, und Friedrich II. von Preußen, ein geistvoller Herr von großen wissenschaftlichen und praktischen Geschäftskenntnissen, seine zurückgewiesene Forderung über einen Theil Schlesiens mit dem ebengeerbten väterlichen Schatze und Heere geltend machte (11. Decbr. 1740), um nicht blos den Königsnamen, sondern auch ein Königreich zu haben. Dagegen ward in den englischen Thronreden (29. Octbr. 1740 u. 19. April 1741) erklärt, daß man seinen Verpflichtungen nachkommen, den Frieden und die pragmatische Sanction aufrechterhalten, der Königin Maria Theresia die vertragsmäßige Hülfe leisten müsse; und das Parlement machte große Geldverwilligungen. Indessen bestürmte die Kriegspartei zu Versailles den Cardinal und den König, während Baiern um Beistand bat, und Kriegsnachrichten aus Preußen einliefen. Ein Feuerkopf, der Graf von Belle Isle, nahm das beredte Wort: die Gewährleistung der pragmatischen Sanction gelte dem Recht und nicht dem Unrechte; sie dürfe das Erbfolgerecht von Baiern nicht gefährden; die günstigste Gelegenheit zur Vernichtung des alten Feindes von Frankreich biete sich von selbst an; man werde in Verbindung mit Spanien, Baiern und Preußen leicht dahin gelangen, das östreichsche Reich zu theilen und sich selbst blos mit schwachen Staaten zu umgeben, wie Henri IV. schon gedacht und gewollt. Es bedürfe dazu nur geringer Macht, und vielleicht nur des Wortes. Er entwarf hierüber eine Denkschrift, erhielt ihre Genehmigung im Staatsrathe, und die Vollmacht als Gesandter bei der Kaiserwahl und bei den deutschen Höfen. Er verhandelte mit König Friedrich II. ein Bündniß, welcher indeß bemerkte, daß er mehr mit der Zukunft als mit der Gegenwart be-

schäftigt und zu schwärmerisch war *). Der König setzte sich daher mit Fleury selbst in Briefwechsel, und es ward ein Bündniß abgeschlossen (5. Juli 1741). Ein anderes (18. Mai 1741) bestand bereits mit Baiern, und mit Spanien in Bezug auf die italienischen Angelegenheiten; Sardinien und Sachsen traten ihm bei. Frankreich sollte 80,000 Mann nach Deutschland senden, und man wollte dem Kurfürsten von Baiern die Kaiserwürde, Böhmen und Tirol; dem Könige von Preußen Niederschlesien; dem Hause Sachsen Oberschlesien und Mähren zu Theil werden lassen, und die Königin Maria Theresia auf das Erzherzogthum und Ungarn beschränken. Man verwickelte den König Georg II. in Verhandlungen, als er nach Hanover gekommen war, um sich an die Spitze eines Heeres deutscher und englischer Truppen zu stellen, und schloß eine Uebereinkunft (28. Octbr. 1741), wonach seine deutschen Lande unbetheiligt bleiben sollten. Die französischen Truppen vereinigten sich mit den Baiern und nahmen Oberöstreich. Wien zitterte, und Prag fiel. Da wurden sie plötzlich von gewaltigen Heerhausen umwogt, der eine Theil bei Linz, an dem Tage der Kaiserwahl des Kurfürsten von Baiern (24. Jan. 1742), gefangen, der andere in Prag belagert. Maria Theresia hatte, ihren Sohn Joseph auf dem Arme und Thränen im Auge, die versammelten Ungern zum Schutz aufgerufen, und die Männer hatten ihr das Wort gegeben und gelöst. Auch halfen ihr die Engländer durch Geld und Verhandlung. Die englischen Minister hatten dem Cardinal Fleury,

*) Belle Isle war bei einer Unterredung mit dem Könige Friedrich II. so nachdenkend, daß er um die Ursache befragt wurde, und er antwortete, daß er nicht wisse, wem Mähren gegeben werden solle.

bei dem Vertrage wegen Hanovers, bemerkt, daß Georg II. eine Verpflichtung dieser Natur als König von England ohne das Gutachten seines Rathes nicht eingehen könne, und er bei der feierlichen Willenserklärung des Parlements nicht aufsichzunehmen vermöge, die Truppen in Unthätigkeit zu halten, welche England bezahle. Der Cardinal wollte zwar eine Unterscheidung des Königs von England und Kurfürsten von Hanover, in Betreff der eingegangenen Verbindlichkeit, nicht anerkennen, mußte sich aber damit begnügen, daß Hanover unbetheiligt blieb. Die Engländer benutzten die Verwendung der französischen Kriegskräfte in Deutschland, um die französische Schifffahrt noch mehr in Nachtheil zu bringen und um mit Spanien, welches von Frankreich nur geringe Hülfe bekam, völlig zu brechen (21. Juli 1742). Robert Walpole *), der alte Freund des Cardinals, forderte von Diesem 3 Millionen, um die Friedenspartei im Parlemente herrschend zu machen; er mußte aber um diese Zeit seinen Abschied nehmen. Der König von Sardinien trat auf östreichsche Seite, und von dem Könige von Preußen ward Aehnliches befürchtet, da man die geheime Uebereinkunft **) ahnte, wodurch er auf Betrieb des englischen Gesandten zu Wien, gegen Zusicherung des eroberten Niederschlesiens, nur noch einen Scheinkrieg

*) Walpole meinte, der Cardinal kaufe von ihm den Frieden aus der ersten Hand.

**) 9. Octbr. 1741. Der Cardinal schrieb an Belle Isle (4. Octbr. 1741): „Ich bin für die Treue des Königs von Preußen nicht besorgt, solange wir Glück haben, verbürge sie aber nicht, wenn es schlecht gehen sollte, und die Liebkosungen dieses Monarchen, die ich nur nehme, wie sie es verdienen, würden dann bald ein Ende haben".

führte, als die Franzosen in Oberöstreich einrückten. Er hatte zwar diese Uebereinkunft gebrochen, als die Franzosen unglücklich waren, aber dem Grafen Belle Isle gesagt (2. Juni 1742), daß er den Krieg etwas leichtsinnig unternommen habe, daß er darin zwar glücklich gewesen sei, aber doch Augenblicke der entsetzlichsten Unruhe deshalb gehabt habe, und daß er nicht eher ruhig werden könne, bis ein guter Frieden Alles befestigt habe. Belle Isle möge Dieses dem Cardinal melden, dessen Weisheit er kenne, und auf dessen Freundschaft er rechne. Er schloß auch sofort mit Oestreich wieder ab, welches den größten Theil von Schlesien abtrat (11. Juni 1742), und sagte, als Dieses geschehen war, dem französischen Gesandten: „Ihr General (Broglio) hat keinen Menschenverstand; ich weiß nicht, was er macht; er hat Ihnen Alles verloren, und er würde mich mit verderben, wenn ich keine Vorkehrung träfe". Der Cardinal hatte auch seinerseits dem Frieden sich zu nähern gesucht, einen geheimen östreichschen Unterhändler gehört und den Marschall Maillebois nichts Entscheidendes unternehmen lassen. Er schrieb (11. Juli 1742) an den östreichschen Minister, daß Frankreich für sich nichts begehre, daß dessen Eintracht mit Oestreich für Europa und für die Religion nothwendig sei, und daß der Krieg ihm das Leben verbittere. Aber dieser Brief ward von östreichscher Seite nicht zur Verhandlung, sondern zur öffentlichen Bekanntmachung benutzt. Die Engländer wünschten, daß der Krieg fortdauern möchte, nnd sagten zugleich, daß Frankreich denselben wider die Verträge, die Ehre und den gesunden Verstand führe. Frankreichs Heere waren zerstreut, und jeden Augenblick drohte der Angriff von England und Holland; das Volk war mis-

vergnügt, die Staatshaushaltung zerrüttet, die Umgebung des Königs gefährlich, der Cardinal hatte Ansehen, Ruf, das Werk seiner Lebensarbeit, verloren. Da starb (29. Jan. 1743) der unglückliche Greis ohne Vermögen *) und ohne Bedauern.

Der König wollte das Beispiel Louis XIV. nach Mazarin's Tode nachahmen und besonders die auswärtigen Angelegenheiten selbst leiten. Er hielt Geschäftsgespräche mit den auswärtigen Gesandten, auch geheimen Rath mit der Herzogin von Chateauroux und deren Vertrauten, dem Herzoge von Richelieu, welcher Letztere den Staatssecretair Amelot stürzte, sich aber mit der Arbeit nicht befassen wollte. Der Herzog von Noailles, nun Minister, nahm sich zwar der auswärtigen Sachen an; er stand aber im Felde, und wenn er auch zu Versailles gegenwärtig war, so zankte er sich im Ministerrathe (comité) mit allen Denen, welche anderer Meinung als er waren. Er scharrte mit den Füßen und warf seinen Hut in die Luft. In jeder Sitzung hatte er eine andere Meinung. Maurepas bellte, lachte über Alles und gab Sinngedichte für untrügliche Staatslehren. Der Cardinal Tencin ließ sich von Moreri über die bekanntesten Dinge belehren, und Das geschah oft. So schildert der Marquis d'Argenson den Ministerrath, dessen Aufhebung er bewirkte, als er auf Empfehlung seines Bruders, des Kriegssecretairs, Staatssecretair des Auswärtigen geworden (1744). Jeder Minister arbeitete darauf wieder für sich, und allein mit dem Könige; die Eintracht fehlte selbst unter den Brüdern d'Argenson. Dennoch war man im Verhandeln noch glücklicher als im

*) Fleury's ganzer Nachlaß war nicht 20,000 Thlr. werth.

Kriege (1743), welchen man gegen ein großes östreichsches Heer und gegen König Georg II., an der Spitze von Deutschen, Engländern und Holländern, als Bundeshülfe für Oestreich, an der Grenze führen mußte. Man schloß mit dem Könige Friedrich II. ein neues Bündniß (verhandelt i. J. 1743, geschlossen d. 5. Juni 1744) und entwarf den Plan, Oestreich auf allen Seiten zu beschäftigen, besonders aber, von französischer Seite, in den Niederlanden und, von preußischer Seite, in Böhmen anzugreifen. Man suchte sich in Deutschland zu befreunden. Man schloß mit Spanien einen unwiederruflichen Familien-, Einigkeits- und Freundschaftsvertrag (25. Octbr. 1743); und der König gab dorthin eigenhändig von dem Plane Nachricht (10. Decbr. 1743), den der Cardinal Tencin betrieb, um das Haus Stuart auf den englischen Thron zu bringen. „Dessen Anhänger forderten einstimmig nur die Landung von 13 Bataillonen und einem Dragonerregimente, sowie die Sendung von 10,000 Gewehren zu einem allgemeinen Aufstande, und sahen dawider in der Rückkehr des Königs Georg II. aus dem Felde nach London kein Hinderniß, da man daselbst nur 3500 Mann Soldaten hätte. Sie hielten auch die Ueberkunft eines Stuart (die Familie war unter sich uneinig) nicht nöthig, wenn nur von ihrer Seite die öffentliche Erklärung gemacht würde, daß die Staatsverfassung und die Kirchenverfassung nicht verändert werden sollte, und wenn der Befehlshaber der französischen Truppen zugleich erklärte, daß Frankreich nicht gegen das englische Volk, sondern für dessen legitimen König die Waffen führe. Schon wäre ein schottischer Edelmann nach Rom abgegangen, und Alles angeordnet, um die Truppen zu Dünkirchen d. 15. Jan.

1744 einzuschiffen". Die Einschiffung geschah wirklich, aber Sturm und noch mehr englische Schiffe verhinderten die Abfahrt *). Dem Landungsplane folgte der offene Krieg mit England (15. März 1744), und auch eine Störung in der französischen Verhandlung zu einer Verbündung mit deutschen Staaten, von denen die Protestanten großes Interesse an der Erhaltung des Hauses Braunschweig auf dem englischen Throne hatten. Doch verlöschte französisches Geld den üblen Eindruck unter ihnen. (Der Kurfürst von Cöln ging noch weiter, indem er zugleich englisches und französisches Geld nahm.) Die Erbitterung gegen Holland über die Theilnahme an dem Kriege als Hülfsmacht führte zwar nicht zum Bruch, aber dessen Vorstellungen wider die Verordnung, daß alle genommene Schiffe, welche in Feindeslande gebaut und die Papiere zur Nachweisung ihres unbetheiligten Eigenthümers nicht an Bord hätten, als gute Prisen betrachtet werden sollten, und wider den Angriff der niederländischen Barrièrestädte fanden kein Gehör. Auf ihre Anträge zur Friedensstiftung wies der König den Staatssecretair d'Argenson an, sie zu hören, aber darauf nicht zu antworten. Das war seine gewöhnliche Anweisung; und misfällige Vorträge der Minister hörte der König ruhig an, ohne das Mindeste zu antworten. Die Folge davon war, daß die Vorträge abgebrochen wurden, sobald der König zu schweigen anfing. D'Argenson kam auch noch dadurch in Verlegenheit, daß Vieles verhandelt wurde, ohne daß er das Mindeste davon wußte. Der holländische Gesandte berichtete:

---

*) Noailles sagte zu Louis XV.: „Wollen Sie zu London Messe lesen lassen, so müssen 300,000 Mann den Dienst dabei thun".

„Die Franzosen sind viel größere Politiker als man in Europa glaubt; hier zu Paris ist kein Frauenzimmer, kein Bischof und kein Kätzchen, das mit mir nicht von Politik spricht". Die Verwirrung in den Geschäften schadete dem Feldzuge (1744). Der Marschall von Sachsen machte, bei seinem Geist und bei der Liebe der Truppen zu ihm, doch nur geringe Fortschritte in den Niederlanden; das Hauptheer im Elsaß ließ die Oestreicher ungestört nach Böhmen abziehen, wo der König von Preußen zurückwich; und das italienische Heer brachte es auch dahin nicht, in Piemont überwintern zu können. Die Seerüstungen waren nicht vernachlässigt, und die neue Flotte kämpfte, in Verbindung mit der spanischen, vor Toulon nicht unglücklich gegen die englische, konnte aber allein wider sie die See nicht halten und die Küste nicht schützen. Der König hatte dem Feldzuge beigewohnt und war todtkrank geworden, — da hatte das Volk eine Liebe, Wehmuth und Andacht gezeigt, wie sich solche nie herzlicher und rührender offenbart hatten. Die Kriegspartei war bei dieser Volksstimmung der willigen Uebernahme neuer Kriegslasten gewiß, und sie hatte, bei dem Gefühle der Frau v. Chateauroux für des Königs Ruhm und Frankreichs Glück, den König auf ihrer Seite. Louis XV. ertheilte auf d'Argenson's Anfrage über seine Entschließung wegen Krieges oder Friedens die schriftliche Antwort (23. Decbr. 1744): „Wir wollen nicht sagen, daß wir den Frieden wünschen, aber nach ihm als der größten Wohlthat streben, unter dem Scheine der kräftigsten Kriegsrüstung. Die unerlaßlichen Friedensbedingungen sind, daß der Kaiser Kaiser bleibe und Baiern zurückerhalte, mit Zugabe von Vorderöstreich; daß der König von Sardinien an den Infanten

Philipp Savoyen und Nizza abtrete, gegen Entschädigung im Mailändischen; daß Frankreich aus Dünkirchen mache, was es wolle, wofür aber die Eroberungen zurückgegeben, und zu Gunsten Englands die Erneuerung des Vertrages über die Sklaveneinfuhr in die spanischen Colonien (Assiento) vermittelt werden sollen. Der Tod des Kaisers hob zwar die Schwierigkeit der ersten Bedingung, die anderen Bedingungen konnten aber so wenig zum Frieden führen als die Eröffnung des Großveziers an die Gesandten zu Constantinopel, daß sein Herr den Krieg mit Misfallen sehe, weil er mit mehren kriegführenden Mächten in gutem Vernehmen stehe, und weil der türkische Handel darunter leide; daß er die Vermittelung des Friedens übernehmen wolle, Venedig zum Congreßorte vorschlage und dahin einen Derwisch senden werde, wenn der Papst einen seiner Apostel zur Erleichterung der Friedensstiftung abgehen lasse. D'Argenson versuchte, durch Sachsen einen Waffenstillstand einzuleiten, theilte ihm die Friedensbedingungen des Königs Louis XV. mit, sowie den Wunsch, daß es die Kaiserwürde erhielte. Aber man wollte sich von sächsischer Seite auf die Bewerbung um die Kaiserwürde nicht einlassen, und auf die Mittheilung der Friedensvorschläge an die Mitverbündeten nur dann, wenn sie ausführbarer wären. D'Argenson schlug zugleich vor, dem Kriege in Deutschland den größten Nachdruck zu geben, die Hauptmacht am Neckar und Main vorgehen zu lassen, um Baiern zu helfen und die Bewegungen des Königs von Preußen zu unterstützen, gegen Italien und die Niederlande aber nur vertheidigungsweise zu verfahren. Wende man die Hauptmacht, nach dem Rathe von Schmeichlern und Eigensüchtigen (die wol einmal bei

einer Schlacht, aber dann gleich wieder zu Versailles und Paris sein wollten) gegen die Niederlande, so könne man dort wol Glänzendes, aber nichts Wesentliches ausrichten und nicht hindern, daß die Kaiserwahl auf den Gemahl von Maria Theresia fiele; und diese Wahl sei das Friedenssiegel, wenn man sie verzögere. Man erwiederte, daß der Vertheidigungskrieg das eigene Land zu Grunde richte, daß Oestreich nur noch in den Niederlanden anzugreifen sei, wodurch man zugleich die Seemächte schrecke. Nun erfocht zwar der Marschall von Sachsen in dem neuen Feldzuge bei Fontenay (11. Mai 1745) einen glänzenden Sieg, und man hatte auch in Italien Glück; aber nach dem Frieden der Baiern mit Oestreich mußte man sich an den Rhein zurückziehen, Franz I. ward zum Kaiser gewählt, und der König von Preußen trat von dem Kriege zurück (25. Decbr. 1745). So rauschend auch der Sieg durch Frankreich gefeiert ward, weil er unter den Augen des Königs und über Engländer, selbst über den Sohn des Königs Georg II. erfochten war: so war doch der Feldzug verfehlt, und der Marschall von Sachsen sagte, daß er bei Fontenay nicht hätte schlagen müssen, auch Diejenigen, die es gerathen, keine Gründe dafür angegeben, sondern nur gefallen und sich geltend hätten machen wollen. Er meinte, daß nach dem Siege der Krieg in das Herz von Holland hätte getrieben werden müssen, und fürchtete, daß dieser Krieg, wegen der Erbitterung der Engländer über die Landung des Sohnes des Prätendenten in Schottland, für Frankreich weit gefährlicher werden würde. Zwar wurde dieses kühne Wagstück, fast ohne alle französische Unterstützung, glücklich begonnen (August 1745), im folgenden Jahre jedoch vereitelt. Der Widerwillen des

Marschalls, gegen die Sachsen, die Truppen seines Bruders, zu fechten, trug wesentlich dazu bei, daß d'Argenson mit Sachsen einen Vertrag abschloß (1746), wonach Frankreich 2 Millionen Hülfsgelder zahlte, Sachsen bei dem Kriege unbetheiligt blieb und das Versprechen gab, die Kriegserklärung von Seiten des deutschen Reiches durch seine Bemühungen zu verhindern, welche auch nicht erfolgte. Man wollte Sachsen zum Mittelpunkte der französischen Partei in Deutschland machen, da man Preußen für nicht zuverlässig hielt. Indessen vernachlässigte d'Argenson den König von Preußen nicht, sondern erbat sich in allen deutschen Angelegenheiten seinen Rath und bewies ihm, wie man sagt, halbes Vertrauen. Er knüpfte zugleich geheime Verhandlungen mit dem Könige von Sardinien an, schloß mit Demselben vorläufige Bedingungen ab (26. Decbr. 1745) und theilte sie Spanien zur Einwilligung mit. Er hatte den König Louis XV. für den Plan der Stiftung eines italienischen Staatenbundes eingenommen und in einer Denkschrift darüber bemerkt: „Die Eroberer sind die Zänker in der bürgerlichen Gesellschaft, welche Jeder haßt und fortschafft. — Die Künste sind in Europa so weit gediehen, daß bei dem jetzigen Kriegswesen und Staatsverkehre die Ausführung von Gewaltstreichen und Bezwingungsplanen überall Widerstand findet. — Die großen Staaten werden aus Noth weise, und aus Erschöpfung Zuschauer. In dieser Lage ist Spanien, welches sich auch schwer wieder emporhelfen wird; und eilt unser Frankreich nicht schnellen Schrittes eben diesem Ziele zu? Welche Stärke besäße Oestreich durch sich selbst ohne das Geld der Seemächte, welche zum Richtsatze haben, ihren Handelszwang durch den Landzwang von Seiten

Oestreichs aufrechtzuerhalten. — In Italien haben sich seit drei Jahrhunderten die großen Mächte aufgerieben. — Wir wollten dort uns ein paar Festen verwahren, um an den Unordnungen Theil zu nehmen. Das nützt uns nicht. Die italienischen Staaten in Eins zusammenzubringen, die Oestreicher daraus zu vertreiben und für uns selbst nichts zu verlangen; zum Gesetze zu machen, daß kein italienischer Fürst auswärtige Besitzungen habe; die Fürsten und Freistaaten im Rechte gleichzustellen, wie verschieden ihre Macht sei: dazu sind wir stark genug, und thun wir es wirklich, so erlangen wir dadurch Ehre, Ruhe und Sicherheit. Louis XV. arbeitete selbst an dem Plane dieser Bundeseinrichtung, in Absicht auf die Gebietsverhältnisse, die er gut kannte, und mit dem richtigen Urtheile, das er, des weichlichen und furchtsamen Gemüthes ungeachtet, hatte. Aber der Plan ward von dem Könige von Sardinien sehr kalt aufgenommen und erregte am spanischen Hofe, wo man bereits ganz Italien als ein unwandelbar erobertes Land betrachtete, den größten Unwillen. Es kam ein außerordentlicher spanischer Gesandte nach Versailles, zum unbedingten Verwerfen des Vertrages mit Sardinien und zur harten Beschwerde über das einseitige Verfahren. Der spanische Hof gab zwar doch endlich nach; aber es war zu spät, — die Oestreicher hatten, nach dem Frieden mit Preußen und auf die Kunde von Verhandlungen zu Turin, 30,000 Mann im eiligsten Zuge dahin gesandt, und der König von Sardinien blieb mit ihnen im Bunde. Frankreich rief den Handelsvertrag mit Holland auf (31. Decbr. 1745), und Holland, überdies in Gefahr vor einem Angriffe, betrieb die Friedensverhandlungen eifriger. Frankreich verstand sich, die niederländische Barrière nicht wieder an-

zugreifen, die alten Bedingungen wegen des Prätendenten zu halten, und den Kaiser Franz I. anzuerkennen. Die Holländer boten Toskana für den Infanten Philipp an. Man machte von französischer Seite Hoffnung zur Erneuerung des Assiento, und von holländischer Seite zur Rückgabe des Cap Breton. Man hatte sich einander so genähert, daß ein Zusammentreten der Gesandten der kriegführenden Mächte erwartet werden konnte; aber die Umgebung des Königs war für den Krieg, und Oestreich ihm nicht abgeneigt. Die Niederlande wurden bis auf Luxemburg eingenommen (1746), dagegen Italien geräumt; die Provence mußte gegen die Oestreicher, die Bretagne gegen die Engländer, vor deren Capern sich die französischen Handelsschiffe nicht mehr einzeln in See wagten, vertheidigt werden; und das glückliche Seegefecht der Franzosen, worauf die Einnahme von Madras folgte, konnte doch über die Ueberlegenheit der englischen Flotten nicht täuschen. Der neue König von Spanien Ferdinand VI. erklärte seinen Widerwillen gegen das Kriegführen in Italien; und Noailles tadelte hart, in einer Denkschrift an den König, die ganze Geschäftsbehandlung von Seiten d'Argenson's, welcher keinem Plane, sondern seiner Leidenschaft folgte, welcher die königliche Familie in Spanien durch seine unvorsichtigen höchst beleidigenden Aeußerungen bereits aufgebracht hätte, während die deutschen Gesandten über sein herrisches Verfahren in den elsasser Hoheitsangelegenheiten misvergnügt wären, und sein blinder Haß gegen England den Frieden unmöglich machte. D'Argenson ward entlassen, aber die eröffnete Friedensverhandlung (4. Octbr. 1746) zu Breda dadurch nicht befördert. England wollte die Rüstung, die es gegen

den Prätendenten gemacht, wider die Niederlande wenden, und Oestreich sein Waffenglück verfolgen; Beide hatten eine Gewaltanstrengung Frankreichs, unter dem Geschäftseinflusse der Marquise von Pompadour, nicht zu fürchten. Dieser fehlte Seelenerhebung und selbst der weibliche Takt für seelenvolle Männer; wie denn alsbald viele der neuernannten (177) Generale zur Hofbelustigung und nicht zum Kriegsdienst erwählt zu sein schienen; und gute Wahlen hatten, den Modeveränderungen gleich, keinen Bestand. England lehnte zu Breda die Einlassung ab, unter dem Scheine, auf die Zulassung von Oestreich zu der Verhandlung zu bestehen; und Frankreich antwortete durch die Kriegserklärung gegen Holland (17. April 1747), um auf dessen Kosten Krieg zu führen und durch dessen Klagen England zum Frieden zu bringen. Es siegte hier wieder in einer Schlacht und nahm Bergen-op-Zoom im Sturm; es befreite sich auch von den Oestreichern in der Provence und löste sein Wort gegen Genua, welches die östreichsche Besatzung vertrieben und auf die geheime Mittheilung nach Versailles, daß eine sicilianische Vesper bevorstehe, zur Antwort erhalten hatte: Jeder müsse wissen, was er zu thun habe; und Genua werde von Frankreich nicht verlassen werden. Aber entscheidende Vortheile errangen die französischen Heere nicht, obgleich die Engländer um ihrer selbst willen ihre Landmacht vernachlässigten; die französische Seemacht war dagegen in zwei Gewaltschlägen von der englischen zerschmettert. Es standen auf Domingo und um Pondichery die Engländer, und der französische Seehandel war vernichtet. In Frankreich drohte der Mismuth in Unruhen auszubrechen; Viehseuchen und Miswachs machten die Kriegslasten drückender;

der dienstpflichtigen Leute gab es, nach den fünfjährigen raschen Werbungen, nur wenige, und der Dienstwilligen noch wenigere, sodaß der Marschall von Sachsen vorschlug, in Deutschland werben zu lassen; die Staatsanleihen wurden schwierig, und die Zugeständnisse der Parlemente noch schwieriger. Die Umgebung des Königs sah die Nothwendigkeit des Friedens ein, da sich der Seekrieg nicht weiter führen ließ, und da der Landkrieg immer bedenklicher ward, weil Holland durch die errichtete Erbstatthalterschaft sich mehr Gewalt gegeben hatte, und die Schweizer demselben, im altbefreundeten Sinne, Hülfe zusagten, während sich 30,000 Mann Russen als Hülfsmacht wider Frankreich in Bewegung setzten. Man urtheilte, daß der Krieg aufhören werde, wenn England ihn zu bezahlen aufhöre, und daß man Frieden von England haben werde, wenn man ihm nicht mehr streitig mache, was ihm nicht mehr zu nehmen sei, — die Seeherrschaft. Man beschloß, zur Beschleunigung des Friedens Mastricht zu belagern, um, wie Noailles an den Marschall von Sachsen schreibt (21. Jan. 1748), die Engländer für Holland besorgter zu machen. Es hatte sich bereits der Marquis de Puysieux, Minister des Auswärtigen, nach Lüttich begeben und mit dem Lord Sandwich über die Eröffnung eines Congresses zu Aachen Abrede genommen, wo sich auch sofort die Bevollmächtigten aller betheiligten Staaten versammelten *). Der französische Gesandte war angewiesen, gegen den englischen den aufrichtigen Wunsch nach Frieden, aber keine übertriebene Furcht vor dem Kriege zu

*) Im März 1748. Den Congreß beschickten Oestreich, Frankreich, England, Spanien, Sardinien, Modena, Holland und Genua.

äußern; ihm die Ueberzeugung zu geben, daß der Congreß ein nutzloses Schauspiel für Europa sein würde, wenn Frankreich und England nicht unter sich erst die allgemeinen Grundbestimmungen der Friedensstiftung verabredeten; sowie ferner, die Ausdehnung der Verpflichtung zu Gunsten Englands in Betreff der Familie Stuart zu verhindern und, ohne den Schein davon, besonders die Rückgabe von Cap Breton zu betreiben; auch sei zu wünschen, daß die Franzosen allein im Besitze von St. Lucie bleiben möchten, doch glaube man, daß dort englischerseits der Familie, wozu Graf Sandwich gehöre, Besitzthum verliehen sei, dem man dafür eine Geldentschädigung anbieten wolle; indem diese letztere auch sonst ihren Nutzen haben könne. Man hatte sich in der Hoffnung nicht betrogen, daß die Belagerung von Mastricht die Friedensverhandlung beschleunigen würde. Kaum kam die Nachricht davon nach Aachen, so wurden die Präliminarien zwischen dem französischen und englischen Gesandten, durch Betrieb und in Verbindung des holländischen, abgeschlossen (30. April 1748) und auch alsbald von dem Könige, aus Mitleid gegen das Volk und aus Religion, wie er nach Spanien schreibt, genehmigt. Es sei, lautet der gesandtschaftliche Bericht, wegen Ausdehnung der Bestimmung in Betreff des Prätendenten auf seine Familie mehrmals die Heftigkeit der Verhandlung bis zum Abbruche gestiegen, und zuletzt um des Friedens willen nachgegeben worden. — Der Anhänger Desselben wagte man sich nicht anzunehmen und deutete den Gesandten nur insgeheim, daß man sie in der allgemeinen Amnestieerklärung des Friedensschlusses (18. Octbr. 1748) inbegriffen betrachten werde. Frankreich gab und empfing das Eroberte zurück; die Kaiserin erhielt die

Gewährleistung über den Besitz aller väterlichen Erbstaaten, mit Ausnahme Dessen, was sie von Mailand und Schlesien abgetreten, und gab das Eroberte in Italien zurück; Parma und Piacenza wurden dem Infanten Philipp verliehen. Nachträglich ward bemerkt, daß der durchgängige Gebrauch der französischen Sprache in diesen Friedensurkunden nicht zur Folge sollte gezogen werden; es blieb aber seitdem bei der französischen Sprache. Der englische Gesandte hatte einen gebieterischen Ton angenommen, und der französische darüber sein Misfallen bezeugt; Letzterer fügte sich aber in dieser Hinsicht, und die Pariser sahen den Sohn des Prätendenten mit gebundenen Händen wegführen. Der Gesandte sollte auch mit aller seiner Würde gesprächsweise äußern, daß die Freiheit der holländischen Schriftsteller keine Grenzen habe; doch keine Genugthuung fordern, damit der König, bei deren Verweigerung, sich nicht selbst Recht verschaffen müßte. Die auswärtigen Tadler der französischen Regierung wurden durch die einheimischen übertroffen, als der Frieden bekannt ward. Es hörte der König selbst das Urtheil des Marschalls von Sachsen, oder des Heeres, daß man den nachbarlichen Freistaat Holland hätte vernichten können und sollen; statt dessen nun Frankreich allein schwach geworden wäre, indem der König eine Million Unterthanen weniger, und fast gar kein Einkommen (wegen der tiefen Verschuldung) mehr hätte. Louis XV. antwortete: „Das ist die Sprache der Herren Generalissimi, ihre Politik geht immer auf glühenden Kugeln". — Die Geschäftskenner klagten über die Unbestimmtheit des Vertrages: „Die Grenzen in Nordamerika", meinten sie, „waren so leicht im Allgemeinen durch einen Fluß oder Berg zu bezeichnen und sind ganz ungewiß ge-

lassen; alle unsere Minister haben sich mit der Fassung des Vertrages beschäftigt, und doch ist das Wichtigste übersehen, nämlich für unsere Schifffahrt und unsern Seehandel, bei dem Mangel des eigenen Flottenschutzes, und in Rücksicht auf die englische Seeherrschaft, zu sorgen". Man klagte laut und allgemein, sonst sei in den Kriegen von Religion, Freiheit, Familienliebe, jetzt aber geradezu blos von Geld- und Ländereiberechnungen die Rede gewesen; Frankreich habe nicht einmal die Haltung bewahrt, die es im tiefsten Unglücke zu Louis XIV. Zeiten gezeigt, und es sei durch den Frieden sein innerer Verfall ihm selbst und aller Welt offenbart; wirklichen Frieden habe England, das feste Land hingegen nur einen Waffenstillstand, während dessen eine Million Soldaten unter dem Gewehre blieben.

Der Aufwand des Staates und des Adels für den Krieg hatte dem Gewerbstande in Frankreich ein großes Einkommen gegeben, welches von ihm zu Capital gemacht wurde. So war die Zahl der mäßig begüterten Familien im Kriege gewachsen, und sie wuchs noch mehr im Frieden und während der übrigen Regierungszeit Louis XV. Frankreich blieb, einzelne Grenzverletzungen abgerechnet, von allen feindlichen Verheerungen und Störungen frei. Die Parlemente schützten das Eigenthum der Geringen gegen die Vornehmen, und es half dawider selbst der befreite Gerichtsstand nicht; vielmehr nahm sich das Parlement zu Paris mit größter Beharrlichkeit des Gerichtes an, welches ein Mitglied des großen Rathes (Hofgerichtes) Schulden wegen vorgefordert hatte. Man war auch nichts weniger als schonend, wenn es die Sicherheit der Person galt; so wurde

ein Officier sammt seinen, blos gegenwärtig gewesenen, Brüdern wegen vorsätzlicher Verwundung eines Kaufmannes durch einen Pistolenschuß zu 80,000 Franken Entschädigung, oder, da diese Geldbuße ihr Vermögen überstieg, zu lebenslänglichem Gefängnisse verurtheilt. Durch solche Erkenntnisse auf Entschädigung wich man den königlichen Begnadigungen aus, wodurch sich Einige, die einen vorsätzlichen Mord begangen, vor dem Blutgerichte schützten; wie auch in dieser Beziehung das Volksgerede ging, der König habe zu einem solchen um Begnadigung Bittenden gesagt: „Ihr sollt nicht gerichtet werden, aber auch Der nicht, welcher Euch todtschlägt". — Die Parlemente hielten gleichfalls die Steuergewalt von Zerstörung der bestehenden Vermögensverhältnisse ab, und die Eigenthümer hatten von derselben wenig mehr zu befürchten. Das meuterische Bettelvolk zu Paris ward, mit Hülfe des geordneten Dienstes der Bürgerwachen, zur Ruhe gebracht *); und wenn die Besatzungen sich mit den Bürgerschaften nicht gut vertrugen, wenn die jungen Leute eines so lebhaften Volkes Unfug trieben, wenn die Wüstlinge über Ehre und Treuglauben nicht blos spotteten, sondern thaten wie sie sprachen: so durfte doch Frankreich in Betreff der Störungsfälle bürgerlicher Ruhe und bürgerlichen Eigenthumes die Vergleichung weder mit Deutschland noch mit England scheuen. Aber in Vergleich der Sicherheit gegen willkürliche Verhaftung war es nicht so. Niemand war einen Augenblick vor der Gefahr sicher, auf den Verhaftungsbe-

*) Im J. 1750. Die Bürgerwache, eine Art Nationalgarde, erhielt Uniform.

fehl eines Ministers für immer seine Freiheit zu verlieren, und jeder Minister, der erste Prinz vom Geblüte hatte Dasselbe von dem Könige zu befürchten. Hier hörte die Hülfe der Parlemente auf, und hier war es, wo der Höhere den Niederen in seiner Gewalt hatte, und die Willkür nicht blos am Hofe, sondern durch ganz Frankreich auf den leersten Verdacht, auf eine Mitbewerbung, auf ein misfälliges Wort losbrechen konnte. So selten solche Verhaftungen in der That waren, so schadeten sie doch dem Selbständigkeitsgefühle, dem Glauben an ein Recht, das der Schwächste mit dem Mächtigsten theilt, und kraft dessen es ihm erlaubt ist, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Auf diesem festen Rechtsglauben beruht die Vaterlandsliebe des gemeinen Mannes, sowie er im Besitze jenes Glaubens die öffentliche Sache, wozu er gebraucht werden soll, zu der seinigen macht, denn er sieht und fühlt und liebt was er hat; das Vaterland ahnt er nur in der gleichen Sprache und den gleichen Sitten um ihn her. So waren die landenden Engländer nirgend nachdrücklicher zurückgewiesen worden als in der Bretagne, wo man noch Selbständigkeit bewahrte. Der gemeine Mann in Frankreich wußte übrigens nicht, was ihm fehlte; er arbeitete rüstig und sang sich ein Liedchen dabei. Die Bauern auf den Domainen, auf den blühenden Stiftsgütern waren wohlhabend und ordneten ihre Gemeinrechte unter Begünstigung der Parlemente, vermittelst welcher noch mehr die Bürger ihre Zunft- und Gilderechte und ihre Stadtverfassung geltend machten. Der französische Handelsstand war ein Hauptglied des europäischen, welcher in der Ordnung und dem Betriebe der Geschäfte weiter als die Staatsverwaltung gekommen war, indeß er selbst auf diese immer

mehr Einfluß gewann *). Es gehörte zu der Führung eines großen Handelshauses mehr Kenntniß als zu einem Staatsamte; man mußte dazu nicht blos die einheimischen Verhältnisse, sondern die fremden Geldverhältnisse, Wechselcourse und Handelsbedingungen kennen. Die Kaufmannsbriefe wurden Muster der Kürze, Bestimmtheit und Sacherschöpfung; sie wechselten mit umgehender Post und verbreiteten die Staatsnachrichten, in Betreff des Handels, schneller als die gesandtschaftlichen Berichte und die Zeitungen. Da keine Kriege ohne Hülfsgelder und ohne Anleihen geführt, und keine Hülfsgelder und Anleihen ohne die Kaufleute gezahlt werden konnten: so wußten die Kaufleute am ersten, ob es mit der Kriegsdrohung Ernst sei oder nicht. Der französische Hof maß zwar den Friedensversicherungen der londoner Kaufleute an die pariser vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges zuviel Glauben bei; dagegen bereute der große östreichsche Staatsmann Fürst Kaunitz gewiß nicht, als Gesandter zu Paris mit den einflußvollen Geldleuten umgegangen zu sein. Der dortige Handelsstand hatte nicht blos eigene große Reichthümer, sondern verstand nun auch die Geldkräfte von Frankreich zu benutzen; und die englischen Wechselhäuser gaben ihm mitten im Kriege (1757) Anweisung, französische Staatspapiere auf ihre Rechnung zu kaufen. Die Leichtigkeit, womit man die Staatspapiere unterbrachte oder gegen dieselben die neuerworbenen Capitale ansichzog, machte auf der einen Seite das Kriegführen

*) Die holländischen Kaufleute machten schon zu König Louis XIV. Zeit den Vorschlag, den Krieg in Pacht zu nehmen und solange zu führen wie man wollte.

leichter, da es mehr als Klagen erregt haben würde, wenn man seine Kosten durch Steuern hätte erheben wollen; aber der ungeheure Anwuchs der Staatsschuld bewirkte auf der andern Seite eine große Veränderung in der Vermögensvertheilung. Die Grundsteuer war die Hauptsteuer, und sie ging, gleichviel unter welcher Benennung, zur Verzinsung der Staatsschuld auf das befreite Grundeigenthum über; das Staatspapier war also eine Anweisung auf einen Theil des Einkommens, welches der befreite Grundeigenthümer bisher für sich bezogen hatte, nun aber mittelbar an den Inhaber des Staatspapiers zahlte, und um dessen Betrag sich sein Eigenthum entwerthete. Während auf diese Weise durch die Staatspapiere immer mehr Grundvermögen in den Verkehr kam, und der Stand der Geldreichen vermehrt wurde, flossen dem Gewerbstande von allen Seiten neue Capitale zu. Der Handel erweiterte sich, zum Nachtheile der Engländer, in Spanien, welches in den Kriegen wider Jene mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machte. Er blühte schöner als je in der Levante, und durch das befreundete Genua in Italien. Alle Thore, alle Flüsse von Deutschland waren ihm offen, er hielt den reichsten Markt für Polen zu Leipzig, und es stieg im Norden der Begehr nach französischen Weinen und Waaren. Die Colonien aber gaben, trotz schlechter Verwaltung und der übelsten Behandlung der Sklaven, immer reicheren Ertrag. Die Colonie-waaren wurden, bei ihrem Ueberfluß und ihrer Wohlfeilheit, zum täglichen Bedürfnisse für die gesammten Mittelstände; und allgemein, wie der Gebrauch von Caffee und Schnupftabak, dieser Reizmittel zur Gehirnthätigkeit, ward die Aufregung zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken; doch, wie es scheint,

auf Kosten der Kraft und Fülle des Gedächtnisses und Gemüthes. Der Genuß der feineren einheimischen Lebensmittel war noch verbreiteter, und die Nahrungsweise des kaum wohlhabenden und des reichsten Mannes nicht durch den Stoff, sondern durch mehr oder weniger Einfachheit verschieden. Der gemeine Mann hatte zwar selten Fleisch, aber gewöhnlich Weizenbrot und Wein *). Das Pfund Brot kostete zu Paris im Durchschnitt 9 Pfennige. Das Landvolk war noch großentheils gutshörig, aber mancher Leibeigene trug bereits das Ludwigskreuz. Es war im Ganzen an gutwilligen Gehorsam und Gottesfurcht durch jene frommen und gelehrten Pfarrer gewöhnt, von denen wir viele als Greise und Flüchtlinge unter uns gesehen haben, die ihr kümmerliches Brot in langem Tagewerk erwarben und mit unseren Armen theilten. Männer, die so das Unglück ertrugen, waren die muthigen Beschützer ihrer Gemeinden wider Aergerniß, Verführung und Gewaltmisbrauch. Der reiche und gebildete Landadel fühlte seine Kraft; er nahm die Spuren seines ständischen Wesens von Neuem auf, verschaffte demselben bei der Regierung durch Geldverwilligungen Gunst, verdarb aber den Fortgang meistens wieder durch harte Reden („Wir vertheidigen Rechte, die älter sind als der Königsthron" u. dergl. m.); er schloß Vereine zur Beförderung des Landbaues und nahm Theil an den wissenschaftlichen Gesellschaften und Anstalten, welche in allen großen Städten mit regem Wetteifer gestiftet wurden. Auf den Adel in der

*) Die Verordnungen vom 4. Febr. 1567 und 21. Nov. 1577, wonach dem Gesinde bei Geldstrafe kein Wein gegeben werden, und es bei Gefängnißstrafe keinen Wein, außer an den vier großen Feiertagen, trinken sollte, waren indeß nicht aufgehoben.

Vorstadt St. Germain und auf Paris *) wirkte die Abwesenheit des Hofes vortheilhaft: in jenen kam durch den erbfolgenden Landadel frischeres Blut, und er ordnete sein Hauswesen auf festeren Fuß; und die Bürgerschaft war achtungswerth durch Bildung, Anstand, Ehre. Der gebildete Franzose galt in Europa für den liebenswürdigsten Mann, und in Frankreich gab die Bildung Standesehre, während die öffentliche Meinung eine unabhängige gebietende Macht ward. Die wissenschaftlichsten alten Edelleute gaben öffentlich dem Verdienste vor der Geburt die Ehre; und es gehörte zu dem guten Tone, jeden Gebildeten im Umgange als Standesgenossen zu nehmen. Die rechtlichen, sittlich guten, aufgeklärten Männer hatten ihren festen Hauptsitz in der Mitte des Volkes, ihr Gesammtvermögen war das größte, ihre Aufmerksamkeit, ihr Nachdenken durch das nächste Interesse auf den öffentlichen Zustand gerichtet, und ihr Urtheil bestimmte zuletzt die öffentliche Meinung, wenn sie sich auch eine Zeitlang verfälschen ließ.

Louis XIV. hatte die öffentliche Meinung vergeblich

*) Ein reger Baugeist schmückte die Vorstädte St. Germain und St. Honoré mit schloßähnlichen Häusern; die Boulevarts wurden mit Bäumen bepflanzt und zu beiden Seiten mit reichen Waaren bedeckt. Von frommen Spenden ward die herrliche Kirche St. Sulpice erbaut, und es erhob sich Soufflot's Werk, der Dom der heiligen Généviève, in seiner Pracht. Die Seine erhielt stattliche Kaie; und schön ward der Springbrunnen Grenelle. Aber trübe blieb das Trinkwasser zu Paris, und die Kunst ward auf Pracht und äußeren Glanz, und nicht auf häusliche Gemächlichkeit gerichtet. Sie that wenig für den Bürgersmann, wofür sie dagegen in den Niederlanden das Meiste thut. Die Meubeln und die Wände konnten nicht genug vergoldet, die Kleider nicht reich genug gestickt sein, und jedes Zimmer mußte seit der Regentschaft Spiegel, und immer größere, haben.

der seinigen unterwerfen wollen, als er am mächtigsten war, und nun erschien sie als die Richterin, der auch das Geheimste des Hofes und der Regierung, die Untersuchungen über das Staatswesen, die Gründe, die Lehrbegriffe und die Gesetze für die Entscheidung zum Urtheilsspruche vorgetragen wurden. Es gerieth aber Frankreich in große Bewegung, und wie zum Zeichen bebte sein Boden selbst (1755), und es schleuderte die Rhone aus den erschütterten Alpen lang verschlossene Gewässer über Avignon, während auf der Spitze von Europa, am Weltmeere, die Königsstadt Lissabon zusammenstürzte. Man sprach über Alles frei und kühn; man schrieb, troß der angedrohten Todesstrafe (16. April 1757), wider Religion, königliche Gewalt und die bestehende Ordnung; man verbrüderte sich, um die öffentliche Meinung für Staatsveränderungen zu gewinnen. Es fand eben jetzt jener Vergleich mit der Ligue seine vollste Anwendung: das Galanteriewesen jener Zeit war im Hirschpark zum Serailwesen geworden, ohne die großherrlichen Vorsichtsanstalten. Dem Gespötte wegen der Ehrbarkeit, welches in der höchsten Gesellschaft Statt fand, entging selbst der Marschall Brissac nicht; er antwortete aber: „Ich habe Muth zu Allem, nur nicht zur Schande". Die Hofetiquette war in der strengsten Uebung, aber ohne Würde; das Ochsenauge (ein Prachtzimmer) sah die Hofversammlung zu Versailles in ihrer feierlichsten, aber zugleich verunstaltendsten Tracht; und zum Stiefelausziehen des Königs setzten sich täglich alle Prinzessinnen mit ihrem Gefolge bei Fackelschein in Bewegung. Die Kunst, sich Nebenvortheile zu verschaffen, war am Hofe zur Raubkunst geworden, und der Herzog von Richelieu trieb sie bei dem Heere gleichfalls

soweit, daß ihn die Soldaten Raubväterchen nannten. Rohan war nicht der einzige Bischof, welcher Liebeserklärungen machte und im Jagdkleide Processionen unterbrach; auch nahm man Dergleichen nicht wie in Wien, wo Rohan als Gesandter großen Anstoß gegeben, zu Versailles übel. Hier sahen Solches die großen Herren sich einander nach und hatten auch die Minister in ihrer Gewalt. Diese wechselten oft, doch in einem Kreise von Ministerfamilien, und machten, in der Ungewißheit ihrer Lage, es sich zum Hauptgeschäfte, für sich und die Ihrigen zu sorgen. Es ward dem Könige zwar nicht verschwiegen, wie unglückdrohend der Zustand war, und er hatte wol den Willen, durch seine Befehle dagegen einzuschreiten, verlor aber immer mehr den Sinn dafür; und man nahm zu den Beschuldigungen von Königsmord und Giftmischerei seine Zuflucht, um ihn aufzuschrekken, zum Entschlusse zu bringen, und um sich einander zu stürzen. In der Hauptstadt und in den Provinzen machten Viele die Richelieu's und Rohan's im Kleinen; sie setzten sich nach der Mode mit der bürgerlichen und natürlichen Ordnung in Widerspruch, bezahlten keine Schuldforderung, aber Spielschulden gewissenhaft, waren in ihrer Familie abscheulich, und in der Gesellschaft liebenswürdig. Die Sinnesverwandten von Dubois und le Tellier drängten sich schaarenweise auf und vor; unmündige Präsidenten und Räthe nahmen sich den (verstorbenen) d'Aguesseau in seinem Widerstande gegen die Regierung, aber nicht in seiner Tugend zum Vorbilde; die Geldmänner zu Paris theilten unter sich den Schatz als Beutegut; es fielen die Schranken, welche Fleury mit der zitternden Hand des Greises wider Leichtsinn, Ehrgeiz, Geldgier gehalten hatte; die Schlechten, weit ge-

ringer an Zahl als die Guten, waren doch die mächtigeren; man führte schimpflich Krieg und schloß schimpflich Frieden. Da tönte es dumpf, doch immer stärker, durch Frankreich: „So kann, so darf es nicht bleiben". — Montesquieu hatte bereits mit großem Fleiß und Scharfsinn die verschiedenen Arten der Staatsverfassungen verglichen, allen die ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung des Volkes zum Grunde gelegt, dem Freistaate die Tugend, dem Königthume die Ehre als erhaltenden Grundsatz gegeben, und die Gesetze für die Vergliederung und die Bewegung der Staatskörper und wider die Störungen und das Verderben derselben untersucht und geprüft. Er scheint oft nur witzig zu sein, wenn er am tiefsten aus der Rechtserfahrung schöpft, und er scheint ohne Bezug auf Frankreich zu urtheilen, wenn er es am schärfsten im Auge hat. Die Frage lag nahe: wie steht es mit Frankreich, wenn man sich aus der Schande eine Ehre macht, die Ehre aber der erhaltende Grundsatz im Königthume ist? Er bot auch unverkennbar die Ehre nur als Hülfsmacht auf, denn er sagt: „Die griechischen Staatsmänner, welche unter Volksregierungen lebten, kannten keine andere erhaltende Macht dafür als die Tugend, aber die Staatsmänner von Heute sprechen uns nur vor von Gewerken, Handel, Staatswirthschaft, Reichthum, oder selbst von Prachtaufwande. Die Rückkehr zum alten Staatsverfahren ist gewöhnlich eine Richtung zur Tugend. Ein Volk wird sehr unglücklich, wenn seine Machthaber es zu verderben suchen, um ihr eigenes Verderbniß zu verbergen. Damit es ihren Ehrgeiz nicht sehe, sprechen sie von seiner Größe, und damit es ihre Habgier nicht bemerke, schmeicheln sie der seinigen. In einer Aristokratie

ist wesentliches Erforderniß, daß der Adel die Steuern nicht verwalte. Der dabei erhaltene Gewinn würde bald als ein Eigenthum angesehen und von dem Geize nach Wohlgefallen erweitert werden. Man würde die Pachtungen hinuntersetzen und die Staatseinkünfte in Nichts auflösen. Eben dadurch sind einige Staaten ohne alle merkliche Unfälle in einen Zustand von Schwäche versunken, der die Nachbarn überrascht, und worüber selbst die eigenen Bürger staunen. Die Körperschaften, welche die Verwahrung der Gesetze haben (die Parlemente) gehorchen nie besser als wenn sie langsamen Schrittes gehen und in die Geschäfte des Fürsten die Ueberlegung bringen, welche man kaum von der mangelhaften Einsicht des Hofes, in Betreff der Staatsgesetze, und von der Eilfertigkeit seiner Berathungen erwarten kann. Die guten Gesetzgeber haben auch jenes Galanteriewesen verbannt, woraus ein Tändelleben entsteht, und vermittelst dessen die Frauenzimmer noch eher verführen als sie selbst verführt sind; welches allem Nichtsbedeutenden Werth giebt und dem Bedeutenden ihn nimmt, und wodurch man dahin kommt, daß man in seinem Betragen nur die Gesetze des Lächerlichen berücksichtigt, welche die Frauen so gut zu geben wissen". Montesquieu rief nach festen Staatsgesetzen, ohne welche nur Sklavenzustand denkbar sei; fest aber wären diese Staatsgesetze, wenn sie dem Sittengesetze die Ehre gäben und der Natur des Volkes gemäß wären, die von seinem Himmel und seinem Boden abhinge. Er warnte, die Rechte der Grundherren, des Adels und der Städte anzutasten. — Helvetius folgte ihm, mit noch einnehmenderer Sprache, nach. „In England", sagte er, „habe ich ein Volk, und in Preußen einen König gesehen; daneben

auch die hochnamigen Sklaven der Fürsten von Deutschland. Die Aufklärung und die Tugend eines Volkes hängt von seiner Verfassung ab, und ein Minister kann seinem Fürsten keinen schlechteren Dienst leisten und kein größeres Verbrechen begehen, als wenn er Dessen Gewalt vergrößert, weil er ihm das Geschick der römischen und türkischen Kaiser unter ihren Soldatenschwertern vorbereitet. Die Willensfreiheit ist ein Selbstbetrug in den Fesseln der Naturnothwendigkeit; an der Freiheit, seinen Verstand zu gebrauchen, aber Alles gelegen. Letztere führt, in Verbindung mit dem Triebe nach Glückseligkeit, zur richtigen Wahrnehmung Dessen, was Jedem besonders und Allen gemeinschaftlich nützt, und das Streben des Einzelnen nach dem gemeinschaftlichen Nutzen ist seine Tugend; sowie das Verschmelzen, das Vereinen des besonderen und des gemeinschaftlichen Nutzens der Zweck der Staatsverfassung ist *). In altgriechischen Städtchen hat es mehr edle Handlungen und geistvolle Männer gegeben als in den ungeheuren asiatischen Reichen. Die Umstände und die Lagen sind zu verschieden, als daß dieselben Vorschriften und Handlungen dem allgemeinen Interesse zu allen Zeiten und Orten entsprechen, Gesetze und Tugend sich gleich sein und bleiben sollten. Doch

*) Alles Denken ist nur Empfinden, das Wahrnehmen der Beziehungen der Gegenstände unter sich und auf uns. Wir würden uns ohne unsere kunstfertigen Hände auch kaum über die Thiere erheben und der Hülfsmittel für Kunst und Wissenschaft, wodurch wir uns das Wahrnehmen der Gegenstände und ihrer Beziehungen erleichtern, entbehren. Alle unsere Begriffe lassen sich auf sinnliche Bilder in dem Gedächtnisse oder der Phantasie zurückführen; so auch der Begriff der Tugend. Niemand würde tugendhaft sein wollen, wenn er davon in diesem oder jenem Leben keinen Nutzen erwartete.

hat die Tugend vier treue Wächter: Belohnung und Bestrafung, Ehre und Schande; und vorzüglich ist die Erziehung zur Aufklärung und Tugend entscheidend. Eine solche Erziehung kann aber unter Zwingherrlichkeit nicht gedeihen, weil unter ihr Aufklärung und Tugend nicht belohnt, sondern als Verbrechen verfolgt werden". — Helvetius erregte zugleich großen Beifall und Unwillen. Auf allen Kirchenglauben, alles Kirchenwesen hatte er vornehm herabgesehen, allgültige Rechtsgrundsätze, unveränderliche Gesetze abgeleugnet. Die Sorbonne verdammte, das Parlement verbrannte die Schrift, und er verstand sich zum eidlichen Widerrufe. Aber aus seiner Gruft beschwor er die Franzosen, sich vor dem nahen Untergange zu retten und dem verächtlichen Priesterthume und Hofwesen ein Ende zu machen. Sie waren für eine Schrift dieser Art noch empfänglicher durch eins der herrlichsten Gedichte, „Bélisaire", gemacht, obgleich die Sorbonne mehre Sätze dieses Gedichtes, in welchem Marmontel das Elend im griechischen Kaiserreiche geschildert, unter dem Gelächter der Philosophen verurtheilt hatte *). Zu derselben Zeit erschien

*) „Bélisaire proscrit, aveugle, infortuné,
Fermé dans le malheur, simple, sublime et sage,
Instruisant l'empereur qui l'avait condamné,
De la terre attendrie eut mérité l'hommage;
Oui, sans doute chez des payens;
Mais parmi nous, chez des chrétiens,
Peindre dieu bienfaisant, exalter sa clémence,
Pour nous unir à lui par les plus doux liens;
Jusqu'où pourrait conduire une telle morale?
Que ce blasphémateur soit puni par le feu!
N'a-t-il pas dû savoir qu'il causait du scandale,
Quand, malgré la Sorbonne, il faisait aimer Dieu?"

ein vollständiges Lehrgebäude *) der Begriffswissenschaft, worin die Begriffe von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit und Freiheit völlig beseitigt waren. „Wir können mit unserer Erkenntniß nicht über die Natur hinauskommen und uns von Gott keine andere Vorstellung als nach unserem Bilde machen. In der Natur, in dem Wesen und der Gesammtheit der Dinge erkennen wir ewige Bewegung, eine unaufhörliche Reihefolge von Ursachen und Wirkungen, das Gesetz der Nothwendigkeit, und den Trieb in jedem Dinge, sein Wesen zu erhalten, wonach diese Dinge sich einander entweder anziehen oder abstoßen, lieben oder hassen. Man gebe zu, daß die Natur nicht aufhören könne, und wolle doch nicht einsehen, daß sie auch nicht habe anfangen können. Man spreche von einer Schöpfung aus Nichts und widerspreche sich darin, weil aus Nichts nie etwas werden könne. Man trenne die Seele von dem Körper und könne doch nicht leugnen, daß sie sich mit dem Körper bewege, also in Raum und Zeit begriffen sei, folglich körperliche Eigenschaften habe. Die Seele sei das Gehirn, und der Gedanke eine Schwingung der Luft, ein Hauch. Das menschliche Gehirn habe mehr Thätigkeit als das thierische, und darin unterscheide es sich allein von ihm. Mit dem Tode höre alle Seelenthätigkeit auf. Das sei zwar unserem Hochmuthe, aber nicht unserer Tugend zuwider. Für die Tugend genüge der Glückseligkeitstrieb, wozu sich in uns der allgemeine Erhaltungstrieb steigere. Wir fühlen, daß wir einander nöthig sind, nützlich sein müssen, zu eines Jeden

*) „Système de la nature, ou les lois du monde physique et du monde moral, par feu Mr. de Mirabaud“. 1770.

eigener Glückseligkeit. In dieser Nützlichkeit bestehe die Tugend. Wer eine tugendhafte oder eine verbrecherische Handlung ausübe, Der könne zwar unter den gegebenen Umständen, nach der Beschaffenheit seines Blutes, seiner Nerven, seiner Gemüthsart nicht anders handeln; er handle aber doch nach Beweggründen, und auf diese lasse sich durch Erziehung, verheißene Vortheile und gedrohte Strafen einwirken. Ein freier Mensch würde entmenschlicht sein (dénaturé) und ganz anders handeln als wir es kennen; aber wenn wir auch unter den Gesetzen der Nothwendigkeit handeln, so bestrafen wir doch mit demselben Rechte den Verbrecher, mit dem wir den Wahnsinnigen unschädlich machen. Diesen berauben wir der Freiheit, und dem Verbrecher verursachen wir schmerzhafte Empfindungen, um bei ihm und Anderen die Beweggründe wider Verbrechen zu stärken. Die Erkenntniß der Naturgesetze in ihrer Nothwendigkeit, und die Entwickelung der Staatsgesetzgebung aus ihnen und für die Glückseligkeit gebe dieser Gesetzgebung festen Grund und Halt. So nur, unter der Leitung der Naturnothwendigkeit, gelange man zur Wahrheit und Klarheit über die gesellschaftliche Ordnung und das menschliche Leben. Alles Uebrige führe zu Irrthum und in Uebel, und man könne auf die widrige Vorstellung, auf das Hirngespinnst einer Gottheit keine Wichtigkeit legen, ohne in beständige und blutige Verwirrung zu gerathen und sich dem ärgsten Feinde, dem Betruge, preiszugeben". Viele Gelehrte wiesen die Fehler dieses Lehrgebäudes nach, fromme Männer vertheidigten den Glauben an Offenbarung dawider, und die meisten Stimmfähigen urtheilten: es sei dieser offene Angriff wider die edelste Seelenerhebung und wider das Heiligthum

im Leben, die Hoffnung auf Gott, redlicher als die bisher verübte Heimtücke und als die hämischen Ausfälle gegen die französische Kirche und Regierung; es sei auch zuvor, weder in alter noch neuer Zeit, der Lehrbegriff von der Naturnothwendigkeit in solchem folgerechten Zusammenhange, mit solcher Klarheit, mit so genauer Beziehung auf das wirkliche Leben, und in so schönen Worten durchgeführt. Aber der Verstand verschließe sich den Himmel und bete sich selbst im Staube an; Das sei das Zeichen des tiefsten Verfalls; das höhere Leben sei ertödtet, und man zergliedere den Leichnam; auf Begeisterung und ihre Schöpfungen sei nicht mehr zu hoffen. Selbst Voltaire sprach seinen Tadel öffentlich aus, und Friedrich II. fürchtete sich als König vor den Folgen, wenn die Lehre unter das Volk komme. „Da haben wir", sagte man auch, „das Bundesgesetz der Philosophen; es ist vergeblich, seinen Verfasser entdecken zu wollen; sie haben es gemeinschaftlich verfaßt, wahrscheinlich in den Zusammenkünften bei dem reichen Fremden, dem Freiherrn von Holbach, der dazu Haus und Namen gefahrlos leihen kann. Sie haben auf dieses neue Gesetz seit langer Zeit vorbereitet und in der Encyklopädie den Grund dazu gelegt, worin selbst, in einer angeführten Stelle von dem frommen Bonnet für Gott und Vorsehung, Natur und allgemeine Gesetze, falsche Aeußerungen untergeschoben sind". Es hatten sich zu der Encyklopädie d'Alembert und Diderot mit den namhaftesten Gelehrten Frankreichs, doch mit Ausschluß der Jesuiten und Jansenisten, verbunden und dem gebildeten Europa ein Werk gegeben, welches den damaligen Standpunkt der Kunst und Wissenschaft nachwies und ein unbefangener, allgemein verständlicher Bericht von dem

gesammten Wissen sein sollte, das im Leben nützt und wirkt und, frei von unfruchtbarer Gelehrsamkeit, als ein allgemein zugängliches Gemeingut behandelt ward. Wenn die Encyklopädisten auch nicht auf Aenderungen in Kirche und Staat hätten hinwirken, sondern nur das Recht freier Forschung geltend machen wollen: so hätten sie doch mit aller Vorsicht, bei der praktischen Richtung ihres Werkes, Anstoß nicht vermeiden können, und desto weniger, jemehr ihr Werk geglückt und allen Denen willkommen war, welche die neueste wissenschaftliche Ausbeute übersehen, oder welche auch nur in den herrschenden Modeton philosophischer Anklänge einstimmen wollten. — Neben und mit den Encyklopädisten erschienen die Physiokraten, die Gründer und zahlreichen Anhänger einer neuen Staatswirthschaftslehre. Quesnai, der Sohn eines Landwirthes und Arzt am Hofe Louis XV., sah und beklagte das elende Bauernwesen; die Begünstigung der Gewerbsamkeit auf Kosten der Landwirthschaft; die siechen, verwahrlosten Familien der Gewerksarbeiter, und das verkümmerte Staatseinkommen. Er sagte: „Wenn der Landmann arm ist, so ist es auch das Land; und wenn das Landvolk nicht rüstig nnd tüchtig ist, so ist es auch das Kriegsvolk nicht; das Gewerbe giebt keinen Reichthum, sondern verändert nur seine Gestalt; und noch weniger giebt ihn der Handel, der ihn nur umsetzt". Er fand sehr aufmerksames Gehör, sowol wegen Neuheit und doch augenscheinlicher Wahrheit vieler Ideen, als wegen des schon aufgeregten Interesse's für die Landwirthschaft, und wegen des tiefgefühlten Misverhältnisses des landwirthschaftlichen Vermögens und des Gewerbvermögens. Alsbald ward mit großem Scharfsinne der Lehrbegriff entwickelt: „Der Erd-

boden ist der einzige Ursprung alles unseres Reichthumes, denn er allein giebt uns in der Ernte mehr wieder als er dazu von uns empfängt. Dieser Ueberschuß oder Reinertrag ist ein Geschenk der Natur, welches durch Landarbeit erworben wird. Die Landarbeit ist also allein ertragbar, alle übrigen Arbeiten sind ertraglos und werden durch den Ertrag des Landbaues unterhalten. Es hängt folglich aller Ueberfluß oder Reichthum von dem Reinertrage der Landarbeit, und das Gedeihen der ganzen Betriebsamkeit von dem Gedeihen des Landbaues ab. Zu seinem Gedeihen wird erfordert, daß die sämmtlichen landwirthschaftlichen Betriebsmittel vollständig gewährt und zweckmäßig verwandt werden, und daß Freiheit des Verkehres bestehe, um auf dem vortheilhaftesten Weg und Markte die Hülfsmittel des Gewerbes und Handels für die Landwirthschaft zu beziehen und ihre Erzeugnisse abzusetzen". Dieser klare und wahre Lehrbegriff ward schon dadurch verdunkelt, daß die Eintheilung der Arbeit in ertragbare und ertraglose auf die Arbeiter übertragen wurde *); auch ward er durch die Einmischung des Eigenthumsbegriffes verfälscht. Statt blos die wirthschaftliche Verwendung des Landertrages und die Wechselwirkung zwischen Landarbeit und Gewerbarbeit zu verfolgen, erschien gleich anfangs zwischen ihnen die Wirkung des Eigenthumes, und trat der Grundeigenthümer, der Empfänger des Reinertrages als drittes Glied zwischen die Landarbeiter und Gewerbarbeiter. Der Grundeigenthümer sollte aber auch die ganze Steuerlast tragen müssen, und desto schwe-

*) Die Armuth der französischen Sprache half die Begriffsverwechselung verbergen, da sie die Arbeit und zugleich den Arbeiter productif et improductif zu nennen gestattete.

rer, je weniger es unmittelbar geschah; denn träfe die Steuer die Gewerbleute, so würde sie von ihnen, durch erhöhte Waarenpreise, mit Zinsen auf die Landwirthe übertragen und verkümmerte also den Reinertrag; nicht minder wäre eine Besteuerung des Landarbeiters eine Vorschußleistung Desselben für den Grundeigenthümer, welcher die Kosten davon bezahlen müßte. Dieser hätte ferner offenbar allen Schaden zu tragen, der bei der Landwirthschaft durch schlechte Staatsverwaltung geschehe, und nicht minder alle Benachtheiligung des Gewerbes und Handels von ihrer Seite, weil dieselbe auf den landwirthschaftlichen Ertrag und also auf den Grundzins zurückwirke. Die Landwirthschaft wäre die Seele der Staatswirthschaft; und die Staatsordnung überhaupt beruhte auf allgemeinen Naturgesetzen, welche die Erfahrung von Dem, was physisch nachtheilig oder zuträglich und sittlich gut oder schlecht sei, lehre; weshalb auch alle Verordnungen als nicht erlassen betrachtet werden müßten, welche diesen Naturgesetzen widersprächen. Das Naturrecht auf Freiheit, Sicherheit und Eigenthum eines Jeden, blos Gerechtigkeit müßte die Regierung gewähren; und sie könnte sich übrigens darauf verlassen, daß Jeder sich auf sein Interesse am besten verstehe. Der natürlichen Staatsordnung widerstritten alles Sklaven- und Frohnwesen, alle Beschränkungen des Eigenthumes und der Arbeitsfreiheit, das ganze Sperrwesen bei Verkehr und Handel, und jedes Hemniß der Betriebsamkeit und ihrer Hülfsanstalten. — Die physiokratische Lehre wirkte auf die Verbesserung der Landwirthschaft und auf die Bildung von Vereinen zu gemeinnützigen Unternehmungen; aber sie machte das Zehntrecht und alle grundherrlichen Rechte gehässig, und bald auch nach der

Einziehung der Klostergüter lüstern. — Indeß die Physiokraten die Herrschaft unbedingter Grundsätze forderten, sagte Jean Jacques Rousseau *): „Die natürliche Ordnung kann nur, bei Freiheit und Gleichheit, in einem einfachen Gemeinwesen walten; an einen Vertrag zwischen Herrschern und Beherrschten ist nicht zu denken; der allgemeine Willen muß das Gesetz, die Gottesfurcht die Bürgschaft der Verfassung sein; wer keinen Gott glaubt, muß hingerichtet, wer seinen Glauben für untrüglich hält, auch bestraft werden; die Regierung darf nur verantwortlichen Beamten anvertraut werden". Das sagte Rousseau mit einer Ueberredungskunst, worin er selbst Voltaire übertraf; und es entzündeten seine Meinungen sofort in seiner Vaterstadt Genf Zwist unter Rath und Bürgerschaft, in Frankreich aber gaben sie den Wünschen der Menge die Richtung, gleichsam einem geheimen Feuer die Oeffnung. Für den Augenblick wirkte Rousseau noch mehr durch seine Erziehungslehre, wozu er durch die Reue über die Aussetzung der eigenen Kinder veranlaßt wurde, und worin er von der damaligen unnatürlichen Erziehung abschreckte. Viele vornehme Frauen säugten ihre Kinder wieder selbst und nahmen sich der ersten Erziehung thätig an. Man sorgte für die Entwickelung der körperlichen Fähigkeiten. Als Rousseau schrieb, war die Erziehung schon in einer Umwandlung begriffen. Die Jesuiten hatten nur in den vornehmen Familien ihrer Partei die Hofmeisterstellen eingenommen, zu denen die jungen französischen Weltgeistlichen nicht, wie die protestantischen, gebildet und berufen sind, bevor sie zum Kirchenamte gelangen. Es gab und giebt in Frank-

*) „Le contrat social, ou principes du droit politique". 1761.

reich einen solchen Candidatenstand wie bei den Protestanten nicht; und da gute Lehrer leicht, gute Erzieher aber schwer zu haben waren, wenn man dazu Jesuiten nicht haben wollte: so wurde die Erziehung freier bei der jansenistischen Partei. Man ahmte auch etwas von der englischen Erziehungsweise nach, und namentlich wurden die Leibesübungen bei der Erziehung des Urenkels von dem Regenten nicht versäumt; zur Vollendung seiner Erziehung soll ihm aber der eigene Vater eine Maitresse gegeben haben. Frau von Genlis, Rousseau's Freundin eine Zeitlang, ließ die Söhne dieses jungen Herzogs Philipp von Orleans im Garten arbeiten, zu Fuß reisen, mit Handwerkszeug umgehen; und damit sie Deutsch, Italienisch, Polnisch, Englisch lernten, bekamen sie Bedienten aus diesen Nationen. Frau von Genlis ist aber der beste Zeuge, daß dieses neue Erziehungswesen mehr durch Rousseau ausgesprochen als ursprünglich bewirkt ist. Nach ihrer Schilderung hat sie sich selbst vor Erscheinung seiner Lehre auf ähnliche Weise erzogen. Diese, hinsichtlich ihrer Kenntnisse von Tanz, Gesang, Harfenspiel und Bühnenkunst, so angenehme Gesellschafterin spricht und schreibt ihre Sprache meisterhaft, ist reich an wissenschaftlichen Kenntnissen, und der sittlichsten Gefühle fähig, obgleich sie auch daneben nicht ohne Arglist sein mag. Mit ihr wetteiferten an Kunst und Geist andere Frauen und überboten, wie sie, in dem aufgeregten Interesse für neue Staatsideen und für Theilnahme an Staatssachen ihre Männer. Es wurden zarte Jungfrauen wie die Jünglinge von der Gedankengluth ergriffen, und die wunderschöne Tochter des Kupferstechers Philipon war in Freiheitssinn einer Römerin, und in Wissenschaftlichkeit ihren geliebten Griechen gleich. Die Wissen-

schaft verhieß, frei, reich und glücklich zu machen, und die Edelsten nahmen diese Verheißung mit Wunderglauben auf, da sie viel Gutes und Menschenfreundliches entstehen sahen: ein aufblühendes Bauernwesen, den wuchernden Anbau der Schutzfrucht wider Hungersnoth, der Kartoffel, und neben dieser die kunstmäßigere Behandlung der köstlichen Gewächse des Weines; den erfolgreichen Bau von Heil- und Futterkräutern; eine neue Art von Armenpflege; eine Milderung des Strafverfahrens; das Aufhören der Ketzerverfolgung; und überall Wirkungen eines aufgeregten Verbesserungssinnes. Die Hoffnung ging in ihrem kühnsten Schritt und schönsten Schmucke durch Frankreich, und die Tonkunst folgte ihr mit neuen, freudigen Schwingungen *); auch folgte gewissermaßen ein Tonkünstlerstreit (Gluck und Piccini), gleich nach des Königs Louis XV. Tode, in der Hauptstadt dem Jansenistenstreite. Der Wunderglauben an eine schöpferische Wissenschaft, die Gebieterin und Spenderin von Freiheit, Reichthum und Glück, verdrängte den kirchlichen Wunderglauben in der Modewelt, und man sagte geradezu, die Religion sei aus der Mode gekommen. Eine Menge durch Selbstschwächung überreizter junger Leute, welches geheime, aber weitverbreitete Laster Tissot öffentlich zur Sprache brachte, empfindelte von Staatsverfassung und weltbürgerlicher Tugend. Der Pöbel in der Hauptstadt endlich sah den offenen Widerstand des Parlements gegen den König, und den Zwiespalt in der Kirche; er hörte von der Regierung und der Religion verächtlich reden und ward zum Wahnsinn und zu jedem Verbrechen reif.

*) Plato bemerkt schon, daß die Aenderung der Musik eines Volkes die Veränderung seines Gefühles und seiner Verfassung ankündigt.

Alle diese Zustände Frankreichs: das Misverhältniß des Grundvermögens und Geldvermögens, der städtischen und ländlichen Bevölkerung, der überwiegende Reichthum des Mittelstandes, der neue Zwiespalt, den die Physiokraten zwischen das Landinteresse und Gewerbinteresse brachten, und der alte Jansenistenstreit, der alte Glauben an die Kirche und der neue Wunderglauben an die Wissenschaft, die alte Gewohnheit und eine neue Sitte, die höchste Geistesverfeinerung und die lasterhafteste Verirrung, der Widerspruch zwischen der öffentlichen Meinung und dem Hofwesen wirkten auf die Regierung ein, und ihr Gang ward, wie auf schwankendem Boden, ungewiß und unsicher. Der König traute seinen Ministern nicht und hatte eine Art geheimer Nebenregierung oder auch Gegenregierung, indem er über ihr Verfahren, und von den Gesandtschaftssecretairen über die auswärtigen Verhandlungen sich berichten, auch von den Gesandten die Ausführung manches genehmigten Beschlusses der Minister verhindern ließ. Die Minister suchten die Geschäftseinheit, oder wenigstens die Geschäftsfolge, durch Einverständniß mit Frau v. Pompadour oder ihrer Nachfolgerin du Barri zu erhalten; konnten aber nicht zu einem Ministerium gelangen, dessen Mitglieder in ihren Grundsätzen und Meinungen nicht wesentlich verschieden gewesen wären. Frau v. Pompadour begünstigte zwar die Philosophen und brachte einen ausgezeichneten Staatsmann, den Grafen von Bernis, ins Ministerium, welcher auch schnell die ganze Gunst des Königs erlangte, aber doch weder ein Ministerium nach seinem Willen zusammensetzen konnte, noch sich dem Willen seiner Gönnerin, besonders zur unbedingten Begünstigung des östreichschen Interesses, fügen wollte. Für dieses war sein

Nachfolger, Herzog von Choiseul (Novbr. 1757), gestimmter, doch glühte er zugleich für Frankreichs Macht und Ruhm. Er hatte, bei vielseitiger Bildung, wozu deutsche Begriffe bei dem Lothringer und Sohne eines östreichschen Gesandten gehörten, einen scharfen Ueberblick der Geschäfte; er war des Wortes mächtig, an Gedanken reich, im Entschlusse fest, und dabei so kühn, daß er dem Dauphin sagte: „Ich kann das Unglück haben, Ihr Unterthan zu werden, aber ich werde nie Ihr Diener sein". Er wollte sich der Geschäftsführung bemächtigen, den kirchlichen und weiblichen Einfluß davon entfernen und sich auf die Parlemente, den Kriegsstand und die Gelehrten stützen. Der Zufall selbst kam ihm zu Hülfe, da der König durch einen Mordanfall erschreckt, und Argwohn auf die Gegenpartei geworfen ward. Ein Bedienter, Namens Damiens, hatte bei Jesuiten und Parlementsräthen die widersprechendsten Reden gehört und in seinem Umhertreiben Unthaten gesehen und selbst verübt. In diesem Zustande vergrübelte er sich in die damals heftigen kirchlichen Streitigkeiten, nahm Opium mehre Tage und verwundete den König (5. Jan. 1757), bei dem Einsteigen in den Wagen, durch einen Messerstich in der Seite, doch nicht gefährlich. Er schrieb ihm aus dem Gefängnisse, daß weder sein noch des Dauphins Leben gesichert sei, wenn der König es nicht mit seinem Volke hielte, und daß die Geistlichkeit an aller Verwirrung Schuld sei. Er gab unter allen Martern keinen Mitschuldigen an; dem Könige ward aber zugeflüstert, daß der versuchte Königsmord auf geheime Anleitung des Dauphins, des Königs von Preußen und der Jesuiten veranlaßt sei. Der Dauphin war mit dem Regierungsverfahren unzufrieden; er hatte den Herzog von

Aiguillon, den Erben der Grundsätze seines Großonkels, des Cardinals Richelieu, zum Vertrauten, und er wollte den Jesuiten wohl. Die öffentliche Meinung war für den verständigen und tugendhaften Dauphin, aber nicht für den Herzog von Aiguillon, der sich als Gouverneur von Bretagne nicht blos durch hochfahrendes Wesen, sondern auch durch Habsucht verhaßt machte und daher als Haupt der Gegenpartei dem Herzoge von Choiseul nicht gewachsen war. Als aber der Dauphin (20. Decbr. 1765), seine Gemahlin (13. März 1767), und die Königin (24. Juni 1768) schnell hinter einander starben, verstärkte sich die Gegenpartei durch das Gerücht, daß Choiseul der Urheber ihres Todes sei, und daß er sich von allen Denen befreit habe, die nach dem Tode des Königs seiner Gewalt ein Ende gemacht haben würden. Man versuchte dem jungen Dauphin (Louis XVI.) diesen Verdacht einzuflößen, und da man seine Verbindung mit der Erzherzogin Maria Antoinette, Choiseul's Werk, nicht hindern konnte (16. April 1770), so vermochte man ihn doch, seine liebenswürdige Gemahlin nicht zu berühren. Es entsprach auch die Gräfin du Barri der Wahl des Herzogs von Richelieu, und mit ihrer Hülfe ward der Herzog von Choiseul gestürzt (24. Decbr. 1770), und Aiguillon zu seinem Nachfolger gewählt. Einiger war das Ministerium seitdem wol unter sich, aber desto uneiniger mit seinen eigenen Beamten und mit den Behörden; es bot der öffentlichen Meinung, die Choiseul zu gewinnen gesucht hatte, Trotz und machte sich durch seine Gewaltstreiche nicht blos verhaßt, sondern selbst lächerlich. Es wollte, im Geiste des Cardinals Richelieu, innere Ruhe gebieten und machte die Verwirrung allgemein; es wollte die Verbindung

mit Oestreich auflösen und vermochte es desto weniger, je sichtbarer der König abstarb, und die Dauphine Maria Antoinette die Herrschaft über ihren Gemahl gewann. Ihr huldigte der Hof als seinem neuaufgehenden Glücksstern, und sie entzückte durch den Jugendreiz ihrer hohen, vollblühenden Gestalt, durch ihre seelenvolle Lebendigkeit, ihr natürliches und herablassendes Wesen, im Hoheitsgefühl einer Kaisertochter, und durch die achtungsvollsten Aufmerksamkeiten gegen ihren Gemahl. Dieser hatte edle Gesichtszüge und eine reiche Gestalt, der aber Festigkeit und Haltung fehlte. Er war zu ängstlich erzogen und von der Natur entfernt worden, um geisteskräftig und sinnesstark zu sein. Sein inneres Gefühl schien ihn zu seiner Erkräftigung zu dem Leben in der Natur hinzuziehen; Dies offenbart sich in seiner Liebe für die Jagd, wenn sie auch nur im bloßen Schießen in die Haufen eingefangenen Wildes bestand; und in dem Hange seiner Einbildungskraft, sich in ferne Länder, in die einsame Natur, und auf Entdeckungsreisen zu versetzen. Sein herrliches Gedächtniß kam seiner Liebe für Länderkunde und Geschichte zu Hülfe; und er fand sein Vergnügen in Mechanik, Chartenzeichnen und Schlosserarbeit. Er war aus Neigung sparsam und hielt, in seinem Stillleben, streng an seiner Pflicht. Von der Welt sah er nur den Hof zu Versailles und mußte dort schweigend sehen, was seinen frommen, menschenfreundlichen Sinn, und sein Gefühl für gottverliehene Herrscherpflicht beleidigte. So versank er auch in sich selbst, sprach oft unverständliche Wörter, und später wochenlang gar nicht. Der verwiesene Herzog von Choiseul schilderte ihn als einen Blödsinnigen, in den Spottschriften, die er aus einer geheimen Druckerei auf seinem Landgute

verbreitete; er behauptete, daß die königliche Familie sich auf dem Throne nicht halten würde, und pries die Familie Orleans.

Unterdessen waren, seit dem aachener Frieden, in der Verwaltung große Veränderungen vorgegangen. Man hatte von der Geistlichkeit die Erklärung über ihre Besitzungen und deren Ertrag gefordert, um davon eine allgemeine Steuer unmittelbar zu erheben (Aug. 1750). Diese Forderung war beseitigt; aber eine Beisteuer von der Geistlichkeit durch die Intendanten erhoben worden. Es ward auch eine Verordnung, mit rückwirkender Kraft, erlassen (Aug. 1749), daß nämlich keine neue geistliche Stiftung und keine Gutsverleihung an die todte Hand gültig sein sollte, ohne genehmigt und gerichtlich eingetragen zu sein. Solche Verleihungen waren noch immer sehr häufig gewesen, sie wurden nun aber besonders durch die Gerichte beschränkt, welche die Ansprüche der Erbbetheiligten geltend machten, indem sie, nach der physiokratischen Lehre, alles Entziehen der Güter aus dem freien Verkehre mit guter Staatswirthschaft unverträglich hielten. Es fehlte auch nicht an den Gesuchen bei der Regierung und an deren Genehmigungen, Klöster in freie Stifter zu verwandeln. Unter dem Ministerium Choiseul's wurden ferner entweder Jansenisten oder Philosophen zu Bischöfen ernannt; während die Jesuiten entweder ihre Ordensverbindung aufgeben oder auswandern sollten *). Ihre Verfolgung geschah in gerichtlicher Form, und es gab den Vorwand dazu der Sturz eines Handelshauses,

*) Parlementsbeschlüsse v. 6. Aug. 1761 und 1762; 3. Febr. 1763; 22. Febr. u. 9. März 1764. Edict vom 1. Decbr. 1764.

welches der Vorstand ihrer Mission auf Martinique errichtet hatte, dessen Schiffe die Engländer genommen, und dessen Wechsel, eben wegen der ausgebliebenen Schiffe, die marseiller Kaufleute zurückgewiesen hatten. Die Schuldklage wider den Orden kam vor das pariser Parlement, welches erkannte, daß derselbe für seine Schulden haften müßte; und davon Anlaß nahm, die Ordensverfassung zu untersuchen. Der Orden erschien schon dadurch in einem nachtheiligen Lichte, das er seine Angehörigen sich mit Handelssachen beschäftigen ließ, und daß ein schimpfliches Gantverfahren deshalb Statt hatte; das Parlement stellte aber überdies alle Vorwürfe, welche ihm gemacht wurden, zusammen und erklärte, wegen seiner staatsgefährlichen Lehren und Einrichtungen, alle seine Verbindungen in Frankreich für aufgehoben und straffällig *). Da entsagten viele lieber dem Vaterlande als der Ordens-

*) Beschluß vom 6. Aug. 1762. „L'institut des Jesuites (est) inadmissible par sa nature dans tout état policé; comme contraire au droit naturel, attentatoire à toute autorité spirituelle et temporelle, et tendant à introduire dans l'église et dans les états, sous le voile spécieux d'un institut religieux, non un ordre qui aspire véritablement et uniquement à la perfection évangélique, mais plutôt un corps politique dont l'essence consiste dans une activité continuelle pour parvenir par toutes sortes de voies directes et indirectes, sourdes ou publiques, d'abord à une indépendance absolue et successivement à l'usurpation de toute autorité. — Entendant la cour garder et observer à perpétuité les dispositions du présent arrêt en tout ce qui concerne l'exclusion définitive et absolue des dits institut et société, du royaume — dont la cour ne pourrait jamais se departir, sans manquer à son serment et aux devoirs que lui imposent la sûreté de la personne sacrée des rois, l'intérêt des bonnes moeurs, celui de l'enseignement public, la discipline de l'église et le maintien du bon ordre et de la tranquillité publique".

pflicht; andere blieben und vertheidigten den Orden durch ihr tugendhaftes und nützliches Leben, oder suchten aus St. Sulpice für sich zu machen, was Port-Royal für die Jansenisten in der Verfolgung gewesen war. Die Straferkenntnisse wider die Jesuiten erregten Theilnahme für sie; die Aufhebung ihrer Lehranstalten Klagen über Zerstörung des besten Unterrichtswesens, das man gehabt hätte; und die Partei des Herzogs von Aiguillon ward zahlreicher, stärker, und heftiger.

Es dauerte auch der Streit zwischen der Geistlichkeit, den Erzbischof von Paris an der Spitze, und zwischen den Parlementen fort. Die Geistlichkeit hatte ein wirksames Mittel zur Abstellung öffentlicher Aergernisse dadurch, daß sie von derselben die Verleihung des Abendmahles und der letzten Oelung abhängig machte; und sie erhielt auf diese Art auch in den Krankheiten des Königs die Entfernung von Frau v. Chateauroux und du Barri. Aber sie wollte dadurch zugleich auch die Jansenisten unterdrücken und verweigerte das Abendmahl Denen, welche keinen Beichtschein von einem Priester beibrachten, der die Constitution angenommen hatte. Die Parlemente (seit 1749) bestraften die Pfarrer in solchen Klagfällen mit Gefängnißstrafe und Entziehung des Diensteinkommens und ersuchten die Bischöfe, die Forderung solcher Beichtscheine zu untersagen. Als darauf die Bischöfe erwiederten, daß die Parlemente sich unbefugt in Glaubenssachen mischten und die Kirchenzucht störten, schritten die Parlemente nun auch gegen die Bischöfe, mit schweren Geldbußen und Beschlagnahme der Einkünfte, ein. Die Versammlung der Geistlichkeit beschwerte sich hierüber bei dem Könige und wollte sich im feierlichen Zuge zu

ihm begeben. Sie erhielt vom Hofe die besten Worte, und von dem Papste ein Beruhigungsschreiben; aber es wurden nicht blos Bischöfe, sondern der Erzbischof von Paris selbst auf ihre Landsitze verwiesen; das Parlement erließ ein Verbot gegen das päpstliche Schreiben, und die Geistlichen gewannen fast keine Klage mehr vor den Gerichten. Nur dann, wenn Aufreizung des Pöbels zu befürchten war, fanden sie noch Gerichtshülfe nach aller Gesetzesstrenge. So ward le Fèvre de la Barre zu Abbeville verurtheilt, daß er an Hand und Zunge verstümmelt, dann enthauptet und auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte, weil er mit anderen tollen und trunkenen jungen Leuten, welche entflohen, öffentlichen Unfug mit den Meßgebräuchen, unter gottlosem Gerede, getrieben hatte (1763). Uebrigens aber mußte die Geistlichkeit gewahren, wie die Schutzgesetze für die Kirche ihre Kraft verlören, und ihre Versammlung trug bei dem Könige darauf an (1765), daß dem Fortgange der neuen Philosophie, welche die falsche Weisheit von Athen und Rom überböte, Einhalt geschähe, und daß in dieser Absicht das Bücherwesen einer strenggehandhabten Ordnung unterworfen würde. Der verhängnißvolle Augenblick wäre gekommen, worin das Bücherwesen der Kirche und dem Staate Verderben brächte. Die Geistlichkeit wäre der erste Stand und vor Allen berufen, die Sitten, die Religion und die Grundgesetze des Staates aufrechtzuerhalten. Es wäre gerecht und weise, daß der Geistlichkeit die Aufsicht über das Bücherwesen gegeben werde, wozu es keiner neuen Gesetze, sondern nur der Bekräftigung der alten bedürfte. Der König hätte zwar oft der schriftstellerischen Verwegenheit zu steuern befohlen; wenn aber Niemand von

Denen auf die Straffälle achte, die es thun sollten; wenn Dieselben vielmehr durch stillschweigende Gestattung die Gottlosigkeit mit der Regierung in Einverständniß zu setzen schienen: so müßte früher oder später Frankreich in die Nacht des Irrthums versinken. — Mit Verachtung aller Gesetze hielten auch die Protestanten von Valence, Viviette, Die, Grenoble, Castres, Cahors, Nimes, Rodez, Montauban, Montpellier, Beziers u. s. w. wieder Zusammenkünfte; weil die königliche Erklärung vom J. 1724 nicht mehr vollzogen würde. Ihre feierliche Erneuerung möchte die Frucht dieser Vorstellung sein. — Die Antwort gab unbestimmte Versicherung von der befohlenen größten Wachsamkeit über den Buchhandel, von der gänzlichen Einstimmung in die Besorgnisse und den Eifer der Bischöfe, und von der hohen Wichtigkeit der Protestantensache. Die Geistlichkeit ward sowol von der Verwaltung als von den Schriftstellern noch mehr als zuvor bedrängt; und die Protestanten blieben von Seiten der Gerichte, nach dem Grundsatze der Duldung, in Ruhe, obgleich der König sie für Republikaner hielt, und sie weder bei Choiseul noch bei der philosophischen Partei in Gunst standen. Da verstärkte die Versammlung der Geistlichkeit ihre Vorstellung wider Diese und Jene. Die Gottlosigkeit, sagte sie, wird nicht eher rasten als bis alle menschliche und göttliche Gewalt vernichtet ist. Der Verfasser des „Systemes der Natur", dieses sträflichen Erzeugnisses des menschlichen Verstandes, sieht in den Staatsgesellschaften und ihren Oberhäuptern nur ein verächtliches Gemisch aus einfältigen und verdorbenen Menschen, zu den Füßen von Priestern, welche sie betrügen, und aus Fürsten, welche sie unterdrücken. Er lehrt, daß die Könige keine andere Rechte

über die Völker haben und haben können als welche ihnen anzuvertrauen den Völkern gefällt, und welche den Umständen nach ihnen auch wiedergenommen werden können. Er verkündigt den Völkern, daß es für sie kein Glück gebe, bevor sie die Fürsten nicht gezwungen hätten, nur die Vertreter des Volkes und Vollzieher seines Willens zu sein. — Es zeigt sich in Frankreich jener verhängnißvolle Freiheitssinn, welcher bei unsern Nachbarn, auf der Insel, zu jenen Mengen von Parteien und Meinungen geführt hat, jener Geist der Unabhängigkeit und Unruhe, welcher dort den Thron erschüttert und mit Blute befleckt hat, und welcher mit der Zerstörung der Verfassung, womit sie sich brüsten, endigen wird. Es würde diese Freiheit in der Unbeständigkeit der Franzosen, in ihrer Lebhaftigkeit, in ihrer Liebe für das Neue, in ihrer glühenden und unüberlegten Heftigkeit noch mehr Beförderung finden, um die seltsamsten Revolutionen hervorzubringen und Frankreich in alle Schrecknisse der Ordnungslosigkeit zu stürzen. Diese Freiheit hat schon die Gutmüthigkeit des Volkes verändert und fast unter alle Stände ein Betragen und eine Sprache verbreitet, welche die Treue und die Liebe für den König gefährden.

Die Versammlung erließ auch ein Rundschreiben an alle Bischöfe, und ein warnender Aufruf erging an alle Gläubige; es predigte der Bischof Beauvais, wie früher der Bischof Fiz James, dem Könige Buße und Besserung; andere, wie Jean George de Pompignan, sprachen und schrieben gründlich und herzlich für ihren Glauben und ihre Kirche. Von der herrschenden Hofpartei, von dem Herzoge Aiguillon nach Choiseul's Verweisung, und von Bergier, dem eigentlichen Geschäftsmanne der versammelten Bischöfe,

als Beichtvater des Königs, konnte man ein ferneres Vorschreiten gegen die philosophische Partei erwarten. Aber der größte Theil der Bischöfe glaubte nicht an Das, was in ihrer Vorstellung gesagt war, hielt sie blos für einen Angriff gegen das Ministerium Choiseul's, und die bischöflichen Geschäftsmänner gaben ihr keine Folge; noch weniger geschah etwas für die Wünsche der niederen Geistlichkeit nach kirchlichen Verbesserungen. Die alten Geschäftsmänner unter dem neuen Ministerium verhinderten, zu ihrer eigenen Sicherheit, die Aenderung des bisherigen Verfahrens, und Aiguillon hatte das größte Interesse, mit ihnen behutsam zu verfahren, um der Verwaltung nicht die besten Arbeiter zu entziehen und die regierungsähnliche Umgebung des verwiesenen Choiseul nicht noch zu verstärken. Der Canzler Maupeou ließ zwar bei der Universität Paris die Preisarbeit aufstellen (1773): „Was man jetzt Philosophie nennt, ist wider Gott und König"; aber zugleich erschien von der philosophischen Partei eine Regierungslehre, im Sinne und als praktischer Theil des „Systemes der Natur"; und auch Voltaire, dem eine Ehrensäule errichtet wurde, nahm wieder das Wort. Das „System der Natur" und andere Schriften, welche die Versammlung der Geistlichkeit namhaft gemacht, waren, auf Mittheilung der Beschwerde an das Parlement (Erkenntniß v. 18. Aug. 1770), von Henkershand verbrannt worden, aber mehr geschah auch von den neuen Gerichtshöfen nicht, welche unter dem neuen Ministerium an die Stelle der Parlemente traten.

Wie Voltaire, auf Anlaß der unglücklichen Sache der Familie Calas, zu der Milderung des Verfahrens gegen die Protestanten und zur Verbesserung des peinlichen Verfahrens

überhaupt beigetragen hatte, da die Regierung zwar die Strafgesetze nicht änderte, aber den Gerichten ihre Ermäßigung in der Anwendung überließ und selbst empfahl, und da die Richter, im Widerspruche mit den geschriebenen Gesetzen, nach den allgemeinen Rechtsgrundsätzen erkannten; wie er das Misverständniß eines römischen Gesetzes zur allgemeinsten Kunde brachte, wodurch man das öffentliche Zeugenverhör in ein geheimes verwandelt hatte: so suchte er, nach dem Aufkommen der physiokratischen Lehre, die öffentliche Gunst für die Ablösung der grundherrlichen Rechte zu gewinnen. In die Gerichte kam mit den Physiokraten der Grundsatz: „Die Freiheit des Grundbesitzes ist das Recht, und die Beschränkung ist die Ausnahme"; sonach ward in Rechtsstreitigkeiten über Grundgefälle und Herrendienste dem Grund- oder Lehnsherrn der Beweis seines Rechtes auferlegt, und im zweifelhaften Falle zu Gunsten des Gutsbesitzers erkannt. Man ging noch weiter: man sprach auf der einen Seite zu Gunsten der Kronrechte gegen die Lehnsträger, welche auf diese Weise in ihrem gerichtsherrlichen und gutsherrlichen Besitzthume beschränkt wurden; und man sprach auf der anderen Seite zu Gunsten des freien Eigenthumes wider das Lehnswesen. Derselbe Sinn, der sich in den Gerichten, mit steigender Beredsamkeit der Richter und Anwalte, für eine neue Rechtsordnung der landwirthschaftlichen Verhältnisse zu äußern anfing, erklärte sich auch für eine neue Rechtsordnung der Gewerbverhältnisse, wider die Vorrechte und für die Freiheit. Es wurden aber zugleich die gemeinheitlichen Rechte nicht blos von den Gerichten, sondern unter Choiseul auch von der Regierung begünstigt. Er selbst bezeugte großes Interesse für Gemeindeordnung

(Edict v. 11. Aug. 1764), ständische Verfassung und Gerechtsame; und physiokratische Intendanten, wie Turgot, verkündigten mit den schönsten Worten eine neue Verwaltungsordnung. Die Parlemente hatten sich zwar schon längst im Sinne der Rechtseinheit, die sie gewähren sollten, als ein Ganzes betrachtet, und sie mußten das Bedürfniß der Einigung in der stillen, aber allgemeinen Umwandlung der Rechtsordnung lebhafter als je fühlen; sie gelangten aber durch Choiseul zu einem ganz andern Zusammenhange, dessen Streben auf die Ausführung seiner Plane und wider die Partei Aiguillon gerichtet war. Seine Vorgänger hatten sich gegen einander mit Hülfe des Parlements zu halten gesucht und sich einander in der Durchführung eines folgerechten Verfahrens gegen seine Anmaßungen behindert. Das Parlement hatte nicht blos ungestraft das öffentliche Zeichen des Ungehorsams und der Auflehnung geben können, als es, in dem Streite wegen der Beichtscheine, auf das königliche Verbot seines Einschreitens in Kirchensachen, seine Gerichtsverwaltung einstellte und die Gefahr von Volksunruhen herbeiführte (1753), sondern es hatte die Anerkennung seiner Gerichtsgewalt über die Geistlichen, in Bezug auf öffentliche Ruhe, erlangt (2. Septbr. 1754). Choiseul gab den Parlementen seinen Beistand, um diese Gewalt auf die entscheidendste Weise in der Unterdrückung der Jesuiten zu zeigen; und Choiseul empfing dagegen von ihnen Hülfe für seine Verwaltung. — Es war kaum noch ein Schatten von Dienstgehorsam vorhanden, aber großes Misvergnügen über den unglücklichen Ausgang des siebenjährigen Krieges verbreitet; ein strenges Gericht wegen Kriegsverrathes schien beiden Uebeln abhelfen zu können; und der General Lally,

von irländischer Abkunft, ward vor dem Parlemente angeklagt, daß er zu Pondichery, welches er den Engländern übergab, die Sache des Königs und der indischen Handelsgesellschaft verrathen habe. Seine fünf Untersuchungsrichter waren getheilter Meinung; nur drei stimmten für seinen Tod, und das Beweisverfahren war sehr mangelhaft, die nachtheilige Aussage seiner Dienerschaft angenommen, und das ihm vortheilhafte Zeugniß mehrer Officiere nicht vernommen worden. Dennoch erkannte das Parlement auf seine Enthauptung (1767). Es wollte den Inzichten in ihrer Verbindung, der Sachlage im Ganzen, seiner inneren Ueberzeugung gefolgt sein; es entschied sich gegen die Stimmen für die gesetzmäßige Strafe des Rades, weil der König ein solches Strafurtheil nicht genehmigen würde; und einer der Richter bat den König, nicht zu begnadigen, welches auch nicht geschah. So hatte das Parlement gerade über Das gerichtet, was ihm zur Zeit des Law'schen Bankwesens entzogen gewesen war, über eine Verwaltungssache; und es hatte zugleich über Kriegsfälle gerichtet, die ihm gleichfalls entzogen gewesen waren. Die Furcht vor dem Parlemente schärfte den Tadel über sein Bluturtheil; dem Könige selbst ward gesagt, daß Lally unschuldigerweise hingerichtet sei, und er äußerte gegen Choiseul, daß er getäuscht worden.

Choiseul verweigerte es indessen, den Herzog von Aiguillon gleichfalls in gerichtliche Untersuchung zu ziehen, nachdem dieser, als Gouverneur von Bretagne, das Verfahren des Parlementes zu Rennes gegen die Jesuiten behindert hatte soviel er konnte, seinerseits aber von dem Parlemente wegen ungetreuer Verwaltung hart bedrängt war. Er hatte den gewaltigsten Feind der Jesuiten in Schrift und That, den

dortigen Kronanwalt de la Chalotais, von freiem und festem Sinne, mit natürlicher Beredsamkeit begabt und voll Kenntnisse und Thatkraft, sowie dessen Sohn, seine beiden heftigsten Feinde, durch den ihm verwandten Minister ins Gefängniß gebracht, und es war eine Gerichtscommission von Versailles gekommen, um ihnen das Todesurtheil zu sprechen. Aber das Parlement von Paris machte, im Vereine mit Choiseul, so nachdrückliche Vorstellungen, daß die Commission zurückberufen, und die Sache der beiden Chalotais an das bretagner Parlement verwiesen wurde. Sie verweigerten es, sich bei dem Parlemente einzulassen, weil es durch Aiguillon's Betrieb aus seinem Bestande gesetzt worden, und sie wurden in die Bastille gebracht, indem der Staatsrath ihr Urtheil sprechen sollte. Auf neue Vorstellungen des pariser Parlements und zur Beruhigung der bretagner Landstände wurden die beiden Chalotais von der Untersuchung entbunden, sollten aber nicht wieder in das hergestellte Parlement eintreten. Ueber dieses Verfahren klagten alle Parlemente einstimmig als sich selbst widersprechend, ungerecht und willkürlich; die Anhänger der Ständeverfassung priesen die Entschlossenheit der bretagner Stände; und die Partei Choiseul sagte unter großem Beifall, Aiguillon habe durch seine Verwaltung den königlichen Dienst entehrt. Der Pairshof trat zusammen, um über des Herzogs Geschäftsführung das Urtheil zu sprechen; es wurden 1800 Zeugen vernommen, und der König selbst erschien in der Sitzung. Aiguillon hatte Alles zu befürchten, wenn Choiseul nicht gestürzt ward; er hatte, wenn selbst Dieses geschah, noch die gesteigerte Erbitterung der Parlemente zu fürchten, welche das Volk als die Beschützer seines Eigenthumes ehrte, welche auf das-

selbe durch Einstellung der Gerichtsverwaltung ähnlich wie früher die Geistlichkeit durch den Bann wirken konnten, und welche ihrer Gewalt Einheit und Unabhängigkeit gegeben hatten. Das Parlement setzte auch in der That der königlichen Nichtigkeitserklärung über das Verfahren wider Aiguillon die Erklärung entgegen, daß er wegen seiner Dienstführung in Bretagne schwer beschuldigt sei, und daß er vor gesetzmäßiger Freisprechung seine Befugnisse als Pair nicht ausüben dürfe. Auch forderten die Parlemente, welche insgesammt diesen Proceß als eine gemeinschaftliche Sache betrieben, die Fortsetzung der Untersuchung. Da wurden plötzlich die Untersuchungsacten auf königlichen Befehl weggenommen; es erging im Lit de Justice (7. Decbr. 1770) eine Verordnung. In derselben wurde gesagt, daß der Systemgeist auch in die Parlemente gedrungen sei, daß einige sich als Volksvertreter ankündigten, und daß sie sämmtlich in verdächtige Verbindung unter sich getreten wären. Alle körperschaftliche Gemeinschaft und die Benennungen Einheit und Untheilbarkeit der Parlemente sollten aufhören, und, bei Verlust des Dienstes, weder eine Einstellung der Berufsarbeiten noch ein verabredetes Abschiednehmen geduldet werden. Vorstellungen über neue Verordnungen könnte das Parlement machen; beföhle der König aber darauf doch die Vollziehung, so müßte sie sofort geschehen. Das Parlement stellte die Gerichtsverwaltung ein, und aus den Provinzen ward von bedenklichen Bewegungen berichtet; der entscheidende Augenblick war gekommen, die Partei Aiguillon setzte die Verweisung von Choiseul durch, und die Hauptstadt gab ihm das Ehrengeleite; Soldaten sollten das Parlement zum Gehorsam bringen, und es verharrte im Widerstande. Das-

selbe erklärte: „Verderbliche Rathgeber haben den König in seiner Gewissensmeinung beeinträchtigt (ont surpris la religion du roi); sie trachten, die Richter aus dem Heiligthume der Gesetze zu reißen, um den Staat ferner durch willkürliche Gewalt zu verwirren. Dem Könige aber ist wohl zu rathen, sie der Rache der Gerechtigkeit zu überlassen. Außerdem scheint dem Parlemente nur übrig zu bleiben, zugleich mit den Reichsgrundgesetzen, die sich nicht wie königliche Verordnungen verändern lassen, und auf welchen auch der Thron beruht, unterzugehen. Das Entsetzen des Volkes über die neue Verordnung sagt dem Könige, was an ihr ist; und das Parlement darf und wird nicht zu ihrer Ausführung verhelfen". Die anderen Parlemente sprachen und thaten ebenso; und häufig ward die Berufung auf die Reichsversammlung, deren zuerst Malesherbes, Präsident des Steuerhofes, erwähnte. Die Furcht vor den Reichsständen und vor dem Schicksale des Königs Karl I. von England, von welchem man ein schönes Bild im Schlosse aufbewahrte, half der Partei Aiguillon, die Unentschlossenheit des Königs zu endigen. Darauf wirkte nicht minder der Einfluß der Geistlichkeit, und die Versicherung des Canzlers Meaupou, daß auswärtiges Geld auf die Parlemente wirke, daß dieselben der Regierung immer gefährlich sein würden, und daß ihre Auflösung nothwendig und unbedenklich sei, weil man nur dadurch in Ordnung komme, und weil alsdann jedes Parlementsglied, durch das Interesse der Entschädigung für seine Amtskaufgelder und der Beförderung für sich und die Seinigen, angetrieben werde, sich der Regierung zu nähern. Der Canzler kannte, als ehemaliger erster Präsident des Parlements, das geheime Treiben darin;

58 *

er war Canzler geworden, weil er sich sowol der Partei Choiseul als der Partei Aiguillon zugesagt, und hatte dann, nachdem die Gunst des Königs sich zu der letzteren gewendet, sich ebenfalls für diese entschieden. Es wurden nun die Parlementsglieder aufgehoben, verwiesen und zerstreut (20 Jan. 1771). Als sie aber auch jetzt nicht nachgiebiger wurden, die übrigen Parlemente noch heftigeren Einspruch thaten, und das von Rouen von einer Rotte meineidiger Feinde des öffentlichen Wohles sprach, wurden nach einander alle Parlemente aufgelöst (April 1771), und neue Parlemente und Gerichtshöfe eingesetzt, deren Mitglieder ohne Kauf, allein durch königliche Ernennung zu ihren Stellen gelangten und die Rechtspflege frei von allen Gerichtsgebühren verwalteten. — Obgleich die Verkleinerung der Gerichtskreise, und die wohlfeilere Rechtspflege wesentliche und angenscheinliche Verbesserungen waren, obgleich die Prinzen und die Pairs ihre Beschwerde über die Neuerung meist um Gnaden fallen ließen, und obgleich Stimmen wie von Voltaire *) sich günstig erklärten: so entschied sich doch die öffentliche Meinung wider die neuen Gerichte; es ging die Klage durch Frankreich: „Wir sind rechtlos und gesetzlos"; die Partei Choiseul lachte über das sogenannte Parlement Meaupou, und die neuen Richter lachten selbst mit.

Die Neuerungen in der Kriegsverwaltung gingen von Choiseul aus **). Zuvor hatte man über den Verfall der

*) Choiseul ließ Voltaire's Brustbild in die Wetterfahne seines Schlosses setzen.

**) Nach den Verordnungen vom Decbr. 1762 sollten alle Regimenter den Namen von Provinzen führen; die Oberstlieutenants und Majors vom Könige erwählt werden; die Soldaten 8 Jahre dienen, nach sechzehnjährigem Dienste mit halbem Solde entlassen werden,

Kriegszucht zwar geklagt, aber dagegen nur Verordnungen erlassen wie etwa die, daß die Officiere kein silbernes Tafelgeschirr ins Feld mitnehmen sollten (3. Juni 1758). Choiseul wollte als Kriegsminister den preußischen Kriegsfuß einführen, aber seine Verwaltung blieb der Gegensatz der preußischen Sparsamkeit; der französische Soldat vertrug den Stock, der Officier die Dienststrenge nicht, und es gelang überhaupt der ganze Plan nicht. Indessen machte dieser Versuch und der Streit darüber die Gebrechen des Kriegswesens, über deren traurige Folgen im siebenjährigen Kriege man sich durch Spöttereien getröstet hatte, noch offenkundiger. Die Kriegswissenschaften wurden eifriger betrieben und in ihren Schulen so gelehrt, daß große Feldherren gebildet werden konnten; auch suchte man die Ueberlegenheit in der Bewaffnung wiederzugewinnen. Das Seewesen erhob sich ebenfalls wieder aus seiner Zerstörung im siebenjährigen Kriege. *).

Die Staatseinkünfte verdoppelten sich zwar, nicht sowol wegen Erhöhung der Steuern als wegen des steigenden Ertrages derselben bei dem steigenden Reichthume; aber die Ausgaben wurden noch größer **), und Choiseul hinterließ

oder sonst Versorgung haben; die Werb- und Waffenkosten nicht mehr von den Officieren, sondern von neuerrichteten Regimentskassen bezahlt werden; die Infanterie in 47 Regimentern (126 Bat.), die Cavalerie in 30 Regimentern und 30 Carabiniercompagnien, nebst 4 Legionen leichter Truppen, bestehen. Im J. 1764 wurden die Kasernen für die Garde française zu Paris eingerichtet.

*) Im J. 1770 hatte man 64 Linienschiffe und 50 Fregatten.

**) Die Staatseinkünfte waren i. J. 1774 . . 370,167,000 Livr.
Die Ausgaben . . . . 391,662,000 —

Ausfall 21,495,000 Livr.

Die Staatsschulden, ohne die eisernen, 235,261,000 Livr.

einen Ausfall von 154 Millionen, die im Voraus erhoben waren, ohne die schwebenden Schulden, wozu nun die Amtskaufgelder von den Parlementsgliedern kamen. Der harte und gewaltsame Finanzminister Terray konnte das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe nicht herstellen, obgleich er alle Gnadengehalte der Anhänger Choiseul's zurückhielt, jede Geldverwilligung für eine Gnadenverwilligung ansah und den begründetsten Forderungen Zahlung verweigerte *). Dieses Verfahren traf besonders die Hauptstadt und brachte hier gegen ihn auf, indem man hier zugleich den großen Aufwand am Hofe als misbräuchliche Verwendung des Staatsvermögens zu betrachten anfing. In den Provinzen hatte man die traurigen Folgen vor Augen, daß die Steuervermehrung (die beiden vingtièmes **)) auf den Landwirthen lastete, welche in unfruchtbaren Gegenden großentheils zu Grunde gingen, und man klagte darüber mit Recht; zugleich hörte man sowol die Physiokraten gegen das ganze Steuerwesen als durchaus unwirthschaftlich eifern, wie auch die Schöngeister über un-

Die Landmacht kostete 94,269,000; die Seemacht 33,396,000; die Staatsschuldzinsen 93,365,000; die Gehalte 24,000,000; die Gnadengehalte 7,000,000 Livr.

Die Mark feinen Silbers stand zu 54 Livr., und der Scheffel Weizen galt 19 Livr. 13 S.

*) Nach dem Edicte vom 17. Decbr. 1764 sollte ein Parlementsausschuß die Aufsicht über die Einschreibung sowie die Tilgung der Staatsschulden haben und die streitigen Fälle entscheiden.

**) In den J. 1749 und 1756. Die dritte Vingtième vom J. 1760 war nur, wie die Verdoppelung der Kopfsteuer für die Nichtgrundsteuerpflichtigen, vorübergehend. Die verpachteten Steuergefälle wurden um 5$\frac{2}{8}$ erhöht; das Leder, sowie die fremden gedruckten Kattune mit Zöllen belegt, und die pariser Thorabgaben auf Butter, Käse u. dergl. ausgedehnt.

säglichen Steuerdruck seufzen; man sah die Steuerhöfe nach einer neuen Abgabenverfassung streben *), und die Parlemente nicht blos wider die kleinste Steuerzulage Vorstellung machen, sondern auch die Beamten, welche ihnen königliche Verbote überbrachten, zur Verantwortung ziehen. Alles Dieses machte das Misvergnügen allgemein, besonders da die Parlemente sowie auch die Steuerhöfe aufgehoben wurden, und Terray mit eiserner Hand die Steuern erhob.

Auswärts waren die französische Literatur und die französische Umgangskunst herrschender, einflußreicher als je; der englische Adel liebte sie; der russische huldigte ihnen; die griechischen Fürsten, als Diplomatiker der Pforte, brachten sie von Constantinopel nach Jassy und Bucharest, welche Städte französischen Eroberungen glichen; in der Levante galt das Französische als Handelssprache; in den Alpen, an dem Rheine, selbst auf den Pyrenäen vergrößerte sich das französische Volk, da dort, jenseits seiner Staatsgrenzen, die gebildeten Stände immer französischer wurden; und in dem preußischen Hofe, in der dortigen Aufnahme der Franzosen und ihres Tones schien sich der burgundische Hof zu erneuern (zu dessen Zeit wie zu der unsrigen übrigens die Volksverschiedenheit zwischen Franzosen und Niederländern unverändert geblieben ist, ohne sich auf eine Landesverschiedenheit an ihren Grenzen zu gründen). Dessenungeachtet erschien Frankreich nach dem aachener Frieden in seinen auswärtigen Staatsverhältnissen kraftlos und ohnmächtig. Der Minister sagte in einem Vortrage: „England hat den vorherrschenden Ein-

*) Das Edict vom 31. Mai 1763 forderte die Angabe der sämmtlichen Grundstücke, um die Abgaben gleichmäßig zu vertheilen.

fluß in Europa, doch wird es ohne Schwierigkeit in die Schranken einer Macht zweiten Ranges zurückgebracht werden können, da es nicht durch sich selbst anderen Völkern überlegen ist, sondern nur durch den Handel, den es ihnen entzogen hat, und durch die deutschen, holländischen, dänischen und schwedischen Seeleute, welche auf seinen Flotten dienen. Es kommt also nur darauf an, daß die anderen Mächte, in Verbindung mit Frankreich, ihren Handel und ihre Seeleute ihm wiedernehmen. Verliert England das Uebergewicht seiner Flotte, so verliert es auch das Uebergewicht seines Handels, und dadurch ferner das Vermögen, die Kosten aller der Händel zu bezahlen, welche von ihm und seinen Verbündeten gegen Frankreich erhoben werden. Begünstigt Frankreich den Handel aller Länder, denen er von England verkümmert wird, und zeigt es ihnen eine Seemacht, die, mit der ihrigen verbunden, der englischen überlegen wäre: so bildet sich ein Machtverein derselben von selbst. Spanien, Dänemark, Schweden haben gleiches Interesse mit Frankreich und müssen mit dessen Hülfe ihr Seewesen verstärken; noch entscheidender aber würde dieser Verein werden, wenn man Holland von seinem wahren Interesse überzeugen und zum Beitritte vermögen könnte". In diesem Sinne ward jedoch nur gesprochen und nicht gehandelt, und am wenigsten ließ von Holland, in Rücksicht auf die Mutter des minderjährigen Erbstatthalters, der Tochter des Königs Georg II., sich ein Schritt gegen England erwarten. Mit England selbst konnte man nicht zur Bestimmung Dessen kommen, was der aachener Frieden unbestimmt gelassen hatte: die Entschädigung für genommene Schiffe, die Theilung der Karaiben, und die

Grenze zwischen dem französischen Kanada und dem englischen Akadien; obgleich dazu von beiden Seiten Bevollmächtigte ernannt wurden. Indessen suchten Franzosen und Engländer in jener nordamerikanischen Wüste, mit Hülfe der Wilden, einander zuvorzukommen, und die Feindseligkeiten fingen mit dem Tode eines französischen Officiers an, welcher unter Bedeckung ein Abmahnungsschreiben überbringen sollte (1754). Sie wurden heftiger, obgleich beide Höfe sie misbilligten und über gegenseitige Vergleichsanträge unterhandelten; aber die Forderungen wurden von englischer Seite gesteigert, und die Franzosen fanden nach dem Siege am Ohio (9. Juli 1755) bei dem gebliebenen englischen Generale eine Anweisung: die streitigen Gegenden einzunehmen und so auf einmal zu thun, was man französischerseits nach und nach thun wolle. Es wurden auch die französischen Kriegsschiffe angegriffen, und mehre hundert französische Kauffahrer aufgebracht. Frankreich legte dagegen Beschlag auf alle englischen Schiffe in seinen Häfen (23. Jan. 1756) und klagte bei den übrigen Höfen über das Verfahren Englands als völkerrechtswidrig. Es erhielt von Holland durch die republikanische Partei und durch Handelsbegünstigung*) die Erklärung, in dem ausbrechenden Kriege**) unbetheiligt zu bleiben; aber der Nutzen, welchen sein Verkehr durch holländische Schiffe hätte haben können, ward dadurch sehr beschränkt, daß die Engländer alle französischen Häfen für gesperrt erklärten, da sie von alten Zeiten her

*) 18. Mai 1756. Erlaß an der Hafengebühr und dem Zolle von Stockfischen.

**) Englische Kriegserklärung v. 18. Mai 1756, französische v. 16. Juni 1756.

mit den Holländern ausgemacht hatten (1. Decbr. 1674), daß die Schifffahrt nach feindlichen Häfen frei sein solle, insofern dieselben nicht gesperrt oder belagert wären. Der französische Hof rechnete auf den Beistand des Königs von Preußen, bekam aber von ihm die unerwartete Antwort (Frühjahr 1756), daß er (Friedrich II.) einen Gewährleistungsvertrag mit dem Könige Georg II. abgeschlossen habe, welcher die Erhaltung des Friedensstandes in Deutschland bezwecke und seinem Vertrage mit Frankreich nicht entgegen sei; daß er den letzteren *) zu erneuern geneigt sei, auch seinerseits nicht übel finde, daß Frankreich dem Vernehmen nach ein Bündniß mit Oestreich unterhandle; wenn dieses bloße Vertheidigung bezwecke, so werde die Ruhe in Deutschland nicht gestört werden. König Louis XV. gab nun den östreichschen Anträgen noch mehr Gehör, als er schon früher gethan, da er von den Spöttereien des Königs Friedrich II. über ihn und seine Umgebung Kunde, Frau v. Pompadour aber von der Kaiserin Maria Theresia eigenhändige Schreiben als liebe Cousine nebst kleinen Geschenken bekommen hatte. Doch ward die Verhandlung darüber keinem Minister, sondern dem Grafen de Bernis anvertraut und nur mit einigen berathen, da die Minister im Ganzen noch die alte Scheu vor Oestreich hatten, obgleich sie den dort einflußvollsten Minister, den (nachmaligen) Fürsten Kaunitz, aus seiner ebengeendigten Gesandtschaft zu Versailles, als einen höchst zuverlässigen und einsichtsvollen Staatsmann kannten, der eine günstige Stimmung für Oestreich erregt hatte, wozu bei der philosophischen Partei seine Liebe für die französische

*) Der Vertrag v. 5. Juni 1744 scheint gemeint zu sein.

Literatur beitrug. Selbst Bernis war nicht für ein Angriffsbündniß mit Oestreich, und in der Berathung mit den Ministern ward geäußert: es sei gefährlich, eine alte bewährte Stellung zu den übrigen Staaten aufzugeben, um eine neue zu nehmen. In der jetzigen Stellung könne Frankreich über das Loos von Italien ruhig sein, weil dort Oestreich gegen die vereinte Macht der Häuser Bourbon nichts vermöge. Dieses könne Frankreich nur am Rhein und in den Niederlanden angreifen, aber dann greife es den Stier bei seinen Hörnern an; und Frankreich könne gewiß sein, mit wenigen Truppen in dem dortigen Belagerungskriege zu siegen. Es habe also von Oestreich nichts zu befürchten und lade sich durch das vorgeschlagene Bündniß eine schwere Last auf, weil dasselbe auf den im Ausbruche begriffenen Krieg zwischen Frankreich und England keinen Einfluß haben solle. Der Zweck des Bündnisses sei zum Theil die Schwächung des Königs von Preußen, dessen Macht eben um des französischen Interresses willen in ihrem jetzigen Stande zu erhalten sei. — Uebrigens lasse zwar Oestreich die Abtretung der Niederlande versprechen, aber es frage sich, ob es ihm damit Ernst sei. Von östreichscher Seite sagte man: „Das vorgeschlagene Bündniß verändert allerdings die Stellung Frankreichs, aber es vereinfacht sie. Jetzt hat Frankreich mit einer Menge kleiner Verbündeter zu thun, welche die Sucht nach Hülfsgeldern und Geschenken unstät bewegt; künftig wird es auf dem festen Lande nur einen Bundesgenossen haben, der gleichmäßige Hülfe giebt und nimmt, und mit welchem Frankreich in allen Landkriegen die Oberhand zu haben hoffen darf. Frankreich und Oestreich haben nichts mehr von einander zu fordern, und sie können sich also mit

Zutrauen vereinigen. Thun sie es, so hat Spanien in Italien nichts zu besorgen und kann mit Frankreich gemeinschaftliche Sache machen; so hat Frankreich von Holland keinen Friedensbruch zu befürchten und kann seine Kräfte gegen England wenden. Die Türken und Polen werden über das Bündniß zufrieden sein. Man wird, in Folge dessen, den König von Preußen wegen seiner heimlichen Verträge gemeinschaftlich abstrafen; die Reichsfürsten werden an dem Könige von Frankreich einen mächtigen Beschützer bei dem Kaiser haben; und Dänemark und Schweden werden, bei dem vermehrten Ansehen des Hofes von Versailles, noch fester an ihm halten und nöthigenfalls noch leichter zu bestimmen sein, sich gegen Rußland zu erklären". — Der König Louis XV. entschied sich hiernach für das Bündniß, und es ward noch an demselben Tage (1. Mai 1756) ein Vertrag geschlossen, worin Frankreich verhieß, weder die Niederlande noch einen anderen Theil des östreichschen Staates anzugreifen; und Oestreich dagegen versprach, weder mittelbar noch unmittelbar an den Streitigkeiten zwischen Frankreich und England Theil zu nehmen. Der zweite Vertrag war ein Vertheidigungsbündniß, wodurch man sich gegenseitig eine Truppenhülfe von 24,000 Mann zusicherte, doch mit Ausnahme des bestehenden Krieges zwischen Frankreich und England. Es erregte dieser Vertrag Freude in Frankreich, weil er von der Besorgniß befreite, in dem Gefolge des englischen Krieges die östreichschen Heere wieder herandringen und die Hauptstadt selbst in Gefahr setzen zu sehen; und weil der Landkrieg, im Falle seines Ausbruches, fern von der französischen Grenze, mit geringer Hülfsleistung und mit der Aussicht von nicht geringen Vortheilen von Seiten

Frankreichs geführt werden sollte. Die Freude ward durch einen andern Vertrag (14. Aug. 1756) gesteigert, welcher eine Frucht des östreichschen Bündnisses schien, und nach welchem Genua französische Truppen in Corsika aufnahm. Sie ward ferner durch glückliche Kriegsereignisse gesteigert, indem aus Kanada Siege sowie die Flucht der englischen Flotte (20. Mai 1756) und die Eroberung von Minorka durch den Herzog von Richelieu berichtet ward. Willig war man zu den neuen Steuern, eifrig ward gerüstet und verhandelt, und die vertragsmäßige Hülfe an Oestreich nicht genügend gefunden, als König Friedrich II. in Sachsen einfiel (29. Aug. 1756) und erklärte, daß er blos einem Angriffe zuvorkomme, welchen die Höfe von Wien, Petersburg und Dresden gegen ihn beschlossen hätten. Dazu hatte in der That der östreichsche Hof die Kaiserin Elisabeth von Rußland, welche durch Spöttereien des Königs von Preußen beleidigt war, und den sächsischen Hof, der die Gelegenheit für günstig hielt, bewogen und das Bündniß mit Frankreich geschlossen. Frankreich machte sofort seinen alten Einfluß auf Schweden geltend und erhielt seine Zustimmung zu der Erklärung (14. März 1757) auf dem Reichstage, daß der ausgebrochene Krieg die deutsche Verfassung in Gefahr bringe, daß sie, als Gewährleistende des westphälischen Friedens, zu deren Aufrechthaltung aufgefordert worden, und daß sie dazu die wirksamsten Mittel aufbieten würden; besonders sollten auch die Rechte aller drei Religionen geschirmt werden. Der König von Preußen antwortete, daß Frankreich nach dem westphälischen Frieden ihm Magdeburg, und nach dem aachener Frieden Schlesien gewährleistet habe, ihm daher helfen müsse, jenes wider Sachsen, und dieses wider Oest=

reich zu vertheidigen, statt gegen ihn aufzutreten. — Um dieselbe Zeit glückte es der Gewandtheit und Liebenswürdigkeit eines jungen Franzosen, das gespannte Verhältniß zwischen den Höfen von Versailles und Petersburg in ein freundschaftliches zu verwandeln. Der Chevalier, und eine Zeitlang Chevalière d'Eon *) gewann das Vertrauen des Vicecanzlers Woronzow und vermittelte mit ihm einen geheimen Briefwechsel zwischen dem Könige Louis XV. und der Kaiserin Elisabeth, dessen Folge der Beitritt der Letzteren (5. Nov. 1757) zu dem Bündnisse (21. März 1757) zwischen Oestreich, Frankreich und Schweden als einer Hauptmacht war. Der dänische Hof unterhandelte indessen zu Versailles, daß Hanover bei dem Kriege unbetheiligt bliebe, damit er, als Gewährleistender von Bremen und Verden, nicht die vertragsmäßige Hülfe von 8000 Mann zu deren Vertheidigung zu stellen hätte; und er ward von Oestreich unterstützt, da-

---

*) Die französische Sitte erlaubt, Knaben weibliche Vornamen zu geben, aber nicht Mädchen männliche. D'Eon hat männliche und weibliche Vornamen: Charlotte, Généviève, Louise, Auguste, André, Timothée; ist also als Knabe getauft. Er ward Advocat, staatswirthschaftlicher Schriftsteller, Gesandtschaftssecretair, Dragonerhauptmann, Ludwigsritter, Gesandter zu London; dann dort in Ungnade lange Zeit stehend, mußte er nach seiner Zurückberufung nach Paris, auf Befehl des Ministers Vergennes, weibliche Kleidung anlegen. Ueber sein Geschlecht ward in England öffentlich gestritten und gewettet, und er begab sich in der Revolution wieder dahin. Die dortige Besichtigung seines Leichnams ergab sein männliches Geschlecht. Der Grund zu dem Befehle, wonach er es verleugnete, ist nicht bekannt.

Griechische Liebe hatte damals eine große geheime Genossenschaft, und es wurde auch einigen vornehmen Engländern nachgesagt, daß sie sich deshalb im Auslande aufhielten, da in ihrem Vaterlande der Galgen ohne Gnade darauf steht.

mit das französische Heer sich ohne Aufenthalt nach Sachsen wenden könnte. Man wollte zu Versailles Hanover unbetheiligt lassen, wenn der König von England aller Hülfsleistung an den König von Preußen entsagte. Da er Dieses ablehnte, so beschränkte sich Dänemark auf die Forderung, daß Bremen und Verden unbetheiligt gelassen würden, welches Frankreich zugestand (Uebereinkunft v. 11. Juli 1757), insofern die handöverschen Truppen dahin nicht verfolgt werden müßten. Diese Truppen sammt den Braunschweigern und Hessen, unter Anführung des Herzogs von Cumberland, waren bereits von dem überlegenen französischen Heere an die Weser nach Hameln zurückgedrängt. Hier ward bei Hastenbeck (26. Juli 1757) ihr linker Flügel angegriffen, und er wich zurück; doch brach ein Seitenangriff den Ungestüm der vordringenden Franzosen. Ein Jüngling von herrlicher Gestalt und Seele, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, erfüllte die Seinigen mit dem Muthe, der in ihm war; sie stürmten vor, entrissen den Franzosen den Vortheil wieder, und diese erhielten den Befehl zum Rückzuge. Aber der Herzog von Cumberland hatte seinerseits den Rückzug, auf das augenblickliche Weichen des linken Flügels, angetreten und war zum Umkehren nicht zu vermögen. So erschienen die Franzosen als Sieger, und ihr neuer Anführer, Herzog von Richelieu, verfolgte den Herzog von Cumberland ins Bremische. Er wußte etwas von der dänischen Gewährleistung für Bremen und Verden und schrieb dem französischen Gesandten zu Copenhagen: seine Truppen wären geschwächt; die Gebirge (!), die schlechten Wege im Bremischen, die Nähe des Winters machten den Krieg bedenklich; ob es nicht möglich sei, durch Ver-

mittelung des dänischen Hofes zu erreichen, daß die Truppen unter dem Herzoge von Cumberland an dem Kriege keinen weiteren Theil nähmen, der sich sodann durch die Eroberung von Magdeburg schnell endigen ließe. Der dänische Hof ergriff diese Gelegenheit begierig und bewog den Herzog von Cumberland, einen Waffenstillstand einzugehen (Kloster Zeven d. 8. Septbr. 1757), indem Derselbe Vollmacht von dem Könige Georg II. hatte, nach den Umständen Verträge zu schließen. Nach diesem Waffenstillstande sollten die Feindseligkeiten sogleich eingestellt werden; die Hülfstruppen sich in ihre Lande begeben, und über sie zwischen ihren Fürsten und dem Könige von Frankreich Uebereinkunft getroffen werden; die handverschen Truppen sollten sich nach Stade und ins Lauenburgsche zurückziehen; und die Franzosen Bremen und Verden bis zum Frieden besetzen. Man hatte zu Versailles die Nachricht von der Entwaffnung der verbündeten Truppen erwartet, und nicht von einem Waffenstillstande, von welchem weder bestimmt war, wie lange er dauern sollte, noch, daß während seiner Dauer die handverschen Truppen nicht gegen Frankreich dienen sollten. In den englischen Zeitungen hieß es überdies sogleich, daß der König den Vertrag nicht genehmigen werde. Richelieu hatte zu Versailles zuviel Einfluß, um seinen eigenmächtig abgeschlossenen Waffenstillstand verleugnet zu sehen; letzterer ward von dort nun vollends verdorben, indem er verbessert werden, doch bis dahin seine Kraft haben sollte, weil er auf solche Weise von den Gegnern noch mit mehr Grund als widerruflich betrachtet werden konnte. Richelieu benutzte auch den Waffenstillstand keinesweges, um sich gegen den König von Preußen zu wenden, der ihm und dem bei ihm viel geltenden Voltaire schmei-

chelte, überhaupt aber in einer verzweiflungsvollen Lage war. Die Oestreicher hatten den König mit großem Verluste aus Böhmen vertrieben und selbst seine Hauptstadt gebrandschatzt; die Russen Memel genommen und sich bis an die Oder verbreitet; und der Prinz von Soubise drang, in Verbindung mit Reichstruppen, nach Sachsen. Soubise stand zu Versailles noch in höherer Gunst als Richelieu und ertrug es kaum, dem Namen nach mit seinen Truppen unter Letzterem zu stehen, sondern ließ „l'armée de Soubise" schreiben. Dagegen verweilte Richelieu ruhig zu Halberstadt, als Soubise den König gegen sich hatte und bei Roßbach geschlagen wurde (5. Nov. 1757). Männer wie Revel, des Herzogs von Broglio Bruder hatten die schmachvolle Niederlage nicht überleben wollen, und andere handelten nach derselben und nach Soubise's Erhebung zum Marschall in dem Sinne des Obersten Brehan, welcher nach dem Treffen bei Hastenbeck, indem er eine Geldbelohnung von Seiten des Königs ablehnte, schrieb: er habe nie nach Gelde getrachtet, und Alles, was er sonst gesucht, sei ihm versagt worden; er setze sein Glück in die Achtung und Freundschaft der Soldaten, die Niemand ihm rauben könne. — Der Minister des Auswärtigen klagte, daß er im Felde Arme und Beine verlöre; und er mußte, — so sehr fehlte es in Frankreich an Geschütz, — Schweden zu dessen Abgabe von seinen Kriegsschiffen bewegen. Der englische Landungsversuch an der Charente war indessen zurückgewiesen worden, in Nordamerika blieb man im Vortheil, in Westindien hatte die Flotte die Handelsschiffe gut vertheidigt, und zur See war man überhaupt rüstig gewesen. Das Heer in Deutschland ward zwar für den neuen Feldzug (1758) von seinem inneren Verderber, dem Herzoge

von Richelieu, befreit, aber es erlag der Unfähigkeit des neuen Anführers und dem neuen feindlichen Heerführer, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, welcher von Roßbach an die Elbe zu den verbündeten Truppen gekommen war und sofort den Waffenstillstand aufgerufen hatte (15. Decbr. 1757). Das französische Heer wich, in diesem inneren und äußeren Kampfe, zwischen Leichenhügeln an den Rhein zurück. In Nordamerika und auf dem Mittelmeere kam man in Verlust, und die Engländer landeten nach Belieben am Canale; doch nicht ungestraft in Bretagne. Da stellte Bernis, nun Minister des Auswärtigen, vor, daß nach so großem Verluste an Geld und Menschen und bei der Gefahr noch größeren Verlustes sowie bei dem erschöpften Schatze der Frieden rathsam sei; und er soll auch von der Nothwendigkeit gesprochen haben, einen ersten Minister zu ernennen. Hiernach erhielt Choiseul seine Stelle (1. Nov. 1758). Derselbe unterzeichnete sofort ein Angriffsbündniß mit Oestreich *), wonach der Krieg in Deutschland von französischer Seite mit 100,000 Mann fortgeführt werden, die Eroberung darin aber zu Oestreichs Verfügung gestellt sein sollte. Er schrieb jedoch an den spanischen Hof, daß man zwar Oestreich in dem Kriege nicht verlassen werde, doch den König von

*) 30. Decbr. 1758. Frankreich verpflichtete sich zu einer Hülfsleistung an Oestreich von 24,000 Mann in Truppen oder Gelde; ferner zur alleinigen Zahlung der Hülfsgelder an Schweden, und an Sachsen; sicherte Oestreich Schlesien zu und verhieß seine Mitwirkung dazu, daß der Erzherzog Joseph zum römischen Könige, ein Prinz von Sachsen wieder zum Könige von Polen erwählt, und Sachsen entschädigt würde. Oestreich entsagte blos, mit Einschränkung, seinem Heimfallsrecht auf die Lande des Infanten Philipp, Parma und Piacenza.

Preußen nicht völlig fallen lassen wolle, da man die Verbindung mit Oestreich nicht für unwandelbar, wie die Familienverbindung der Bourbons, halte, sondern die Besorgnisse Spaniens theile, das Oestreich wieder sich mit England vereinigen und den alten hohen Ton annehmen könne (24. Decbr. 1759). Der Gesandte zu Warschau ward gleichfalls angewiesen, gegen die Gesandten von Oestreich und Rußland zwar freundschaftlich zu sein, aber ihre Schritte zu beobachten, besonders insofern sie, auf Kosten von Preußen oder Polen, die Vergrößerung Rußlands beträfen. Uebrigens solle er die Ordnungslosigkeit unter den Polen zu erhalten suchen, doch so, daß kein Geld weiter darauf verwendet werden dürfe; es sei schädlich, Conföderationen zu befördern, weil entweder die Russen, die im Lande wären, davon Vortheil ziehen könnten, oder weil sie eine Verbesserung der Regierung veranlassen möchten. In Schweden aber wurden weder Verheißungen noch Geld gespart, um von ihm Schiffe und Truppen zu einer Landung in Schottland zu erhalten, während der Prätendent nach Paris berufen, alle Werfte am Canal in glühende Thätigkeit gesetzt, und 20,000 Mann an der Küste zusammengezogen wurden. Man mußte die Hoffnung aufgeben, Rußland für den Plan zu gewinnen, indem dasselbe nur eine Kriegserklärung wider England verhieß, wenn von diesem die Ostsee gefährdet werden sollte. In Schweden durfte man sich von der Ergebenheit des Barons von Hopken mehr versprechen, da er an der Spitze des Senats, und bei diesem die Gewalt war. Choiseul ließ ihm vorstellen, daß die Sendung von 12,000 Mann nach Schottland weniger kosten würde als diese Truppen im Felde gegen Preußen

zu unterhalten *); daß sie, als vertragsmäßige Hülfsleistung, ohne Kriegserklärung wider England, also ohne Zusammenberufung und Einwilligung des Reichstages geschehen könnte; daß sie schneller zu dem verheißenen Besitze von Stettin führen würde als der Krieg in Pommern, weil England die Truppen, zu seiner Vertheidigung, aus Deutschland ziehen und dem französischen Heere freien Weg nach Preußen lassen würde; daß auch nicht einmal der Stillstand des wichtigen schwedischen Eisenhandels nach England zu befürchten wäre, weil die Engländer das Eisen nicht entbehren könnten und den Schweden wegen ihrer bloßen Hülfsleistung den Krieg nicht erklären würden. Hopken machte viele Einwendungen; Choiseul ließ ihm aber versichern, daß er ihm einen solchen Vorschlag nicht gemacht habe, ohne daß er zur Ausführung die größten Vorbereitungen getroffen hätte, und wies zugleich den Gesandten an, nicht weiter mit ihm zu verhandeln, wenn Hopken nicht Seelenstärke genug besitze, um für einen großen Plan und für die Erhebung des schwedischen Volkes, selbst auf Gefahr seines Lebens, zu wirken. Er versprach aber, den nothwendigen Vorschuß zu dem Unternehmen auf Schottland sogleich zu leisten, da dieses das einzige Mittel sei, den Krieg glücklich zu endigen. Man dürfe sich nicht täuschen: das wahre Gleichgewicht von Europa beruhe auf dem Handel und auf Amerika. Wenn der Krieg in Deutschland auch besser geführt werde als es geschehen: so gewähre er keine Hülfe wider die Uebel, welche aus der

*) Nach dem Vertrage v. 22. Septbr. 1757 mußte Schweden 20,000 Mann gegen ein Hülfsgeld von 4,200,000 Livr. im ersten Jahre, und von 3,150,000 Livr. in den folgenden Kriegsjahren stellen.

englischen Ueberlegenheit zur See zu fürchten wären. Frankreich erschöpfe sich vergeblich. Es werde, wenn es sich nicht in Acht nehme, seine Verbündeten nicht blos als Hülfsleute, sondern als Zinsleute von England sehen und mehre Minister wie Richelieu und Colbert hinter einander nöthig haben, um sich wieder mit England gleichzustellen. Hopken versprach, im Stillen die Vorbereitung zu machen und dann zugleich Plan und Mittel dem Senate vorzulegen. Choiseul gedachte die Landung in Schottland nur zu benutzen, um desto sicherer den Hauptschlag mit 50,000 Mann gegen England selbst zu führen. Er wollte auch dem Kriege in Deutschland den größten Nachdruck geben; indem auf den übrigen Punkten nur vertheidigungsweise verfahren werden sollte. Der holländische Gesandte fragte bei dem Geräusche der lebhaftesten Rüstung nach ihrer Absicht, mit der Bemerkung, daß Holland dem Hause Hanover den englischen Thron gewährleistet habe. Choiseul antwortete aber: „Berichten Sie Ihren Herren, daß wir die Engländer, unsere Feinde, in Jamaika, New York, Schottland, England, Irland, Indien und überall, wo es uns gutdünkt, angreifen werden und wohl wissen, daß Holland in einem ungethümen und widerrechtlichen Vertrage für ihren Staat die Gewährleistung übernommen, ihnen aber alle übrigen Staaten anzugreifen gestattet habe. Mächtiger als der Herzog von Choiseul in seinem Ministerium war bereits in England William Pitt (Graf Chatham) geworden, welcher durch seine einfachen Worte für große Gedanken und tiefe Gefühle Gewalt über das Parlement und über das Volk besaß. Er sprach mit glühender Liebe für sein Vaterland, für die Größe und den Ruhm seines Volkes, und mit Haß wider Frankreich; er

forderte zu dem vollen Rechtsschutze des englischen Arbeitsstandes neue Begünstigungen, und für Gewerbe und Handel neue schutzverleihende Gesetze; daneben rief er zu den größten Anstrengungen wider Frankreich auf. Die Niedergeschlagenheit der Engländer verwandelte sich in Begeisterung; es ordnete sich eine Landwehr; größer als je wurden die Geldverwilligungen und die Flotten; Millionen, herrliche Pferde und Waffen sowie 10,000 Mann gingen nach Deutschland, und es wurden Choiseul's Geschäftsberechnungen für den Krieg und die Staatsverhandlungen überboten. Wie zum Opfer der gleichen Kriegsschuld Frankreichs und Englands, und sich selbst zu gleicher Ehre fielen im Kampfe, um Quebeck; Montcalm und Wolfe; aber den Siegespreis, die Stadt, verlor Frankreich. Eine französische Flotte sollte aus dem Mittelmeere in den Canal gehen, — sie ward geschlagen (bei Ceuta, d. 17. Aug. 1759); ein neu ausgerüstetes Heer sollte Hanover nehmen, und es ward gleichfalls geschlagen (bei Preußisch-Minden, d. 1. Aug. 1759); die Hoffnung auf schwedische Hülfe bei der Landung in Schottland verschwand nicht minder. Doch Choiseul ließ sich nicht abschrecken. Die brester Flotte, von 21 Linienschiffen und 6 Fregatten, sollte die Fregatten aus der Bai von Vannes ansichziehen und die Ueberfahrt nach Schottland von 24 Bataillons und einem Dragonerregimente mit vielem Rüstzeuge für die Bergschotten, unter dem Herzoge von Aiguillon, decken. Sie ward von der, kaum so starken, englischen Flotte getroffen, angegriffen und mit dem Verluste von 6 Linienschiffen zerstreut (bei Quiberon, d. 20. Nov. 1759). Der Verlust ward zur Hälfte durch den englischen aufgewogen, und er war überhaupt leicht zu ersetzen; aber man hatte

zu Versailles das Vertrauen verloren, und der Landungsversuch ward aufgegeben. Ueberall, nur noch mit Ausnahme Ostindiens, ging das Kriegsunglück raschen Schrittes; und Choiseul's Feinde an dem Hofe und in der Hauptstadt spotteten darüber und priesen die feindlichen Heerführer. Die Regierung, in ihrer großen Besorgniß *), blickte auf den neuen König von Spanien, Karl III. (10. Aug. 1759), in Hinsicht auf Friedensvermittelung und Hülfe, gegen welche man schon Minorka angeboten hatte. Auch trug Derselbe seine Vermittelung in England dringender an; Pitt antwortete aber, daß es noch nicht Zeit sei, an den Frieden zu denken. England müsse noch größere Eroberungen machen, um seinem Handel die volle Entwickelung zu geben. Die Staaten würden durch Krieg mächtig; dadurch habe sich Frankreich vergrößert, und England, jetzt im Glücke, schwäche und erniedrige mit Recht seinen Nebenbuhler. Es wolle nicht alle Eroberungen behalten, könne aber seine Sache von der preußischen nicht trennen und müsse die Vermittelung von Spanien ablehnen, welches letztere über das Loos der französischen Colonien in Amerika zu viel Unruhe zeige, um ein unbefangener Mittler zu sein. Der Versuch, im Haag, durch Verhandlung zwischen dem französischen und englischen Gesandten den Frieden vorzubereiten, schlug gleichfalls fehl; und es glückte auch nicht, den russischen

---

*) Choiseul schrieb an den französischen Gesandten zu Madrid: „Frankreich kann nicht mehr als Handelsmacht und also nicht als Macht ersten Ranges angesehen werden. Es hat weder auswärts noch bei sich selbst Credit. Wir können uns nicht 20 Millionen verschaffen, ohne die Zinszahlung einzustellen; und daraus würde Revolution entstehen".

Hof zu einer bewaffneten Vermittelung zwischen Oestreich und Preußen zu vermögen, welche Choiseul wünschte *), um durch die östreichsche Kriegsliebe in seiner Friedensverhandlung mit England nicht behindert zu werden, und um die Eroberungsansprüche von Rußland an Preußen abzuwenden, da Rußland bei seinem Handel bis nach China, bei seiner zu Vertheidigung und Angriff höchst vortheilhaften Lage, mit seinem kriegsgeübten Heer, und in der unbeschränkten Staatsgewalt seinen jetzigen und, mittelst neuer Fortschritte, künftigen Nachbarn furchtbar sei. Näher als alle diese Versuche schien die Thronbesteigung des Königs Georg III. von England zum Frieden zu führen, da Derselbe seine deutschen Erbstaaten, wohin die Franzosen in dem neuen Feldzuge (1760) gedrungen waren, und worin sie sich hielten, liebte, und da Dessen Gunst für Lord Bute, einen Tory, die Aenderung des Whigministeriums erwarten ließ. Frankreich versuchte (März 1761) durch den russischen Gesandten zu London, dort unmittelbar wenigstens zum Waffenstillstande zu gelangen, und machte den Antrag, daß jede Macht in dem Besitze Dessen bleiben sollte, was sie zu vorgeschlagenen Richttagen besetzt hätte, mit dem Vorbehalt, über den Austausch des einen oder anderen Stückes zu unterhandeln. Es ward zugleich der frühere Vorschlag erneuert, den Seefrieden unabhängig von dem Landfrieden zu betrachten und an den Frieden zwischen Frankreich und England den allgemeinen Frieden zu knüpfen. Pitt nahm den Besitzstand als Grundlage an, behielt sich

---

*) Anweisung des französischen Gesandten zu Petersburg v. 16. März 1760.

aber vor, über die Richttage erst zu verhandeln, um dadurch Zeit zu gewinnen für ein Unternehmen auf Belle Isle, dessen Eroberung die einzige französische Seeeroberung, Minorka, aufwiegen und nichts in französischen Händen, zum Gegensatze der englischen Eroberungen in beiden Indien, lassen sollte. Man kam indessen überein, sich gegenseitig Friedensunterhändler zu senden. Der französische ward angewiesen, darauf zu dringen, daß England die Friedensvorschläge mache, weil es angegriffen und erobert habe; daß Guadeloupe, Marie Galante, St. Lucie und Tabago gegen Minorka ausgetauscht würden; daß man Canada gegen Hessen rechnete; und daß man auch die vor der Kriegserklärung gekaperten Schiffe vermittelst Rückgabe von eroberten Besitzungen vergütete. Die Bemerkung wegen Hessen sei mit großer Vorsicht zu machen, weil man englischerseits die Natur und den Werth dieser französischen Eroberung mit der englischen von Canada nichts weniger als gleich halten würde und den Vorschlag benutzen könnte, um Frankreich bei den beiden Kaiserhöfen verdächtig zu machen. Gegen diese wolle man französischerseits seine Verbindlichkeiten erfüllen, und ihren Gesandten zu London sei von dem Gange der Verhandlung Kenntniß zu geben; aber ihrem Ehrgeize wolle Frankreich keine Opfer bringen, und es könne mit England sie zum Frieden zwingen, wenn beide aufhörten, den Krieg in Deutschland zu bezahlen. Das dürfe indeß gegen Pitt nur so geäußert werden, damit er davon keinen Misbrauch bei den kaiserlichen Gesandten machen könne. Um Dieses überhaupt zu vermeiden, müsse die Verhandlung abgebrochen werden, wenn es damit englischerseits kein Ernst sei. Alsdann sei der spanische Minister noch mehr gegen Eng-

land zu erhitzen, welcher, wie der König von Spanien selbst, zum Kriege gegen England gestimmt sei. Schon sei von Madrid aus ein Bündniß angetragen; man wolle sich aber darauf, als sehr beschwerlich, nur dann einlassen, wenn keine Hoffnung zum Frieden mit England bleibe. Der französische Gesandte verbarg seinem Hofe nicht, wie schwer ihm das Verhandeln gegen Pitt werde. Dieser häufte Spitzfindigkeiten auf Spitzfindigkeiten, um den Besitzstand als Grundsatz zu verwahren und doch in seiner Anwendung, durch verweigerte Bestimmung der Richttage, freie Hand zu haben; er erklärte die Verhandlung für abgebrochen, wenn man den Grundsatz des Besitzstandes von der Bestimmung der Richttage abhängig machen wolle; er vertiefte sich dann in alle streitige Punkte und erhob sich wieder zur allgemeinen Uebersicht, wonach Frankreich nichts als Minorka den großen englischen Eroberungen entgegenzusetzen hatte; denn alle Frucht aus seinem Kriege in Deutschland wäre nur, daß es, mit einem ungeheuren Verluste von Geld und Menschen, Oestreich mächtiger gemacht hätte. Seine eigenen Verbündeten würden nicht zugeben, daß es dort eine Hand breit Land behielte, und von seinen dortigen Eroberungen könnte gegen England gar nicht die Rede sein. Die vor der Kriegserklärung gekaperten Schiffe wären, in gerechter Widervergeltung der französischen Gewaltthätigkeiten in Nordamerika, verfallen; die Kanonen hätten zu Gunsten Englands entschieden, und er betrachtete ihre Entscheidung als einen Rechtsspruch, da es keinen Gerichtshof über den Streit von Völkern gäbe. Nachdem England die Seeherrschaft erlangt hätte, wäre ihm die Schleifung der Hafenwerke von Dünkirchen gleichgültig, das Volk sähe sie aber als ein bleiben-

des Denkmal der Demüthigung Frankreichs an, und der Minister setzte seinen Kopf in Gefahr, der nicht darauf bestände. Der Gesandte bemerkte indessen bei dem Lord Bute Geneigtheit zum Frieden, und obgleich auch von ihm hinsichtlich der deutschen Angelegenheiten in Pitt's Sinne gesprochen wurde, so glaubte er (der Gesandte) doch, daß man über die französischen Fortschritte in Deutschland besorgt wäre. Choiseul wollte zwar den gebieterischen Ton Pitt's nicht dulden lassen (27. Juni 1761), hoffte aber noch auf Erfolg, als er vom spanischen Hofe gedrängt ward, in die Verhandlung über dessen Beschwerden gegen England sich zu mischen. Es geschah (15. Juli 1761) unter friedfertigen Versicherungen und dem Vorwande, daß der König beabsichtige, den Frieden mit England von Spanien gewährleisten zu lassen, welches, gleich einem Zügel, ein gemeinschaftlicher Vortheil für beide Völker sein werde. Seine Friedensliebe bewege ihn, die Besorgniß auszudrücken, daß die Ruhe von Europa sogleich wieder durch die spanischen Beschwerden wegen der Wegnahme von Schiffen durch die Engländer, wegen des Stockfischfanges bei Newfoundland, und wegen der unbefugten Niederlassungen der Engländer in der Bai von Honduras gestört werden könnte. Wenn sich Spanien und England darüber nicht verständigen, sondern zum Kriege kommen würden: so müßte der König an letzterem theilnehmen. Der Gesandte zu London ward angewiesen, sich an die übrigen englischen Minister zu wenden, auch mit Gelde, — welches er, als vergeblich, nicht that, — und die Verhandlungen wenigstens solange hinzuhalten, bis der Herbst herankäme, zu welcher Zeit die Engländer die Küsten nicht mehr anfallen könnten. Der

Gesandte hatte über die mitgetheilte spanische Denkschrift sofort Pitt's Heftigkeit zu bestehen und erhielt jene mit der schriftlichen Erklärung zurück, daß der König von England die französische Denkschrift für beleidigend hielte und nicht erlauben würde, daß die spanischen Interessen in die Verhandlung eingemischt würden. Uebrigens wäre man der Meinung, daß Frankreich zu keiner Zeit das Recht habe, sich in ähnliche Erörterungen zwischen England und Spanien zu mischen. Die Rücksendung der Denkschriften und das Begleitungsschreiben wurden von französischer Seite für eine gemeinschaftliche Beleidigung der Könige von Frankreich und Spanien mit dem Beifügen erklärt, daß Louis XV. sich in die spanischen Interessen mischen werde, ohne sich durch eine herrische Verweigerung abhalten zu lassen. Pitt hatte die Form, die von ihm abhing, möglichst rauh genommen; in den Friedensbedingungen selbst, worin er vom Ministerium abhing, schien man nachgiebiger zu werden. Frankreich wollte Canada abtreten, unter der Bedingung, daß es eine Niederlassung und festen Hafen im Golfe von St. Lorenz, für seine Fischerei, erhielte; England wollte die Petersinsel zugestehen, aber keine Befestigung; und die Fischerei bei Newfoundland nur gegen Erfüllung des utrechter Friedens in Betreff von Dünkirchen. Es erbot sich, gegen Minorka, Guadeloupe und Marie Galante zurückzugeben, wie Frankreich forderte. Dieses wollte bedingungsweise die Antillen theilen, St. Lucie zurückhaben und Tabago abtreten; England verlangte das umgekehrte Verhältniß. In Ostindien wollte Frankreich Pondichery behalten; doch schrieb Choiseul: „Wenn wir nur, nebst den beiden Inseln France und Bourbon, ein paar Handelsorte dort haben, ferner

unsere amerikanischen Besitzungen wiederbekommen, sowie die Niederlassungen am Senegal: so halte ich den Frieden nicht für schlecht, besonders wenn darin von Dünkirchen nicht die Rede ist. England wollte die ostindische Frage zum Schiedsrichterspruche der beiden Handelsgesellschaften unter Staatsgenehmigung stellen. Frankreich wollte wegen des Sklavenhandels entweder Gorea oder seine Senegalplätze zurückhaben; was England verweigerte. Frankreich wollte Hanover und Hessen räumen, aber nicht Wesel und Geldern; und England forderte die Räumung der letzteren gleichfalls. Beide Theile waren über den Waffenstillstand und die Auswechselung der Gefangenen einverstanden. Von diesem Stande der Verhandlung, welche von beiden Seiten in dem Glauben an den Handel als den Urquell der Staatsmacht und des Volksglücks geführt wurde, machte Choiseul im Rathe Vortrag (6. Septbr. 1761) und stimmte für die Fortsetzung des Krieges, weil St. Lucie ohne Gefährde für Martinique nicht abgetreten werden könne, weil England sich über Ostindien nur dunkel erklärt habe, weil das Anerbieten der unbrauchbaren Petersinsel eine Täuschung sei, und die Forderung in Betreff Afrika's abgeschlagen worden. Frankreich dürfe nun auch Spanien nicht aufgeben, mit dem es ein Bündniß in der Voraussicht geschlossen habe, daß England zu billigen Friedensbedingungen nicht zu bewegen sein werde. — Man stimmte ihm bei, bezeigte sich aber in einer letzten Erklärung gegen England auf das Nachgiebigste, auch wegen Dünkirchen, und forderte nur zu der Petersinsel noch das kleine Eiland Miquelon, und in Afrika Akra und Anamaboe. Pitt antwortete kaum anders als durch ein spöttisches Lächeln und bewirkte den völligen Abbruch der

Verhandlungen, bevor er aus dem Ministerium trat (5. Octbr. 1761), da er die Kriegserklärung gegen Spanien nicht bewirken konnte. Sein Nachfolger wollte zwar die Verhandlungen wiederanknüpfen; Choiseul meinte aber, nur einem Pitt gegenüber habe er die gemachten Zugeständnisse wagen dürfen, und ließ die Verhandlungen drucken, um die Stimmung für den Krieg in Frankreich zu gewinnen. Es glückte; die Stände von Languedoc beschlossen zuerst die Ausrüstung eines Linienschiffes auf ihre Kosten; die Stände von Bretagne und Bourgogne, die Geistlichkeit, die Stadt Paris, ihr Handelsstand, andere Körperschaften folgten nach; und die Erbitterung gegen die Engländer versprach dem Kriege eine glücklichere Wendung zu geben. In Deutschland hatte man sich zwar an der Weser behauptet (1761); aber die Engländer hatten Belle Isle an der französischen Küste, Mahe auf Malabar, und Pondichery in Ostindien genommen, wo sie in der Gründung eines ungeheuren Reiches begriffen waren. Choiseul hoffte zugleich auf Erfolge in dem neuen Feldzuge durch die Mitwirkung von Spanien. Er hatte mit ihm gleichzeitig und mit England unterhandelt und, je nachdem die englischen Verhandlungen zu glücken oder zu misglücken schienen, die spanischen verzögert oder beeilt. Der englische Gesandte zu Madrid hatte das Vertrauen des Königs Karl III. zu gewinnen gesucht und ihm die Verhandlungen mit Frankreich mitgetheilt; aber der König war seiner Familienliebe treu geblieben, und sein Minister von Choiseul's Idee, Portugal zu erobern, eingenommen, indem er jene Idee für die seinige hielt. Man entwarf einen Freundschaftsvertrag zwischen beiden Königen (26. Mai 1761) und nannte ihn Familienvertrag; man entwarf auch

eine besondere Uebereinkunft zum Bündnisse gegen England, als die spanischen Beschwerden dort ungünstig aufgenommen wurden, und die französischen Verhandlungen nicht fortschritten. Pitt's Rücksendung der Denkschriften ward entscheidend; Choiseul schrieb sogleich nach Madrid, daß man beide Verträge für unterzeichnet halten könne, und schloß seine ausführlichere Darstellung (5. Aug. 1761) damit, daß die Beleidigung von Seiten Englands durch die Rücksendung der Denkschriften eine Ahndung Sr. katholischen Majestät erfordere, weil sonst dem französischen Hofe im Angesichte von Europa ein unbefugter und unkluger Schritt werde beigemessen werden, der selbst einen Anschein von Falschheit habe. Die Antwort war eine freudige Zustimmung, und die Verträge wurden abgeschlossen (15. Aug. 1761). Nach dem Familienvertrage sollte in Zukunft der Feind des einen Königs auch der des anderen sein. Sie gewährleisten sich einander ihre Staaten ohne Ausnahme und mit Einschluß der Besitzungen des Königs von beiden Sicilien und des Herzogs von Parma. Sie wollen sich zwar mit ganzer Macht beistehen, als erste Hülfe aber 18 Kriegsschiffe, und von französischer Seite 24,000 Mann, von spanischer 12,000 Mann stellen; diese letzteren jedoch dann nicht, wenn Frankreich mit deutschen oder nordischen Staaten, ohne Einmischung einer Seemacht, Krieg führt. Es soll nur gemeinschaftlich Frieden geschlossen, und im Kriege wie im Frieden das Interesse jeder Krone als ein gemeinschaftliches betrachtet werden. Keine fremde Macht wird in diesen Familienvertrag aufgenommen, aber der König von Sicilien zum Beitritt aufgefordert, und jeder Prinz aus dem Hause Bourbon geschützt. Die Unterthanen sollen gegenseitig in dem Lande

der anderen Macht den einheimischen in bürgerlichen Rechtshandlungen gleichgestellt werden; und Dasselbe gilt von ihrer Behandlung in den Häfen, ohne daß dieser Vortheil den Unterthanen einer fremden Macht zugestanden werden darf. Man will sich alle künftigen Verträge und Verhandlungen mit fremden Mächten mittheilen. Der Vortritt zwischen den französischen und spanischen Gesandten an fremden Höfen richtet sich nach der Zeit ihrer dortigen Ankunft. Nach der besonderen Uebereinkunft verspricht Spanien, am 1. Mai 1762 an England den Krieg zu erklären, und Frankreich verspricht dagegen, über das spanische Interesse zugleich mit dem seinigen zu London zu verhandeln, auch ohne erlangte Genugthuung für Spanien dort nicht abzuschließen; gleichzeitig mit dessen Kriegserklärung aber ihm Minorka zu übergeben. Uebrigens soll der König von Portugal zum Beitritt aufgefordert werden, da es nicht billig sei, daß er müßiger Zuschauer bleibe. — Frankreich konnte der Erfüllung beider Verträge von Seiten des Königs von Spanien gewiß sein, da Derselbe die Redlichkeit für die erste Tugend hielt, und es bürgte auch das Interesse beider Staaten dafür. Spanien mußte befürchten, daß England das Ende des französischen Krieges zum Anfange des spanischen machen würde, und Frankreich gewann wenigstens an Spanien einen Mitträger des Kriegsunglücks; beide konnten einander auch in kirchlichen Verhältnissen, in den italienischen Angelegenheiten und im Handel nützlich sein; und dadurch, daß Spanien und Frankreich dem Kriegführen unter sich für immer entsagten und die Nutzlosigkeit eines solchen Krieges anerkannten, geschah ein großer Fortschritt. Der Familienvertrag war zugleich gegen den englischen Handel gerichtet, und Choiseul

äußerte, daß England, ohne die größten Zerrüttungen seines Geldwesens, den Verlust des spanischen Handels oder des amerikanischen Geldes nicht zwei Jahr würde ertragen können. Doch scheinen auch schon physiokratische Ideen auf ihn gewirkt zu haben, denn er bemerkte auf den spanischen Vorschlag, auch Unteritalien und Malta dem englischen Handel zu sperren, daß der Handel einem Strome gleiche, den man nicht plötzlich stauen dürfe, ohne daß nach allen Seiten Schaden geschehe. Der spanische Hof verbot aber noch vor der Kriegserklärung allen Handel mit England und gebot die Einziehung aller englischen Waaren; wovon jedoch die ehrlichen spanischen Kaufleute ihren englischen Handelsfreunden zeitig genug Nachricht gaben. Die beiden verbündeten Höfe ließen Truppen an die portugiesische Grenze rücken und forderten zu Lissabon eine allgemeine Handelssperre gegen England, erhielten aber eine Kriegserklärung (18. Mai 1762) zur letzten Antwort. Spanien wünschte auch, daß Frankreich seinen Einfluß in Rußland zur Handelssperre gegen England geltend mache. Der Tod der Kaiserin Elisabeth (5. Jan. 1762) hatte aber sogleich eine unangenehme Erörterung über den Kaisertitel zur Folge, welchen Frankreich bisher nur auf vorgängige kaiserliche Versicherung, daß das bisherige Ceremoniel fortbestehen solle, gab *); und bald darauf verwandelte der Kaiser Peter III. den russischen Krieg wider Friedrich II. in Frieden (5. Mai 1762) und ein Bündniß mit ihm. Louis XV. schrieb an seinen dortigen Gesandten Breteuil aus dem

*) Es erfolgte über den Kaisertitel unter der Kaiserin Katharina II. eine öffentliche Erklärung von Rußland, und eine Gegenerklärung von Frankreich.

geheimen Cabinet, daß er das Verfahren des Kaisers für Frankreich nicht gefährlich halte, und daß ihm dasselbe vielleicht nicht einmal schädlich sei, weil es den Verein der beiden Kaiserhöfe aufhebe. Indessen war ein Unbekannter zu Breteuil gekommen (24. Juni 1762), hatte mit ihm von einer bevorstehenden Thronveränderung zu Petersburg gesprochen und für die Gemahlin des Kaisers Peter III. 100,000 Thaler gefordert. Breteuil wollte Beweise von dem Vertrauen der Kaiserin in diesen Geschäftsträger haben, gab ihm eine Anweisung und verlangte ein paar schriftliche Worte von der Kaiserin, um auf jeden Fall gesichert zu sein. Er fragte, ob das Geld Eile habe, und verhieß, auf die verneinende Antwort, seine Herbeischaffung zu Warschau, da es Aufsehen erregen könne, wenn eine solche Summe von einem petersburger Hause bezogen werde. Er reiste aber gleich am folgenden Tage von Petersburg ab und war nach seiner Rückkehr bei der Kaiserin Katharina II., welche inzwischen den Thron bestiegen und sich unbetheiligt an dem Kriege erklärt hatte, nicht glücklich. — Der Krieg veränderte seinen Gang durch Spaniens Beitritt nicht. Kaum ward eine portugiesische Festung erobert, da das spanische Kriegswesen in dem verwahrlosesten Zustande war. Dagegen nahmen die Engländer Martinique und Havannah und bedrohten Domingo. Das französische Heer hielt sich nur noch mühsam und nicht ohne Verlust in Hessen. Der König von Preußen hatte, nach dem Frieden mit Rußland, die Oestreicher aus Schlesien wieder verdrängt und die Unglücksjahre überstanden, worin er auf das letzte Ereigniß das Giftglas bei sich trug. Er war theils zu sehr König, theils zu wenig deutsch, um einen allgemeinen Aufstand in

Deutschland für sich erregen zu wollen und zu können, da der Anruf der Protestanten nicht zeitgemäß war, und sich demselben ein Hinderniß mehr in dem Mangel der hohen Geistlichkeit, oder in der Abgeschiedenheit der Geistlichen von den Adligen unter den Protestanten entgegenstellte; da ferner die Sachsen hart bedrückt wurden, statt daß ihnen und mit ihnen den Böhmen geschmeichelt worden wäre; und da nicht einmal in dem eigenen Lande eine allgemeine Bewaffnung versucht ward. Preußen hatte, unter seinem königlichen Feldherrn, von Oestreich allein nichts mehr zu fürchten, und auch Oestreich hatte von seinem Gegner nichts zu fürchten, wenn Derselbe auf die Kräfte seines erschöpften Landes beschränkt ward. Er ward es, weil England seine Hülfsgelder Preußen entzog und sie auf Portugal verwandte, wo mit der Hauptstadt sein Handel, durch einen zweiten Feldzug der Franzosen und Spanier, in die größte Gefahr gerathen konnte. Diese Besorgniß verschaffte den erneuerten französischen Friedensanträgen zu London noch mehr Eingang, da überdies auch die Staatspapiere dort sanken, und die Staatsanleihen schwieriger wurden. Man sendete von beiden Seiten Unterhändler ab (Septbr. 1762) und war bald einig, bis auf das Besatzungsrecht von der Petersinsel und Miquelon, welches der Herzog von Bedford nicht aufgeben, und Choiseul nicht zugestehen wollte; Jener berief sich zuletzt auf seine bestimmteste Anweisung darüber, und Dieser antwortete: „In solchem Falle dauert der Krieg fort, und Sie können nach Ihrem Gefallen abreisen". Hierauf gab Bedford, mit Ueberschreitung seiner Anweisung, nach. Aber man konnte dennoch nicht zum Abschlusse kommen, weil Spanien das Misglücken der englischen Unternehmung wider Havannah

für gewiß annahm und erst Nachricht davon haben wollte; als jedoch statt dessen die Eroberung berichtet ward, schloß man sofort auf ungünstigere Bedingungen ab. Die Präliminarien (3. Novbr. 1762) bestimmten Einstellung der Feindseligkeiten, und die Abtretung alles Dessen, worein Frankreich in den früheren Verhandlungen gewilligt hatte. Es durfte auf der Petersinsel und Miquelon eine Wache von 50 Mann, aber keine Festungswerke haben, und die Fischerei bei Newfoundland (die man für eine Bildungsschule der Seeleute hielt) treiben; es erhielt St. Lucie zurück, trat aber, außer Dominique und Tabago, auch Grenada und St. Vincent ab; es bekam Gorea wieder, sowie seine ostindischen Besitzungen, gegen Verzichtleistung auf allen Erwerb, der nach dem J. 1749 gemacht, und auf die Unterhaltung von Truppen und Befestigungen in Bengalen, also wie bloße Handelsniederlassungen; es räumte das Hanöversche, Hessische u. s. w. unbedingt, und aus den preußischen Rheinlanden sollte es seine Truppen zu gleicher Zeit zurückziehen, wie sich die Truppen des Königs von England in seine Staaten aus den übrigen besetzten deutschen Landen zurückzögen; beide Mächte wollten ihre deutschen Bundesgenossen nicht weiter unterstützen. England gab Havannah mit den übrigen Eroberungen auf Cuba an Spanien zurück und entsagte den Befestigungen an der Hondurasbai, behielt sich aber das Recht, dort Holz zu fällen, vor; Spanien dagegen trat ihm Florida ab und gab die portugiesischen Eroberungen zurück; auch erhielt England Minorka wieder. — Es steht das Wohl der Völker an der Spitze dieses Vertrages, und sein Inhalt lautet auf einen Vergleich über englische und französische Handelsverhältnisse, worin mit gleich kurzen Worten auf den afrikani-

schen Sklavenmarkt und auf den deutschen Soldatenmarkt Bezug genommen wird. Es fiel auch ein Streit der Großmuth vor: Frankreich wollte an Spanien für seine Verluste Louisiana geben (geheimer Vertrag v. 3. Novbr. 1762), und Spanien es nicht nehmen; letzteres ließ aber bei endlich erfolgter Besitznahme (19. Aug. 1769) zwanzig französischgesinnte Einwohner erschießen. — Nach diesem Vertrage, als Handelsvergleich zwischen Frankreich und England, verlor Frankreich sowol in Amerika als in Ostindien seine kriegerische Stellung, wie dieselbe für seinen Handel und zur Vergrößerung seiner dortigen Gebiete nöthig war, und es überließ den Engländern daselbst die Waffen; aber es rettete sich doch überall Handelsniederlassungen und die Mittel zur Herstellung seiner Seemacht; es hatte Handelsvortheile auf dem spanischen Gebiete gewonnen und durfte auf Glückswechsel gegen England hoffen. Seine Kraft war gebunden und nicht gebrochen, wie denn Choiseul sagte: „Wenn ich Frankreichs Herr wäre, so sollte dasselbe bald in eine andere Stellung gegen England kommen". Er hatte, sowie es war, mit aller Kunst nur einen augenblicklichen Eifer zum Kriege hervorbringen können; man durfte weder auf neue Steuern noch auf Anleihen rechnen und mußte schon Zahlungen einstellen; das schlecht versorgte Heer war in Gefahr, auf die Grenze zurückgeworfen zu werden; und die Küste, nach dem Verluste von 33 Linienschiffen und 74 Fregatten, bereits jedem Angriffe blosgestellt. In Berücksichtigung dieser Umstände hatte Choiseul gute Bedingungen erhalten. — Dem Friedensvertrage (Paris, d. 10. Febr. 1763) zwischen Frankreich, Spanien und England folgte sofort der Frieden (Hubertsburg, d. 15. Febr. 1763) zwischen Oestreich und Preu-

ßen, welcher den Stand in Deutschland wie vor dem Kriege herstellte.

Indessen ward bereits über das Parlementsverfahren gegen die Jesuiten, zwischen dem französischen und römischen Hofe, verhandelt. Es hatte der Papst Clemens XIII. beruhigt werden sollen; es war das Gutachten von Bischöfen gefordert, und die Anstellung eines Vicars des Ordensgenerals in Frankreich vorgeschlagen worden, der auf die Landesgesetze und Verfassung schwören sollte. Der Papst hatte aber bereits nach dem Parlementsbeschlusse (6. Aug. 1762) über die Aufhebung des Ordens in Frankreich ein geheimes Consistorium gehalten, darin über den König selbst, wegen Begünstigung der Parlemente und Religionsfeinde, geklagt und nach Zeit und Umständen weiter vorzuschreiten erklärt. Der französische Hof suchte sich dagegen mit größter Behutsamkeit über diese Sache mit den übrigen Höfen der Bourbonen in Einverständniß zu setzen, und der Minister des Auswärtigen war gegen seinen eigenen Geschäftsmann hinsichtlich des Briefwechsels mit dem päpstlichen Stuhle undurchdringlich, ließ zwar ihm, einem Angehörigen des Ordens, die darauf bezüglichen Schreiben nach Rom aufsetzen, sie aber insgeheim umschreiben. Der fromme Papst beweinte die Verfolgung der Jesuiten in den Staaten des Hauses Bourbon, wollte lieber sein Leben im Elende beschließen als am Rande des Grabes durch Pflichtverrath seine grauen Haare schänden und ward vermocht, wider den Herzog von Parma, wegen Beschränkung der Geistlichkeit, Kirchenstrafen zu versuchen. Aber nun machten die Höfe der Bourbonen Dessen Sache zur gemeinschaftlichen, und der König Louis XV. ließ Avignon und Venaissin be-

setzen (11. Juni 1768). Nach dem baldigen Tode des Papstes bewirkte der Cardinal Bernis und die spanische Partei die Wahl des Cardinals Ganganelli zum Papst; und Ersterer betrieb dann, als französischer Gesandter bei Letzterem (nun Clemens XIV.), die Aufhebung des päpstlichen Erlasses gegen den Herzog von Parma, und die Aufhebung des Jesuiterordens. Bernis war kein Feind desselben, und der Herzog von Aiguillon, Minister des Auswärtigen nach Choiseul's Sturze, noch weniger, aber sie mußten die völlige Aufhebung des Ordens wünschen, weil seine Abschaffung in Frankreich geschehen war *), und weil sie überhaupt der allgemeinen Stimmung der Höfe folgen mußten. Der Papst Clemens XIV. wollte den Orden retten und suchte Zeit zu gewinnen; aber selbst Maria Theresia begehrte seine Aufhebung, und mit den Höfen der Bourbonen war ohne dieselbe keine Aussöhnung zu hoffen. Der Cardinal Bernis machte, selbst ohne Anweisung, die Rückgabe von Avignon davon abhängig und sagte diese nach der erfolgten Aufhebung **) zu, nicht ohne Misbilligung des Hofes, dem ein Aufsichtsrecht in diesem Binnengebiete wünschenswerth sein mußte. Man erwarb vor diesem Ereignisse das Schicksalsland Corsika, da Genua es weder mit eigenen Kräften sich bewahren noch die französische Hülfe bezahlen konnte, auch leicht vermocht wurde, durch zwei, sich bald

*) Der Cardinal Bernis berichtete am 20. April 1785, daß die Exjesuiten zu Rom, um ihre Wiederherstellung zu bewirken, Hoffnung gemacht hätten, eine Vereinigung der griechischen Kirche zu Petersburg mit der katholischen zu bewirken, weshalb er rathe, auf ihre Schritte Acht zu haben.

**) 21. Juli 1773. Die Rückgabe von Avignon geschah im April 1774.

folgende Verträge, zuerst den französischen Truppen die dortigen Festungen einzuräumen (7. Aug. 1764) und dann diese und die Landeshoheit dem Könige Louis XV. zu verpfänden (15. Mai 1768). Es war die völlige Abtretung nur Verpfändung genannt worden, um englische Einreden, welche sich erwarten ließen, leichter abzuwenden, da dergleichen auf Truppenbewegungen gegen das unruhige Genf erfolgt waren. Es war damals Choiseul in Verhandlungen begriffen, um mit den Landmächten, auf den Fall eines neuen Seekrieges, den Frieden zu befestigen: er verstärkte das Bündniß mit Oestreich durch die Vermählung des Dauphins mit der Erzherzogin, näherte sich dem Könige von Preußen, ließ die Königswahl in Polen durch russischen Einfluß geschehen, verwandte viel Geld *), um die französische Partei über die englische in Schweden herrschend zu machen, und begünstigte dort, als Letzteres misglückte, die Vergrößerung der königlichen Gewalt **), während Breteuil in Holland die Parteien beobachten, die republikanische für die Verfassung besorgt machen und den englischen Einfluß zu schwächen suchen sollte (Anweisung vom Aug. 1768). Wenn darauf Spanien von Choiseul nicht zu Thätlichkeiten (Juni

---

*) 1,830,000 Livr. auf dem Reichstage vom J. 1666. Wegen ähnlicher Kosten stiegen die Ausgaben für die auswärtigen Verhältnisse i. J. 1770 von 10,041.000 Livr. auf 11 Millionen.

**) Choiseul schrieb, d. 22. April 1766, dem Gesandten zu Stockholm: „Ich urtheile nach der Erfahrung, welche Thatsachen ergeben haben, daß Schweden aristokratisch, demokratisch und platonisch niemals ein nützlicher Bundesgenosse sein wird, und daß entweder die königliche Gewalt dort vergrößert, oder zwischen König und Senat getheilt werden muß, mit Beschränkung des Reichstages auf Steuersachen und Vorschläge zu Verbesserungen im Inneren".

1770) gegen die Festsetzung der Engländer auf den Falklandsinseln angereizt wurde, so stimmte er doch zum Kriege bei dem Könige, ward aber überstimmt; und die heimliche Angabe, die man dem Könige machte, daß Choiseul dennoch an dem Kriege mit England arbeitete, trug zu seinem Sturze bei. Sobald letzterer in Spanien bekannt ward, bewilligte man dort die Versöhnung mit England *). Es hatten dagegen die Türken, auf Choiseul's Betrieb, der Kaiserin Katharina II. von Rußland den Krieg erklärt (30. Octbr. 1786), ohne daß der französische Gesandte Vergennes die 3 Millionen anrührte, welche ihm dazu angewiesen waren. Der Krieg lief für die Türken unglücklich ab, ungeachtet ihnen eine Menge französischer Officiere zugesandt wurden; auch verbesserte er keineswegs die Lage Polens, wozu er französischerseits veranlaßt war. Die alte Verwirrung, die neue Verfolgung zwischen Dissidenten (protestantischen und griechischen Glaubensgenossen) und Katholiken, der Bürgerkrieg, die Flammenzüge russischer Heere, wilde Grenzhorden und schauderhafte Seuchen machten aus Polen ein Land unsäglichen Jammers. Das Volk schwebte in der Gefahr des Unterganges, und während bei den Nachbarn Theilungsgedanken über das Land so leise entstanden, daß ihr erster Ursprung noch nicht entdeckt worden, beschloß (1770) der französische Hof, den katholischen Conföderirten gegen Rußland einige Hülfe, namentlich 6000 Ducaten auf den Monat, zu geben, und sandte den Obersten Dumou-

*) Der französische Gesandtschaftssecretair zu London verrieth die Verhandlungen an Staatspapierhändler, nahm selbst jedoch so unglücklich an diesem Handel Theil, daß er nicht zahlen konnte, und klagte wider den Gesandten auf Schadenersatz, weil er auf sein Geheiß und für ihn den Handel getrieben habe; er ward aber verurtheilt.

riez zu ihnen, wollte auch mit Oestreich Rücksprache nehmen. Aber Choiseul's Abgang verminderte die Hülfsleistungen; und der östreichsche Gesandte erklärte dann, mit Entschuldigung über sein längeres Stillschweigen, daß Oestreich eine Zerstückelung von Polen geschehen lasse, da es Rußland und Preußen daran nicht hindern könne, ohne sich ihrer vereinten Macht feindlich gegenüber zu sehen; daß es eine solche Zerstückelung ungerecht finde, aber doch geglaubt hätte, daran theilnehmen zu müssen, um ihr Schranken zu setzen. Er beklagte sich zugleich über den geheimnißvollen Verkehr des Herzogs von Aiguillon, Ministers des Auswärtigen, mit preußischen Emissären, und besonders über seine Aeußerung, daß dem französischen Hofe die Vorgänge in Polen gleichgültig wären; behauptete auch, daß der König von Preußen von der Neigung des französischen Hofes, sich ihm zu nähern, zu Wien Nachricht gegeben habe. Aiguillon schlug dem Könige vor, die Niederlande anzugreifen, wenn Oestreich von der polnischen Theilung nicht abstehen würde; die Mehrzahl der Minister stimmte aber dawider, weil man die Kriegskosten nicht aufbringen könnte, und weil Polen, bei seiner Ordnungslosigkeit, sich doch nicht halten, seine Theilung aber das Machtverhältniß der Theilenden, bei ihrer gleichmäßigen Vergrößerung, nicht ändern, wol aber Zwist oder selbst Krieg zwischen ihnen veranlassen würde. Der König fügte sich, bemerkte jedoch, daß Choiseul die Zerstückelung von Polen *) verhütet haben würde. — Indessen war in Schweden eine Verfassungsänderung vorbereitet; der Graf von Fersen hatte zwar die Annahme französischer Gunstbe-

*) Verträge zwischen Rußland und Oestreich und Preußen, vom 25. Juli 1772, über die Besitznahme polnischer Lande.

zeigung verweigert; aber der Graf von Tessin ein Jahrgeld von 12,000 Livr., die Kaufmannschaft von Stockholm eine zinslose Anleihe von 800,000 Livr. erhalten, und der König selbst 1,200,000 Livr. empfangen, als er von dem Senate, durch die Verweigerung, Regierungshandlungen vorzunehmen, die Zusammenberufung des Reichstages erzwang. Bei seinem Tode (12. Febr. 1771) ward sein Sohn, nun König Gustav III., der sich zu Paris befand, in dem Vorsatze bestärkt, die bisher vergeblich versuchte Vermehrung der königlichen Gewalt in Schweden zu vollbringen, aber zugleich seine Hitze zu vorschneller Ausführung gemäßigt; man zahlte ihm sofort einen Theil der rückständigen Hülfsgelder, verhieß den andern und ernannte den Grafen von Vergennes zum Gesandten bei ihm. Dieser bethätigte in Schweden die französische (adelige) Partei für den König, und es verging ein bewegungsvolles Jahr, bis die Brüder des Königs in den Provinzen wider eine höllische Rotte zu den Waffen riefen, und der Senat, welcher Truppen nach Stockholm zog, sich des Königs zu versichern beschloß. „Morgen", sagte der Graf v. Vergennes, „muß die Revolution anfangen, oder Alles ist verloren". „Auf Morgen also", erwiederte der König. Der Oberst der Leibwache versagte den Dienst mit den Worten: „Ich bin jetzt Ihr Gefangener, werde aber bald Ihr Richter sein"; die Leibwache dagegen, die Besatzung, die Bürgerschaft erklärten sich für den König, und er verordnete (19. Aug. 1772), von ihm solle die bewaffnete Macht, Krieg und Frieden, die Vergebung der Aemter, die Ernennung des Senats, die Berufung und Auflösung des Reichstages abhängen. Vergennes berichtete darüber, das Ereigniß hätte sich wie von selbst gemacht, die Misbräuche, die Ausgelassenheit, die Auflösung der

Staatsordnung hätten nicht höher gesteigert werden können und unvermeidlich mit einer Revolution endigen müssen. Die Festigkeit des Königs wäre entscheidend gewesen. Seine Gegner hätten dazu durch Aufbringung des Volkes beigetragen und dasselbe auf eine Veränderung so vorbereitet, daß er sich nur hätte zeigen dürfen, um sie zu vollführen. — Aber nicht lange darauf berichtete wieder Vergennes, daß der König nur den Muth des Augenblickes habe, und daß die Natur ihn mehr zum Führer einer Verschwörung als zum Fürsten bestimmt zu haben scheine. Er fasse schnell auf, scheue sich aber vor dem Detail einer großen Verwaltung und verstehe nicht, durch Klugheit sich den Erfolg der Gewalt zu verwahren.

So ward die Freude wieder getrübt, welche der König Louis XV. über die Vermehrung der Gewalt des Königs von Schweden gehabt hatte, und er sah Frankreich selbst nicht ruhiger und nicht mächtiger, da die letzten Schranken der Regierungsgewalt mit den Parlementen gefallen waren. Die Regierung war in heimlicher Auflösung. Der Graf Broglie ward vom Hofe, wegen Beleidigung des Herzogs von Aiguillon, entfernt und leitete in der Verweisung das geheime Cabinet. Alle Minister hatten nur Verwirrung um und unter sich: sie mußten der damaligen Stimmung aller katholischen Höfe nach Kirchenverbesserung und zur Aufhebung der Jesuiten nachgeben und hatten deshalb in Frankreich Alle wider sich, welche die Jesuiten für die Stützen der Religion und öffentlichen Ordnung hielten und in den Provinzen das erbauliche und nützliche Leben der Verfolgten sahen; sie mußten in Kirchensachen wie Choiseul verfahren, und zürnend rief die Geistlichkeit wider sie, wie gegen Jenen, den alten Geist der Kirche an. Selbst nahe dem Lager des sterbenden Königs war keine Ruhe vor solchem Streite, und es sagte dort der Herzog

von Richelieu zu dem Erzbischofe von Paris: „Wollen Sie durchaus eine Beichte hören, so will ich Ihnen eine ablegen, dergleichen Sie noch nie gehört haben". — Die Minister hatten mit den alten Parlementen die Hülfe der richterlichen Gewalt verloren; die neuen Gerichtshöfe mußten der öffentlichen Meinung, der lauten Stimme der Prinzen und Pairs, dem stillen Widerstande des Landadels und der Bürger nachgeben; die alten Parlemente wurden als die wahren und unauflöslichen Rechtsbehörden betrachtet, und es trat gewissermaßen ein Stillstand der Gerichte ein. Die Landesverwaltung ward dadurch gleichfalls behindert, und Vereine betrieben ohne sie nützliche Anstalten. Der Finanzminister konnte mit den Einnahmen nicht auskommen und durfte keine neuen Abgaben auflegen, sondern mußte um die alten Steuern einen blutigen Krieg nicht blos an den Grenzen, sondern auch schon in dem Inneren führen und noch Mehres fürchten. Aus diesen Finanzrücksichten konnte gegen die auswärtigen Mächte keine drohende Sprache, so sehr Dieses Noth that, angenommen werden, und das Kriegführen im bisherigen Sinne war den gebildeten Leuten zum Ekel geworden. Voltaire hatte auch hierin wieder auf mannigfaltige Weise das Hauptwort genommen und der Humanität, von der man im Eingange des Friedensvertrages vom J. 1763 bereits gesprochen, die europäische Kriegswuth in der Wüste und in der Kälte des amerikanischen Nordens entgegengestellt, in hochgefeierten Schlachten keinen Kriegszweck und nichts als sinnloses Gemetzel gefunden und nach dem Ruhme gefragt, den es bringen könne, Menschenmengen, welche durch betrügerische Lieferanten halb verhungert und durch heimliche Krankheit halb verfault wären, zu nutzlosem Morde wider einander getrieben zu haben. Von

allen Seiten aber ward den Kämpfen und den Kriegen für die Freiheit Ehre und Preis ertheilt. Das französische Volk fühlte sich reich und stark und sah seinen *Staat* arm und schwach; die Kirche, die Gerichte, die Verwaltung in Verwirrung. Es wußte, daß Frankreich fruchtreicher und doppelt so volkreich als England war, und sah sich doch von diesem besiegt, von den übrigen Mächten zurückgesetzt. Seine Ordnung war erschüttert, sein Ehrgefühl beleidigt, und man klagte überall: wir sind in einem rechtlosen, schimpflichen Zustande, dem freien, mächtigen, glücklichen England *gegenüber*; und man glaubte mehr und mehr, daß nur von der Reichsversammlung Hülfe kommen könne. Darein, hatte der König erklärt, werde er nie willigen, und er fürchtete sich, mit dem Throne, wie Karl I. in England, *unterzugehen*, nachdem er in der Jugend mit dem Verdachte geheimer Lebensgefahr geängstigt, in späteren Jahren durch einen Meuchelmörder und durch den Argwohn der Vergiftung seines Sohnes erschreckt worden war. Die Liebe des Volkes war von ihm abgewandt, und die Hauptstadt feierte das ihr verbliebene Haus Orleans mehr als das Königshaus zu Versailles. Die Verachtung des Hofes, des Adels und der Kirche war zum herrschenden Tone geworden; statt *dem* Throne huldigte man dem französischen Volke, mit *Bewunderung* seiner Herrschaft über die gebildete Welt in Rücksicht auf Sprache und Sitten; und von dem Sturze der alten Ordnung, bei dem Falle der Jesuiten und Parlemente, *nahm* man die Losung zum Rufe nach einer neuen *Ordnung*. — Da starb, unter der zärtlichsten Sorgfalt seiner frommen Töchter, welche die Ansteckung der bösartigsten Blattern nicht scheuten, der König Louis XV. (10. Mai 1774.).


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06360 4147



